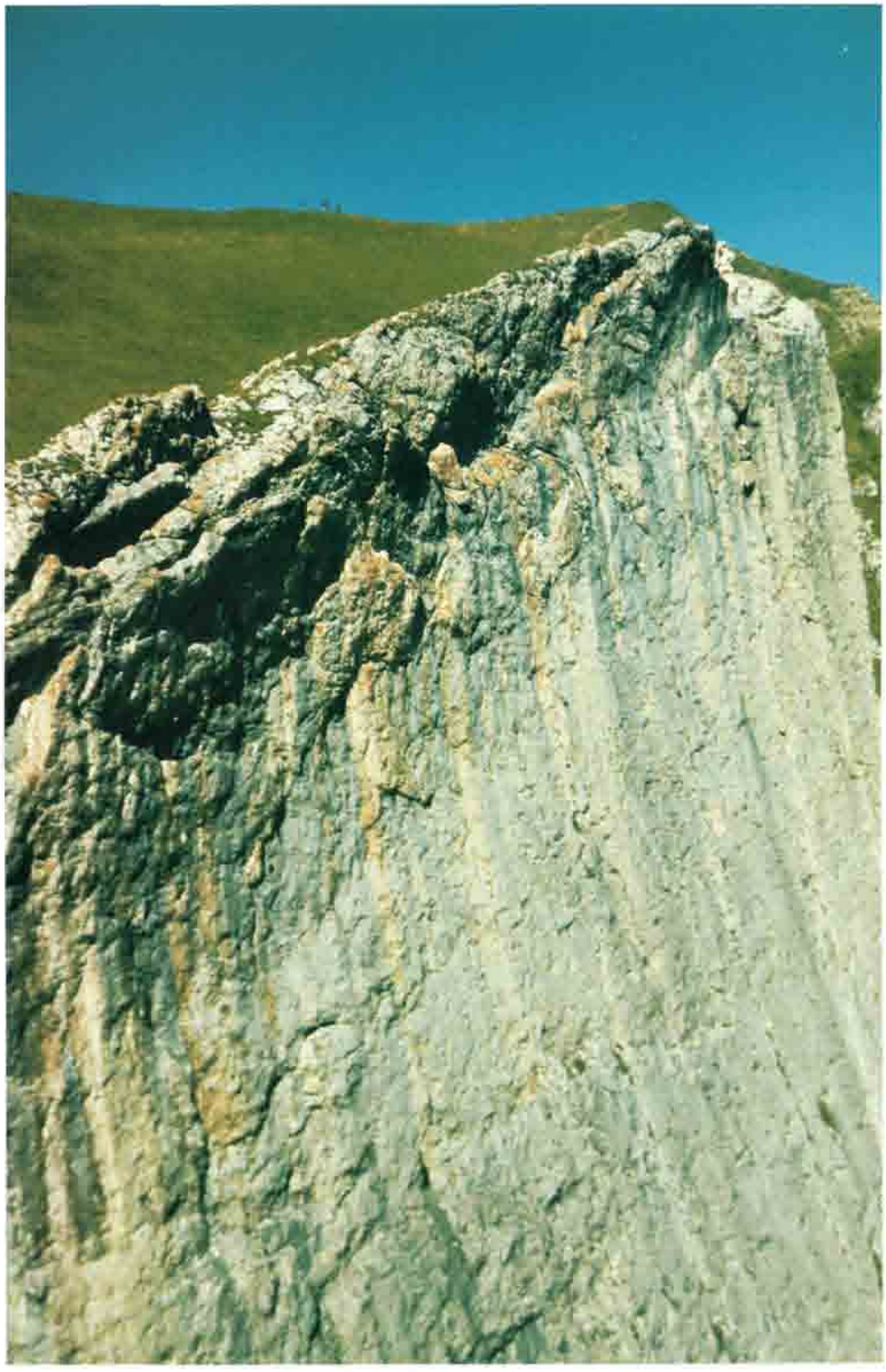


Berg '96

Alpenvereinsjahrbuch

(Band 120 der «Zeitschrift»)

Redaktionsbeirat
Josef Klenner, DAV
Prof. Dr. Christian Smekal, ÖAV
Luis Vonmetz, AVS
Elmar Landes

Redaktion
Walter Klier



Herausgegeben vom
Deutschen und Österreichischen Alpenverein
und vom Alpenverein Südtirol
München, Innsbruck, Bozen







Schutzumschlag (Titel):
Alexander Huber bei der ersten Rotpunkt-Begehung der Salathé-Route am El Capitan. Foto: Heinz Zak. (Vgl. Beitrag auf S. 210)
Vorsatz und hinterer Vorsatz:
Hans Johann Conrad Escher von der Linth, *Circular Aussicht von der Kuppe des Siedelhorns am Grimsel.* Vollpanorama vom Siedelhorn mit Horizontalwinkel von 360°. Bleistift und Feder, aquarelliert, 1806. Der Geologe Escher zeichnete auf unzähligen Fußreisen durch die Alpen über 900 topographische Ansichten, darunter etwa 200 Teilpanoramen und zehn Vollrundpanoramen, als erstes alpines Panorama überhaupt die Rundsicht von der Fibbia (2738 m) über dem Val Tremola. Die am Ort festgelegten Gebirgsprofile wurden zu Hause ausgemalt mit einer künstlerischen Begeisterung, die das Gelände zur Ausdrucksform geologischer Kräfte stilisiert. Escher schrieb 1811 in einem Brief: „Auch die lebhafteste Einbildungskraft ist diesen Genuß nicht zu verschaffen vermögend, und durch solche Zeichnungen werden erst wieder Bilder und Rückerinnerungen geweckt, die sonst sich allmählich ganz verlieren würden." Im Besitz der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich. Abdruck mit freundlicher Genehmigung.
Seite 2: Am Ostabsturz der Rofanspitze. Foto: Walter Klier
Doppelseite 4/5: Auf dem Pfad unter den Rofan-Nordwänden dahin, von der Ampmoos-Alm zum Zireiner See. Der entbehrungsreiche Rückweg nach Steinberg steht noch bevor. Foto: Walter Klier
Seite 6: Kotalm-Mittelleger im Rofan
Foto: Horst Heller / Kodachrome

ISSN 0179-1419
ISBN 3-7633-8059-0
Nachdruck von Beiträgen, auch auszugsweise, oder Bildern aus diesem Werk nur mit Genehmigung durch die Herausgeber. Alle Rechte vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.
Satz und Layout: Walter Klier
Druck- und fototechnische Ausführung: Steigerdruck, Lindenweg 37, A-6094 Axams.
Gedruckt auf chlorfreiem Papier.

Alleinvertrieb für den deutschen Buchhandel: Bergverlag Rudolf Rother GmbH, Haidgraben 3, D-85521 Ottobrunn.
Für Österreich: Freytag & Berndt, Schottenfeldg. 62, A-1071 Wien

Inhalt

Zur Einstimmung

9 *Franz Zauner*
„Schau, der Berg hat Ameisen."
Eine Spezies auf Skiern

Kartengebiet: Rofangebirge

13 *Egon Pinzer*
Altes Land an Achensee, Inn und Brandenberger Ache. Landeskundliche und kulturhistorische Streiflichter

25 *Brigitte Rieser / Hanspeter „Jesus" Schrattenthaler / Swami Prem Darshano*
Geschichte und Geschichten aus dem felsigen Rofan. Geologie, Ersteigungsgeschichte und aufregende Erzählungen von neuesten Felsfahrten

41 *Rudolf Wutscher*
Weite Wege im Umkreis kleiner Berge
Wanderungen in Rofan und Brandenberger Alpen

55 *Walter Klier*
Viel Adrenalin für wenig Fels
Aus dem Leben eines Normalverbrauchers

Aspekte alpiner Literatur
Großbritannien

65 *David Craig*
Gibraltar

69 *Richard Haszko*
The Long and Winding Road
Im Regen durch das nördliche Wales

73 *Tom Patey*
Old Man of Hoy

81 *Tom Patey*
A Short Walk with Whillans
An der Eigernordwand

87 *Mike Thompson*
Out with the Boys Again
Mit Chris Bonington am Everest

93 *Jürgen Fodor*
Clachaig Gully, seilfrei
Die verrückteste Kletterei der Welt

Vom Denken zum Tun und zurück
Philosophische Blicke auf den Alpinismus

100 *Heis Hans*
Die Kühnheit der Gesättigten

101 *Fritz März*
Wem gehört das Gebirg?
Der Konflikt zwischen Naturschutz und Bergsteigen

111 *Karl Lukan*
Das Ende war immer schon nah
Über die Zukunft des Alpinismus

119 *Ludger Lütkehaus*
... als ob Seneca unter die Kraxler gegangen wäre.
Reinhold Messner: Der 50jährige Alpinheros verändert sich

123 *Dieter Seibert*
„Sie haben's gut."
Dreißig Jahre als alpiner Profi-Schreiber und Fotograf

137 *Felix von Cube*
Lust an Leistung
Das Beispiel des Bergsteigens

143 *Martin Sexl*
Ich weiß nicht, daß ich weiß ...
Über die Zusammenhänge zwischen Erfahrung, Information und Literatur

151 *Rudolf Weiss*
Mit Kindern in die Berge
Lust, Frust und acht gute Gründe

Unter Gottes weiten Wolken
Kunst, Kultur, Wissenschaft

162 *Hans Jöchl*
Wolken
Farbstift-Wolkenbilder 1979—1994

163 *Rudolf Alexander Mayr*
Karls Abstieg
Aus einem neuen Roman

177 *Henriette Klier*
Aubet, Cubet, Quere
Drei Göttinnen aus Tirol

189 *Horst Wirth*
Fragile Zeugen frommer Vergangenheit
Holzkirchen in den Bergen der Slowakei

193 *Gernot Krestan*
Der Glanz vergangener Zeiten
Zur Geschichte des Bergführerwesens in Tirol

203 *Ernst Insam*
Berge
Acrylbilder 1990—1994

In die Ferne
Ausland / Expeditionen

210 *Alexander Huber / Heinz Zak*
Ende einer Regenzeit
Die erste Rotpunktbegehung der Salathé am El Capitan

221 *Michael Vogeley*
Djeballah. Auf der Suche nach Alabaster
Durch die Bergwildnis der Libyschen Wüste

227 *Michael Vogeley*
Uummanarsuaq. Grönlands Ende der Welt
Die Entdeckung eines Gebirges

241 *Martin Kind*
Cerro Torre — Mythos und Gralsberg
Patagonische Extremsituationen

251 *René Jentzsch / Falk Liebstein / Jörg Wilz*
Hushe — im verborgenen Tal
UIAA International Mountaineering Camp

261 *Martina Muckenthaler*
In der Steppe starker Rückenwind
Mit dem Fahrrad durch das südliche Patagonien

269 *Harry Neumann*
Zweitausend Kilometer durch das Karakorum
Annäherung an den K 2

277 *Dieter Elsner*
Alpinismus international
Bedeutende Unternehmungen 1994

Anhang

285 *Dr. Walter Treibel*
Bergmedizin, Höhenmedizin — ein Überblick



„Der Groß=Venediger in der westlichen Central=Alpenkette, seine erste Ersteigung am 3. September 1841, und sein Gletscher in seiner gegenwärtigen und ehemaligen Ausdehnung. Von Ignaz v. Kürsinger, k.k. Pfleger, und Dr. Franz Spitaler, k.k. Bezirksarzte zu Mittersill in Oberpinzgau. Mit einem Anhange: Die zweite Ersteigung am 6. September 1842. Von Dr. Spitaler." (Innsbruck 1843, Wagner'sche Buchhandlung)

«Schau, der Berg hat Ameisen.» Eine Spezies auf Skiern

Über Menschen, Evolutionstheorien und Sport

Franz Zauner

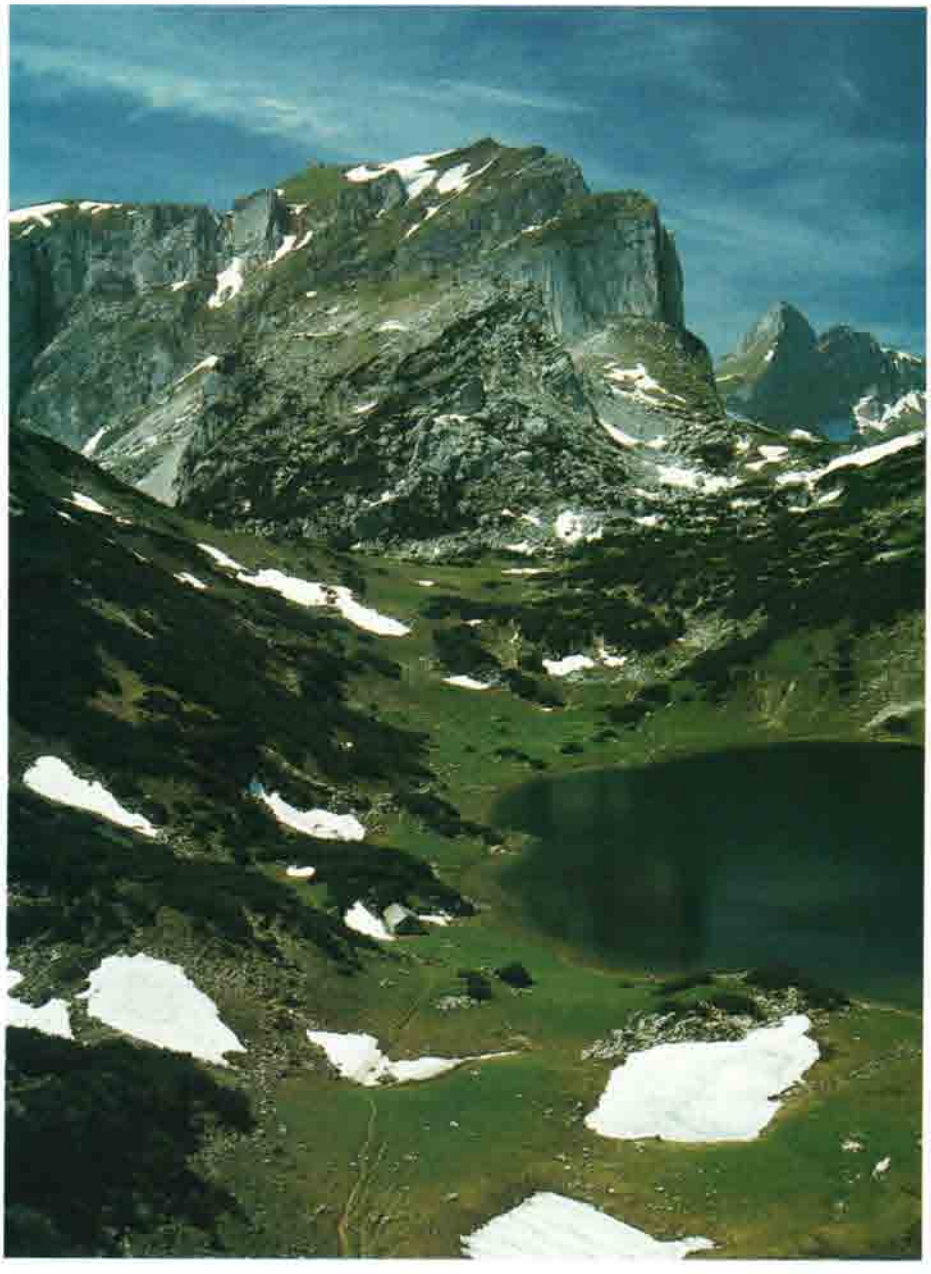
Es war Winter, wir fuhren an den Liften des Stuhlecks am Semmering vorbei, als meinem unermüdlichen Sohn der Satz einfiel. Zu Hunderten bewegten sich dunkle Punkte auf der kahlgeschorenen, weißen Glatze des Berges, Skifahrer, deren Hin und Her tatsächlich an das Durcheinander eines Ameisenhaufens erinnerte.
Solche Geistesblitze aus Kindermund machen Eltern stolz. Wenn man den Satz liebenden Auges betrachtet, was man als Vater naturgemäß tut, dann sieht man darin gleich ein funkelndes Koan, einen weisen Spruch, der mit geringstem Aufwand ausdrückt, was es zu sagen gibt.
Vorbehaltloses Staunen ist ein Privileg von Kindern und Weisen. Erwachsenen wären die Skifahrer vermutlich nicht einmal aufgefallen, sie sind an solche Anblicke gewöhnt. Sie brauchen schon einen Anstoß, um einen Moment lang, philosophisch gesprochen, etwas Selbstverständliches „an sich" zu sehen. Dann aber erscheinen Skifahrer flugs wie ein lustiges Wunder, eine Persiflage der todernsten Grundfrage, warum es etwas gibt und nicht vielmehr nichts.
Vor ein paar Milliarden Jahren fand laut dem common sense der Physiker ein Urknall statt, eine gewaltige Energieexplosion, in deren Verlauf sich Naturgesetze, Galaxien, Sonnensysteme und Planeten bildeten. Aus mikroskopisch kleinen organischen Verbindungen, denen das Kunststück der Reproduktion gelang, gingen so nach und nach Affen hervor. Und aus einem von ihnen der Urmensch, den wir uns gerne in Fell und mit Keule vorstellen. Der Urmensch, der erste Sapiens, enthielt aber genetisch gewissermaßen schon den Skifahrer. Es brauchte nur eine Evolution der Geschicklichkeit, ein paar kulturelle Zutaten, um Skistöcke, Anoraks, Ski und Skischuhe hervorzubringen. Das Lächeln im Gesicht des sonnenbebrillten Urlaubers existiert vermutlich schon seit ein paar hunderttausend Jahren im gestischen Repertoire der Art. Gerade der Skiurlaub gehört zu den Arrangements, in denen der Urahn in uns gekitzelt werden soll. Mit ameisenhafter Disziplin verfügen wir uns ins Eis, um systematisch unseren Bewegungsdrang zu leben. Am Steilhang kommen die älteren, nachgeordneten Teile des Zentralnervensystems zu ihrem Recht, Balance ist hier gefordert, Geschicklichkeit, Mut, Ausdauer, Koordination, die Beherrschung der Grundtugenden des Lebens in der Natur. In selbstverständlicher Kollektivität schwärmen die Hundert- und Tausendschaften der Urlauber aus. Es gibt, wie in einem Ameisenhaufen, nichts zu fragen, es gibt nur etwas zu tun. Der Mensch lebt auf Skiern ausschließlich für den nächsten Schwung. Er verbündet sich mit der Schwerkraft, um der Topographie ein Schnippchen zu schlagen. Wenn alles klappt, spürt er die Leichtigkeit des Seins. Und sogar der Niederlage eines Sturzes kann man den Sieg der Wiederauferstehung abringen. Deshalb hat der Berg Ameisen.
Der Leib will gefühlt sein. Ist aber nicht die extreme Körperlust unserer Zeit ein Indiz dafür, daß es immer schwieriger wird, selbstverständlich ein Ich zu spüren? Seelensuche setzt immer komplizierte Versuchsanordnungen voraus. Deshalb können wir unser Koan auch als ökologische Schelte verstehen. Es lädt dazu ein, sich mit dem Berg zu identifizieren.
Könnte er fühlen, spürte er vermutlich ein lästiges Krabbeln und Zwicken auf seiner dünnen Erdhaut, ärgerliche Juckreize von den schwingenden Stahlkanten, schmerzende Stiche von den Skistöcken. Wir könnten es dem steinernen Koloß nicht verübeln, sollte er versuchen, die Lebewesen, die ihn so belästigen, abzuschütteln. Nicht nur der Berg, der ganze Planet würde mit Stärke 9 auf der Richterskala wackeln, um sich Erleichterung zu verschaffen. Denn nicht nur der Berg, die gesamte Kruste hat Ameisen, eine recht kriegerische Sorte noch dazu. Überall baggert, schürft und bohrt sie. Jeden Tag wird dem Planeten ein neues Stück Zaumzeug aus Beton umgehängt. Kabel und Drähte umschlingen ihn, die Menschheit arbeitet emsig und ohne Rücksicht auf Verluste an ihrem Bau. Sie hat die Tendenz, die sichtbare Natur in eine Residualgröße zu verwandeln, in einen Park. Und so wird sie auch behandelt. Aus der Perspektive des selbstbewußten Skifahrers ist der Berg nicht viel mehr als ein uralter, harmloser Zausel, der äußerstenfalls sein Haupt ein wenig grantig umwölkt. (Wir wissen, sobald wir von

Lawinentoten und Murenabgängen lesen, daß er auch anders sein kann.)
Jedenfalls hat uns das Koan, wie es sich für diese Art von Denkübung gehört, gleichzeitig erfreut und erschreckt. Wenn wir uns in die Lage des Skiurlaubers versetzen, interpretieren wir den Satz „Der Berg hat Ameisen" als ironische Frohbotschaft. Wenn wir die Partei des Berges ergreifen, dann wird er zur Hiobsbotschaft, und wir befinden uns in der Tradition der Apokalypse. Wir leben in einer Zeit, in der beide Zuordnungen tadellos funktionieren: Noch nie in der Geschichte vermochten sich so viele Menschen so innig mit der Natur anzufreunden wie heute, und noch nie war gleichzeitig die Angst vor ihr und ihren Rachegelüsten so weit verbreitet. Die Frage, wie sie es per Evolution zulassen konnte, daß am Ende des 20. Jahrhunderts ihre wichtigste Hervorbringung so seltsam vor sich selber dasteht, muß sie sich freilich gefallen lassen.
Sollte der skifahrende Sapiens rot werden oder nicht? Ziehen wir zunächst einen Apokalyptiker zu Rate, den südafrikanischen Forscher Raymond Dart. Ihm verdanken wir das Wissen um die Existenz einer noch nicht skifahrenden Vorrasse, des Australopithecus. Dart hatte in den zwanziger Jahren einen seltsamen fossilen Schädel betrachtet und die richtigen Schlüsse gezogen. Er glaubte, auf dem Schädel Spuren von Gewaltanwendung zu erkennen, die die Annahme eines prähistorischen Kannibalismus rechtfertigten.
Er folgerte später: „Die blutbesudelten, von Schlächtereien zeugenden Archive der menschlichen Geschichte, beginnend bei den ältesten sumerischen und ägyptischen Aufzeichnungen bis zu den jüngsten Abscheulichkeiten des Zweiten Weltkriegs, stimmen mit diesem frühen universalen Kannibalismus überein."
Apokalypsen entwickeln seit jeher einen unwiderstehlichen Sog, und es fällt nicht schwer, in der Tradition Professor Darts die aktuellen Entwicklungen zu kommentieren. Der Klage, daß wir zu viele sind und das Falsche tun, wagen selbst die sonnigsten Wedelkünstler nicht zu widersprechen. Dem Kohlenwasserstoff-Zeitalter, in dem wir uns befinden, eignet eine frankensteineske Ästhetik: Stinkender Schlamm aus prähistorischen Flugsauriern und postkambrischem Plankton, unter hohem Druck vergoren, sondert jenen braunen Leichensaft ab, auf dessen Verbrennung die moderne Zivilisation beruht — und auch die Produktion unserer Ski. Gigantische Energien und Ressourcen stehen zwar zur Verfügung, trotzdem scheinen die alten Gespenster, Hunger, Krieg und Seuchen, unbesiegbar. Das globale Dorf, einst ein Versprechen, ist für viele eine Art Strafkolonie. Die Macht, im großen Maßstab etwas zu bewirken, liegt bei supranationalen Allianzen und Konglomeraten, die sich willkürlich und undurchschaubar wie Strudel im Fluß bilden — und die Pleiten unserer Skifabriken mitverursachen. Die Welt, von der man bis vor kurzem noch dachte, daß sie in jeder Hinsicht machbar wäre, erweist sich als unsteuerbar. Die Variablen vermehren sich so rasch, daß die Gleichungen nicht mehr mitkommen. Nur Scharlatane glauben nach diesem Jahrhundert noch an eine politische Mathematik, die klare und eindeutige Resultate verspricht. Ob Vernunft wirklich die geschichtliche Bestimmung des Menschen ist, bleibt eine offene Frage, auch in den Wintersportgebieten, wo Skirowdies immer wieder von sich reden machen.
In dem Buch *Tommyknockers* erfand ein anderer, ein belletristischer Apokalyptiker, der amerikanische Horror-Bestsellerautor Stephen King, eine monströse Rasse, indem er ihr nur ein wenig übertrieben menschliche Eigenschaften andichtete: Die Monster, die so entstanden, sind ein Volk aus skrupellosen Bastlern. Sie konstruieren Maschinen, deren Folgewirkungen ihnen egal sind. Sie beuten erbarmungslos ihre organische Umwelt aus. Auch das war beim Menschen immer der Fall. Überall, wo er auftauchte, verschwanden augenblicklich Tierarten. Wo immer er leicht jagdbares und schmackhaftes Wild fand, hielt er gigantische Festmähler, ohne Rücksicht auf Verluste. Und die Bastelgeschichte, vom Turmbau zu Babel über die eingestürzten Kathedralen der Gotik bis hin zu den durchdrehenden Atommeilern, belegt eindrucksvoll, daß der Rasse im Zweifelsfall Probieren über Studieren ging. Aus ökologischer Sicht wurde die Krone der Schöpfung damit als Sonderschüler der Evolution entzaubert. In der technischen Hochzivilisation zeigt der aus dem Urwald entlassene Affensprößling sein wahres Gesicht. Nicht einmal die paar Tonnen Uran, die es weltweit gibt, kann er vor seinesgleichen verstecken, von den anderen Giften ganz zu schweigen.
Die Liste wird täglich von den Medien erweitert, ich möchte sie nicht fortsetzen. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß Sie es vermutlich für völlig normal, ja für verdienstvoll und notwendig halten, wenn man Ihren Stamm als horriblem Neandertaler, als genetischem Irrläufer, kurz: als planetarischem Hauptschädling, als globalem Lausbefall, als galaktischer Krätze die Leviten liest. Selbst die Traumfabrik Hollywood, die von der Ausbeutung menschlicher Attraktivität lebt, wagt nichts Gutes mehr über den Menschen zu sagen. Vor kurzem erklärte der weltberühmte amerikanische Schauspieler Dustin Hoffman bei der Premiere seines Films *Outbreak*, der sich mit einer rätselhaften Viren-Epidemie beschäftigt: „Das schlimmste Virus ist der Mensch. Irgendwann wird sich die schwer geschädigte Natur gegen ihn wehren."
Kein Wunder, daß die Verteidigung der Art heute meist hanebüchenen Klerikerworten oder pathetischen Politikerreden vorbehalten bleibt. Außerhalb der institutionalisierten Feierstunden wagt es niemand mehr, das Hohelied des Menschengeschlechts zu singen.
Auch ich wage es nicht. Doch wie sich herausstellte, hatte die Sache mit Professor Darts eingeschlagenem Schädel eine prähistorische Pointe: Mit höchster Wahrscheinlich-

keit wurde das Fossil durch Gesteinsbewegungen im Bereich der Fundstelle zerdrückt.
Das beweist immerhin, daß im Umgang mit dem Urahnen Vorsicht geboten ist. Zweifellos ist er der einzige, der uns zuverlässig erzählen könnte, warum wir sind, wie wir sind. Doch wir wissen wenig von ihm. Die Reste, die von ihm geblieben sind, ein Kieferknochen hier, eine Schädelplatte da, ein paar grob behauene Steine dort, besagen nicht viel. Was selbst intelligente Leute nicht daran hindert, aus dem, was sie über den Urahn denken, mehr oder weniger komplette Ratgeber für alle möglichen zivilisatorischen Angelegenheiten zu verfassen.
Doch die Tips divergieren, denn sie beruhen auf Spekulationen. Wie war der Urahn? War er ein schwer beschäftigter Eiszeitjäger mit krachendem Magen, in bitterer Konkurrenz zur Nachbarsippe, nicht mehr zu halten vor Mordlust, sobald er ein Mammut sah? Oder eine singende Frohnatur, nur im äußersten Notfall dazu zu bewegen, die heimelige, kuschelige, gemütliche, sanges- und tratschfreudige Höhlengemeinschaft zu verlassen, um eine Yams-Wurzel zu holen?
Versuchen wir es zur Abwechslung mit einer gemütlichen Theorie. Der britische Schriftsteller Bruce Chatwin hat in seinem Buch *Traumpfade* eine untersucht, die sehr plausibel klingt: Wie alle Lebewesen hatten auch die frühen Hominiden einen Freßfeind. Es könnte der Dinofelis gewesen sein, eine Abart des Säbelzahntigers. Skelettfunde lassen auf eine relativ plumpe, kräftige Carnivorenart schließen, viel zu ungeschickt für flinke Tiere, aber wie geschaffen für Bodenlebewesen, die gerade das Gehen lernen. Mit seinen stämmigen Kiefern konnte er seine Beute voll verwerten, sogar Schädel knacken und Knochen brechen. Den frühen Hominiden, spekuliert Chatwin, ist es gelungen, in höchster Bedrängnis den fürchterlichen Feind zu besiegen. Damit verglichen, war alles weitere ein Kinderspiel. Seitdem sind wir eine Spezies auf Urlaub, allerdings mit dem tiefsitzenden Tick, abhandengekommene Ungeheuer aus freien Stücken in neuer Gestalt zu erzeugen.
Das führt uns wieder zurück zum Skiurlaub: Wir verhalten uns darin tatsächlich wie eine Spezies auf Urlaub. Und damit erledigt sich auch der Vergleich mit den Ameisen, er ist zoologisch unhaltbar. Ein Ameisenhaufen ist ein Gehirn auf Milliarden Beinen. Es denkt unaufhörlich den Ameisenimperativ: Alle für einen, einer für alle. Im Ameisenhaufen gibt es weder Zank noch Hader, dafür aber auch keine Rast und keinen Urlaub, nur bedingungslose Hingabe, immerwährende Kollektivität, absoluten Teamgeist. Davon ist unsere Rasse Lichtjahre entfernt.
Nein, der Berg hat Menschen. Menschen, die sich in langen Schlangen vor den Skiliften anstellen. Und in diesen Schlangen geht es höchst menschlich zu. Es wird getratscht und gelacht. Doch plötzlich wird einem Skifahrer das Warten zu bunt, und er drängt sich vor. Manchmal gelingen derartige Manöver. Doch meistens scheitert der Ungeduldige an der sich spontan bildenden Empörungsgemeinschaft der Überrumpelten.
Nehmen wir einmal an, empfiehlt Chatwin, daß wir nicht so sehr eine räuberische Spezies sind, sondern eine Spezies auf der Suche nach einem Räuber: „Würde eine allgemeine Theorie der Verteidigung nicht besser erklären, warum Angriffskriege auf Dauer nicht zu führen sind? Warum Tyrannen nie gewinnen?"
Menschliche Eigenschaften wie Geduld, Fürsorge und Witz, die das Gemeinschaftsleben erleichtern, erschienen als folgerichtige Stratageme für das Überleben gegen den wahren oder eingebildeten Freßfeind. Nicht nur im Skiurlaub stünden die Aggressiven dieser Welt plötzlich reichlich denaturiert da.
Es scheint ja überhaupt ein zeitbedingtes Vorurteil zu sein, daß agressive Dynamik die Mutter aller Dinge ist. Es kommt aus den Gegebenheiten einer globalen Konkurrenz, die dazu führt, daß immer mehr Branchen an jedem Punkt der Erde gegeneinander im Wettbewerb stehen. Die schlechtesten sozialen Bedingungen sind dafür am besten. Volkswirtschaften, die keinen Skiurlaub kennen, sind, da Geographie keine Rolle mehr spielt, die Vorreiter einer sich global durchsetzenden Art von totaler Mobilmachung. Was der Skiurlaub dagegen unternimmt, ist leicht erklärt: Ebenso, wie es Grenzen des Wachstums gibt, gibt es Grenzen des Wettbewerbs. Höchster Skigenuß kommt nicht aus Konkurrenz, sondern aus dem Streben nach Konkurrenzlosigkeit, nach Singularität.
Wir wissen nicht, ob der Urahn Freude verspürte, wenn er wieder einmal vor einem Säbelzahntiger stand. Er wird sich vermutlich gefragt haben, warum es Säbelzahntiger gibt und nicht vielmehr nichts. Ähnlich denkt der Skifahrer vor dem Anblick der Buckelpiste. Dann tut er, was die Menschen immer getan haben: Er gebraucht seine Werkzeuge und leistet seinen Beitrag zur Evolution der Geschicklichkeit.
Nein, im Zweifelsfall sind „Ameisen am Berg" eine ironische Frohbotschaft. Mein kleiner Sohn hat das immer gewußt. Er wirkte bei ihrem Anblick sehr vergnügt.

Kartengebiet: Rofangebirge

Egon Pinzer
Brigitte Rieser
Swami Prem Darshano
Hanspeter «Jesus» Schrattenthaler
Rudolf Wutscher
Walter Klier



**Frühsommer.
Auf dem Weg zur Rofanspitze.
Blick über die Senke des Zireiner Sees
gegen die Rofan-Ostwand
Foto: Walter Klier**

Altes Land an Achensee, Inn und Brandenberger Ache

Landeskundliche und kulturhistorische Streiflichter rund um das Rofan

Egon Pinzer

Im Norden des Inntales, zwischen dem Achensee und der Brandenberger Ache, ragt das Rofangebirge empor. Der Name dieses aus korallenreichem Riffkalk aufgebauten Gebirgsstockes mutet fast fremdartig an. Schon Ludwig Steub, der aus Aichach in Oberbayern stammende bedeutende Tirol-Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, erfreute sich an den „schön und wunderlich klingenden" Gebirgsnamen in dieser Bergwelt. Sie alle waren für Steub Belege für die frühe Benennung des schon von rätischen Bauern als Almweide genutzten Gebirges. Professor Karl Finsterwalder aus Rosenheim, der sich jahrzehntelang mit der Tiroler Namensforschung beschäftigte, führt den Namen „Rofan" auf eine vorrömische Alpensprache zurück, wobei „rova" soviel wie „Mure, Erd- oder Felssturz" bedeutete. Vielleicht gab der mächtige Pletzach-Bergsturz, der im 4. oder 5. vorchristlichen Jahrhundert zwischen Münster und Kramsach ins Inntal herunterbrach, dem Gebirge seinen Namen. Weitere Namen, welche die Erinnerung an die Nutzung des Rofans durch alpenromanische Bauern wachhalten, sind Alpigl (alpicula = kleine Alm), Dalfaz (talvades = Heustadel), Ludoi (lutu = Kot, lutaria terra = Kotiges Land), Mauritz und Zirein.

Die prähistorische Inschrift am Schneidjoch

Weit zurück in die Vergangenheit unseres Landes weist auch der Aufsehen erregende Fund einer prähistorischen Inschrift am Schneidjoch im Gemeindegebiet von Steinberg am Rofan. Im Sommer 1957 entdeckten die beiden Bergsteiger Walter Riedl aus Innsbruck und der Steinberger Lehrer Franz Schmid nahe der Gufferthütte in einer höhlenartigen Spalte, aus der auch heute noch eine kleine Quelle entspringt, eine geheimnisvolle, aus 118 Buchstaben bestehende achtzeilige Inschrift. Die 1550 m hoch gelegene Fundstelle befindet sich unweit eines urzeitlichen, von Jägern und Erzsuchern begangenen Weges vom Inntal in das Gebiet des Tegernsees. Die Schriftbänder sind zwischen einem und zwei Meter lang, die Schriftzeichen unterschiedlich gut erhalten. Paläographen, die alte schriftliche Denkmäler zu enträtseln versuchen, und Archäologen beschäftigen sich seither mit diesem für Tirol einzigartigen Fund. Sie fertigten mehrmals Abdrücke an und ordneten sie einem nordetruskisch-rätischen Alphabet, das zwischen 400 vor Christus und der Zeitenwende in Gebrauch stand, zu. Einige Wissenschaftler vermuten, daß es sich um einen Hinweis auf die Quelle, die vermutlich dem Gott Kastor geweiht war, handelt. Kastor war einer der Zwillingssöhne des Zeus und der schönen Leda und galt als Nothelfer im Kampf und bei Naturgefahren. Sicher zu deuten ist nur die achte Zeile der Inschrift, welche die Stätte als heiligen Ort bezeichnet.

Von Jenbach aus ins Rofan

Wer das Rofan besuchen möchte und mit der Eisenbahn anreist, wird in den meisten Fällen am Bahnhof Jenbach aussteigen. Dieser Bahnhof hat eine in Europa einmalige Besonderheit aufzuweisen. Drei Eisenbahnlinien mit verschiedenen Spurweiten kommen hier zusammen: die Österreichische Bundesbahn mit der Normalspurweite von 1,435 m, die Achenseebahn mit 1 m und die Zillertalbahn mit 70 cm.

Dem Kasbach, der früher „Ympach" hieß, verdankte die heutige Marktgemeinde Jenbach sowohl ihren Namen als auch einen wichtigen Energielieferanten für die Schmelzhütten, die hier seit der Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden. Da der Bach weder Muren noch Wildwasser führte, eignete er sich besonders gut, um die zur Erhöhung der Schmelztemperaturen notwendigen Blasbälge zu betreiben. Aus dem größten Hüttenzentrum des Unterinntales während der großen Zeit des Tiroler Bergbaus entwickelte sich im Laufe der Jahrhunderte der erste reine Industrieort des Landes. Heute erzeugen die weit über die Grenzen Tirols hinaus bekannten „Jenbacher Werke" Dieselmotoren, Diesellokomotiven, landwirtschaftliche Maschinen und Seilbahnkabinen. 1927 wurde im Westen Jenbachs, in der Nähe des berühmten Schloßes Tratzberg, das Achenseekraftwerk erbaut. Das E-Werk erhält sein Wasser durch einen 4,5 km langen Druckstollen, der vom Achensee gespeist wird. An die große technische Tradition Jenbachs anknüpfend, gründete man hier 1971 eine Hö-



**Der Achensee um das Jahr 1500.
Blick von Süden, rechts das Rofangebirge.
Aus dem Fischereibuch des Kaisers Maximilian.
Österreichische Nationalbibliothek,
Abdruck mit freundlicher Erlaubnis**

here Technische Bundeslehranstalt für Betriebstechnik.
Technisch hervorragend begabt war der 1817 in Jenbach geborene Arzt Dr. Norbert Pfretzschner, der u.a. den Malzkaffee und die erste photographische Trockenplatte, die im Berliner photographischen Museum ausgestellt ist, erfand. Aus Jenbach stammt auch der Gerbersohn Siegmund Haffner, der 1752 in Salzburg das Bürgermeisteramt bekleidete. Als er in den Adelsstand erboben wurde, komponierte Mozart ihm zu Ehren die unsterbliche Haffner-Symphonie.
Jenbachs kostbarstes Baujuwel ist die um 1500 zur Zeit des blühenden Bergsegens errichtete spätgotische Dekanatskirche zu Ehren des hl. Bischofs Wolfgang. Auffällig ist die reiche Verwendung des schönen roten Marmors aus der Hagau bei Kramsach. Von der einstigen gotischen Ausstattung sind die sitzende Madonna am rechten Seitenaltar und zwei wertvolle Zunftstangen bemerkenswert. Die Kirche wurde um 1730 barockisiert und 1960 restauriert.
Am Südtirolerplatz, gegenüber der 1928 nach den Entwürfen von Clemens Holzmeister erbauten Hauptschule, steht ein Denkmal, das an die 75.000 Südtiroler erinnert, die 1939 ihre Heimat verlassen mußten. 22.000 von ihnen ließen sich in Nordtirol nieder, 376 Familien fanden in Jenbach ihre Heimat.

Mit der Zahnradbahn zum Achensee

Die Achensee-Zahnradbahn wurde 1889 eröffnet und verbindet Jenbach mit Seespitz am Achensee. Heute ist sie die älteste ausschließlich mit Dampf betriebene Zahnradbahn Europas. Der ursprüngliche Plan, die Bahn auf einer Fähre über den Achensee und weiter bis Tegernsee zu führen, scheiterte, da das k.u.k. Eisenbahn-Ministerium das Projekt aus Sicherheitsgründen ablehnte.
Die Zahnradbahn überwindet auf ihrer 6,7 km langen Bergfahrt in 40 Minuten einen Höhenunterschied von 440 m. Stellenweise beträgt die Steigung 16%. Jede der drei Dampflokomotiven, die auf der Strecke verkehren, entwickelt bei einem Dampfdruck von 11 Atmosphären je 180 Pferdestärken. Für die Hin- und Rückfahrt verbraucht jede Lok rund 300 kg Anthrazit und 3 Kubikmeter Wasser. Drei voneinander unabhängige Bremssysteme gewährleisten absolute Betriebssicherheit, so daß sich seit Eröffnung der Bahn kein einziger Unfall ereignet hat. Bevor die Zahnradbahn schnaubend Maurach und schließlich den Achensee erreicht, hält sie im vielbesuchten Wallfahrtsort Eben.

Die heilige Dienstmagd Notburga

Hier in der Pfarrkirche von Eben befindet sich die letzte Ruhestätte der hl. Notburga, der Patronin der Dienstmägde und Bauern. Sie wird bei Viehkrankheiten und in allen Nöten der Landwirtschaft sowie als Anwältin der Arbeitenden angerufen. Die vor wenigen Jahren prächtig restaurierte Kirche entstand 1738 an Stelle früherer Gotteshäuser.
Den Innenraum der schönsten Kirche des Achenseegebietes schmücken hervorragende Rokokostukkaturen des berühmten Franz Xaver Feuchtmayr aus Wessobrunn und Fresken vom Schwazer Maler Johann Georg Höttinger. Sie schildern die Legende der in Tirol und Bayern so volkstümlichen Heiligen. Als kostbaren Schatz birgt die Kirche am Hochaltar ihre in prächtigen Brokat gekleideten Gebeine. Bemerkenswert ist, daß es außer in Eben keine Kirche gibt, in der die Reliquien eines Heiligen auf dem Hochaltar stehend zur Verehrung aufgestellt sind. Der Notburgareliquie fehlen allerdings die Hände. 1878 wurde in die Kirche eingebrochen. Die Diebe raubten der Reliquie die „Pretiosen", die ihr von den Wallfahrern als Votivgaben gespendet wurden. Da es ihnen nicht gelang, die kostbaren Ringe von den Fingern zu streifen, stahlen sie auch die beiden Hände.
Die heilige Notburga wurde 1265 als Tochter eines Hutmachers in Rattenberg geboren und starb 1313 auf der Rottenburg oberhalb von Rotholz. Als junges Mädchen arbeitete sie als Köchin auf der Rottenburg, wobei sie die Speisereste ihrer Herrschaft den an der Schloßpforte bettelnden Armen der Umgebung schenkte. Dies erzürnte die geizige Schloßherrin, sodaß Notburga von der Rottenburg gejagt wurde. Von diesem Zeitpunkt an wich das Glück von der Burg. Die Schloßherrin starb, und ihr Geist mußte als Schwein weiterleben, da sie die Speisereste, seitdem die mildtätige Notburga nicht mehr auf der Burg weilte, lieber den Schweinen als den Bettlern gegönnt hatte.
Notburga hatte sich inzwischen als Magd bei einem Bauern in Eben verdingt. Beim Antritt ihres Dienstes hatte man vereinbart, daß sie nach dem Abendläuten nicht mehr arbeiten müsse, damit sie im nahen Kirchlein beten könne. Als der Bauer einmal diese Abmachung nicht einhielt und verlangte, daß die Magd wegen eines nahenden Gewitters noch nach Feierabend das Korn fertig schneiden müsse, rief Notburga Gott zum Zeugen an. Sie warf ihre Sichel in die Luft, damit Gott entscheide, ob sie weiterarbeiten solle oder nicht. Das Wunder geschah, die Sichel blieb frei schwebend in der Luft hängen. Seither verkörpert die liebenswürdige Heilige das soziale Gewissen. Sie trat für soziale Gerechtigkeit gegenüber dem arbeitenden Menschen ein, für das Einhalten von Arbeitsruhe und Erholung und die Achtung vor der Heiligkeit des Sonntags.
Nach dem Tode der frommen Magd legte man ihren Leichnam auf den Wagen eines Ochsengespannes. Die Tiere zogen trockenen Fußes durch den Inn, der sich, wie einst das Rote Meer in alttestamentarischer Zeit, teilte. Dann ging es weiter den steilen Weg dem Kasbach entlang hinauf nach Eben, wo die Ochsen stehen blieben. An dieser Stelle wurde Notburga beigesetzt. Bis zum



heutigen Tag pilgern zahlreiche Wallfahrer zu ihrer Grabstätte. Und noch immer ruft ihr manch Hoffnungssuchender in einem alten Pilgerlied zu:

Inntaler Frau!
Auch auf Etschland schau.
Vor aller Not zu beschützen,
vor den Schauersfall zu schützen,
wend' ab das schädlich Blitzen.

Sehenswert ist die Notburgaprozession in Eben, die jeweils am Nachmittag des Sonntages nach dem Notburgafest (13. 9.) stattfindet.

Die Rofanseilbahn in Maurach

Maurach ist die letzte Station der Zahnradbahn vor dem Achensee. Hier treffen sich die Zahnradbahn, die neue Achenseestraße und der von Jenbach durch den steilen Kasbachgraben heraufführende alte Weg. Unmittelbar an der neuen Achenseestraße liegt in 980 m Höhe die Talstation der 1959 erbauten 2250 m langen Rofanseilbahn. Nur fünf Minuten dauert die Bergfahrt, die über eine einzige Stütze zur 1840 m hoch gelegenen Erfurter Hütte des DAV führt. Einmalig ist schon während der Auffahrt der Blick hinunter zum Achensee, in das Karwendelgebirge, in das Inntal und zu den Gletscherriesen der Zillertaler Alpen. Die Bergstation ist Ausgangspunkt vielfältiger Wanderungen und Bergtouren der verschiedensten Schwierigkeitsgrade im Rofangebirge. Typisch für den Gebirgsstock sind bizarre großartige Felsformationen und jähe Steilwände, dazwischen weite Hochalmen und grasige Grate. Überaus mannigfaltig ist hier die Alpenflora, kaum irgendwo in den Ostalpen ist sie üppiger und artenreicher. Auffällig sind die häufigen Karsterscheinungen, wie tiefe Karren, Dolinen und kleinere Seen. Der schönste und größte dieser Karstseen ist der sagenumwobene Zireiner See, der in Kaiser Maximilians Fischereibuch als „der Wildsee auf dem Sunwendjoch" bezeichnet wird.
Adolf Pichler, der auf seinen geologischen Streifzügen das damals noch einsame Rofangebirge durchwanderte, überlieferte uns die Sagen um den hochgelegenen See:
„Die Fische haben Goldsand im Magen, ein Fischer baute sich einen Kahn und angelte nach ihnen. Da tauchte eine ungeheure Schlange auf und drohte, ihn zu verschlingen. Er warf ihr den Brotlaib, den er bei sich hatte, in den Rachen und erreichte, während sie diesen verschluckte, glücklich das Ufer.
Einst wird der See ausbrechen und alles verwüsten. Um es zu verhindern, wurden im Kloster zu Mariatal Messen gestiftet. Er bleibt nun zwar in seinen Ufern, brüllt jedoch in der Johannisnacht so fürchterlich, daß man ihn weithin im Zillertal und Brandenberg hört."

Das Rofangebirge von Nordwesten. Blick vom Gipfel der Seekarspitze (Karwendel) über den Achensee
Foto: Walter Klier

Der Achensee

Die Endstation der Zahnradbahn liegt an der Schiffsstation „Seespitz" am Südufer des Achensees. Er ist der größte und wohl auch schönste See Tirols, 400 m über dem Inntal gelegen, knapp 10 km lang, 1 km breit und bis 132 m tief. Die tiefste Stelle wurde vom berühmten Dachsteinforscher und Geographen Friedrich Simony, einem Freund Adalbert Stifters, im Jahre 1873 ausgelotet. Schon Hermann Gilm, der große Tiroler Lyriker, pries den See als das „Kronjuwel Tirols", und Adolf Pichler, der markanteste Schriftsteller des Landes im 19. Jahrhundert, durchstreifte mit seinem Geologenhammer das Gebiet rund um das herrliche Gestade. Dreißig Jahre lang war er Gast bei der schönen Scholastika, der angesehenen Wirtin am Nordende des Sees. Ein weiterer Treffpunkt vieler Künstler und Gelehrter war der Achenseehof, den der Zillertaler Nationalsänger Ludwig Rainer mit dem Geld, das er sich auf seinen Weltreisen ersungen hatte, als Hotel erbaute.

Als der weitgereiste Zillertaler, der mit seiner Sängergruppe das Tiroler Volksliedgut und vor allem das Stille-Nacht-Lied weit in der Welt bis nach Moskau und New York verbreitete, 1893 starb, wurde er in Achenkirch begraben. Von ihm selbst stammt die Grabinschrift: „Ausgelitten, ausgerungen, viel gereist und viel gesungen." Auch Peter Rosegger und Ludwig Ganghofer begeisterten sich an der gottgesegneten Landschaft. Oft vergleicht man den See, der nahezu die ganze Talbreite ausfüllt, mit einem norwegischen Fjord. Der See liegt eingebettet in eine romantische Berglandschaft: Im Westen ragen die Vorberge des Karwendels empor, im Osten das Rofangebirge. Hier hat die Natur einen einzigartigen Ausgleich zwischen Wald, See, Tal und Gebirge gefunden. Wunderbar ist das blaugrün leuchtende Wasser des Sees, der von vielen unterirdischen Zuflüssen gespeist wird. Seeforellen, Hechte, Seesaiblinge, Regenbogenforellen, Barsche, Rotaugen und Schleien tummeln sich in den klaren Fluten. In den stillen Buchten nisten Wildenten, Bläßhühner und Haubentaucher. Entstanden ist der See nach der letzten Eiszeit, als die mächtigen Schuttströme der Seitenmoränen des Inntalgletschers das früher ins Inntal abfließende Wasser stauten. Als im Jahre 1755 Lissabon durch ein verheerendes Erdbeben weitgehend zerstört wurde und dabei über 30.000 Menschen sterben mußten, senkte sich plötzlich der Wasserspiegel um 4 Schuh (1,26 m). Einen Tag später bot jedoch der See wiederum sein gewohntes Bild. Anläßlich dieses Ereignisses gingen, ebenso wie beim schweren Erdbeben des Jahres 1976 im Friaul, zahlreiche Fische zugrunde.

1927 wurde der Achensee durch den Bau eines unterirdischen Stollens, der vom Seespitz zum TIWAG-Kraftwerk Jenbach führt, zu einem natürlichen Wasserspeicher. Der Ampelsbach, die Achenkirchner Quellen und die Dürrach, die früher zur Isar flossen, werden teilweise durch Pumpwerke in den See geleitet. Durch die Wasserentnahme kann der Seespiegel im Winter um 10 m absinken. Im Frühjahr füllt sich der See wieder durch die einsetzende Schneeschmelze. Entsprechend niedrig, zwischen 16 und 20 Grad, bleibt daher auch während der Sommermonate die Wassertemperatur. Nur selten steigt sie über 22 Grad. An heißen Tagen herrscht an den Ufern des Sees, die überall frei zugänglich sind, reges Strandleben: Schwimmer, Taucher, Surfer, Ruderer, Segler und Fischer erfreuen sich am herrlichen Gewässer.

Am besten läßt sich der See von zwei Aussichtsbergen überblicken: vom Klobenjoch, 2042 m, einem Seitenast des Rofan, der am günstigsten von der Dalfazeralm aus bestiegen wird, oder vom Bärenkopf aus, 1991 m, der zum Karwendel gehört.

Die Schiffahrt auf dem Achensee

Die bajuwarischen Siedler, die sich im 8. und 9. Jahrhundert am Achensee niederließen, benützten Ruderboote und Flöße, um ihre Waren über den See zu transportieren. Kleine Fischerboote belebten diesen wohl schon sehr früh. Seit dem 15. Jahrhundert, als die Tiroler Landesfürsten den Achensee als Fischereigebiet bevorzugten, lockten die klaren Fluten in der warmen Jahreszeit zahlreiche Höflinge an, die sich bei Fischzügen vergnügten. Die Landesherren errichteten ihr Fischerhaus in Pertisau, die Mönche von Georgenberg, denen der See seit 1120 gehörte, eines in Buchau. Erzherzog Ferdinand II. (Regierungszeit 1563—1595), der populäre Herr von Schloß Ambras und Gemahl der schönen Philippine Welser, ließ sich an der Haller Lände eine kleine Achenseeflotte bauen. Sie umfaßte Renn-, Keller-, Küchen- und Jägerschiffe. Besonderes Aufsehen erregte ein Prunkschiff, das ein welscher Schiffsbaumeister nach venezianischer Art konstruierte. Diese „Galea" fuhr nach ihrer Vollendung auf dem Inn bis nach Jenbach und wurde dann über den Kasbachgraben zum See transportiert. Das von fünfzehn Knechten geruderte, besonders prächtig ausgestattete Schiff besaß sogar eine Kajüte. Achtzig einheitlich grün uniformierte Ruderknechte standen jederzeit bereit, um die kleine Flotte den Erzherzogs auslaufen zu lassen.

Als um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Fremdenverkehr auch den Achensee entdeckte, bemühte sich das Stift Fiecht als Besitzer des Sees erfolgreich um eine Schiffahrtskonzession. Schließlich bestellte man bei einer Linzer Werft ein Dampfschiff. Die einzelnen Bestandteile wurden mit Pferden von Jenbach zum Achensee transportiert und das Schiff dann in Pertisau zusammengesetzt. Mitte Juni 1887 wurde es auf den Namen *St. Josef* getauft und dem Verkehr übergeben. Als zwei Jahre später (1889) die Zahnradbahn von Jenbach zum Achensee eröffnet wurde, ergab sich die Notwendigkeit, einen zweiten Dampfer, *St. Benedikt*, in Betrieb zu nehmen. Mit der 1911 gekauften *Stella maris*, die später in *Stadt Innsbruck* umgetauft wurde,

Die Schmalzklausenalm im Wald
hinter Steinberg am Rofan
Foto: Walter Klier



befuhr zum erstenmal ein Dieselmotorschiff ein europäisches Binnengewässer. Heute verkehren auf dem See die *Stadt Innsbruck* (400 Personen), die *St. Benedikt* (300 Personen), die *St. Josef* (120 Personen), das Motorboot *Tirol* (40 Personen), das Schnellboot *Apollo* (5 Personen) sowie das 1995 erstmals eingesetzte Motorschiff *Tirol* (600 Personen). Die Achenseeschiffahrt wird von der TIWAG (Tiroler Wasserkraftwerke AG) betrieben. In der Regel verkehren die Schiffe von Mai bis Anfang Oktober. Für private Motorboote ist der See gesperrt.
Der Segelsport hat in den letzten Jahren auf dem See, der wegen der günstigen Windverhältnisse auch als „Düse Tirols" bezeichnet wird, stark zugenommen. In dem vom Stift Fiecht vermieteten Prälatenhaus in Buchau hat ein Segelklub seinen Sitz. Auch das Windsurfen erfreut sich größter Beliebtheit.

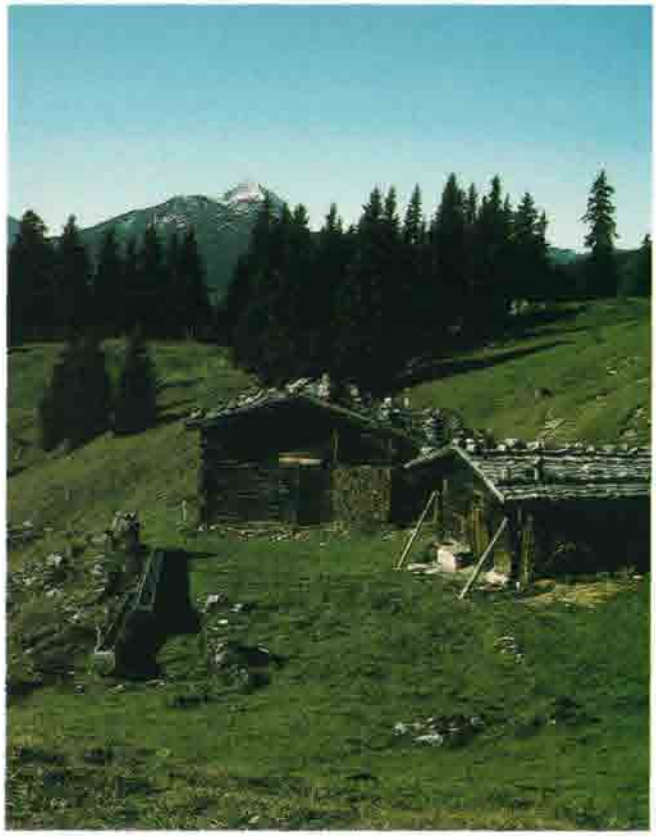
Das Achental

Am Nordufer des Achensees beginnt das hochgelegene Achental, das sich mit den Ortschaften Achensee, Achenkirch, Achental und Achenwald bis zur deutschen Grenze erstreckt. Die zum Teil noch vollständig aus Holz gebauten Höfe sind von großen, weiten Wiesen umgeben, auf denen noch vor hundert Jahren Bohnen angebaut wurden, um daraus Mehl zu gewinnen. Im Westen ragen die weißen Kalkwände des Karwendels empor, im Osten das Rofangebirge mit dem wuchtigen Unnutz (2078 m), von dem man eine prächtige Aussicht auf den Achen- und den Starnbergersee hat. Mächtige Fichten-, Tannen- und Buchenwälder reichen bis weit in die Felsenregion der Berge hinauf. Wie überall im Rofan erfreuen eine mannigfaltige Flora und Fauna (Rotwild, Dachs, Zwergwiesel, Iltis, Marder, Murmeltier, Auerhahn, Spielhahn, Schneehuhn, Steinadler) den Wanderer.
Wegen des verhältnismäßig rauhen Klimas wurde das Tal trotz seiner landschaftlichen Schönheit erst in der letzten Phase der bajuwarischen Landnahme im 8. und 9. Jahrhundert besiedelt. Die Bezeichnung Achental wird erstmals im Fischereibuch Kaiser Maximilians I. verwendet. Im 15. Jahrhundert baute man von Jenbach durch den Kasbachgraben und weiter entlang dem Ostufer des Achensees sowie durch das Achental einen ersten Fahrweg. Hier wurden Salz, Südtiroler Weine und Bergwerkserzeugnisse nach Bayern sowie Getreide aus dem Norden nach Tirol befördert. Schwere Güter, wie Grubenholz und Holzkohle für das Schwazer Bergrevier und die Jenbacher Schmelzhütte, wurden auf Plätten und Flößen über den See transportiert. Dabei zogen starke Pferde die Flöße entlang dem Ostufer zwischen Buchau und Scholastika. Im 15. Jahrhundert übernahmen die Tiroler Landesfürsten die Nutzung des Achentales als ihr bevorzugtes Fischerei- und Jagdgebiet. Hart und grausam waren die Strafen für ertappte Wilderer, denen man Nase, Ohren oder ein Bein abschlug. Um Haus- und Hofhunde am Wildern zu hindern, wurde ihnen ein Vorderbein abgeschlagen. Die Bauern mußten alle Zäune und Gatter offenhalten, um dem Wild freie Bahn zu bieten. Aber das Wildern konnte dennoch nie ganz unterbunden werden. Da vor allem durch den Fremdenverkehr die jahrhundertealten Lebens- und Wirtschaftsformen im Achental zunehmend schwinden, entschloß man sich, ein volkskundliches Museum zu gründen. Das sehenswerte Achentaler Heimatmuseum ist im unmittelbar am Seeufer gelegenen Sixenhof untergebracht. Der mit Lärchenschindeln und Steinen gedeckte Einhof gehört zu den nachweislich ältesten Bauernhöfen des Tales. Das Museum dokumentiert anschaulich sowohl das oft beschwerliche bäuerliche Leben früherer Tage als auch die warme Behaglichkeit der Tiroler Bauernhöfe.
Die barocke Pfarrkirche mit ihrem roten Zwiebelturm ist Johannes dem Täufer, dem Patron entlegener, unwirtlicher Waldgegenden, geweiht. Errichtet wurde sie um 1750 von Jakob Singer, dem führenden Baumeister im Tiroler Unterland.
Ein für Tirol einmaliger Sakralbau ist die 1858 am Kalvarienberg errichtete „Heilige Stiege". Bis vor kurzem wurde sie in der Karwoche auf Knien begangen. Dafür gab es für die Gläubigen einen vom Papst gewährten vollkommenen Ablaß.

Steinberg am Rofan

In Achental, einer Fraktion der Gemeinde Achenkirch, zweigt nach Osten die 10 km lange Straße nach Steinberg im Rofan ab. Sie führt bei einer Maximalsteigung von 10% durch schöne ausgedehnte Nadelwälder. Es war das Kloster Seeon am Chiemsee, das hier in einem sonnigen und relativ windgeschützten Becken im 10. Jahrhundert einige Schwaighöfe und eine Kapelle zu Ehren ihres Schutzpatrons, des hl. Lambert, errichtete. Der zweite

Im Brandenberger Tal. Almen unterhalb des Heubergs, im Hintergrund der Guffert
Foto: Rudolf Wutscher



Heilige, dem die 1681 erbaute Kirche geweiht wurde, ist St. Vinzenz, der Schutzheilige der Holzarbeiter. Er erinnert daran, daß Jahrhunderte hindurch die Steinberger nicht nur als Bauern, sondern vor allem als Lieferanten von Holz und Holzkohle für die Haller Saline und die Hüttenwerke im Inntal von großer Bedeutung waren. So wie im angrenzenden Brandenberger Tal finden wir auch in der Umgebung von Steinberg an der Grundache Reste von alten (Holz-)Klausen für die Holztrift. Über Außersteinberg gelangt man nach etwa dreistündiger Wanderung nach Pinegg im Brandenbergertal.

Das Brandenberger Tal

An seiner Ostseite wird das Rofangebirge vom über 20 km langen dicht bewaldeten, wildreichen Tal der Brandenberger Ache begrenzt. Bis zum Jahre 1934, als man endlich begann, einen Güterweg zu bauen, war Brandenberg, der Hauptort des Tales, ein von der Welt nahezu abgeschlossenes stilles Bergdorf. Heute erreicht man es von Kramsach aus über eine Bergstraße mit maximal 12% Steigung. Es ist eine romantische Bergroute; sie führt hoch über den tiefen Einschnitt der wildschäumenden Brandenberger Ache durch schönen Mischwald und rotgelbe Felsen, aus denen auf 3 km Länge die Straße aus dem Gestein gesprengt werden mußte.
Brandenberg ist ein typischer Rodungsname. Die früheste Besiedlung des Tales geht wohl auf die mächtige altbayerische Adelsfamilie der Aribonen zurück, die hier im 11. Jahrhundert eine Rodung für etwa zwanzig Bauernhöfe durchführen ließ. Neben der bäuerlichen Bevölkerung gab es seit dem Ende des Mittelalters viele gut organisierte Forstarbeiter. Sie schlägerten in den weiten Wäldern des Tales alljährlich abertausende Baumstämme, die bis zur Kramsacher Lände getriftet wurden. Der Tiroler Volkskundler Ludwig von Hörmann (gest. 1921) schildert die Brandenberger Holzarbeiter als die „kräftigsten Leute weitum; als Nebenbeschäftigung betreiben sie das Wildern. Weil sie viel verdienen, sind sie sehr stolz. So hat einer einmal den Wirtshaustisch mit lauter Guldenzetteln bedeckt und ein anderer seine Pfeife mit einem Zehnerzettel angezündet."
Von alters her bis zum Jahre 1971 besaßen die Brandenberger besondere, immer wieder von den Landesfürsten neu verbriefte Jagdrechte, die nur von Hermann Göring während der Zeit des Nationalsozialismus außer Kraft gesetzt worden waren. Zäh wehrten sich die Bauern, sodaß einige von ihnen sogar verhaftet wurden. Weitere Privilegien für das Tal waren das Recht des „Zusammenraufens", das heißt, daß die Bewohner kleinere Streitigkeiten selbst schlichten durften. Hinzu kam früher das gefährliche Recht, das Tal durchwandernde Fremde, vor denen ihnen „grauste", verhaften zu dürfen. Wenn sich diese wehrten, durfte man sie sogar totschlagen.
Vom kräftig blühenden Brauchtum im Tal sei das „Prügelturschtenbacken" vor den hohen Festtagen genannt. Dabei wird der Teig der köstlichen Prügeltorte rundum auf einen Prügel gegossen. Dieser wird dann aber dem offenen Holzkohlenfeuer langsam gedreht und leicht braungebacken. Dann kommt eine neue Teigschicht darauf, und dies wiederholt sich sieben- bis achtmal. Nach etwa einer Stunde ist die goldbraune Torte fertig.

Die Brandenberger Ache mit der Tiefenbachklamm und der Kaiserklamm

Die Quellbäche der Brandenberger Ache entspringen in den bayerisch-tirolischen Alpen in der Senke zwischen der Pendling-Gruppe und dem Hinteren Sonnwendjoch. Sie mündet bei Kramsach-Voldöpp in den Inn. Schon seit dem Ende des Mittelalters wurde das wilde Bergwasser zur Holztrift verwendet. Die getrifteten Stämme wurden in Kramsach zu Holzkohle für die Saline in Hall und die Hütten- und Schmelzwerke in Brixlegg und Achenrain verarbeitet. Bis 1966, als die Trift eingestellt wurde, galt sie als die größte Europas. Um einen ganzjährigen Schwellbetrieb zu ermöglichen, baute man an geeigneten Stellen Klausen, die das Wasser aufstauten. Dadurch konnte im gewünschten Zeitpunkt der für das Triften notwendige hohe Wasserstand erzielt werden. Von den zwölf Klausen war die nach Maximilian, der gerne im Tal zur Hochjagd weilte, benannte Kaiserklause für lange Zeit die berühmteste. Heute ist nur noch die 1834—1837 errichtete und 1950 letztmals durch eine Stahlkonstruktion erneuerte Erzherzog-Johann-Klause vorhanden. Es ist dies die einzige Stätte in Nordtirol, die an den großen Freund des Landes erinnert.





Vorhergehende Doppelseite: Das Rofan von Osten her gesehen, im Jahr 1809. Das Gemälde *Treffen bei Wörgl* von Peter Heß von 1832 ist im zweiten Schlachtensaal der Münchner Residenz zu sehen. Abdruck mit freundlicher Erlaubnis der Bayerischen Verwaltung der Schlösser, Gärten und Seen

Tirol, heiter. Grabkreuz auf dem Kramsacher Scheinfriedhof Foto: Wolfgang Rauschel



Um die Jahrhundertwende wurde durch die früher fast unzugängliche Klamm ein Triftsteig erbaut, der heute mit Recht zu den großen touristischen Attraktionen Nordtirols zählt. Wild und eng ist zwischen Kramsach und Brandenberg die Tiefenbachklamm; hier mußte der Triftsteig aus dem Felsen gesprengt werden. Unter oft überhängenden Felsen führt der durch Drahtseile gesicherte Steig 6 bis 15 m hoch oberhalb der wildschäumenden kristallgrünen Ache an kleinen Wasserfällen vorbei durch die Klamm.
Ebenso schön ist die prächtige, wilde Kaiserklamm, die etwa fünf Minuten hinter dem inmitten herrlichen Buchenwaldes gelegenen Forsthaus mit Gastwirtschaft („Kaiserhaus") beginnt. Nie dringt ein Sonnenstrahl in die dämmrige Tiefe des Bachbettes. Zahlreich sind die vom wirbelnden Wasser erfüllten Kolke. Nach genußvoller Wanderung (nur für Schwindelfreie) erreicht man das bewirtschaftete Forsthaus bei der Erzherzog-Johann-Klause.
Auch die Wildwasserfahrer haben die Brandenberger Ache, die auf bayerischem Gebiet Valepp genannt wird, längst als anspruchsvollen Wanderbach kennengelernt. Vor allem die Kaiserklamm, die Pinegger Klamm mit ihrem eindrucksvollen drei Meter hohen Eingangsfall und als wohl schwierigster Teil die Tiefenbachklamm, die oft als die landschaftlich eindruckvollste Schlucht der Kalkalpen gepriesen wird, verlangen auch Spitzenkönnern einiges ab. Nur ganz wenigen ist es bisher gelungen, den sogenannten „Strahl", die gefährlichste Stelle, zu passieren. Leider hat das herrliche Wildwasser auch schon manchen zu wagemutigen Paddler das Leben gekostet.

Das Seendorf Kramsach

Die Brandenberger Ache mündet bei Kramsach in den Inn. Für den Alpinisten besteht die Möglichkeit, von Kramsach-Mariathal aus mit der Sonnwendjochbahn rasch die Höhen des Rofans zu erreichen. Der Sessellift führt gemächlich in zwei Sektionen über die Klosteralm zur 1800 m hochgelegenen Bergstation am Fuß des Roßkogels (1940 m). Nur kurz ist der Weg zum vielleicht schönsten Platz im Rofan, dem Zireiner See.
Die seit 1811 bestehende Gemeinde Kramsach wuchs im Laufe der Jahrhunderte aus mehreren Ortschaften zusammen.
Die älteste ist Voldöpp, ein kleines Bauerndorf an der Mündung der Brandenberger Ache. Der Name wird vom vorrömischen „apa", was Fluß oder Bach bedeutet, abgeleitet. Bajuwarischen Ursprungs ist dagegen der Ortsname Kramsach der von den „Kranzen", so nennt man im Tiroler Unterland die Kranebitt- oder Wacholdersträucher, kommt.
1638 wurde in Kramsach eine Glashütte gegründet, die bis 1936 bestand. Ihre Tradition setzen heute ein gutes Dutzend glasverarbeitender Betriebe in Kramsach, Rattenberg und Umgebung fort. In Kramsach befindet sich auch seit 1948 die einzige Glasfachschule Österreichs. Im 16. Jahrhundert entstand im Weiler Achenrain an der Brandenberger Ache eine Silber- und Kupferschmelze der Fugger, aus der 1650 die größte Messinghütte Tirols hervorging. Sie wurde erst 1938 aufgelassen.
Bis zum Jahre 1966 war Kramsach die Lände der größten Holztrift Europas. An den schon im 15. Jahrhundert bezeugten Holzrechen in der Brandenberger Ache erinnert heute noch das Gemeindewappen. Jahrhunderte hindurch war der Unterinntaler Ort wegen des geschätzten rötlichen Hagauer Marmors aus dem Pletzachkopf-Felssturz berühmt. Dieser schöne Dekorstein fand nicht nur in Tirol (Innsbrucker Hofkirche, Goldenes Dachl, Pfarrkirchen von Hall, Schwaz, Jenbach, Rattenberg, Münster), sondern auch in Bayern (altes Residenzgebäude, Künstlerhaus in München) guten Absatz.
In der Umgebung von Kramsach beleben fünf bezaubernde Seen die Landschaft. Der unter Naturschutz stehende Frauensee weist eine seltene Pflanzen- und Tierwelt auf. So findet man hier noch das große Schneidgras, das seit

der Jahrhundertwende in Tirol fast verschwunden ist, sowie die seltene Moororchidee. Ebenfalls nur wenige Minuten vom Ort entfernt liegen der buchtenreiche Krummsee und der Buchsee, gleich anschließend der in bewaldete Hügel gebettete Reintaler See. Unter Naturschutz steht in 713 m Höhe der waldumsäumte stille Berglsteiner See, der sich in einer Mulde unter den jäh abfallenden Wänden des Brandenberger Jöchls befindet. Sehenswert sind die drei Kramsacher Kirchen. Inmitten steil aufragender Berge liegt am Eingang in das Brandenberger Tal in Mariathal die altehrwürdige Pfarrkirche zum hl. Dominikus. 1267 stifteten die im Tiroler Unterland reich begüterten Fruntsberger die Kirche mit einem angeschlossenen Kloster als Familiengrabstätte. Dominikanerinnen bezogen das Kloster und verblieben dort bis 1782, als es von Joseph II. aufgehoben wurde. Die jetzige frühbarocke Kirche wurde nach einem Brand 1682—1697 von einem lombardischen Meister erbaut. Eindrucksvoll sind die in Schwarz und Gold gehaltenen Barockaltäre, die Orgel sowie die Kanzel im Knorpelstil. Das der Rosenkranz-Muttergottes geweihte Hochaltarbild malte 1738 Christoph Anton Mayr aus Schwaz. Als in früheren Jahrhunderten in den versumpften Hagauer Auen die Malaria wütete, wurde das sogenannte „Fieberkreuz", das sich auf einem Seitenaltar befindet, hochverehrt. Die spätbarocke Gnadenkapelle birgt eine gotische Pietà: Die Legende berichtet, daß ein Fruntsberger, der einen Vetter im Zweikampf erschlagen hatte, vor dem Gnadenbild in seinen Gewissensqualen Trost fand. Als Zeichen seiner reuevollen Buße entschloß er sich, Kloster und Kirche zu erbauen. Der Altar mit Rokokoaufbau, das Schmiedeeisengitter sowie der reiche farbige Stuckdekor bilden hier ein harmonisches Gesamtwerk. In den alten Klostergebäuden ist heute eine Sonderschule für Schwerstbehinderte mit Sonderschulinternat untergebracht.

Da die frühgotische, im Innern barockisierte Pfarrkirche in Voldöpp an der einstigen Landstraße liegt, ist sie dem hl. Nikolaus, dem Patron der Reisenden, geweiht. Eine barocke Nikolausfigur beherrscht den in Schwarz und Gold gehaltenen Hauptaltar. Große Verehrung genießt bei der einheimischen Bevölkerung das von einem Strahlenkranz umgebene Mariahilfbild.

Auf einem bewaldeten Schuttkegel des Pletzachfelssturzes steht das Kloster- und Wallfahrtskirchlein „Unsere Liebe Frau vom Berge Karmel" am Hilaribergl. Im Jahre 1689 hatte hier der Karmeliter-Tertiarbruder Hilarion eine Marienkapelle mit einer Einsiedelei erbaut. Der Kamillianerorden erwarb 1914 das Hilaribergl. Die „Berglmutter", wie das Gnadenbild der Muttergottes liebevoll von den Einheimischen genannt wird, ist eine Kopie des Bildes in Santa Maria della Bruna in Neapel.

Eine Stätte echter Tiroler Volkskunst findet man im Ortsteil Hagau. Hier hat der 1968 verstorbene Sagzahn-Kunstschmied Hans Guggenberger auf einem Hügel hinter seiner Betriebstätte in einer Art Freilichtmuseum etwa 50 alte, wertvolle eiserne Grabkreuze aufgestellt. Die urigen, gelegentlich derben Grabsprüche, die auf den Kreuzen des Scheinfriedhofs ohne Tote zu lesen sind, werden manchen Betrachter zum Schmunzeln anregen.

Der berühmteste Sohn Kramsachs war der an der Universität Salzburg wirkende Theologieprofessor Peter Carl Thurwieser (1789—1865), der als erster den Ankogel und den Hochkönig bestieg und sich an der Erschließung der Berchtesgadener und Salzburger Alpen beteiligte. Nach ihm ist die 3646 m hohe Thurwieserspitze in der Ortlergruppe und das Gipfelkreuz am Sonnwendjoch benannt; ein Relief am Gemeindehaus erinnert an ihn.

Das Freilichtmuseum Tiroler Bauernhöfe

Nur wenige hundert Meter östlich des Reintaler Sees entstand auf einem Areal von acht Hektar Tirols größtes Freilichtmuseum, das in der Endausbaustufe etwa vierzig Baudenkmäler umfassen wird (Abzweigung von der Seestraße östlich von Mossen, eigener Parkplatz). In dem von eiszeitlichen Gletschern ausgeschliffenen, von lichtem Mischwald eingefaßten Ruhrertal findet man inmitten von Wiesen und Leiten die alten Gehöfte mit ihren Nebengebäuden. Aus allen Teilen Tirols wurden und werden die Zeugen altbäuerlicher Architektur hierher verpflanzt und geben in ihren talschaftlich recht verschiedenen Stilformen einen guten Einblick in die Vielfalt alter Tiroler Bauformen. Die niedrigen Kammern mit den winzigen Fenstern, die tiefgeschwärzten Rauchkucheln, die heimeligen Stuben mit ihrem großen Ofen, eine Kapelle, ein Futterstall, ein alter Backofen, die Gerätschaften, das Gartl vor dem Haus und der plätschernde Brunnen, sie lassen vergangene Jahrhunderte lebendig werden und altes Tiroler Brauchtum erahnen.

Münster und Wiesing

Zwischen Kramsach und Jenbach gibt es noch zwei weitere Dörfer am Fuße des Rofans: Münster und Wiesing. Im Weiler Asten bei Münster siedelten wahrscheinlich bereits römische Veteranen. Um 550 wanderten die Bajuwaren ins Unterinntal ein. Die ansässige romanisierte Bevölkerung (Rätoromanen) wurde teilweise verdrängt oder vermischte sich mit den Zuwanderern. Etwa hundert Jahre später entstand am Platz, an dem die heutige Pfarrkirche steht, ein iroschottisches Missionskloster. Dieses Mönchskloster (=lat. monasterium), von dem aus Inn-, Ziller- und Achental missioniert wurden, gab Münster den Namen. Die ursprünglich gotische, 1746 erweiterte und barockisierte Pfarrkirche birgt eine sitzende Muttergottes mit dem Jesukind aus der Zeit um 1420. Sie genoß früher große Verehrung. Aus nah und fern wurden totgeborene Säuglinge nach Münster gebracht und vor die gotische Muttergottesstatue gelegt, wobei man betend den kleinen Körper rieb und auf gewisse Zeichen achtete, die darauf

hinwiesen, daß das Kind für einen Augenblick zum Leben erwachte. Nun konnte ihm die Nottaufe erteilt werden. Obwohl diese Praktiken immer wieder verboten wurden, kamen noch Ende des 18. Jahrhunderts zahlreiche Eltern „von unterschidlich auch fern gelegenen Orthen", um die sogenannte „Kinderzeichnung", wie sie auch in Maria Trens in Südtirol und in Serfaus gehandhabt wurde, durchzuführen.
Südlich des Dorfes fließt der hier schon ansehnlich breite Inn. Vom anderen Ufer grüßen die mächtigen Ruinen der ehemaligen Burg Kropfsberg sowie die Burgen Matzen und Lichtenwerth. Sie geben Kunde, daß hier jahrhundertelang drei befestigte Grenzen zwischen Tirol, Bayern und Salzburg verliefen.
Noch heute trennen der Ziller und der Habach, der sich durch die Felstrümmer des Pletzachbergsturzes zum Inn windet, die Grenze zwischen den Diözesen Innsbruck und Salzburg. Interessant ist die Tatsache, daß die Burg Lichtenwerth und das in einem prächtigen Park gelegene Schlößchen Lipperheide zum Gemeindegebiet von Münster gehören. Bis zur Regulierung am Beginn der Neuzeit floß der Inn am südlichen Burgfelsen vorbei, und Münster konnte trockenen Fußes von Lichtenwerth aus erreicht werden. Der Name Werth = Insel (wie in Wörthersee und Maria Wörth) erinnert daran, daß Lichtenwerth als eine der seltenen Tiroler Wasserburgen errichtet wurde. Auch einige Ortsnamen in Wiesing spiegeln zumindest einen Teil der Besiedlungsgeschichte des Landstriches im Süden des Rofan. Die Ortschaftsbezeichnung „Bradl" ist wohl romanischen Ursprungs. Sie wird ebenso wie der Name des Innsbrucker Stadtteils Pradl vom lateinischen „pratum" (Wiese) abgeleitet. Daher vermutet man, daß die ersten Siedler romanisierte Räter waren. Wiesing hingegen ist einer der im Inntal häufig vorkommenden „ing"-Namen (Flaurling, Hatting, Hötting, Inzing, Polling), die auf die bajuwarische Besiedlung hinweisen. 930 scheint der Dorfname erstmals in einer Urkunde auf. Er bedeutet soviel wie Hof, Gründung oder Siedlung des „Wisso".
Die Bergwerkszeit im 15. und 16. Jahrhundert brachte auch Wiesing einen beachtlichen Aufschwung. Viele Ortsbewohner arbeiteten als Knappen im Schwazer Bergrevier oder als Schmelzer im Jenbacher Hüttenwerk.
Anläßlich der Tausendjahrfeier wurde 1930 der Gemeinde Wiesing ein Wappen verliehen. Es zeigt als sprechenden Bestandteil eine grüne Wiese, die von einer mächtigen Mauer begrenzt wird. Darüber breitet der Tiroler Adler seine Schwingen aus. Die Mauer erinnert daran, daß Erzherzog Ferdinand II. den nahegelegenen felsigen Buchberg mit einer noch heute teilweise vorhandenen Mauer umgeben ließ, um einen Tiergarten anzulegen. Als um das Jahr 1700 die letzten Steinböcke im Zillertal mit starken Netzen gefangen wurden, um nach Salzburg gebracht zu werden, kamen sie für einige Zeit in den Tiergarten am Buchberg. Mühelos konnte man damals vom nahegelegenen Jagdschloß Turneck (dem heutigen Rotholz) aus manch seltenes Wild, das im Tierpark gehalten wurde, erlegen, ohne lang auf die anstrengende Pirsch gehen zu müssen. Ein Fährmann besorgte die Überfuhr über den Inn, der damals knapp am Buchberg vorbeifloß. Heute führt der Lehrpfad „Waldschule Lebensraum" durch den ehemaligen Tiergarten.
Die Pfarrkirche zu den hl. Martin und Nikolaus wurde im 18. Jahrhundert erbaut. Weithin sichtbar ist ihr grüner schlanker Turm. Er stammt aus der älteren gotischen Kirche des 14. Jahrhunderts.

Die «Gardesana Nordtirols»

Durch Wiesing führt die 37 km lange neue Achenseestraße von Straß im Zillertal bis zum Achenpaß an der bayerischen Grenze. Sie zählt zu den bestausgebauten und landschaftlich abwechslungsreichsten Straßenanlagen Tirols (durchschnittliche Steigung 8%). Von der sogenannten „Kanzelkehre" genießt man eine einmalige Aussicht auf das Inntal und den Eingang ins Zillertal; im Südwesten erheben sich die Tuxer und Stubaier Alpen, im Osten reicht die Sicht bis zum Kaisergebirge. Es lohnt sich, die in die Stützmauer der Kanzelkehre eingebaute architektonisch bemerkenswerte Gaststätte mit ihrer geschwungenen Fensterfront zu besuchen, die den Blick auf das beeindruckende Panorama freigibt.
Auf der acht Kilometer langen Bergfahrt vom Inntal bis nach Eben überwindet man etwa 400 Höhenmeter und erreicht hinter der Ortschaft Maurach das Südufer des Achensees.
Ebenso interessant wie die Strecke Straß—Maurach ist die Fortsetzung der Straße, die auch am Ostufer des Sees am Berghang des Rofans entlangführt. Wegen der Brüchigkeit des Gesteins mußte die neue Straße 50 bis 60 Meter höher als der schon 1495 gebaute alte Handelsweg trassiert werden. Kühne Hangbrücken-Konstruktionen, wie sie in Tirol erstmals ausgeführt wurden, der Seehoftunnel und mehrere Lawinengalerien machen die Strecke auch zu einem technisch interessanten Straßenzug. Prachtvoll ist bei schönem Wetter der Ausblick auf den See und die Bergwelt des Karwendels und Rofans. Weiter führt die Straße durch das bewaldete Achental zum österreichisch-bayerischen Grenzzollamt und hinunter zum Tegernsee (Jenbach—Tegernsee 61 km). Viele Reiseschriftsteller preisen diese Route als die landschaftlich schönste Straße von Tirol nach Bayern.

Geschichte und Geschichten aus dem felsigen Rofan

Geologie, Ersteigungsgeschichte und einige aufregende Erzählungen von neuen und neuesten Felsfahrten

Brigitte Rieser (br), Hanspeter «Jesus» Schrattenthaler (hjs), Swami Prem Darshano (spd)

Zur Geologie des Rofangebirges (br)

Ganz gleich, ob man von der Erfurter Hütte gemütlich zur Dalfazer Alm wandert, eine Route zur Rofanspitze wählt und beeindruckt die Nordwände zum Ampmoosboden hinunterschaut, oder aber von Kramsach zum Zireiner See aufsteigt, für jeden, der echte Bekanntschaft mit den Bergen machen will, stellt sich die Frage nach der Herkunft der vielfältigen Gesteinsformationen, der gewaltigen Felstürme und Plateaus.

Der Name „Sonnwendgebirge" wurde in den zwanziger Jahren durch „Rofangebirge" abgelöst, das bis dahin auf die Hauptgipfel beschränkt war. Zum Rofan wird heute alles zwischen Achensee, Brandenberger Ache, Steinberger Tal und Inntal gerechnet. Die Entstehung des Rofangebirges fällt im wesentlichen in das Erdmittelalter vor 250 bis 70 Millionen Jahren — die Zeit der Ammonitenblüte und der Saurier. Das Rofan bildete einen Teil des nördlichen Randes des Urmeeres Thetys, das bis nach Nordafrika reichte. Damals befanden sich die Nördlichen Kalkalpen, zu denen das Rofan zählt, auf dem dreißigsten Breitengrad; das begünstigte die typischen Riff- und Plateauentwicklungen. Verantwortlich dafür sind im wesentlichen Kalkalgen, die neben Korallen die wichtigsten Riffbildner waren.

Der Sockel des Rofans, den man bei Benützung der Bergbahnen meist überspringt, besteht aus Hauptdolomit. Er bildet mittelsteiles Gelände aus und erreicht eine Mächtigkeit von 800 Metern. Die tonreichen Kössener Schichten darüber treten infolge ihrer Erodierbarkeit als erste Verebnungsstufe zurück; an diese gebunden finden wir die wichtigsten Almen. Die Kössener Schichten bringen großteils fruchtbare Kalksteinbraunlehme hervor. Allerdings kann „zuviel" Ton auch zu Mooren oder Seen führen. Die besten Beispiele hierfür sind der Zireiner See oder das Steinlackenmoor. Auch bedeutende Quellen haben ihren Quellhorizont in den Kössener Schichten.



Abbildung 1: Das Rofangebirge, geologisch. Oberjurakalk: dunkelblau. Radiolarit: rot. Riffkalk: türkis. Kössener Schichten: braun. Hauptdolomit: rosa.

Die Gipfelzone mit den bedeutenden Massiven wird aus Riffkalk mit schönen Korallenbildungen (Abb. 2) und den bekannten Kuhtrittmuscheln aufgebaut. Die roten Spaltenfüllungen im Riffkalk sind fossilreich, man findet massenhaft Bruchstücke von Seelilienstielen und Ammoniten. Rotspitze, Spieljoch, Roßkopf und Rofanspitze bestehen aus dünnbankigem hellgelbem Oberjurakalk.

Zwischen Riffkalk und Oberjurakalk liegt eine Zeitspanne von 65 Millionen Jahren, in denen die Erde nicht untätig blieb. So kam es zur Ausbildung des Radiolarits, der seinen Namen von den unzähligen „Strahlingen" herleitet, deren Skelett unter dem Mikroskop wie ein dreidimensionaler Schneestern aussieht. Der Radiolarit ist ein meist roter, leicht erodierbarer Kieselschiefer, den man etwa am Weg zur Dalfazer Alm antreffen kann. Aufgearbeitet wird der Radiolarit in der Hornstein- oder auch Rofanbreccie, die an der Rofanspitze 150 Meter mächtig ist. Durch die vielfältigen Gesteine, die in der Hornsteinbreccie „zusammen-



Abbildung 2: Korallenbildungen im Riffkalk der Gipfelzone

gebacken" wurden, enthält der Boden darüber ein reiches Spurenelementvorkommen und bietet damit einzigartige Bedingungen für die bunte Flora des Rofan.
Die jüngsten Gesteine — der Gosau — deuten bereits den Rückzug des Meeres und die Alpenfaltung an. Sie sind nur noch lückenhaft ausgebildet und kommen an der Forststraße zur Buchauer Alm und rund um die Pletzachalm mit einer Fülle von Schnecken und Muscheln vor. Vor etwa 70 Millionen Jahren begann Afrika gegen Europa zu drücken, und allmählich türmten sich die Felsmassen zu den heute sichtbaren Formen auf.

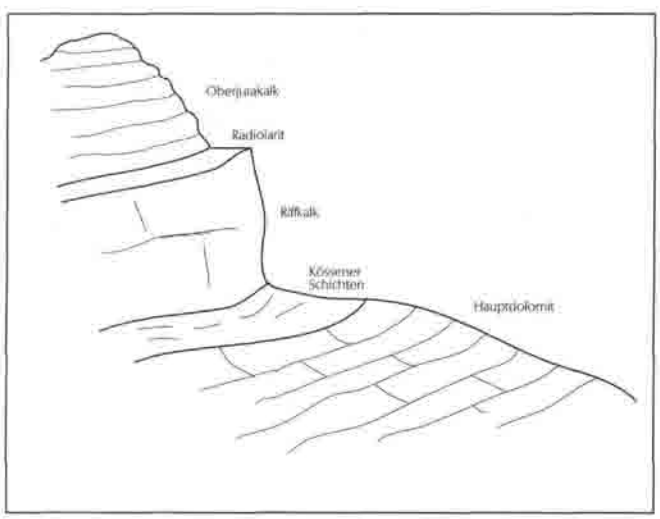


Abbildung 4: Verwitterungsprofil des Rofangebirges
Alle Abbildungen von der Autorin

Geologisch gesehen eine Besonderheit bilden die beiden südlichen Grenzpfeiler des Gebirgsstockes: Ebner Spitz und Pletzachkogel. Der Ebner Spitz deshalb, weil er deckentektonisch der Inntaldecke — das Karwendel ist ein Teil davon — zugerechnet wird. Er besteht aus Wettersteinkalk und wurde dem Rofan erst in einer relativ späten Phase der Gebirgsbildung angeschweißt. Das übrige Rofan ist Teil der Lechtaldecke.
Der Pletzachkogel wurde schon früh durch einen besonders wertvollen Dekorstein, den „Kramsacher Marmor" (Abb. 3) bekannt. Es handelt sich nicht wirklich um Marmor: Die Entstehung des roten fossilreichen Kalkes ist an Schüttungen am ehemaligen Riff-Plattformrand gebun-



Abbildung 3: Ehemalige Tiere im Kramsacher Marmor im Größenvergleich mit einem heutigen Kugelschreiber

den. Das erstaunliche am „Kramsit" ist die Mächtigkeit von bis zu 250 Metern an der Pletzachkogel-Südwand, die in einem weithin sichtbaren Bergsturz seit und wegen der Eiszeit zerlegt wird.
Die westliche Grenze des Rofan ist, wie erwähnt, der Achensee. Seine Entstehung hängt eng mit dem Achenseedamm zusammen, der ebenfalls mit einer geologischen Besonderheit aufwartet: Nach einer ersten Abriegelung des „Protosees" gegen das Inntal hin durch lokale Schwemmfächer folgten Eisrandschüttungen des Zillertalgletschers, die also gegen die Fließrichtung des Inns hierher transportiert wurden.

Rofan-Alpingeschichte (hjs)

Frühe Zeiten

Aufmerksamen Rofanbesuchern sind sie sicher schon aufgefallen, die beigegrauen bis braun-schwarzen Kieselkalke mit muscheligen Bruchstellen, die an bestimmten Stellen des Rofangebirges am Wege verstreut herumliegen. Hornige Quarze, aus denen in der Steinzeit von unseren Vorfahren Waffen und Werkeuge gearbeitet wurden. Einige solche wurden gefunden und beweisen die Besiedlung des Rofans schon vor Tausenden von Jahren. Und sicherlich war es auch in jener Zeit, als bei der Jagd nach Steinböcken oder Gemsen die von Süden her meist unschwer zu erreichenden Gipfel das erste Mal bestiegen wurden. Anders dagegen die Ost- und insbesondere die Nordseite des Gebirges: Auf einer Breite von fast zehn Kilometern fallen die — nach Norden und Osten ausgerichteten — bis 450 Meter hohen, teils wild zerklüfteten Steilwände, die erst in unserem Jahrhundert begangen wurden, in die Hochkare und zu den Almböden ab.

Kletter-Historie

Die wohl erste erwähnenswerte Kletterroute wurde 1908 von dem aus Kramsach im Unterinntal stammenden Bergführer Hans Fiechtl mit seinem Seilgefährten Stieve an der Südwand des Roßkopfs erobert, deren Schwierigkeiten immerhin schon im vierten Grad lagen. Hans Fiechtl, der in den zehner und zwanziger Jahren als der erfolgreichste Alpenführer galt, ist nicht nur bekannt wegen seiner legendären Fiechtlhaken, wegen seines Feuerwasser-Dopings vor jeder Schlüsselstelle und wegen seiner immerzu rauchenden Pfeife, sondern auch wegen des bekannten Fiechtl-Tarifs, mit dem er sich von weiblichen Gästen seine Führertätigkeit oft in Naturalien vergüten ließ.

Schon ein Jahr später — 1909 — gelang dem „Kaiserpapst" Franz Nieberl und seinem Seilgefährten Josef Klammer mit der Seekarlspitze-Nordwand (IV+) die wohl höchste Wand im Rofan. An der wuchtigen Felsenpyramide des Guffert, die von Norden her den weiten Talkessel um Steinberg abschließt, wurde 1911 von Hans Fiechtl zusammen mit seinem oftmaligen Seilgefährten, dem legendären Hans Dülfer, die heute noch so beliebte Guffert-Südkante (V+) eröffnet, und im selben Jahr gelang dieser Seilschaft die Nordwand der Hochiss (IV), mit 2299 m Seehöhe der höchste Rofangipfel. Durch den Bau der Rofanhütte 1909, der heutigen Bayreuther Hütte, wurde ein zweiter Stützpunkt geschaffen, und somit konnten auch von hier aus bis 1926 die meisten Ost- und Nordwände erstiegen werden.

Aufsehen erregte 1914 die „Erstbesteigung" oder besser gesagt die „Erstbetretung" des Rofanturms. Der damalige Hüttenwirt der Erfurter Hütte, Herbert Eichhorn, und der zwanzigjährige Münchner Student Emil Gretschmann sprangen aus der Rofan-Nordwand auf die Felskanzel der Turmspitze. Daß Eichhorn nicht nur springen, sondern auch klettern konnte, bewies er als erfolgreichster Rofanerschließer seiner Zeit mit zahlreichen Neutouren. Hier seien nur einige aufgezählt: Gschöllkopf-Ostwand (IV) mit A. Bonacossa 1912, mit Emil Gretschmann die Rofanspitz-Nordostkante (V) 1913, die Dalfazer-Köpfl-Ostwand (IV) mit A. Siemens und — um nur zwei seiner zahlreichen Alleinbegehungen zu nennen — die Haidachstell-Südwand (V) und der Rofan-Nordwestwandkamin (V) von 1914.

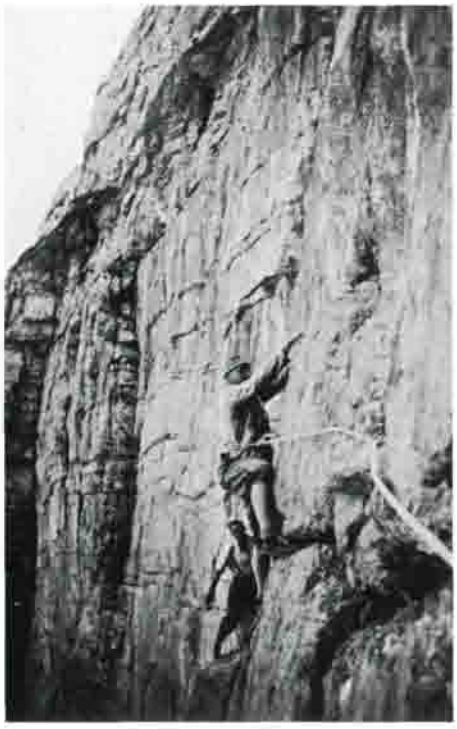
Am Anfang der zwanziger Jahre tauchte dann ein neuer Name im Rofan auf: Ernst Schmid. Der „Rofanschmid", wie Freunde den 1994 im 97. Lebensjahr Verstorbenen nannten, und das Rofangebirge gehören untrennbar zusammen. Mit wenigen Haken, Manchonschuhen und Hanfseil bewaffnet gelang ihm eine Wand, ein „Einser", wie Erstbegehungen damals genannt wurden, nach der anderen. Einige schöne Klassiker sind darunter, wie die Roßkopf-Nordwand (VI) 1926, die lange Zeit als die schwierigste Route überhaupt galt, das berühmt-berüchtigte „Ypsilon" (VI+) an der Seekarlspitze-Nordwand, das ihm 1923 mit Hans Fiechtl gelang, oder dem „Spiralweg" am Rofanturm, der originellsten Vierer-Tour zwischen Kramsach und Texas, wie sie Heinz Zak einmal treffend nannte.



Schemenhaft. Ernst Schmid im Schmid-Kamin an der Rofanturm-Westwand

Und wahrscheinlich ist Ernst Schmid auch der einzige Kletterer der Welt, dem schon zu Lebzeiten eine Gedächtnisroute gewidmet wurde: Vor einigen Jahren, bei unserem Besuch in Mariatal, bat er Darshano und mich, in der Sagzahn-Ostwand eine Route für ihn zu eröffnen, was uns mit der Linie „Der Rofanschmid lebt" 1990 auch gelang. Eine klassische VI+ Route in der Gipfelfallinie, die in der letzten Seillänge in seine „Pfeilerverschneidung" (V) mündet, die der Ernstl 1926 mit E. Moser erstbegangen hatte.

Ebenfalls eine Route an der Sagzahn-Ostwand widmeten Darshano und ich unserem engen Freund Hias Rebitsch. Ganz im Stile des Hias kletterten wir ein Jahr nach seinem Ableben, genau an seinem Geburtstag, die Linie „Adios Mathias" (VII-), die er in seiner besten Zeit mit Sicherheit bravourös gemeistert hätte. Hias Rebitsch, der aus Brixlegg

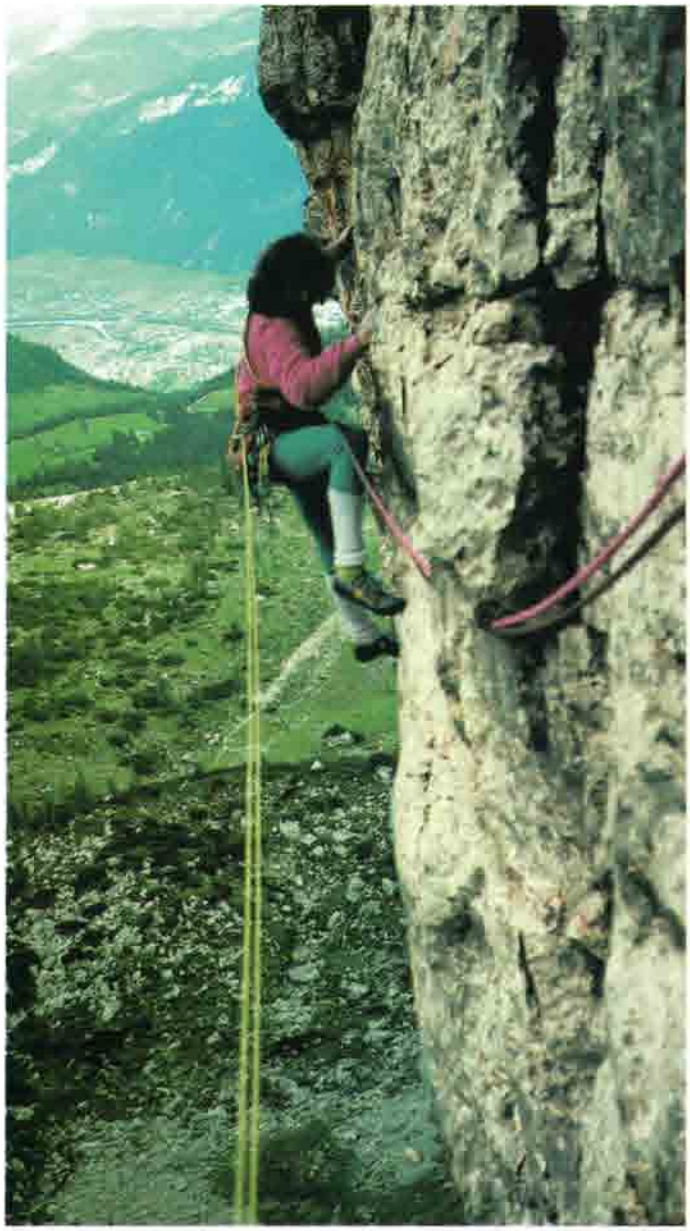


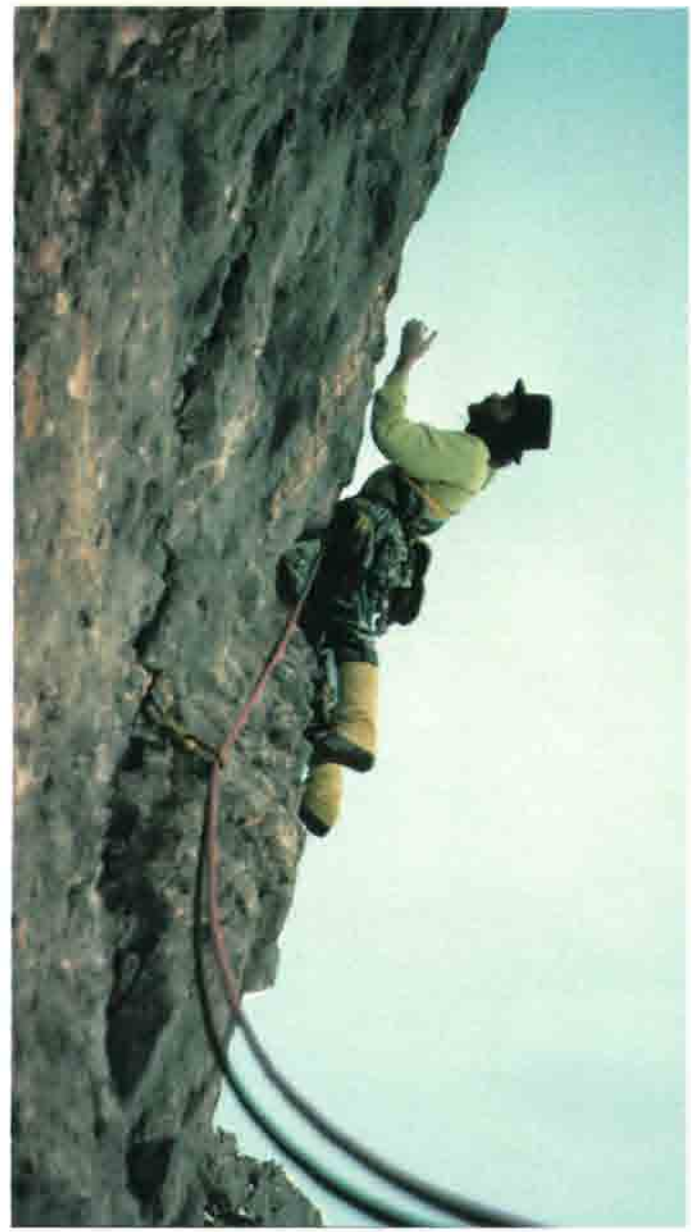


stammte, hatte Anfang der dreißiger Jahre seine Rofan-Premiere und zwar mit Ernst Schmid, der ihn auf seine erste Klettertour, die Roßkopfüberschreitung, einlud.
Schon ein paar Jahre später gelang ihm, als Einundzwanzigjährigem, die erste Wiederholung mit gleichzeitiger Ausstiegsbegradigung des berühmten „Ypsilon". Hias Rebitsch war es auch, der die Tiroler Kletterszene in dieser Zeit maßgeblich beeinflußte. Als Verfechter des freien Kletterns verzichtete er weitestgehend auf technische Hilfsmittel. Bekannt durch seinen ästhetischen Kletterstil und als harter Trainierer, gelangen ihm einige Neutouren, die inzwischen Klassiker sind, die aber auch heute noch mit Respekt geklettert werden, wie zum Beispiel am Rotspitz die äußerst beliebte „Rebitsch-Kante" (V), an der Sagzahn-Ostwand die „Rebitsch-Direkte" (VI-) und an der Nordwand der Rofanspitze die „rasante Felsfahrt" (V+) von 1947.
Ein oftmaliger Seilgefährte dieser Zeit war ihm der kräftige Brixlegger Sepp Spiegl, von dem der Hias behauptete: „Wenn der Sepp nicht so weiberleitisch wär', dann wär' er noch besser als ich." Mit Bedauern erzählte mir einmal der Hias, wie er 1947 bei der Erstbegehung des „Spiegl-Risses" (VI-) in der Rofan-Ostwand die Führung an der Schlüsselstelle seinem Feund Sepp abtreten mußte, da ihm der Schuhmacher die Kletterpatschen nicht mit Manchonfilz, sondern mit steifen, glattpolierten Lederkappen besohlt hatte, die den Fels für ihn in Blankeis verwandelten.
Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg machte ein zweiundzwanzigjähriger Innsbrucker mit kühnen Erstbegehungen auf sich aufmerksam: Hermann Buhl. 1946 durchstieg er als erster die Rofanturm-Westkante (VI-), und, als Dach-Spezialist bekannt, mit F. Stadler die 300 Meter hohe „Dachverschneidung" in der Sagzahn-Ostwand (VI) sowie das markante „Buhldachl" (VI+, A2, heute frei VIII-) an der Rofanspitze-Nordwand mit R. Schindl, das heute noch zu den eindrucksvollsten Rofanrouten zählt.
Dann war es für einige Zeit ruhig an den Wänden des Rofan. Es wurden nur mehr kleinere Erstbegehungen gemacht, wie der Ostwandriß (V) des Rofangipfels, der dem Zillertaler Bergführer und Everest-ohne-Sauerstoff-Erstbezwinger Peter Habeler gemeinsam mit Hans-Jörg Stops gelang, sowie an der Rotspitze, dem südlichen Eckberg des Dalfazer Kammes, wo 1963 und 1964 noch einige schöne Routen erklettert wurden.
W. Böck und W. Brandmayr fanden da eine Direktroute durch die Ostwand, W. Sanin und Brandmayr den „Pfeilerriß" an der Südwand, und Brandmayr und A. Danzl, ebenfalls in dieser Wand, aber im Winter, den „Dachlweg".
Eine Eroberung älteren Stils gelang im August 1967 dem Heeresbergführer Werner Haim mit Felix Kuen und Adi Sager an der Hochiß-Nordwand in 18-stündiger Kletterei: Mit neunzig Haken, einigen Holzkeilen und mehreren Trittleitern erkämpften sie sich — in der gerade eben angebrochenen Freikletterzeit — einen direkten hakentechnischen Weg zum Gipfel.
Es war Anfang der siebziger Jahre, als der zwölfjährige Wörgler Heinz Mariacher seine außergewöhnliche Kletterkarriere begann. Ohne den Routenverlauf zu kennen und fast ohne jegliche Klettererfahrung kraxelte er, nur mit Turnschuhen ausgerüstet, solo durch die Rofanspitze-Ostwand (IV).
Während am Einstieg ein zufällig vorbeiwandernder Hochwürden mit seiner Schulklasse für den „wahnsinnigen" Heinz betete, kam dieser vom Routenverlauf ab, verstieg sich nach rechts zur ziemlich brüchigen Kante ins Fünfer-Gelände, konnte aber — damals schon so cool — seine erste richtige Klettertour glücklich vollenden. Einige Jahre später, 1975, gelingt „Knox" (Heinz Mariachers damaliger Spitzname) und H. Hölzl an der Rofan-Nordwestwand mit dem „Katzendach" — vier Jahre vor den „Pump-

So war das früher. Geschichte eines Sturzes oder Das Rätsel vom unglaublichen Glück.
1. Ernst Schmid im Quergang
2. Der Gef. im Quergang, kurz bevor er stürzt
3. Guat is gangen, nix is gschegn. Der Gef. wird nach dem Sturz heruntergelassen. Die Fotos zu diesem Beitrag stammen von Ernst Schmid (Archiv Darshano)

rissen" im Kaisergebirge — laut Wiederholern der siebte Grad.
Legendär ist auch die Geschichte an der Seekarlspitze-Nordwand, als ihm, als Alleingänger, in einer splittrigen Dachverschneidung eine A3-Stelle kletternd, ein Haken ausbrach, und der „Knox" kopfüber, einen Haken nach dem anderen herausreißend, über das Dach schoß, bis er frei pendelnd hängenblieb, genau von jenem Stift gehalten, dem er am wenigsten vertraut hatte. So frei in der Luft hängend, drehte sich der Heinz erst einmal eine Zigarette. Später vollendete er mit H. Grindhammer die „Knoxverschneidung" (VI/A3). An mehreren Wänden des Rofan kann man auf Routen oder Spuren von Mariacher treffen.
So stießen wir auf eine Unvollendete an der Sagzahn-Ostwand, in der Heinz mit seinem damaligen Partner Ralf Deseke nur 15 Meter unter dem Ausstieg umkehrte, weil er sich vom „Technozeitalter" abgewandt hatte und sich deshalb nicht hinausnageln wollte. 1992 konnte ich zusammen mit meinem Freund Swami Prem Darshano diese Route, die wir „Vollendet für den Meister" (VIII-) tauften, für ihn im Freikletter-Stil zuendeführen.
Und hiermit wären wir auch schon beim buntesten Vogel, den das Rofan, oder überhaupt das Gebirge, je gesehen hat. Früher bekannt als Luggi Rieser, wurde er 1983 Sannyasin und nennt sich seither „Darshano".
Als der Zillertaler Draufgänger das erste Mal Anfang der 80er Jahre mit seinem Frack und Zylinder im Rofangebirge erschien, vermochte er nicht nur Fremde, sprich rotweißkarierte Hemden tragende Wanderer, zu schocken, sondern ließ durch seinen waghalsigen Kletterstil (oft mehrere schwere Seillängen keine Zwischensicherungen benützend), auch abgebrühten Kletterern die Haare zu Berge stehen. Die Gerüchteküche brodelte. Bündnisse mit den Mächten der Finsternis sagte man ihm nach, und nicht nur mit dem Flugdrachen, sondern auch mit dem Biwaksack solle er in der Thermik fliegen können. Bevor sich Darshano, gemeinsam mit Heinz Mariacher, zum Klettern in die Dolomiten zurückzog, um Ende der 80er und Anfang der 90er Jahre noch eindrucksvoller wieder ins Rofan zurückzukehren, sollte er uns noch einige heiße Routen hinterlassen. Eines der Bravourstücke gelang ihm 1982 mit der Route „Goldrausch" (VIII-) an der Roßkopf-Nordwand (Part 1 mit Hannes Eder, Part 2 mit Wolfgang Müller), die bis heute, trotz mehrerer Anwärter, noch nicht im Original wiederholt werden konnte.
Es war im Frühjahr 1982, als ich, der Autor dieser Zeilen, mit dem Klettern begann und dabei den Rieder Kletterer Thomas Kerschdorfer kennenlernte. Ein Jahr später hingen wir in der Klobenjoch-Südwand und bohrten, respektlos, wie wir — damals junge Spunde — es vom Klettergarten gewohnt waren, zwei Routen von oben ein. Den „Mord am Unmöglichen" erkennend, beschlossen wir, in Zukunft die Routen von unten zu erschließen. Mit dieser Einstellung gelangen Tom und mir in den folgenden Jahren an die dreißig heiße, zum Teil wunderschöne Erstbegehungen vom sechsten bis zum achten Grad. Auch mit anderen Freunden, wie dem Zillertaler Vizeweltmeister im Sportklettern, Gerhard Hörhager, konnte ich an einigen Rofanwänden tolle Routen begehen, wie zum Beispiel „Stern am Himmel" (VII+) am Rofanturm, die heute schon zu den beliebtesten Klassikern zählt.
In den letzten Jahren gab es auch andere, die den einen oder anderen schönen Anstieg erschlossen haben. Ich denke da an „Faust aufs Auge" (VIII) an der Rofan-Ostwand von Heinz Zak und Georg Walch, an einige traumhafte Routen von Hannes Salvenmoser mit seinem oftmaligen Seilgefährten Otto Ölze, oder an die Spitzenroute „Der Zyklop" (VIII) an der Roßkopf-Nordwand, um nur eine der Erstbegehungen des Kramsacher Kletterers Günther Gapp zu nennen, der oft mit Simon Arzberger und Raimund Moser unterwegs ist.
Vom Drachenfliegen her kannte ich Darshano schon längere Zeit. Seine Einstellung und Liebe zum Klettern mit dem „bewußten Verzicht auf Bohrhaken" gefiel mir, und so entwickelte sich Ende der 80er Jahre zwischen uns eine feste Freundschaft und fixe Seilschaft. Um unseren gemeinsamen Freund „Fels" nicht zu verletzen, konstruierten wir für heikle Wandpassagen, die sich mit herkömmlichen Sicherungsgeräten schwer absichern ließen, die „Kralle", die uns schon öfters gute Dienste erwiesen hat. So sind uns im Rofan, zu jeder Jahreszeit kletternd, weit mehr als hundert Erstbegehungen gelungen, von klassischen Sechsern mit Freundinnen, wie der siebzigjährigen Hermi Lottersberger, bis zu heiklen, moralisch anspruchsvoll-rassigen Routen mit nervenzerfetzenden Hakenabständen, oder auch — mit Normalhaken und Sanduhrschlingen bestens abgesicherte — Sportkletterrouten bis zum neunten Grad, die Vergleiche mit Arco oder dem Verdon nicht zu scheuen brauchen.
Viele der Routen zeigen, was alles möglich ist, wenn man der Versuchung, eine Erstbegehung ohne Rücksicht auf Ethik und Stil unter allen Umständen zu vollenden, konsequent widersteht und stattdessen Kreativität, Mut und beherzte Entschlossenheit walten läßt.
Leider werden von verschiedenen Alpinisten immer wieder Routen eröffnet, die nicht nur mit unnötigen Bohrhaken versehen sind, sondern zudem noch von oben eingerichtet werden, wodurch anderen Kletterern oft interessante Möglichkeiten genommen werden. Allein die Tatsache, daß Darshano fast der einzige mir bekannte, Erschließer von Rang ist, der im alpinen Gelände noch keinen einzigen Bohrhaken gesetzt hat, spricht für sich. Wie viel intensiver die Erlebnisse werden können, wenn auf Bohrhaken verzichtet und dafür mehr Abenteuer zugelassen wird, sollen einige der Geschichten illustrieren, die Darshano und ich im Laufe der letzten Jahre über unsere Rofan-Erstbegehungen niedergeschrieben haben.





Oben: Schrattenthaler in der „Traverse zur Silbergöttin" während der Erstbegehung von „Atacama" (VIII, August 1992) in der Sagzahn-Ostwand zwischen Rebitsch-Führe und der Buhl-Dachverschneidung.
Im Hintergrund das Inntal mit Kramsach, dem Heimatort von Ernst Schmid
Foto: Swami Prem Darshano

Unten: Darshano während der Erstbegehung von „Xenophil & Philogyn" (VII, 20.12.1992) in der Haidachstellgipfel-SSW-Wand
Foto: Hanspeter „Jesus" Schrattenthaler

Darshano und Jesus klettern im Rofan

Vollendet für den Meister (spd)

... da stoßen wir plötzlich ganz unerwartet auf zwei Standhaken. Darunter in den Fels geritzt die Initialen: HM, RD. Wie ein Blitz trifft Jesus und mich die Erleuchtung, wer hier schon vor uns war: Heinz Mariacher! Mit seinem gelegentlichen Kletterpartner Ralf Deseke hat er in den siebziger Jahren diese Neutour begonnen und hier wieder abgeseilt. Zwar war er noch zirka zwanzig Meter über diesen Stand hinaus gekommen (einige Haken in der hier links hochziehenden Verschneidung zeugen davon), doch fünfzehn Meter unter dem Ausstieg schlug er den letzten Haken, fädelte eine Sanduhr, verband die beiden miteinander und kehrte um. Und genau diesen Ausstieg wollen wir für meinen ehemaligen Kletter-Lehrmeister, von dem ich so viel alpine Ethik und Technik gelernt und für mich dann weiterentwickelt habe, vollenden. Ich weiß, daß es ein knackiges run out wird, weil ich mit meiner momentanen Ausdauerpower keine Zeit haben werde, irgendeine Sicherung unterzubringen, sobald ich in die Stelle hineingeklettert bin. Gedanklich gehe ich noch einmal alles so durch, wie es meiner Ansicht nach laufen müßte und lasse mir die überlegten Bewegungsabläufe mental in Mark und Bein übergehen. Im Blut muß es sich schließlich manifestieren, von dort aus Geist und Muskeln steuern ... Ein fragendes „Okay?" zu Jesus, — ein bekräftigendes „Okay!" kommt zurück. Ein Zeichen, daß er jede Regung meines gespannten Körpers mit hellster Bewußtheit beobachten, jeden Tritt und Griff mit Adleraugen verfolgen und bei jedem meiner Atemzüge dabei sein wird. Dieses tolle Gefühl im Rücken klettere ich entschlossen los.

Die Sanduhr und den einzigen Zwischenhaken hinter mir lassend piaze ich hoch und mache den großen Kreuzzug, wonach ich dringend chalken muß, weil der Riß zuvor etwas naß war und meine Finger für die Schlüsselzüge unbedingt staubtrocken sein sollten. Alles muß ruckzuck gehen. Die weitere Querung läuft glatt, aber jetzt merke ich, daß das angepeilte Loch oberhalb des Quergangs außerhalb meiner Reichweite liegt. Während ich es mit einem Längenmove versuche, spüre ich, wie die Kraft in meinen Unterarmen zu schwinden beginnt. Ohne zu überlegen trete ich den Rückzug an, greife beim ersten Versuch, den Kreuzzug zur Piazschuppe zurück zu klettern, prompt zu kurz, schwinge unfreiwillig ins Leere wie eine Westernsaloon-Tür, schaffe die Distanz zum Glück im zweiten Anlauf und rette mich piazenderweise zurück zu Haken, Sanduhr, Stand. Wouw — das war heikel.

Während ich nun warte, bis sich meine Unterarme erholt haben, überlege ich, wie ich die Füße da oben plazieren könnte, damit ich das Loch erreiche. Nachdem ich ein vages Bild davon habe, wie die Beinarbeit auszusehen hat, steige ich wieder ebenso entschlossen und selbstsicher ins run out hinein wie zuvor. Es ist schon seltsam, aber manchmal fühle ich ganz intuitiv, daß ich es schaffe. Wenn ich diese innere Stimme höre und noch dazu Jesus' „Okay!" vernehme, gibt's kein Halten mehr. Daß mich ein Fehlgriff aus zirka acht Meter Höhe ins Seil stürzen lassen würde, was dem Haken sicher zuviel wäre und möglicherweise auch die Sanduhr herausrisse, wodurch sich der Fangstoß dann unweigerlich direkt auf den Stand übertrüge, sodaß der mich sichernde Jesus eine Fallhöhe von zwanzig bis fünfundzwanzig Meter abbekäme, kann mich in diesem konzentrierten Zustand nicht schocken, obwohl ich mir der Gefahr voll bewußt bin. (Damit die Leser nicht glauben müssen, ich sei suizidal veranlagt, sei noch erwähnt, daß das Gelände hier so weit überhängt, daß es im Falle des Falles zu keinem Aufprall kommen würde.)

Diesmal geht alles noch ein bißchen perfekter, fast wie einstudiert, sodaß ich genug Kraft und Nerven habe, die vordersten Kuppen der Kletterpatschen wie geplant exakt auf den abschüssigen Leistchen zu plazieren. Jetzt der Dynamo. Ja, mit den Fingerspitzen ertaste ich das Loch, von dem ich bereits sehe, daß seine Seitenränder scharf und griffig sind und genug Halt für eine Rastposition bieten werden. Ein heikler Aufsteher bringt mich hoch genug, den rechten Seitenrand zu fassen, und während mein Körper höherschwingt, ergreife ich übers Kreuz auch noch die linke Lochkante. Die Füße treten nach, und — höchste Zeit — bin ich dem überhängenden Terrain ins Senkrechte entstiegen. Jesus fotografiert wieder, während ich kräftig durchatme und mich auf die letzten zwei, drei Meter konzentriere. Erst als ich kurz später an einer großen Sanduhr Stand gebaut habe und Jesus nachhole, kann ich an der Tatsache, daß er — zwar belastet mit all dem Klimbim von Friends, Klemmkeilen und Karabinern, aber immerhin im Nachstieg ganz schön ins Schnaufen kommt, erkennen, was ich soeben für unseren Heinz verzapft habe ...

Geburt aus Stein oder Dom der Ratten (hjs)

Allerheiligen. Ein eisig kalter Herbsttag findet uns in der dritten Seillänge einer Neutour der Klobenjoch-Nordwand.

Darshano und ich hängen am Standplatz unter einem weitausladenden Dach, das versucht, uns den Weiterweg spannend zu machen. Es ist nämlich nicht einfach ein Dach, sondern ein zyklopengroßer Hinkelstein aus grauem Riffkalk, der den Eindruck erweckt, frei in der Luft zu hängen, da er links und rechts und oberhalb und überhaupt nur dort und da am Felsen aufzuliegen scheint, mit der vorprogrammierten Absicht, in absehbarer Zeit in die Tiefe zu stürzen. Allen Regeln der Physik trotzend, klebt er über unseren Köpfen an der überhängend plattigen Wand.

Da der Riß, der über das Dach hinausführt, zum Verklemmen der Hände zu groß ist, für die Schulter aber zu klein,

Schrattenthaler bei der Erstbegehung von „Raketensurfer" (VIII+, Jänner 1992) in der Haidachstellwand-SSW-Schulter. Foto: S.P. Darshano

und da noch dazu loses Gestein in ihm steckt, entscheiden wir uns für die abenteuerliche Variante, die schmale, dunkle Kluft im Inneren der Riesennase zu durchklettern. Irgendwo wird sich wohl ein Durchschlupf ins Freie oberhalb des Daches finden. Ein kleiner Lichtstrahl jedenfalls huscht durch den Spalt zu uns herab. Einfach nach oben klettern, heißt die Devise, wenn nicht draußen, dann drinnen. Ich klettere in die Dachkluft hinein und versuche mehrere Methoden, um im Inneren des Hinkelsteins an dessen Ende zu gelangen. Jede Bewegung will wohl überlegt und gut im Gehirn gespeichert sein, weil jeder Meter, den man sich mit Hängen und Würgen nach oben gewunden hat, wieder rückgängig gemacht werden muß, falls kein Ausgang erreicht wird. Mein Rekord: fünf Meter. Trotz mehrerer Versuche geht's keinen Zentimeter höher. Das zentimeterweise Rückschlängeln aus diesem Irrgarten der Engstellen bereitet jedesmal größte Probleme, weil ich immer wieder wie einbetoniert steckenbleibe.

Heilfroh, die wenigen Meter endgültig zurückgefunden zu haben, wieder richtig Luft holen sowie den Kopf nach allen Seiten drehen zu können, und mir den ätzenden Dohlenkot, den es da drin massenhaft gibt, aus den Augen zu reiben, will ich nichts mehr davon wissen, es ein weiteres Mal zu versuchen. Der neugierigen Frage Darshanos kann ich nur entgegnen, daß am Ende der Kluft zwar eine Ratte ihren Durchschlupf finden und ans Ende des Daches gelangen könnte, keinesfalls aber der Körper eines Menschen. Höchstens sein Kopf.

Natürlich möchte Darshano es nun erst recht versuchen, nach dem Motto: „Wo der Kopf durchpaßt, schlüpft auch der Rest."

Um jegliche unnötige Reibung zu vermeiden, hinterläßt er mir am Schlingenstandplatz seinen Pullover, alle Sicherungsmittel, den Hammer und Magnesiabeutel sowie sein Markenzeichen, den Zylinder. Nach mehrmaligem vor und zurück arbeitet er sich schließlich bis zum Ausschlupfloch vor, und als er es tatsächlich schafft, den seitwärtsgedrehten Kopf durch das Schlupfloch zu stekken, stellt er fest, daß er zwar seitlich noch gerade genug Spielraum hat, um vielleicht auch eine Schulter nachzuzwängen, daß er aber zu hoffnungslos einzementiert ist, um es probieren zu können: Keinen Zentimeter geht es mehr — weder nach oben noch nach unten. „Ich stecke!", kommt's trocken von oben. Selbst wenn er den Kopf wieder nach unten zerren könnte, für ein Umkehren wäre die Kombination von Hunderten von Bewegungsabläufen im Rückwärtsgang notwendig und somit selbst für Superhirn Darshano unmöglich.

Also kommt nur die Flucht nach vorn in Frage. Nach einer halben Stunde des Herummurksens und dadurch wahrscheinlich um einige Millimeter dünner und leichter geworden, gelingt es ihm unter wildestem Gestöhne, sich mit einer Hand und einer Schulter ins Freie zu arbeiten, um erneut wie eingegossen steckenzubleiben, dieses Mal noch mißlicher als vorher, da der Ausschlupf wie eine umgekehrte Stiege gestaltet ist und dem Brustkorb nur Platz für total ausgeatmete Lungen bietet. Ich glaube, daß Darshano, wie er mit Reinhold Messner in der Annapurna-Nordwestwand am Himalaja-Achttausender kletterte, mehr Luft bekam als hier und jetzt im „Dom der Ratten". Jeder stolze Birkenstock-Besitzer, der schon einmal zu kleine Westernstiefel probiert hat, weiß, wovon ich rede: Wenn das ganze Geschäft versucht, dir zu helfen, dich von diesen wieder zu befreien ...

Mehr und mehr wird mir klar, wie ernst die Lage ist. Man stelle sich Darshanos Situation vor: Hinter zweieinhalb Meter dickem Fels, acht Meter droben im Spalt, zwar mit einer Hand und dem Kopf bereits im Freien, aber festgeklemmt wie zwischen Schraubstockzwingen.

Er würde eine Nacht in dieser Position nie überstehen, schon gar nicht ohne Zylinder! Die wildesten Abenteuer haben wir schon gemeinsam überlebt, wenn auch oft knapp, ob in der Luft beim Drachenfliegen oder auf Eiswasser im lecken Boot, ob beim Forschen in kompliziertesten Höhlensystemen oder an steilen Felswänden. Fast überall haben wir uns gegenseitig helfen können, nur hier scheint die Lage so ziemlich aussichtslos, denn außer unnötigen Tips, die er minütlich von mir kriegt (nach anderthalb Stunden müssen es wohl schon recht viele sein), kann ich nichts Sinnvolles für ihn tun.

Auch bei mir am Standplatz ist es alles andere als lustig. Die Kälte ist mir längst in die Glieder gekrochen, die Angst um meinen Freund wächst von Minute zu Minute, und eisig kalter Wind bläst beständig die schattige Nordwand herauf.

Tief unter uns liegt alles in Schnee gehüllt, nur die rotgelben Lärchenbäumchen züngeln wie Flammen aus der weißen Decke und vermitteln — wenn auch nur scheinbar — ein klein wenig Wärme. Über uns stahlblauer Spätherbsthimmel. Blau, ja blau soll angeblich beruhigen. Aber dieses Blau verspricht eine klirrend klare Herbstnacht, und in dieser Höhe, noch dazu ohne Bekleidung und Bewegung würde das nicht einmal der Überlebensspezialist Rüdiger Neberg überleben, geschweige denn Darshano.

Angespornt durch Anfeuerungsparolen meinerseits und seine eigenen, sehr interessanten Laute, etwa die eines Neandertalers oder zumindest Fellbesitzers, versucht er sich freizumurksen.

In den kurzen Pausen des Probierens ist immer wieder hastiges, kurzes, lautes Atmen vermischt mit Röcheln zu hören; wie ein Ertrinkender um Luft ringend bis kläglich japsend.

Gedoped wie Ben Johnson läuft uns die Zeit im Sprint davon. In den ohnehin so kurzen Herbsttag hinein fängt es nun langsam zu dämmern an. Meine Gedanken sind schon seit einiger Zeit mit dem Zusammenstellen von Rettungsmannschaft und Spezial-Bergetechniken, die hier nötig wären, beschäftigt. Dabei male ich mir die wilde-

Swami Prem Darshano
Foto: H.J. Schrattenthaler



Hanspeter „Jesus" Schrattenthaler
Foto: S.P. Darshano

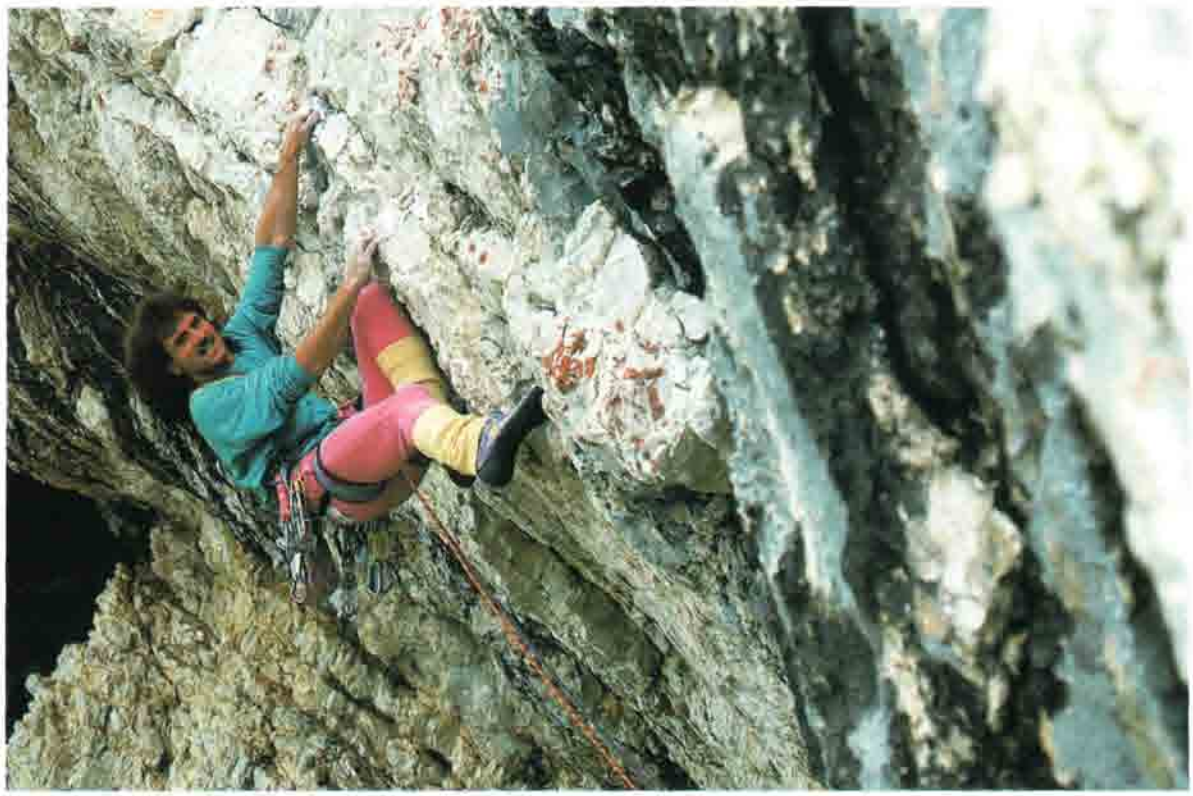


sten Sachen aus: Ich sehe mich mit benzinbetriebenem Preßlufthammer den Freund herausmeißeln, sehe, wie er vom Hubschrauber herausgezogen und dabei in Stücke gerissen wird, oder sehe, wie ich den Riesen-Hinkelstein mit Wagenhebern aus der Verankerung presse und wir alle zusammen mit in die Tiefe gerissen werden ... Gerade als ich beginne, mit dem Hammer das Seil abzuschlagen, um abzuseilen und Hilfe zu holen, vernehme ich die wunderbarsten Worte meines Lebens. „Ich bin frei!" Beide schreien wir verrückt vor Freude, alles andere kann jetzt nur mehr ein Drüberstreuen sein.
Zuerst zieht sich der vor Schmerzen und Kälte Zitternde seine Sicherungsgeräte und Kleider außerhalb des Daches von meinem Stand zu seinem hoch. Später klettere dann ich, von oben gesichert, über das Dach, dessen Riß ich gleichzeitig für Wiederholer von losem Gestein befreie; denn durch den „Dom der Ratten" würde sich wohl kein menschliches Lebewesen mehr zwängen. Bei Darshano angekommen, sehe ich erst, was dieser durchgemacht hat. Blut und Hautfetzen, die an den rauhen Begrenzungswänden des Ausstiegsspaltes hängen, zeugen von seinem qualvollen Durchschlupf. Oder war es eine „Geburt aus Stein", ohne Kaiserschnitt, mit einem viel zu großen Baby?
In kurzen Worten schildert mir Darshano, wie er es doch noch geschafft hat, sich zu lösen: „Mit der Hand, die noch im Spalt war, fingerte ich so lange an meinem Hüftgurt, der sich chancenlos am Fels festgefressen hatte, herum, bis er sich öffnen ließ. Sodann versuchte ich unablässig, mich zu befreien, indem ich mich nicht nur aus dem Anseilgurt, sondern auch aus der Kletterhose und sogar Unterhose zwängte und mich dann — trotz heftigstem Schaben der Hüftknochen am Fels — Millimeter für Millimeter nach oben drückte, mit der befreiten Hand ziehend mit der anderen schiebend, wie eine Katze, die weiß: wenn der Kopf durchpaßt, schlüpft auch der Rest. Erst als ich meine Hüfte befreit hatte, angelte ich mir mit dem Rist des Kletterpatschens den zurückgebliebenen Hüftgurt samt Hose und Seil und konnte wieder durchatmen.
Alles andere ist jetzt nur noch routinemäßiger Ablauf für uns. Durchgefroren bis auf die Knochen und mit klammen Fingern, aber dafür mit einem unbeschreiblichen inneren Leuchten, spreize ich die Ausstiegsseillänge hinauf. In unseren Herzen brennen Feuer, die uns zeigen, wieviel Wärme gemeinsam überstandene Abenteuer spenden können.

Raketensurfer oder Die russische Gräfin (spd)

Es ist Jänner. Eisige Nordwinde strömen gegen das Gebirge. Winter. So richtig Winter. Obwohl wir uns in einer sonnigen Südwand befinden, hat es einen Schatten [d. i. Kälte, Anm. d. Red.], daß die symbolischen zwei Zentimeter zwischen Daumen und Zeigefinger das höchste der Gefühle sind, wenn du weißt, was ich meine ... Jedenfalls ist der Sichernde ein armes Schwein, wenn der Seilerste bis zum nächsten Stand mehr als 3 Min. und 17 Sek. benötigt, geschweige denn ein, zwei Stunden, wie es bei einer alpinen, bohrhakenfreien Erstbegehung im geschlossen überhängenden Fels ohne weiters vorkommen kann. Ein Glück, daß wir die erste Seillänge gestern vorbereitet haben. Nun, da die Haken stecken und nur auf den letzten zehn Metern zum Stand hin ein, zwei Friends zur Absicherung gezückt werden müssen, während im VIII+ Gelände lediglich die Expreß-Schlingen einzuhängen sind, wird die Sache hoffentlich bald vorbei sein, sodaß Jesus Schrattenthaler, mein Seelenbruder, wenn ich den Stand erreicht habe, nicht starr wie Ötzi drunten am Einstieg lehnt, sondern nach wie vor unter den Warmblütlern weilt.
Also los. In voller Wintermontur steige ich ein und komme mir darin vor wie ein sibirischer Pelzjäger, der die komplette Ausbeute der letzten Pirsch am Leibe trägt. Aber schließlich wird jeder Rotpunkt-Kämpfer am Ende der Seillänge zur regungslos angeketteten Sicherungs-Maschine, und damit erkaltet innerhalb kürzester Zeit auch die siedendste Durchblutung vom anstrengendsten Durchstieg. Gegen diesen Biber [d.i. Kälte. Anm. d. Red.] hilft auf die Dauer nur Opas lange Unterhose mit Polarfleece-Buxe und pampfigem Thermo-Sweater. Zwar kann ich mich in diesem Aufzug nur ziemlich behäbig bewegen, aber die Griff- und Trittfolge ist mir von gestern, wo wir diese Seillänge, nach gefährlichem Anbringen der nötigen Haken aus dem Vorstieg, schon Rotpunkt geklettert waren, noch so im Blut, daß ich sie abspulen kann wie Belmondo seine Stunts. Auch der durch die üppigen

Eher überhängendes Gelände.
Schrattenthaler in der Erstbegehung
„I Ging" (VIII, Juli 1993) in der
Haidachstellgipfel-SSW-Wand
Foto: S.P. Darshano



Klamotten eingeschränkte Bewegungsradius kann mich nicht bremsen, so erreiche ich die Standnische ohne Kalamitäten.
Während Jesus nachkommt, schaue ich nach rechts hinauf zur überhängend-kompakten Platte, die wir vergangenen Sonntag, am 19.1.1992, genau zwei Jahre nachdem Osho seinen Körper verlassen hatte, durchsteigen konnten, und freue mich über den sauberen Stil, in dem sie uns — trotz einsetzenden Schneetreibens — gelang. In Erinnerung an die letzten Worte dieses einzigartigen Mystikers tauften wir die IX-Route „I leave you my dream" und können sie jedem geläuterten Wiederholungsanwärter nur aufs glühendste empfehlen.
Aber zurück ins Hier und Jetzt, wo uns Frau Holle zwar verschont, der Eismann aber dem vom letzten Wochenende um nichts nachsteht. Jesus macht nicht viele Worte und geht den heißen Quergang an, der uns zum linken wulstigen Rißsystem und über dieses hinauf zur nächsten Standmöglichkeit führt.
Dort sehe ich Platten auf uns warten, die höchste Sinnlichkeit versprechen — und halten. So sehr, daß ich — einige Zeit später — mich ganz in ihrer steilen Welt verliere. So sehr, daß ich in meiner Versenkung einfach der vermuteten Sanduhr entgegenklettere, ohne tatsächlich von ihrer Existenz zu wissen. So sehr, daß ich erst erwache, als Jesus mir zuruft, ich solle raten, was da am Fuße der Wand über die bocksteifgefrorene Flanke der Schlucht entgegenkollert. Ein kinderkopfgroßes Etwas mit blauer Schlinge hüpft da wie eine mexikanische Springbohne dem Abgrund zu und wird von diesem auch prompt mit großem Appetit auf Nimmerwiedersehen verschlungen. Die Yashica, meine vom Himalaya-Climb bis zur Marmolada-Neutour abenteuergeeichte Kamera. Die restlichen zuhausegebliebenen Objektive werden in diesem Augenblick sicherlich mit schreckhaft erweiterten Linsen eine telepathische Vision vom Abgang ihrer Mutter haben. Mich hingegen berührt es nicht im geringsten. Was ist schon der Materialwert einer Spiegelreflex gegen diesen Moment, dieses Meer der Freude, in dem ich jubelnd vor Entzücken grad bereit bin zu ertrinken? Wo Wogen der Ekstase in meinem Kopf zusammenschlagen? In diesen Platten? Wo sogar Sanduhr ist, was ich als Sanduhr ahnte? Ich seh' Raketen schon sich startklar machen. Und wollt' ich fliegen, ich könnt' durchs Weltall surfen, ohne Limit ...
Am nächsten Morgen erfahre ich, daß meine Großmutter sich in der Nacht ins Jenseits aufgemacht hat. Ich nannte sie gerne „die russische Gräfin", weil sie ein so extravagantes Auftreten an den Tag legte und oft urkomische Sprüche losließ, die jung und alt verblüfften. Sicher surft sie mit Triumph jetzt in den Himmel auf. Oder dort rum. An einer Rakete, wie ich sie gestern sah. Ich spür's ...





Im Land der Morgenröte (spd)

Der Wind ist abgeflaut, die Temperatur goldrichtig und die Wand fast trocken. Waltraud und Jesus plädieren für das Rißsystem rechts von Romantica-Min-Chen, und spät aber doch steige ich in den unteren Wandteil ein. Ein anfänglich sehr steiler Riß begrüßt mich herausfordernd, legt sich aber bald zurück und weicht herrlicher Kletterei im gemäßigten Schwierigkeitsbereich. Daß sich die zweite Seillänge leicht neigt, war zwar von unten schon ersichtlich, daß aber auch die dritte mit Genußkletterei aufwartet, überrascht uns, weil sie vom Boden aus überhängend und geschlossen aussieht. Ich staune nicht schlecht, als Griffe, Löcher, Leisten und ein stets vorhandener, wenn auch steiler, Piazriß, die traumhaftesten Bewegungen und Gefühle zulassen.

Jesus fotografiert wieder einmal, ich posiere ihm in der Platte, die die rechte Verschneidungswand bildet, und gerade als ich zum Weitersteigen ansetze und die solide Felskante eines massiven Turmes berühre, um mich an ihm mittels Stütztechnik hochzudrücken, durchzuckt ein elektrischer Schauer meinen ganzen Körper, und ein langgezogenes Stöhnen entringt sich meiner Lunge. Waltraud und Jesus erschrecken nicht wenig und glauben mich in Sturzposition oder gar schon abgehoben ...

Umsomehr wundern sie sich, daß sich nichts tut und ich nur regungslos in derselben Stellung verharre. Als die beiden neugierig drängend wissen wollen, was mit mir los sei, löse ich mich ganz langsam aus der Erstarrung und erwidere: „Mit mir ist nichts los, aber wenn ich mich soeben nicht intuitiv so vorsichtig bewegt hätte, wärt ihr jetzt im Land der Morgenröte!" Die fragend staunenden Gesichter der beiden machen einem Ausdruck des Ausgeliefertseins Platz, als ich ihnen erkläre, daß der tonnenschwere Felsturm neben mir, der so bombig zuverlässig aussieht, in Wirklichkeit auf seiner äußersten Kante steht, bereit, auf die beiden, die genau darunter an den Stand gebunden sind, hinabzudonnern und sie zu zerschmettern. Erregt beschwören sie mich, nur ja nichts zu unternehmen, was den Turm beleidigen könnte.

Ich verspreche es und schleiche mich — der Verschneidung ausweichend — rechts an ihm in der viel schwierigeren Platte vorbei, um direkt über dem Damokles-Schwert Stand zu beziehen. Beim Einholen der Seile vermeide ich jegliche Berührung derselben mit dem Felskoloß, und als Waltraud sowie Jesus neben mir stehen, gebe ich dem Block einen kleinen Schubser, und das Ungetüm rast lautlos in die Tiefe, zerschellt just auf dem Platz, wo meine Freunde mich gerade noch zuvor gesichert haben, und rauscht wie ein Komet mit Getöse gen Einstieg. Dort reißt er einen Krater aus dem Erdboden und bleibt einige Meter daneben unschuldig liegen, als hätte er schon immer hier geruht. Als wir uns wieder der Rißverschneidung zuwenden, liegt noch immer der zündelnde Geruch von Schwefel in der Luft, und es ist, als ob der Ruf nach zwei Seelen erst jetzt in der Ferne verhalle ...

Wie für Kletterer geschaffen nimmt der Riß jetzt wieder unsere Finger auf und bietet anregend senkrechtes Piazen mit zusätzlichen Tritten und Griffen an der Verschneidungswand. Wir kosten das Vergnügen des epikureischen Schwerkraftspiels voll aus und schwelgen im puren Kletter-

Links: Darshano bei der Erstbegehung von „Tanz des Universums" (IX-, November 1991) in der Haidachstellwand-SSW-Schulter
Rechts: Darshano bei der Erstbegehung von „Land der Morgenröte" (VII-, 1991/92) in der Sagzahn-Ostwand

Unten: Darshano bei der Erstbegehung von „Der goldene Falke" (VII, Jänner 1991) in der Roßkopf-Südwand. Im Hintergrund die Rofanspitze
Alle Fotos: H.J. Schrattenthaler

genuß, der sich in Schwierigkeit und Kreativität, sogar noch in den letzten Metern bis zum Band hinauf, ständig steigert.
Solcherart angefüllt mit abenteuerlicher Sinnlichkeit, auf dem Band unter dem verlockenden oberen Wandteil verweilend, erinnert uns Waltraud an das gegebene Versprechen, rechtzeitig zum Lift zurückzukehren, der leider schon um 16.15 Uhr den Betrieb einstellt. So kommt es, daß der zweite Wandteil für später bleibt und sich inzwischen die schönste aller Freuden breitmachen kann — die Vorfreude.

Sehnsucht nach Stille (spd)

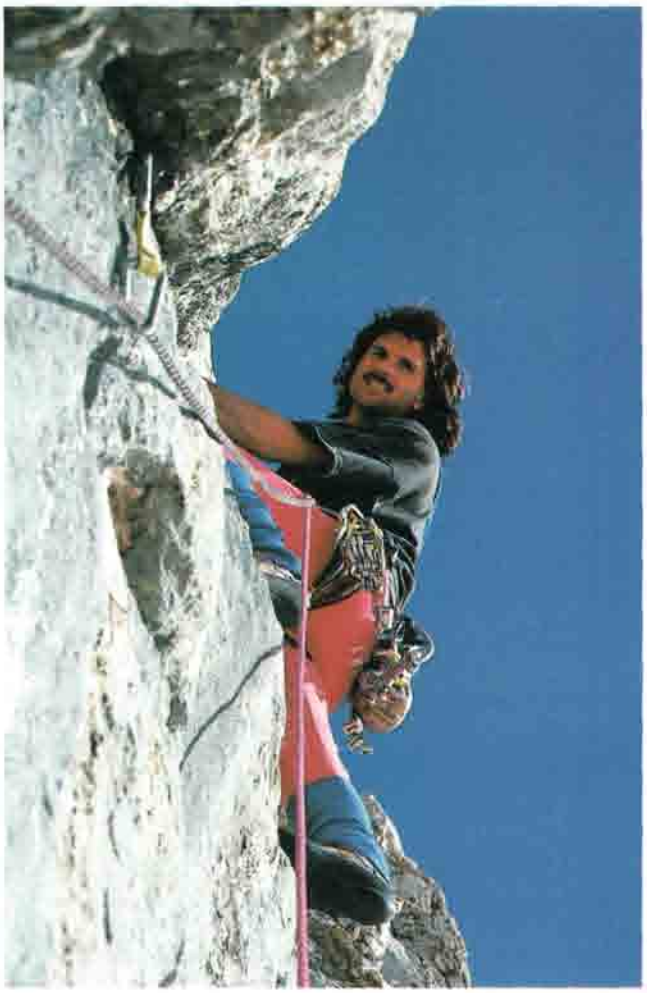
Daß heuer ein extremes Schmetterlingsjahr ist, hat uns der bisherige Sommer schon verraten, aber was hier bei uns am Sagzahn vor sich geht, das grenzt an Tagtraum: Während Jesus die nächste Seillänge hinaufturnt und den rauhen Fels genießt, schweben Hunderte dieser bunten Gesellen an mir vorüber gen Himmel. Der Wind trägt einen nach dem anderen herauf vom steinigen Kar und läßt sie die Konturen der Wand entlang zum Hochplateau hin eilen, wo Blumenblüten locken, die dort im Sonnenschein tanzen, um frischen Nektar zu spenden. Das Außergewöhnliche daran ist nicht nur, daß es so viele, so unglaublich viele sind, sondern daß anfangs ein, zwei, dann immer mehr und schließlich jeder fünfte, sechste Schmetterling vom sonst so typisch unruhigen Gaukelflug zu regungslosem Gleitflug übergeht. Im Aufwind soarend lassen sie sich mir entgegentreiben. Im Gegensatz zum sonst gewohnten Flügelschmettern, das ihnen ja auch den Namen gibt, halten sie die Schwingen ganz still und balancieren elegant im Luftzug der Thermik, sodaß ich zum ersten Mal in meinem Leben die herrlich gezeichneten Farbmuster auf der Oberfläche der Falter auch während ihres Fluges bestaunen kann.
Wie winzig kleine Designer-UFOs schweben sie im Zeitlupentempo an meinem Schlingenstand vorbei und strahlen eine Ruhe aus, die unbeschreiblich ist. Sie wirken derart exotisch, ja außerirdisch auf mich, daß ich in eine völlig entrückte Stimmung gerate. Das ganze Firmament ist übersät mit bunten Schmetterlingen.
Jesus baut Stand, und ich laß mich vollends von den gleitenden Kunstwerken verzücken, spüre eine Sehnsucht tief in mir, dieselbe wunschlos leichte Stille, die das harmonische Schweben dieser zarten Freunde perfekt und doch so spielerisch zum Ausdruck bringt, ganz sanft auch in mein Innerstes hinabzusenken. Erst als der schier endlos scheinende Strom von Schmetterlingen langsam versiegt, holt mich der Ruf Jesus' aus der Zeitlosigkeit dieser sphärischen Begegnung auf den Planeten Erde zurück, ins Abenteuer Neuland ... Den Einstieg zum darüberliegenden zweiten Wandteil markiert ein einsamer, gar seltsamer Geselle. Einsam, weil weit und breit keine Freunde in der sonst nackten Wand für ihn gesichtet werden können und seltsam, weil er zu seiner Hauptsache aus Luft-Wurzeln zu bestehen scheint, die am Verschneidungsbeginn den blanken Fels kreuz und quer überwuchern. Bei genauerem Hinsehen erkennt man jedoch, daß das mehrfach verwickelte Kernstück des Wurzelstranges sich in der einen Richtung zu einem strauchartig gefiederten Gewächs entwickelt und am anderen Ende drauf und dran ist, ein Baumstämmchen zu werden. Unter dem eigenartig schönen Unikum hindurchkriechend gewinne ich die anfangs etwas brüchige Verschneidung und quere nach fünfzehn, zwanzig Metern linkshaltend in festen, wasserzerfressenen grauen Fels.
Da die Wand hier keine natürliche Gliederung aufweist, die einen schlüssigen Weg nach oben erkennen ließe, schwindeln wir uns mit Rechts-Links-Querungen höher und höher, bis wir rechts unter dem markanten Wandfleck, dem sogenannten Meditations-Dreieck, angelangt sind. Ein Rechtsquergang bringt uns abermals ins Niemandsland, das unlogisch und chaotisch, aber vielleicht gerade deshalb für uns so reizvoll ist ... Als ich abends nach Hause komme, setze ich mich in mein Meditationskammerl und werde eine Stunde lang still. Knapp drei Monate lang habe ich jetzt jeden Tag um sechs Uhr früh



Schrattenthaler bei der Erstbegehung von „Russische Revolution" (VII, August 1991) in der Sagzahn-Ostwand
Fotos: S.P. Darshano



Schrattenthaler bei der Erstbegehung von „Xenophil & Philogyn"(VII, 20.12.1992) in der Haidachstellgipfel-SSW-Wand



Oshos „Dynamische Meditation" gemacht, — jetzt habe ich wieder Sehnsucht nach einer ruhigen Meditation: „Vipassana". Auf dem Zenhocker in Position gehen, den Atem beobachten und die Stille genießen, die sich schön langsam einzustellen beginnt. Im Kopf, im Körper, im Herzen. Einfach nur sein ohne Vergangenheit, ohne Zukunft ... Stille ist alles ...

Ruf der Geister (spd)

In Decken gehüllt, unter Regenschirmen versteckt und vom Nebel verschluckt, schweben Nekki, Jesus und ich mit dem Sonnwendjoch-Panoramalift in die Rofan'sche Bergwelt hinauf. Trotz heftigster Schlechtwetterzeichen und der Tatsache, daß wir bereits von der Bergstation aus die naßschwarze Wand erspähen, zieht es uns Richtung Sagzahn. Unter Nekkis Protesten und Jesus' Beschwichtigungen glitschen wir auf dem heutigen Achterbahnrutschgeleise zum Zireiner See hinab, den Knirps zugleich als Regenschutz und Fallschirm benutzend.

Nach diversen Gegenanstiegen beim Fels angelangt, bieten sich uns zwei Möglichkeiten: Rechts die der blutjungen, weil vor kurzem erst in die Welt gesetzten „Geierwally" und links der alten, vor fast siebzig Jahren erstbegangenen „Pfellerverschneidung". Nur dort scheints heute trocken zu sein. Die etwa hundert Meter hohe Sockelwand entpuppt sich als wesentlich steiler, als sie aussieht, aber da sich gerade ein blaues Loch am Himmel zeigt, durchsteigen wir sie gemeinsam mit Nekki. Sie klettert heute mit besonders großer Freude, kommt gut voran und so erreichen wir zügig das große Band. Die hier beginnende Hauptwand, die extrem steil und abweisend aussieht, ist eher nichts für Nekki. Daher quert sie über das Band hinaus und wartet im Sonnwendjoch-Berghaus auf uns.

Obwohl es jetzt wieder zu regnen beginnt — den immer dichter werdenden Nebel ignoriere ich nicht einmal, und die arge Kälte wird für ungültig erklärt beziehungsweise disqualifiziert — steige ich an grauem griffigen Fels in der

Was nach der letzten Erstbegehung bleibt. Rofan-Abendfriede
Foto: Heinz Zak

Hauptwand bis zur gelben Zone hina. Am Stand beobachte ich einen Mauerläufer, der sich mit seinem spitzen langen Schnabel Insekten aus Ritzen und Spalten pickt, während Jesus sich extrem ausgesetzt um die linke Kante schwingt und in anspruchsvoller Kletterei nach oben verschwindet.
Als ich nachkomme, will er abseilen, weil es heute bei diesem Wetter doch kein Durchkommen gibt und über uns außerdem nur glatte Mauer zu sehen sei.
Das hätte er nicht sagen dürfen. Nicht das. Glatte Mauer! Da erwacht mein Auftrieb erst recht — seine Schuld. Ohne lange zu diskutieren, hangle ich mich den horizontalen Querriß nach rechts und nach rechts und nach rechts, bis sich über mir mit viel Phantasie eine Möglichkeit erahnen läßt. Als Jesus bei mir ist und wieder etwas von Abseilen daherredet, lernt er mich von der sturen Seite kennen. Er war es schließlich, der mir nach Jahren der Zurückgezogenheit wieder die Klettergeister eingehaucht hat. Der sie gerufen, die Geister — jetzt wird er sie, scheint's, nicht mehr los.
Ich dränge ihn so lange, bis er, ganz zögernd zwar, schließlich aber doch, nachgibt und sogar anbeißt. Und das, obwohl hier ganz offensichtlich die Schlüsselstelle wartet.
Er bouldert vor und zurück, ein, zwei Meter hinauf und wieder ab, legt einen Keil, schlägt einen Haken — erst als er den entscheidenden Zwischenhaken als sicher erachtet, greift er endgültig an und startet durch. Achter Grad ... Meine rechte Zeigefinger-Streckersehne, die mir schon frühmorgens weh getan hat, ist jetzt beim Nachklettern endgültig beleidigt. Der Handrücken schwillt an, will's nicht glauben, daß die Kälte heute nicht gelten soll.
Doch jetzt ist es Jesus, der mich antreibt, die nächste Seillänge in Angriff zu nehmen, und mir wird schlagartig bewußt: Die Geister, die ich rief, jetzt werd' ich sie nicht mehr los ...
Diesen Bericht schreibe ich drei Tage später, mit eingebundener Hand, aber voll der Zufriedenheit über die Vollendung eines schöpferischen Aktes, der mir auf der Seele brannte.





Alle Wege führen von der
Erfurter Hütte fort.
Der Gesamt-Wegweiser am Beginn der
Rofanwanderungen
Foto: Walter Klier

Weite Wege im Umkreis kleiner Berge

Wanderungen im Rofangebirge und den Brandenberger Alpen

Rudolf Wutscher

Ein feuchter Beginn

Nur mehr wenig Licht dringt durch die schmale Kluft herunter, die von den nur wenige Meter voneinander stehenden Felswänden gebildet wird. Mit unverminderter Kraft rauscht das Wasser durch den selbstgeschaffenen Kanal und bildet weiterhin kleine Einbuchtungen, mit Hilfe in Bewegung gesetzter, verschieden großer Steine. Je nach Tageszeit ändert sich die Intensität des Lichtes, wechselt vom blendendgrellen Weiß bis zum gedämpften Grau und wird durch Wassertropfen und zerstäubende Gischt in ihrer Eigentümlichkeit noch weiter gesteigert. Ein ungewöhnlicher Weg führt durch diese Schluchten, gebildet durch den Ablauf des Spitzingsees; er zeigt ein ungewohntes Bild von einem Gebiet, das für seine logenartigen Aussichtsplätze berühmt ist. Diese scheinbare Trennlinie war bis vor dreißig Jahren von großer Wichtigkeit. Das damals noch wenig erschlossene Brandenberger Tal benützte die Wasserkraft, um das geschlägerte Holz aus den hintersten Winkeln der Quelltäler hinaus zum Inn zu transportieren.

Unterschiede kennenlernen

Heute noch läßt sich dies an einer Wanderung nachvollziehen, die in Rattenberg beginnt und entlang der Ache, eben diesem Triftsteig folgend, weit ins Tal hineinleitet. In Rattenberg lohnt der kurze Gang hinauf zur Schloßruine, wo man einen schönen Überblick über die Berge hat, die, zwischen dem Ebner Joch im Westen und dem Pendling im Osten, am Nordufer den Inn begleitend, nach der aktuellen Gebietseinteilung die südliche Begrenzung der Brandenberger Alpen darstellen. Beim Blick hinüber zum markanten Abbruch in der Südwestseite des Pletzachkogel, am Beginn des Brandenberger Tales, kann man auch den Abbauort des rötlichen Steines erkennen, aus dem die Pfarrkirche erbaut ist.

Im Gegensatz zum städtischen Erscheinungsbild der kleinsten Stadt Tirols steht das Bauernhöfemuseum, nördlich des Inns auf der Anhöhe der Reintaler Seen. In unschwieriger Wanderung über Voldöpp zu erreichen, zeigt dieses die bäuerlichen Hofformen in statischer Form; damit kein allzu niedlicher Eindruck entsteht, möchte ich eine Wanderung ohne Fahrzeugbenutzung bis zum Enterhof empfehlen, ausgehend von hier oder dem Gebiet des Achensees.

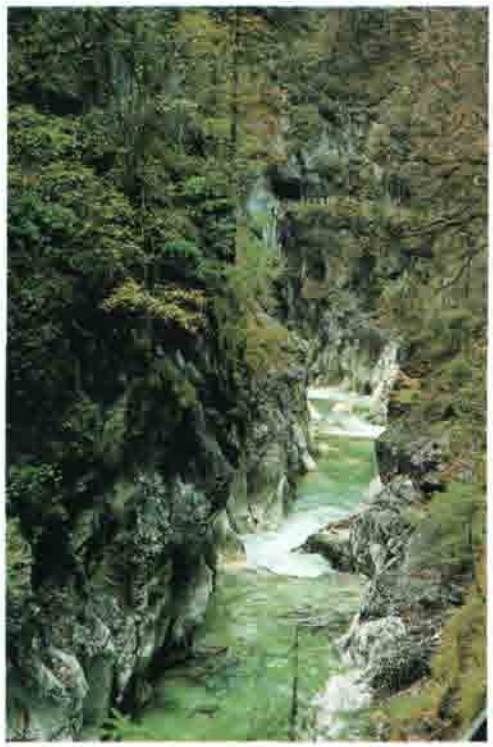
Nördlich des Plateaus der Reintaler Seen erhebt sich die leicht erreichbare, doppelgipfelige Voldöpper Spitze, die Eckerhebung der östlichen Brandenberger Berge. Ihre Aussicht kann mit den Gipfeln des weit bekannteren, westlichen Teiles — der Rofangruppe — durchaus mithalten. Dabei bieten die Wiesen im Gipfelbereich mit den verfallenen Resten zweier Heustadel knapp westlich, unterhalb der höchsten Erhebung Einblicke in die beschwerliche Bauernarbeit vergangener Tage. Das hochstehende Gras deutet darauf hin, daß die Wiesen bereits längere Zeit nicht mehr bearbeitet werden.

Im Westen die alpinen Spitzen des Rofans, die nahezu geschlossen erscheinenden Ostabbrüche von der Rofanspitze bis zum Sonnwendjoch, deutlich grau von den davorliegenden Latschenfeldern abgehoben, direkt im Übergang, ohne lange, mühselige Schotterkare. In der entgegengesetzten Richtung die fast schon Voralpencharakter aufweisenden begrünten und bewaldeten Erhebungen des östlichen Teils der Gruppe, in denen sich, neben kletterbaren Wänden, bei näherer Betrachtung besonders interessante und lohnende Wanderziele verbergen. Dazwischen, gegen Nordwesten, das von überall her markante Massiv des Guffert mit dem weit gegen Osten reichenden bewaldeten Rücken des Raucheggs. Tief unten im Tal die Furche der Ache mit den tiefeingeschnittenen Klammen. Es scheint sich zu erklären, warum der östliche Teil lange Zeit in keiner Beschreibung zu finden war. Erwähnt auch Theodor Trautwein, einer der Mitbegründer des Deutschen Alpenvereins, 1893 nur den westlichen Teil, die Rofangruppe, wenn auch mit spürbarer Unsicherheit:

„Die Umgrenzung dieser Gruppe ist sehr einfach gegeben durch den Achensee und den Keesbach im Westen, den Inn im Süden, die Brandenberger Ache im Osten; im

Oben: Am Steinernen Tor
Unten: In der Kaiserklamm
Fotos: Rudolf Wutscher





Norden wird sie durch den Sattel des Kögljoches von dem Stock des Unnutz getrennt; rechnet man aber diesen noch zur Gruppe, so bildet erst der Sattel zwischen Ampelsbach und Steinberger Ache die Nordgrenze."

Am Beginn ins Innere

Im Eingangsbereich des Brandenberger Tales findet man auch mit dem versteckt liegenden Hilaribergl, einer ehemaligen Einsiedelei, ein schnell erreichbares Wanderziel. Es befindet sich auf dem weit ausgedehnden Abbruchkegel unterhalb des bereits erwähnten Pletzachkogels. Mit der auf der anderen Seite der Ache liegenden Wallfahrtskapelle von Mariathal läßt sich, auch im Zusammenspiel mit den Reintaler Seen, auf einfachen Wegen das kulturelle Umfeld am Fuße des Rofangebirges in seiner gesamten Spannweite erkunden. Ansonsten sollte der Weg frei sein für den Anmarsch durch die Klammen, wobei man zunächst der lockenden Auffahrt zum Sonnwendjoch mit Hilfe der Sesselbahn widerstehen muß.

Anfänglich westlich der Straße, wendet sich der Steig später zum Wasser hinunter und führt immer diesem entlang talein. Dabei fördern beschilderte Beobachtungspunkte die Befassung mit dem erwanderten Gebiet und heben das Verständnis. Auch die kurzweiligen, oft ungelenk wirkenden Manöver der Paddler machen die Wanderung abwechslungsreich, die besonders für Kinder ein beliebtes Ziel darstellt.

Bei Pinegg verengt sich die Klamm so weit, daß man einen kurzen Umweg suchen muß, um noch weiter talein über den 1904 gebauten Triftsteig zum Höhepunkt der Klammwanderung, der Kaiserklamm, zu gelangen. Kurz vorher bietet das Kaiserhaus die Möglichkeit, am Schnittpunkt mit dem in Ost-West-Richtung durch das Gebiet verlaufenden Nordalpinen Weitwanderweg, eine Nacht zu verbringen, und sich erst am nächsten Tag zu entscheiden, in welchen Teil der Brandenberger die Wanderung führen soll.

Das Wohlgefühl wird nur durch den großen Parkplatz gestört, welcher unmißverständlich auf die Möglichkeit hinweist, hierher mit dem Kraftfahrzeug zu fahren. Den letzten Kilometer legt man auf einer staubigen Schotterstraße zurück, im Gleichklang mit den zwischenzeitlich nicht mehr so zufriedenen Klammwanderern.

Der Nässe entkommen

Die Paddler hatten auch den fotografischen Ehrgeiz meines Freundes Karl geweckt. Ausgestattet mit mehreren Objektiven besuchte er, Frau und Kinder im Anhang, mehrmals im Frühsommer die Tiefenbachklamm. Immer noch bessere Standpunkte glaubte er zu finden, immer weiter oben auf den Bäumen oder an den hoch über dem Wasser aufragenden Felsnasen. Nachdem die Plätze immer exponierter wurden, arteten die Objektivwechsel in

Oben: Erfurter Hütte
Unten: Die Schermstein-Alm
unter dem Sagzahn
Fotos: Walter Klier

akrobatische Übungen aus, bis eines davon unbeabsichtigt den Weg zum Ufer fand. Da es keine Abstiegsmöglichkeit gab, hatte er eine Woche später mich ebenfalls an der Seite, ausgerüstet mit zwei Kletterseilen. Für die vorbeikommenden Wanderer boten wir beim Aufbau der Seilverankerung ein eigenartiges Bild; war doch von Kletterei, wie im Verdon, bisher in dieser Klamm nichts bekannt. Das Objektiv fanden wir unbeschädigt direkt am Ufer, die Lust auf aktionsreiche Paddlerbilder war uns dagegen endgültig abhanden gekommen.

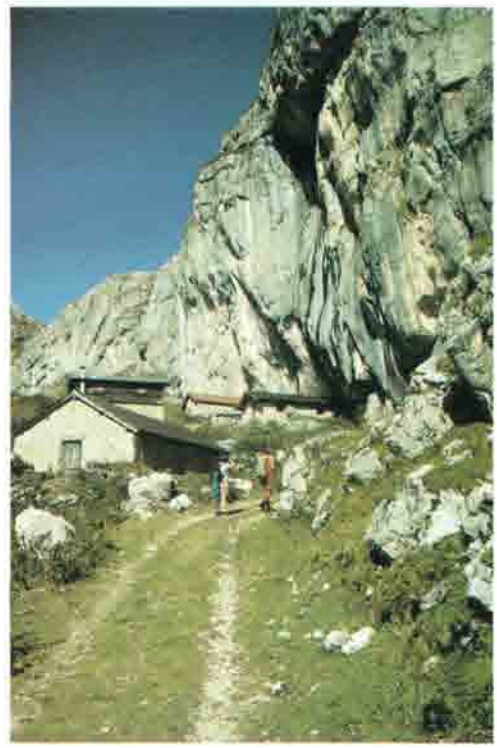
Studien am Weg

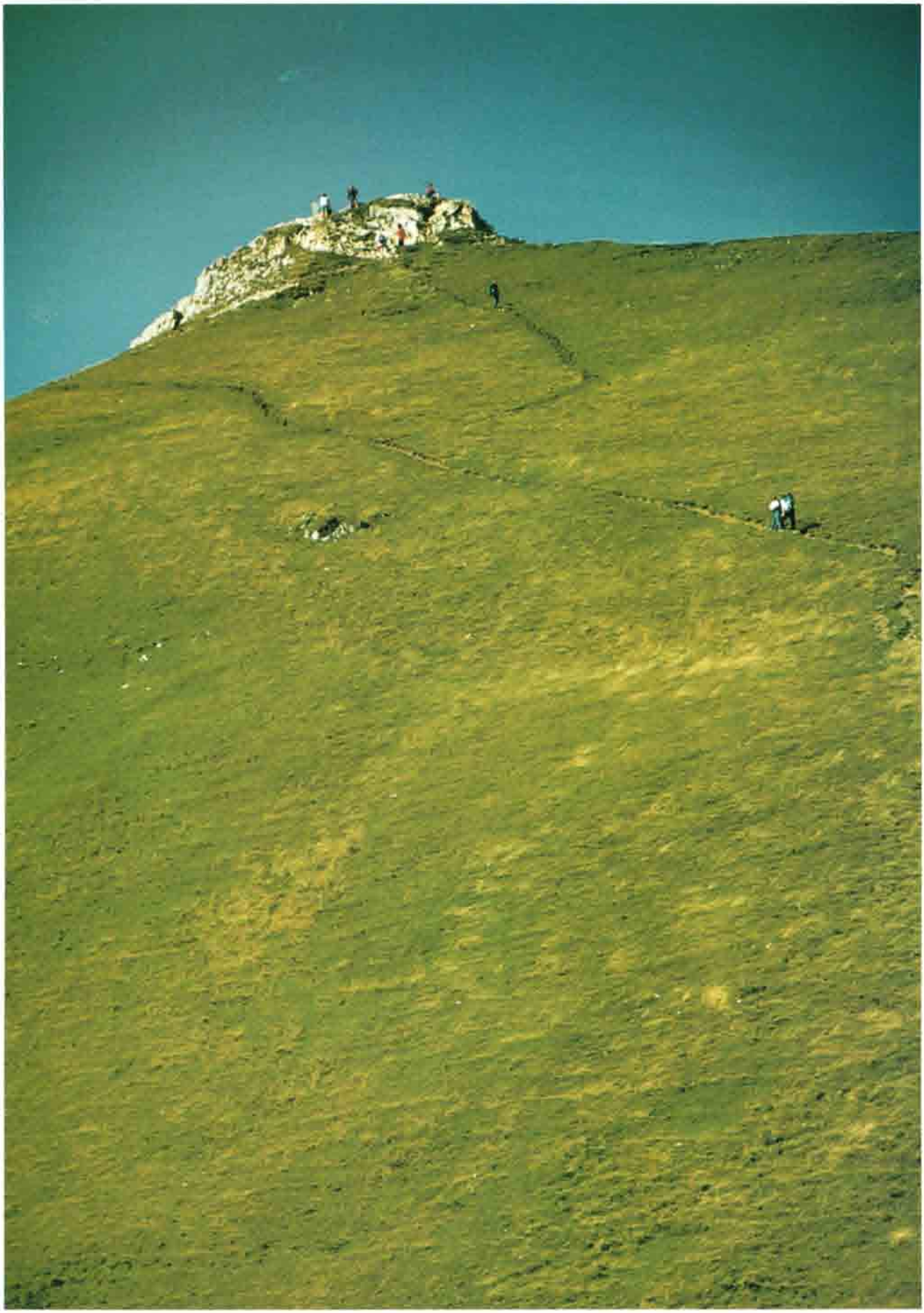
Auch weniger kundigen Naturliebhabern wird der Artenreichtum der Flora im Bereich der Tiefenbachklamm auffallen. Im Bereich der Klammen bieten die steilen Felswände den Pflanzen karge Lebensgrundlagen, denen nur resistente, alpine Arten gewachsen sind. Durch die immer nahe an diese Felsabbrüche heranführenden Steige bietet sich immer wieder Gelegenheit, einen Blick auf diese Vielfalt zu werfen. Das geologisch unterschiedliche Erscheinungsbild der Klammen ist beim Durchwandern sofort erkennbar. Mit dem Durchbrechen des Wettersteinkalkes in der Kaiserklamm und dem zu Tage tretenden Hauptdolomit in der Tiefenbachklamm werden hier auf engstem Raum die beiden Felsbildner der Kalkalpen zur Oberfläche „geschliffen".
Die deutlich engere Klammstrecke durch die Kaiserklamm führt, vorbei an dem im Sommer beliebten Badeufer des ruhigen Streckenteiles vor dem Beginn der Klamm, zum Trauersteg. Dieser Bachübergang markiert mit einem Schranken das Fahrverbot in Achennähe. Für den Weiterweg verläßt man den breiten Schotterweg kurz hinter der Brücke und benutzt den Waldsteig, der hier rechtshaltend ansteigend zur Erzherzog-Johann-Klause führt. Auf dem 1950 in Beton gegossenen Stauwerk wird bei Betrachtung des sich stauenden Baches etwas von der Kraft spürbar, die den Unterlauf so spektakulär geformt hat.

Der hinterste Winkel

Die nördlichsten, hier die Grenze zu Bayern bildenden Berge der Brandenberger Alpen wetteifern um die schönste Aussicht, sagt man doch einigen davon die weiteste Sicht über das Alpenvorland nach — mit den kontrastbildenden Kalkriffen des Rofans im Rücken. Der geeignetste Ausgangspunkt ist schnell zu finden, lassen sich von hier aus doch zwei weitere, in ihrer Lage sehr unterschiedliche Unterkünfte erreichen: Im Westen die Ludwig-Aschenbrenner-Hütte, im Osten die Ackernalm. Erstere ist nur zu Fuß zu erreichen, die zweite liegt am Ende einer mautpflichtigen Privatstraße und wird dementsprechend frequentiert. Allerdings bietet sie mit dem weitläufigen Massiv des Hinteren Sonnwendjoches und dem südlich davorliegenden Veitsberg Aussichtspunkte ersten Ranges.







Der Berg und seine Ameisen
(Sommer)
Zum Gipfel der Rofanspitze
Foto: Walter Klier

Die Aschenbrenner-Hütte, 1926 errichtet und damals als Gufferthütte bezeichnet, kann hier nicht mithalten.
Gipfelwanderungen führen nordwärts zur Halserspitze, die sich bereits in der Gruppe der Blauberge befindet. Trotzdem soll auf die überraschungsreiche Möglichkeit eines Anstieges durch die Wolfsschlucht, einer Besteigung des Schildensteins mit der anschließenden Überschreitung der Blauberge als Auftakt einer längeren Wanderung in den Brandenbergern hingewiesen werden.
Reizvoll und im Gesamterleben sehr einsam kann eine Überschreitung des Raggstattjoches werden, zurück zum Kaiserhaus und vorbei an den etwas versteckt liegenden etruskischen Felsinschriften — ungedeutete Zeugen dafür, daß bereits vor über 2.000 Jahren Menschen diesen Platz vermutlich zu kultischen Handlungen aufgesucht haben. Man nimmt an, daß bereits zu dieser Zeit ein Verbindungssteig vom Inntal, vermutlich über den Jocher hier herein und möglicherweise weiter nach Norden führte.

Oberhalb des Lärms

Zum Jocher führt ein angenehmer Steig von Breitenbach im Inntal herauf. Allerdings ist der Übergang von Brandenberg her mit dem Fahrzeug zu erreichen, ein beliebter Ausgangspunkt für die Besteigung der Drillinge Heuberg, Kienberg und Plessenberg. Die Gipfel sind auch aus östlicher Richtung zu erreichen — mit oder ohne Fahrzeug. Balkonartig, immer nahezu tausend Meter über dem Inntal, dann wieder versteckt im weniger aussichtsreichen Schusterloch, erreicht dieser Anstieg von der Buchacker-Alm her seine Ziele, dabei auch zwei direkte Aufstiege vom Angerberg querend. Diese Hütte, vom Inntal her sichtbar, aussichtsreich auf einer freien Wiese westlich des Hundsalm-Joches gelegen, ist bequem über eine breite Forststraße von Angerberg zu erreichen, wegen der direkten Südexponierung, allerdings schweißtreibend. Als Alternativroute bietet sich das Hasatal mit Riedenberg als Ausgangspunkt an.
Ansonsten bleibt immer noch der halbstündige Weiterweg zur Buchacker-Eishöhle, der einzigen ihrer Art in Tirol, und zumindest vor einiger Zeit noch durch Witzfigurenwegweiser trotz ihrer etwas versteckten Lage nicht zu verfehlen. Über das Hundsalm-Joch und das Köglhörndl, in entgegengesetzter Fortsetzung der Söllerwanderung zum Plessenberg, zieht ein besonders im Herbst lohnender Steig aussichtsreich zum Höhlensteinhaus, das sich wohl auf Grund der genossenen Fernsichten in seiner Lage zurückhaltender gibt.

Auch Jause muß sein

Am Ende dieses bereits von der Rattenberger Schloßruine aus sichtbaren Gratkammes steht, besonders aus nördlicher Richtung dominierend, der Pendling, der im vergangen Jahr, wohl um die Verwirrung der Namensgebung der Gruppe aufs neue zu entfachen, in einem deutschen Klettermagazin von Haderlumpen, die ihren Weg suchten, als Berg des Höhlengebirges bezeichnet wurde. Damit reichte der kletterbare Bereich der Brandenberger Alpen vom Achensee bis nach Kufstein. Das Einladende an diesem Gipfel ist aber neben dem beeindruckenden Tiefblick nach Kufstein hinunter der nach alter Art zubereitete Schweinsbraten aus dem Ofenrohr im Kufsteiner Haus — wenige Minuten neben dem Gipfelkreuz und unmittelbar über der vorher erwähnten Kletterroute durch die Ostwand. Erstiegen wird der Berg meistens von Thiersee herauf, wo sich nach dem Abstieg auch die Möglichkeit bietet, die erhitzten Glieder im See zu kühlen. Der Anstieg vom letzten Parkplatz kann in weniger als einer Stunde erlaufen werden.
Weiter und mühsamer, aber dementsprechend auch abwechslungreicher zeigt sich der Anstieg direkt von Kufstein herauf, unmittelbar aus dem Stadtzentrum, vorbei an der Wallfahrtskirche von Maria Kleinholz, durch das Naturschutzgebiet des Maisstaller Moor und über den Rücken des Dreibrunnenjochs.

Vom Wasser zum Einsiedler

Für heiße Tage, an denen man sich nicht entscheiden kann, ob man lieber ausgestreckt in der Sonne liegen oder der Hitze trotzend auf einen Berg steigen möchte, bietet der östlichste Zipfel der Gruppe einen wunderbaren Kompromiß: einen Spaziergang im Bereich der Seen nördlich des Thierberg. Im Zuge dieser Seeerkundung kann auch dieser von der Ruine Thierberg mit ihrer Einsiedelei gekrönte „Berg" miteinbezogen werden. Dabei fallen die von mir nie abgezählten Stufen hinauf zum Turmzimmer mit überraschendem Nahblick hinunter nach Kufstein nicht mehr unter die zählbaren Anstrengungen.

Schwitzarbeit im Sinne Sisyphos

Steil windet sich der Steig aufwärts, auf der nicht enden wollenden Suche nach der Gesamtheit der Rofangruppe habe ich meinen Ausgangspunkt diesmal in Münster gewählt. Bis Höllenstein leitet ein breiter Schotterweg. Hier beginnt abrupt ein schmaler Steig und führt hinein in ein kurzes, dichtes Waldstück, ehe der Aufstieg steiler wird. Zwischendurch immer wieder freie Blicke zum Reither Kogel auf der südlichen Innseite. Nach etwa 700 Höhenmetern Aufstieg erreicht man einen Zaubergarten, der sich jetzt im Spätherbst in seiner vollen Farbenpracht zeigt. Weiter aufwärts erhebt sich scheinbar ein Wall, hinter dem man einen freien Blick auf das Vordere Sonnwendjoch vermutet. Stattdessen erreicht man eine verlassene Almhütte. Niedrig, langgestreckt, hingeduckt, nach zahllosen Unwettern immer noch Kraft ausstrahlend, ja freundlich einladend. Der Steig führt weiter, durch eine Mulde zwischen Felsen hindurch, hinauf zu

Oben: Die Bayreuther Hütte
Unten: Die Rotspitze von Süden





einem Hochstand, von man man den kleinen, nicht mehr bearbeiteten Almboden mit der steinernen, holzschindelgedeckten Hütte übersehen kann. Von diesen pittoresken Eindrücken gefangen, erreicht man hinter der nächsten Biegung eine breite Forststraße, die wieder in die Nüchternheit des Tages zurückführt. In wenigen Minuten ist die aussichtsreich hart an der Waldgrenze liegende Bayreuther Hütte erreicht, wo man mit dem Blick in den weiten Kessel der Ludoi-Alm die Besonderheiten des Rofans erahnen kann.

Alte Namen

Westlich über der Hütte erhebt sich das Vordere Sonnwendjoch, einer der durch seine gegen das Inntal vorgeschobenen Lage aussichtsreichsten Gipfel des Gebiets. Bereits Peter Carl Thurwieser, der 1789 in Jenbach geborene wesentliche Erschließer der Ostalpen, errichtete auf diesem Punkt 1823 ein 15 Fuß hohes hölzernes Kreuz; in diesem Gebirge vermutlich das erste. Es wurde immer wieder erneuert und deutet damit auf die Wichtigkeit der Erhebung hin, die zur Jahrhundertwende auch als Namensgeberin für die gesamte Gruppe diente. Noch 1925 erschien ein Führer unter dem Titel *Führer durch das Sonnwendgebirge*, von Herbert Eichhorn vollkommen neu bearbeitet. Der Verlauf des Anstiegs erklärt auch die von Theodor Trautwein 1893 im Zusammenhang mit der vorhin genannten Umgrenzung der Rofan Gruppe weiterführende Beschreibung:

„Unsere Gruppe hat keine Ersteigungsgeschichte. Wie beim bairischen Hochland darf man wohl annehmen, dass die vielen Almen, welche sich durch die ganze Gruppe verstreut finden, seit unvordenklicher Zeit im Betrieb der Anwohner sind, und es wäre ein Verstoss gegen die Natur des Aelplers, wollte man nicht annehmen, dass er nicht auch in früherer Zeit schon die grösstentheils leicht erreichbaren Gipfel betreten habe."

Über den bei Thurwieser noch nahezu unter dem Ruf der Unzugänglichkeit stehenden Sagzahn, den er auch nicht als selbstständigen Gipfel, sondern als höchsten Punkt des Vorderen Sonnwendjoches bezeichnet, führt der Steig, unter Mithilfe eines Sicherungsseiles zur 2259 Meter hohen Rofanspitze, der Namensgeberin der Gruppe. Thurwieser, der das Gebirge 1869 benannte, hatte angenommen, hier den höchsten Gipfel der Runde vor sich zu haben. Dieser Irrtum ist leicht nachzusehen, handelt es sich

Oben: Blick vom Dalfazer Roßkopf auf das Klobenjoch
Unten: Blick von der Hochiss nach Osten
Alle Fotos: Wolfgang Rauschel

doch nur um wenige Meter Höhenunterschied. Hatte Trautwein damals noch Zeit und Muße, am Gipfel zu skizzieren, so ist es heute angebracht, den beliebten Gipfel entweder sehr früh, besser aber noch am späten Nachmittag zu betreten.

Die Suche nach den schwarzen Ohren

Vor Jahren bin ich kurz nach Weihnachten mit den Schiern auf die Rofanspitze gestiegen. Als kleine Gruppe waren wir unterwegs, und an diesem Tag die einzigen, die sich im Gipfelbuch eingetragen haben. Erst spät fuhren wir ab, nach einem nahezu zweistündigen Studium des wolkenlosen Panoramas. Ich fuhr als letzter, und gerade als ich den ersten Schwung ansetzte, sah ich am Gegenhang einen Schneehasen den Hang hinaufhasten, bisher der einzige, dem ich in der Natur begegnet bin. Seit diesem Nachmittag, immer wenn ich hierher zurückkomme, suche ich den Hang ab mit dem Wissen um die Aussichtslosigkeit meines Spähens.

Notwendigkeit einer Unterkunft?

Stellt die Bayreuther Hütte den Stützpunkt an der östlichen Rofanseite dar, so bildet die Erfurter Hütte das Gegenstück auf der Westseite — mit dem entscheidenden Unterschied, daß die Erfurter Hütte unmittelbar neben der Bergstation der Rofanseilbahn liegt, die Bayreuther Hütte dagegen gut eine Stunde Fußmarsch von der Station der Sonnwendsesselbahn entfernt liegt. Theodor Trautwein hatte die Rofangruppe bereits 1893 als vollkommen gangbar und erschlossen bezeichnet.

1895 wurde die Erfurter Hütte als erstes Unterkunftshaus der Gruppe eröffnet. Damals war sie mit vier Zweibettzimmern, einem Dreibettzimmer sowie einem Matratzenlager für fünf Personen neben einer Küche mit einem geräumigen Gastraum ausgestattet. Bereits kurze Zeit später erwies sich die Hütte als zu klein, und über eine Erweiterung oder einen Neubau mit Beibehaltung der alten Hütte als Schlafhaus wurde bereits zur Jahrhundertwende nachgedacht. Der horstartig und aussichtsreich gelegene Platz wurde im Jahre 1900 von 1.100 Touristen besucht. Die Erschließung fand mit der 1905 stattgefundenen Hüttenerweiterung nicht ihr bereits Jahre vorher proklamiertes Ende. Ein letztes Kapitel war die Errichtung der Rofanseilbahn von Maurach herauf. Als Unterkunftshaus







hatte die Hütte damit, im wesentlichen, ausgedient. Zugleich mit dem Bau der Seilbahn wurde unmittelbar an der Bergstation das Alpengasthaus Rofan errichtet. Die Bahn erreicht nach der letzten Modernisierung vor wenigen Jahren eine maximale Förderleistung von 740 Personen in der Stunde.

Das Hochplateau

Unverändert einmalig geblieben ist die Lage der Hütte an der westlichen Abbruchkante der Rofanhochebene, nahezu 900 Meter über dem Achensee. Die nahezu im Rund um dieses Plateau aufgefädelten Gipfel, mit einer maximalen Überhöhung von weniger als 500 Höhenmetern, sind in weniger als drei Stunden von hier aus zu erreichen. Mit Unterstützung der Seilbahn von Maurach verkürzen sich die Anstiege wohl zu Halbtagesunternehmungen, sie werden jedoch in ihrer zeitlichen Ausdehnung durch die Betriebszeiten der Bahn eingeschränkt.
Wegen der allgemeinen Beliebtheit der Bahn ist es notwendig, auf den nicht zu unterschätzenden alpinen Charakter der Berge hinzuweisen: Bei der Bergstation versuchen Verbotsschilder in Form durchgestrichener Stöckelschuhe, den Sturm der Besucher auf die sich nun nahe zeigenden Berge einzubremsen.

Rauchende Wege zum Berg

Um all dem zu entfliehen, gestalte ich oftmals meinen Aufstieg zur Erfurter Hütte unter Zuhilfenahme der Achenseebahn. Dabei starte ich im südwestlichen Eckpunkt der Umgrenzung, in Jenbach im Inntal.
In Betrieb genommen wurde sie 1889. Das Gebiet des Achensees befand sich in der ersten Hochblüte des Tourismus, die Städter zog es seit der Jahrhundertmitte vermehrt zur „Sommerfrische" herauf in die kühle, reine Luft in der Umgebung des Sees.
Das Verlangsamen der Fahrt beim Steilstück hinauf nach Eben, verbunden mit dem warnenden Pfiff aus der rußenden Maschine, deutet immer wieder auf das Nahen der Haltestelle hin. Von hier beginnt der Aufstieg. Nach dem Überqueren der Achenseestraße geht es durch Hochwald hinauf zum aussichtsreichen Wiesenplatz des Alpengasthofes Astenau, dessen flatternde Fahne bereits aus dem Tal zu sehen ist. Dahinter leitet der Steig weiter gipfelwärts, hinein in die Latschenzone und schließlich, bereits alpin angehaucht, über ein kurzes Gratstück hinauf zum Gipfel des 1957 Meter hohen südwestlichen Eckpunktes des Rofan: durch seine vorgeschobene Lage mit den Attributen nahezu aller Rofanberge ausgezeichnet, hier im besonderen Wechselspiel der Tiefsicht zum Achensee und zum Inn, dazu mit der Weitsicht zum zentralen Alpenhauptkamm und seinen gleißenden Schneegipfeln. Über den Hubersteig, bei Benützung der letzten Bahn von Jenbach herauf am Spätnachmittag meist ein mit Heißluft gefüllter Latschenkanal, führt der Weiterweg hinunter zum Niederleger der Mauritzalm und dann 300 Höhenmeter aufsteigend hinauf zur Erfurter Hütte, die sich nun, in eine ungewohnte Ruhe eingebettet, dem Ankommenden darstellt. Ausgelöst wird diese Ruhe durch die letzte Talfahrt der Gondel, die immer wieder ein eindrucksvolles Schauspiel vor der Hüttenterrasse bietet. Kurz vor Betriebsschluß satteln hier auf der Terrasse die Bergsteiger, die in ihrer Tagesplanung Zeitreserven vorgesehen haben, nach einer wohlverdienten Rast ihre Rucksäcke und steigen beruhigt die wenigen Schritte zur nahen

Links: Der Wallfahrtsort Mariastein
Unten: Spätherbst am Ebner Joch.
Blick auf den Achensee und das Karwendel
Fotos: Sepp Brandl

Station hinauf. Hektischer wird das Rennen mit der Betriebszeit bei jenen, die diese Reserven nicht bedacht haben und nun, ihre letzten Kräfte mobilisierend, in hastigen Schritten den kleinen Anstieg heraufkeuchen, um die Talfahrt knieschonend antreten zu können. Resignierend nimmt immer wieder ein kleiner Teil der zu Langsamen den Abstieg entlang der Schipiste in Angriff, der direkt nach Maurach leitet.

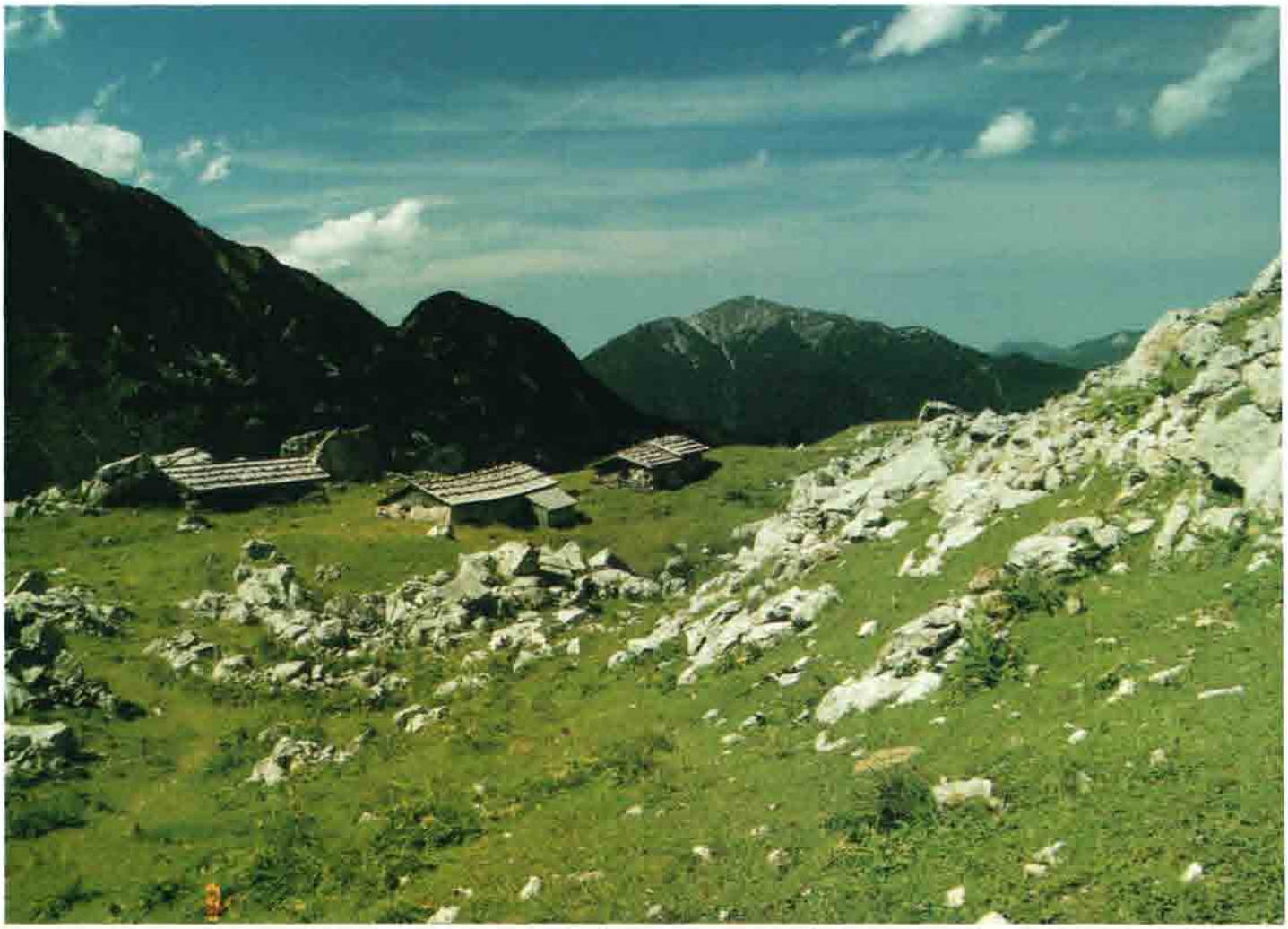
Der Zauber des gelben Anblicks

Um den Tag nicht untätig zu beschließen, lief ich, nachdem auf dem Plateau Ruhe eingekehrt war, schnellen Schrittes hinauf zum Gipfel des Gschöllkopfes, bietet doch dieser „Hüttenberg" einen beeindruckenden Überblick über die nächste Umgebung der Hütte, sowie schöne Nahblicke hinüber zu den Abstürzen der Dalfazer Wände. Als ich diesmal das kleine, begraste Gipfelplätzchen erreichte, bot sich mir ein ungewöhnlicher Anblick: Der hölzerne Müllbehälter neben dem höchsten Punkt war mit Bananenschalen so überhäuft, daß diese noch im Umkreis von einem Meter einen gelben Belag bildeten. Daneben stand ungerührt ein Schild des Alpenvereins „Bitte nehmt die Abfälle wieder mit ins Tal".

Sportlertreff unterhalb der Kante

Das teilweise nur in Trittspuren vorhandene Steiglein über die Dalfazer Wände bildet den schönsten, wenn auch anspruchvollsten Weg hinauf zum höchsten Punkt des Rofangebirges, der 2299 Meter hohen Hochiss. Vorbei an der sich keck gegen den Himmel reckenden Südostkante der Rotspitze, benannt nach ihrem Erstbegeher Matthias Rebitsch, der hier, in seiner Bergheimat, so viele Spuren in Form von unsichtbar in den Fels gezeichneten Linien hinterlassen hat, führt der Weg südseitig vorbei und ermöglicht es, den Achensee zu Füßen, dem akrobatischen Turnen der Felskletterer zuzuschauen, während am gegen Südosten abfallenden Rücken die Gleitschirmpiloten mit wenigen Schritten in ihr luftiges Vergnügen hinausrennen.





Kleine Entdeckungen im Winter

Vor zwei Jahren bin ich kurz vor Weihnachten heraufgestiegen. Nahezu schneelos kam man bis zum Kotalmsattel, knapp oberhalb des nach der Sage durch einen listigen Schmied entstandenen Steinernen Tors. Hier wendet sich der Steig in eine schattige Mulde, in der jetzt knietiefer Schnee liegt. Der abgewehte Rücken verlockte dazu, die wenigen Schritte bis zum Streichkopf hinaufzusteigen und die wenigen Meter hinunter zum Steig über den Grat abzuklettern. Der Rückweg hinüber zur Erfurter Hütte, nordseitig am Gschöllkopf vorbei, versprach nur Tiefschnee; so nahm ich den Rückweg über das Rote Klamml, um dann noch, immer wieder den Blick hinein in die Nordseite des Rofans genießend, über den Grat hinaus zum Stuhljöchl zu gelangen. Der Hochleger der Kotalm war von tiefem Schnee überdeckt, und als Rückweg blieb der Weg zurück über den Kotalmsattel. Die letzten Sonnenstrahlen des kurzen Tages genoß ich vor der Hütte des Niederleger der Dalfaz-Alm, die über der Eingangstür die eingeschnitzte Jahreszahl 1896 trägt.

Seine graue Majestät

Im Norden wird der Blick immer wieder gefangen von der Felsgestalt des Guffert, der in seiner behäbigen Masse den Übergang des Landschaftsbildes zum Alpenvorland darstellt. Das doppelgipfelige Massiv tritt aus allen Richtungen markant in Erscheinung, ändert aber bei einer Näherung und einer möglichen Umwanderung ständig sein Erscheinungsbild. Von Achenkirch herein bildet er einen nahezu schlanken, pfiffig in die Höhe schießenden Felszahn, aus der entgegengesetzten Richtung aber eine träge, breit daliegende Masse. Auch auf diesem Gipfel wurde bereits 1894 ein Kreuz errichtet, nachdem ein Gipfelbuch bereits acht Jahre früher hinterlegt worden war. Bei einer Umrundung des Massivs erlebt man diesen ständigen Wechsel, und von der Iss-Alm steigt man (wenn man die alpinen Grundregeln beherrscht), über den gesicherten, erstmals 1883 begangenen Steig hinauf zum Zusammentreffen aller Anstiege, dem luftigen, ebenfalls mit Seilen entschärften Südostgrat.

Hier wird die Insellage des Massivs bewußt. Ringsum ist man von Wäldern umgeben. Gegen Süden zeigen sich miniaturhaft die aus der Nähe betrachtet höchst eindrucksvollen Nordabstürze der Rofangruppe, zwischen der Rofanspitze im Osten und dem Streichkopf, rechts hinausgerückt, im Westen. Zur Hauptsache schaut man dabei über den fast vergessen scheinenden Ort Steinberg, zusammen mit der leicht über Außersteinberg zu erreichenden, weitläufig ausgedehnten Gemeindefläche von Bran-

Links: Die Ampmoos-Alm unter den Rofan-Nordwänden
Foto: Walter Klier
Unten: In der Hundalm-Eishöhle
Foto: Sepp Brandl

denberg, der einzigen richtigen Ortschaft der Brandenberger Alpen. Hier in Steinberg hofft man für die touristische Erschließung auf reichen Geldsegen aus Brüssel, ist doch durch die Unterschutzstellung des Gebietes bereits ein wesentlicher Schritt gesetzt, auch wenn man die Schließung der kleinen Liftanlage im Bereich des Gfaßkopfes in Kauf nehmen wird müssen. Anders in Brandenberg; dort haben sich Pläne zur Errichtung einer Stauanlage in der Tiefenbachklamm bereits vor Jahren zerschlagen, hie und da wird allerdings heute noch darüber geflüstert. Zur Zeit erregt ein Schotterabbauprojekt in nächster Umgebung der Baumbach-Alm die Gemüter im Tal.
Um die Runde zu vollenden, leitet der alte Abstieg über den Ostrücken hinaus, sich südlich des Guffertsteins talwärtswendend. Davor zweigt gegen rechts der heute am meisten benutzte, 1897 errichtete Steig durch den Bärenwald. Für heiße Tage ist auf diesen Wegen zu beachten, daß sich die einzige Quelle weitum in der Nähe der Verzweigung befindet.

Keine unnützen Wege

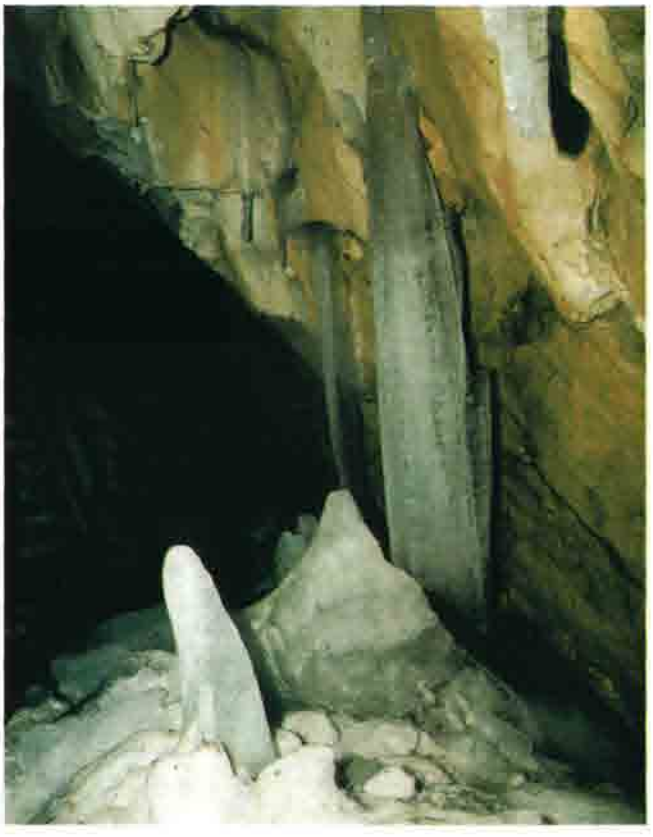
Südwestlich dem Guffert gegenüber versperren beim Abstieg die drei Gipfel der Unnutze (oder Unnütze) den Blick zum Achensee. Nicht deshalb, sondern weil sie am Morgen lange Zeit die Sonne von Achenkirch abhalten, soll ihnen der wenig schmeichelhafte Namen gegeben worden sein.
Bei der möglichen Überschreitung der Gipfel zweifelt man aber als Bergwanderer über die Berechtigung der Benennung, fasziniert doch immer wieder der Blick hinunter zum See und in die entrückter wirkende Welt der kahlen Karwendelberge. Dabei ist es nicht einfach, in Achenkirch den Ausgang der Wanderung zu finden: Die Dorfrundwanderung mit den stäubenden Wasserfällen und lauschigen Rastplätzen bereiten die Möglichkeit, die Wanderung zu erweitern, auch den See zu umwandern oder nur die Gaisalm zu besuchen; man ist dazu verleitet, das eigentlich angestrebte Ziel erst am nächsten Tag wieder auf das Programm zu setzen.

Künstlertreff am rauhen Wasser

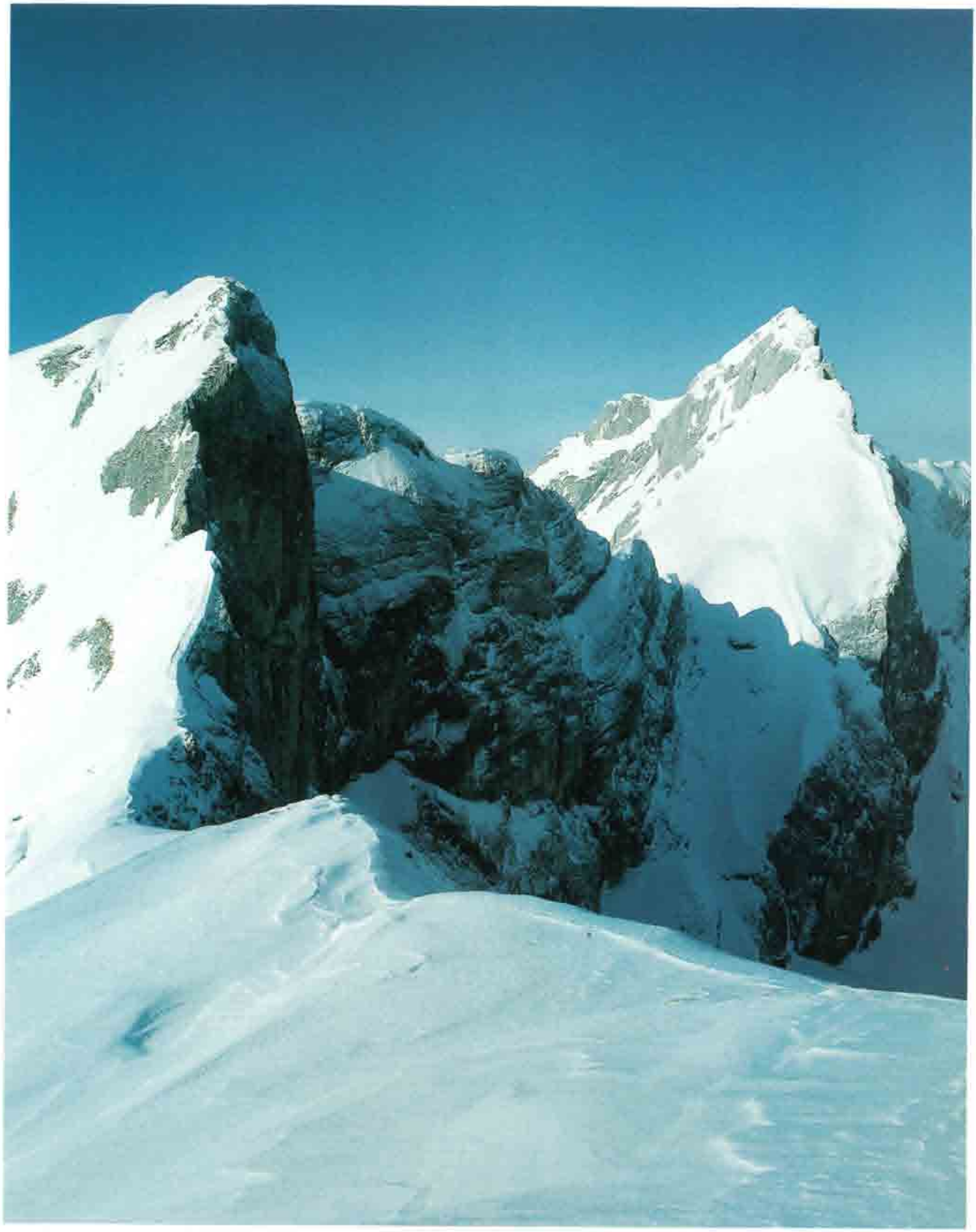
Vom Vorder-Unnutz senkt sich der Steig durch Latschenfelder hinunter zum Kögljoch und wenig dahinter zur Kögl-Alm. Von hier könnte man ganz zum See absteigen, am eindruckvollsten vielleicht durch den Einfang-Graben, immer den See und die sich darüber erhebende Seekarspitze vor Augen, zum einzeln am Ufer stehenden Achenseehof.
Er wurde in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vom Zillertaler Nationalsänger Ludwig Rainer eröffnet, der damit für die Sommerzeit einen Treffpunkt der Künstlerschaft schuf. Heute ist es hektischer beim Haus, knapp oberhalb verläuft die Achenseestraße, währenddessen der Landesteg eine andere Möglichkeit bietet, die Achenseebahn wieder zu erreichen.

Abschließend in die Tiefe steigen

Am still gelegenen Wasserfall auf der anderen Straßenseite führt ein Steig aufwärts, Niederleger, Mittelleger und Hochleger der Kotalmen berührend, zur bereits einmal erstiegenen höchsten Spitze, der Hochiss. Diesmal sucht der Weg keinen der bereits genannten Orte. Von der höchsten Spitze führt ein wegloser Abstieg, Trittsicherheit und etwas Gespür für die schotterbelegten Felspartien erfordernd, hinunter zum Ampmoosboden, dem besinnlichsten Ort des gesamten Gebirges. Die Nordabstürze mit ihren berühmten Kletterwegen bilden, je nach Lichteinfall, der sich saisonal und tageszeitlich verschiebt, eine Hintergrundkulisse im Wettstreit zwischen Schutz und Bedrohung.Dementsprechend liegen die Hütten der Ampmoosalm geduckt zwischen den Gesteinsblöcken, in der Dämmerung schwer auszumachen. Die Stimmung ändert sich mit dem Tagesablauf, das Verbringen kurzer Zeit, weniger Stunden, reduziert den Ort, läßt nicht die Tiefe erkennen, die er auszuströmen vermag, im umgekehrten Sinn der stäubenden Gischt am Anfang, bei der Wanderung in die Tiefe der Klamm.



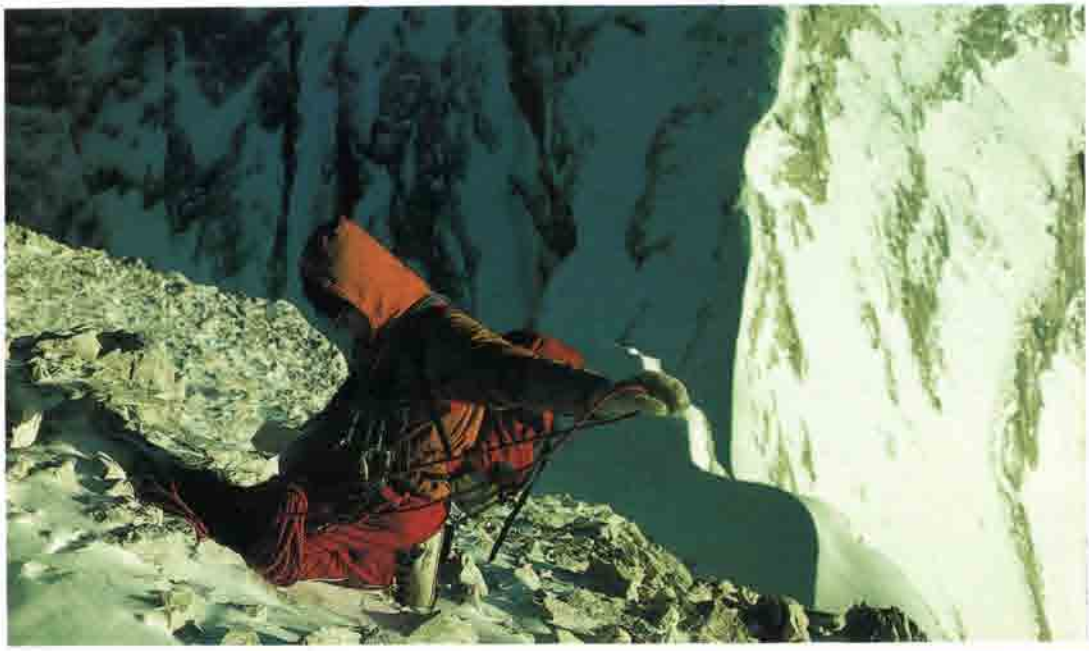
Rofan, winterlich



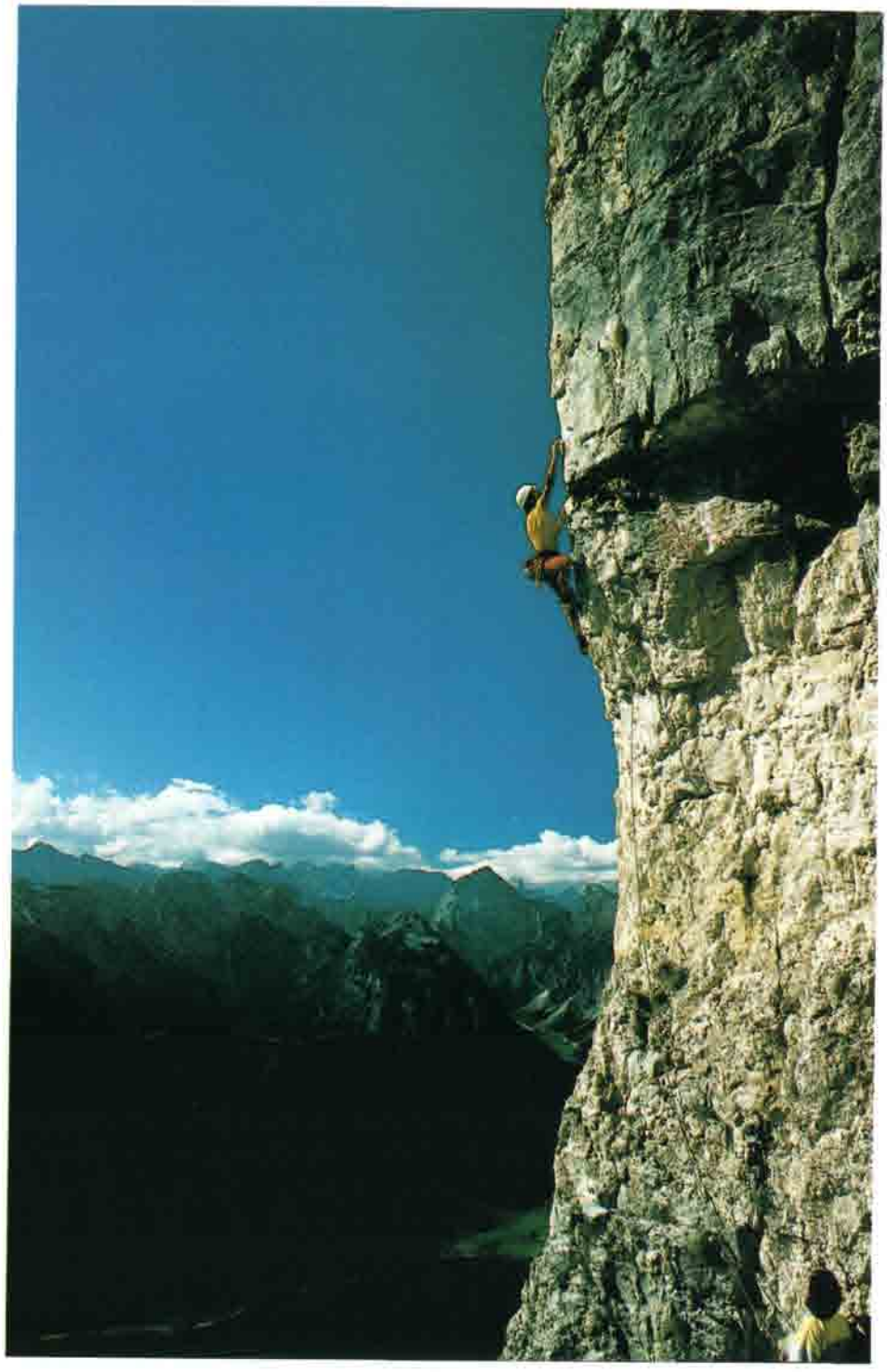
Links: Das Rofan im Winter.
Spieljoch (links) und Hochiss (rechts)
Foto: Sepp Brandl

Oben und Mitte: Weiße Pracht.
Eine Begehung des
Guffert-Westgrats im Winter.
Unten: Über dem Nebel. Blick auf den
Guffert vom Treffauer (Kaisergebirge)
Fotos: Horst Heller / Kodachrome









Steiler Kalk über grünen Wiesen.
Klettern im Rofan
Foto: Heinz Zak

Alter Stil, neuer Stil

Viel Adrenalin für wenig Fels. Eine Jugend im Rofangebirge

Walter Klier

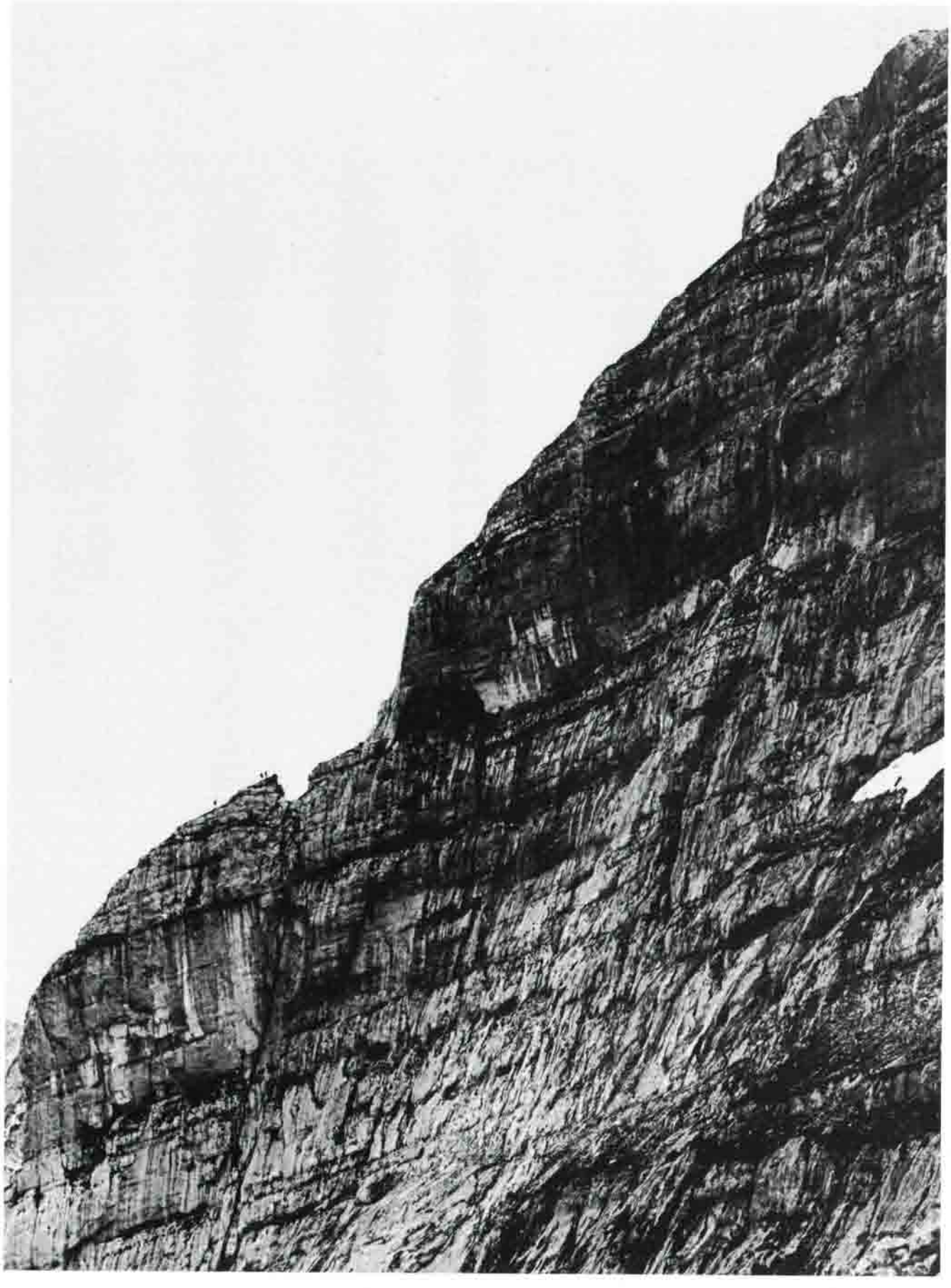
Tage im Steinbruch

Es war um die Mitte der siebziger Jahre. Das Sportklettern war zwar irgendwo draußen in der Welt schon erfunden worden und würde sich nur wenige Jahre später auch hier im Herzen Europas durchsetzen; einstweilen waren der Verf. und seine Freunde noch Allrounder im klassischen Sinn. Was man heute ein Sportklettergebiet nennt, war damals bloß ein *Klettergarten*, und die Routen ging man nicht *top rope, on sight* oder sonstwie englisch, sondern schlicht und bieder *von oben gesichert* — damit nämlich nichts passierte. Unglücke sollten sich, wenn, dann tunlichst im richtigen Gebirge ereignen.

Und hatte man ganze und halbe Tage im Klettergarten, im Normalfall also im Höttinger Steinbruch, verbracht, so war man doch moralisch nicht berechtigt, die dort zurückgelegten Klettermeter als „echte" im Tourenbuch aufzulisten. Ein Tag im Steinbruch konnte — bei der großen Jahrestourenzählung — genausowenig als Tour gewertet werden wie das erste Drittel der Carlesso-Sandri auf den Torre Trieste, damals, Walter Pause sei Dank, ein prestigeträchtiges Unternehmen im oberen 6. Grad, das einem im voraus die eine oder andere schlaflose Nacht bescheren konnte und dann einen ganzen langen, anstrengenden und nicht wenig gruseligen Tag im Fels, der höchste erreichte Punkt war aber bloß, nach zwölf oder vierzehn Seillängen, das erste große Band gewesen, und so blieb der Touren-Tacho jenes Jahres 1976 auch nach dem 5. Juni desselben störrisch bei 14 stehen. Hatte man hingegen im handlichen Rofangebirge zwei oder drei Seillängen vollbracht, die nominell auf einen Gipfel führten, war das als *eigenständige* Tour zu werten.

Damals trainierte man im Klettergarten für das Klettern, nicht im Kraftraum für den Klettergarten, und die Calanques, die damals in Mode kamen, waren nur zulässig, weil bei uns in den Alpen bekanntlich „bis in den Sommer hinein alles voller Schnee" ist — und vielleicht auch deshalb, weil das Gebiet mit einer breiten Palette von nicht-alpinen Mißhelligkeiten aufwarten kann. Hitze, Einbruchsdiebstahl, Wassermangel und dergleichen traten an die Stelle von im engeren Sinn alpinen Strapazen. Natürlich beschreibt der Verf. hier nur seinen persönlichen Ehrenkodex, der sich aber nicht wesentlich von dem der anderen Angehörigen jener letzten vor der Einbürgerung des Sportkletterns sozialisierten Generation unterscheiden dürfte. Gleich nach ihnen kamen andere, ganz andere, denen sie sich nach und nach anpaßten, soweit das in fortgeschrittenerem Alter noch möglich war. Daß sie, zum wiederholten Mal in der alpinen Geschichte, die Rolle von letzten Mohikanern spielten, tritt ja erst jetzt, nach zwanzig Jahren, deutlicher hervor. Damals trug man wollene Kniestutzen (rot oder grau, kratzig), lodene Kniehosen (hellgrau, sehr kratzig), karierte Hemden und von Muttern mit Liebe gestrickte Pullover. Die Füße steckten, zumindest den ersten Sommer lang, in etwas, das man nur kurze Zeit später abfällig als „Knospen" bezeichnen würde, feste Lederbergschuhe, die beim Gehen drückten, im Schnee trotz penibelster Pflege mit hochspezialisierten Fetten schnell durchnäßten und zum Klettern, rückblickend betrachtet, gänzlich unbrauchbar waren — doch, wie gesagt, das Ideal war zu jener Zeit der Allrounder, und der war jemand, der das Schuhwerk nicht wechselte. Umziehen (auch von durchnäßten Leibchen und dergleichen) war sowieso ein Zeichen von Dekadenz.

Unter der Oberfläche freilich hatten die kommenden Umwälzungen sich schon abzuzeichnen begonnen. Im Klettergarten zumindest trugen sie „Turnpatschen", ein Schuhwerk, das heute nur noch in Marsianer-Styling in den Handel gebracht wird. Auch sonst wurde das paramilitärische Ideal der Altvorderen ironisiert und zunehmend zersetzt — so versuchte etwa G. Markl durch Mitnahme exquisiter Konserven und Dosen köstlichen Bieres an die Sitten des fin de siècle anzuschließen. Allzu neugotische Vokabeln wie „Weg" oder „Führe" für „Route" wurden nur noch spaßhalber verwendet, wenn sie etwa einen bislang (wegen zu geringer Schwierigkeit) ganz unbeachtet gebliebenen und daher noch unbenannten Fünfer-Boulder im Steinbruch *Ungarnführe* tauften, einen ande-

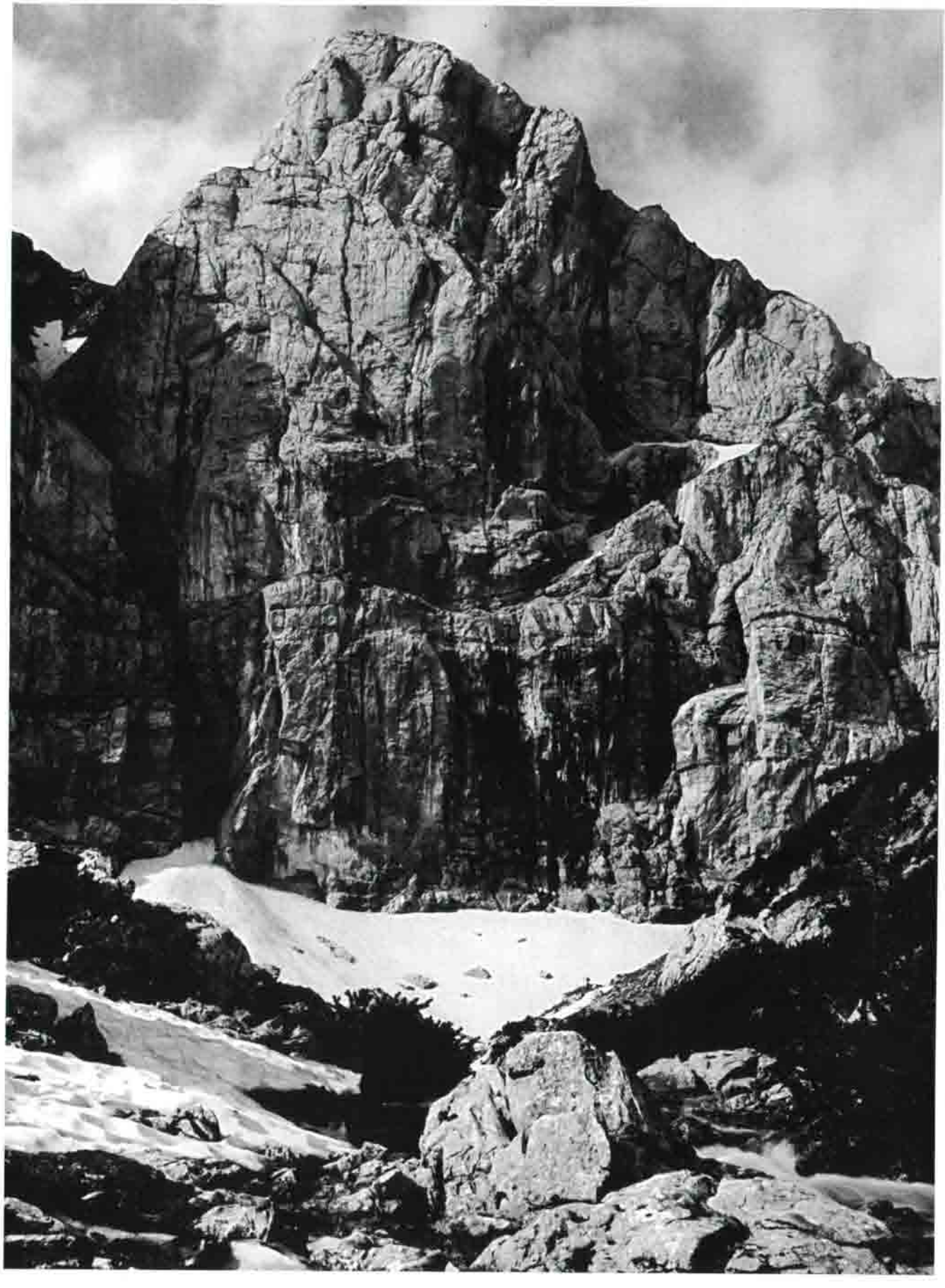


An der Guffert-Westkante
Foto: Sepp Brandl

ren *Franz-Grillparzer-Gedächtnisweg*. Inzwischen weiß man, zu welchen in Fels gemeißelten Geschmacklosigkeiten zwischen *Mangoustine scatophage* und *Schwanzus longus* das geführt hat.
Die Kunde begann sich zu verbreiten von neuen Meisterkletterern, die ihre atemberaubenden Routen im Sakko und mit einem Hut mit Hahnenfeder auf dem Kopf begingen und ihnen dann blöde Namen gaben. Reinhold Messners grellorange Cordsamtjeans begannen durch die Dolomitenwände und die gerade noch jugendlichen Allmachtsphantasien des Verf. und seiner Freunde zu geistern. Aber das alles kam tatsächlich erst zwei, drei Jahre später voll zum Tragen.
Eine Reise nach Cornwall im Sommer 1974, mit Kletterversuchen am Bosigran, brachte einen unerwarteten Modernisierungsschub mit sich. Als sie die Wand gefunden hatten und H. Klier im besten Alpenstil einige Meter einen recht glatten und abgeschmierten Fünfer-Riß hinaufgerampft war, schien ihm an der Zeit, das allgemeine Sicherheitspotential anzuheben — denn trotz unübersehbarer Begehungsspuren fehlten Haken vollständig. Mit den wuchtigen Hammerschlägen des klassischen Erschließers trieb er einen der mitgebrachten Haken ins Gemäuer — mit dem Erfolg, daß um alle Ecken des Bosigran besorgte britische Gesichter auftauchten und im gesamten Bereich eine etwas merkwürdige Stimmung aufkam, die W. und H. Klier sich zunächst nicht erklären konnten. Später erklärten ihnen die freundlichen Engländer, daß sie schon längere Zeit keine Haken mehr benutzten. „It damages the rock." Sie zeigten ihnen, was sie zur Sicherung verwendeten: etwas, das sie *nuts* nannten — es wurde von den gelehrigen Innsbruckern in *Klötzeln* umgetauft und ist heute in mindestens zweiundfünfzig, teils exotischen Formen in jedem besseren Gemischtwarenladen zu haben.
Gegen Ende jenes denkwürdigen Sommers hatte der Verf. es bereits zu einer moderneren Sorte Schuhwerk gebracht: *Steinkogler, der Zehenmörder*, wie ein an den Folgen der selben Kaufentscheidung laborierender Bekannter die halbhohen Rauhlederschuhe (rot) mit Vibram-Profil und Metalleinlage in der Sohle nannte.
Dies waren ernste Signale dafür, daß sich im Kernbestand der Ideologie etwas änderte. Die erste und unumstößliche Grundregel, daß eine Tour der *Besteigung* (Bezwingung, Besiegung, ja: *Entjungferung* — diese bemerkenswerte Vokabel, die bis heute munter durch das alpine Schrifttum geistert, dank der Besonnenheit der Redakteure aber nur noch selten das Licht der Drucklegung erblickt, würde eine gesonderte Erörterung verdienen) eines Gipfels diente, geriet ins Wanken. Gerade hier in Innsbruck hatten die Erschließer von Martinswand und Hechenberg das Prinzip längst ausgehöhlt und unterwandert, noch immer galt aber offiziell der Wahrspruch „Eine Tour ohne Gipfel ist wie ein Mann ohne Z...". Der daraus abzuleitende weitere Umstand, daß das Weibsvolk für den Alpinismus zwar nicht mehr als rundheraus schädlich (cf. Paul Preuß), so doch durchwegs als Randphänomen angesehen wurde, dieser Umstand wurde in der Generation des Verf. zunehmend bedauert, fand man es doch nach Jahren in der sexuellen Einöde der Knabenschulen ohnehin schwierig genug, mit dem anderen Geschlecht ins Gespräch und sozusagen ins Geschäft zu kommen. Man hätte es durchaus begrüßt, jenen wenn nicht höheren, so doch allzu distanten Wesen im Zuge der felsmäßigen Freizeitgestaltung sich anzunähern. Heute, wo die Frauenquote in den Klettergebieten durchwegs um die 50% liegt, kann man sich diese Endzeit im Réduit des Männerbündischen kaum noch vorstellen. (Wenn auch gewisse alpine Vereine sich weiterhin tapfer gegen den Geist der Zeit stemmen.)

Das Ende der Bergheil-Epoche

Gemach. Wir kommen schon noch zum Rofan.
Auch dort war unter der Ägide der Recken der dreißiger und vierziger Jahre, Rebitsch, Spiegl, Schmid und Co., Sportklettern *avant la lettre* betrieben worden. Offiziell führten alle diese Touren von damals auf Gipfel, auch wenn nach dem Ende der Wand sich weite grüne Matten dehnten und der „Gipfel" ein Grasmugel einen halben Kilometer weiter weg war, dem man vielleicht dann und wann einen Anstandsbesuch abstattete. Dies war das wahrhaft Erfreuliche, um nicht zu sagen Betörende am Rofan. Mochten diese kleinen Touren noch so widrig, brüchig, halsbrecherisch sein: der Gipfel war eine Wiese, und er war nie weit. Das Halsbrecherische hingegen gehörte noch unverkennbar zum alten, dem paramilitärischen Ideal.
Und diese Zustiege — ein Gedicht! Paradiesisches Wandern, ja Schlendern über Almwiesen, durch Blumenmeere, vorbei an lieblichen Seen (die Kollegen von der Landeskunde und vom Wandern haben das auf den vorangegangenen Seiten ausführlich genug gewürdigt), und die Höhenmeter vom Achensee oder Inntal herauf, die die Beschaulichkeit gestört hätten, überließ man der modernen Technik, die sich dankenswerterweise an zwei Stellen bereits in die unberührte Natur vorgekämpft hatte.
Die Vorzüge des Rofans also lagen ohne Zweifel darin, daß dieses Gebirge im Westentaschenformat wie kaum ein anderes der eingeborenen Bequemlichkeit des zukünftigen Sportkletterers entgegenkam — und bis heute kommt. Die schönsten Längen einer Tour, hatte ich im Selbstversuch herausgefunden, sind die erste (man ist noch unverbraucht) und die letzte (die Schinderei neigt sich dem Ende zu), und dazwischen sollten nicht allzuviele weitere sein. Wohin das durch Übersteigerung seither geführt hat, ist bekannt. Abartig aufgequollene Muskelpakete martern sich und die selben fünf Meter Fels, tage- und wochenlang immer dieselben fünf Meter. Achtzehn-



**Die Hochiss-Nordwand.
In Bildmitte das berühmte
„Ypsilon"
Foto: Jürgen Winkler**

jährige unterhalten sich mit ernsten Gesichtern über Sehnenverkürzung in der Winterpause und richtige Ernährung. „Viel essen mußt du", sagt ein Jungmensch zum anderen. Hat der große Dülfer das gemeint, als er sagte, Kletterstellen müsse man üben wie Etüden? „Das ist ja kein Klettern mehr", sagten der Verf. und seine Freunde wie alle Generationen vor ihnen, als das sich unübersehbar hebende Leistungsniveau der nachfolgenden auf Nimmerwiedersehen am Horizont entschwand.
Also, sie wahrten das Dekor. Noch. Sie sagten *Berg Heil*, wenn sie endlich oben waren und bevor sie das Glas mit feinen Gewürzgurken auspackten. Nicht daß das philosophisch oder sonstwie höherstehend gewesen wäre als die „Du-kannst-mich-wieder-Herunterlassen"-Handbewegung, mit der heute der oben dem unten das Ende einer Sportkletterroute andeutet, bloß anders.

So fuhren sie denn ins Rofan. Im Frühling zum Beispiel, wenn die Wände dort schon trocken waren. Bloß der Weg dorthin war es noch nicht, und die Skifahrer, die sich am Kramsacher Lift tummelten, musterten M. Kienpointner, R. Walcher und den Verf. noch erstaunter als den vierten, H. Klier, der in realistischer Einschätzung der Lage außer dem Kletterzeug auch seine Ski mitgebracht hatte. Während er so, zunehmend gelangweilt, auf gführigen Brettln die Gestade des Zireiner Sees entlang glitt, spielten die drei Gefährten, abwechselnd lachend und fluchend, am Ende nur noch müde lachend, Captain Scott an einem warmen Südpoltag. Es hatte an jenem Tag die Sorte Bruchharsch, die einen zur Verzweiflung treiben kann, falls man sich einbildet, auf ihr gehen zu wollen. Die Bruchlast entsprach exakt der Belastung durch die Begeher. Auf deutsch, vor jedem einzelnen Schritt war völlig offen, ob man diesmal bis über die Knie (an manchen Stellen bis zur Hüfte) einbrechen würde oder nicht.
Die Begehung der Schmidführe an der Rofan-Ostwand war nach solchem Zustieg nur noch reine Formsache. In der Erinnerung ist sie völlig hinter dem stundenlangen Gegaukel auf dem Hin- und Rückweg verschwunden. Am Ende, wie es in solchen Geschichten geht, hätten sie beinah noch den letzten Lift versäumt.

So fuhren sie, mit ihren ersten, klapprigen Autos, die auf der fast noch nagelneuen Autobahn nicht strapaziert wurden. Bloß D. Grepl, der es immer genau wissen wollte (er ist schließlich gelernter Buchhalter), versuchte einmal über die Talabfahrt der Rofanseilbahn mit seinem Saab, Spitzname „der Panzer", im Frühlingsletten (inneralpin für: schlammiger Lehm oder lehmiger Schlamm) berganzufahren, was nicht nur recht bald in einer aberwitzigen Schlamm-Schlacht und desparaten Wende- und Schiebeaktionen endete, sondern auch noch in einer Strafanzeige durch den Revierjäger, der sie des Raubes von „Abwurfstangen" verdächtigte, während sie doch — jenem offenbar unvorstellbar — bloß am Rotspitzl zum Klettern waren, während der einzigen drei Wochen im Frühling, wo die Seilbahn einmal nicht fuhr, was sie nicht gewußt hatten.
Sie hatten es noch gut. Nicht nur daß mangelnde Durchtrainiertheit ein Kavaliersdelikt war, das man in Permanenz beging, auch das Umweltbewußtsein war noch nicht zum zentralen Glaubensinhalt avanciert. Naturschutz war in den Augen des Verf. und seiner Freunde eine Marotte eher älterer Nazis. Ohne daß sie besonders fortschritts- oder technikgläubig gewesen wären oder grundsätzlich gegen Bäume eingestellt, so war es doch Ehrensache, in ihren Schrottkisten, auch im Fahrverbot, sich über Alm- und Forstwege, die noch nicht so mountainbikefreundlich ausgebaut waren wie heute, so hoch als irgend möglich hinaufzukämpfen, und koste es Auspuff, Kupplung und Strafgelder dazu. Auch darin, daß sie unnötiges Zufußgehen mieden, waren sie bereits Sportkletterer — und waren es die Kletterer wohl immer schon, bloß hatten sie die ersten hundert Jahre nicht daran gedacht, daß man „den Berg" nicht immer so weit oben suchen muß.
Normalerweise ging die Bahn noch oder schon wieder.

Am Schubladenberg

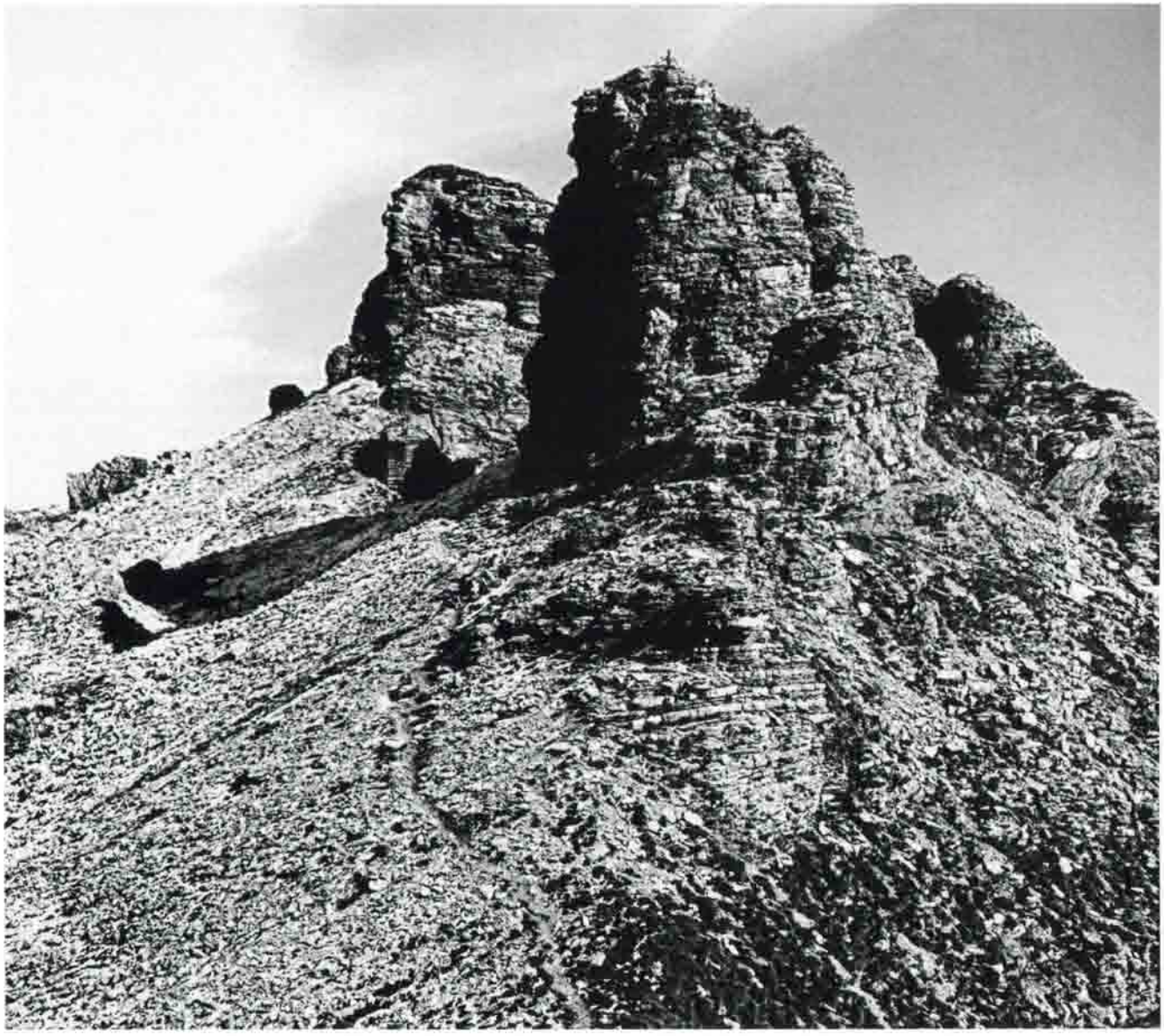
So klein das Rotspitzl ist, so sehr fürchteten sie es doch. So schön das Klettern dort, so klar wies es auch diese lästige Eigenheit des Rofankalks auf, nämlich die Verbindung von großer Kompaktheit mit ebenso großer, hinterhältiger Brüchigkeit. Das Klettern war noch nicht in dem Maß wie heute „zum Massensport herabgesunken", wie R. Neuschmid sich einmal ausdrückte, und selbst beliebte Routen waren noch nicht so saubergeklettert, daß nicht fallweise noch Griffe ausbrechen konnten.
Was da am Rotspitzl ausbricht, sind nicht kleine Splitter oder morsche Türmchen wie in den Kalkkögeln, auch nicht die tückischen Schuppen des Karwendels, nein, es sind Schubladen, relativ unhandliche Quaderformen, die man, wie schon der Name andeutet, aus der Wand ziehen kann. Dabei ist darauf zu achten, daß man selber seitlich neben der jeweiligen Schublade steht und vor allem nicht sein Gewicht und damit sein weiteres Schicksal allzu sehr an sie hängt.
Da wurde einem, saß man grade am Wandfuß und jausnete, recht flau im Magen, wenn wieder so ein Köfferchen, zwanzig, dreißig Meter drüben, unter begleitenden Schreckensrufen der Betroffenen herunterkrachte und — noch ein Glück —, grade wieder einmal nichts passiert war. Überhaupt ist erstaunlich, wie wenig beim Bergsteigen und Klettern passiert, wenn man bedenkt, was alles unablässig passieren könnte.
Das Rotspitzl mit seinen sauber senkrecht gestellten, nach oben leicht auskragenden Regalwänden voller Schubladen, die noch nicht herausgezogen waren, erinnerte einen jedes Frühjahr daran, wenn man im Vierergelände

Die „Steinrigen Mannln"
am Dalfazer Joch
Foto: Wolfgang Rauschel

der *Alten Südwand* die Klettersaison eröffnete und sich so unwohl fühlte, so unwohl ...
Beim zweiten oder dritten Besuch des Jahres wagte man sich an die *Wahnsinnskante*. Das ist heute ein müder VIIer und wird von den Kindergarten-Neigungsgruppen *Klettern* zum Aufwärmen gemacht. Damals war sie hakentechnisch mit Stellen VI, bekanntlich der schwierigste Grad, und schon deshalb ehrfurchtgebietend. Wegen der vielen Haken mußte man sich nicht sehr fürchten, auch wenn die poröse Gesamtstruktur des Rotspitzls sich hier in splittrig nach unten geschichtetem Fels äußert. Die schwierige Stelle war, wo man „aus den Haken ins Freie" kam.
Für die mangelnde Gefährlichkeit im unteren Teil entschädigten ein paar immens brüchige Schritte weiter oben. „Bei eich Tiroler, wenn do ka Friedhof dabei war, dann wars ka richtige Tour." So sprach Felix, der Wiener, 1983 im Verdon zu ihnen, aber da waren sie selber schon konvertiert.
Apropos Friedhof. An der Rofan-Nordostkante wäre es dem Verf. beinah gelungen, seinem Vater, alpinen Lehrmeister und langjährigen Kletterfreund erheblichen Schaden zuzufügen, nicht per Schublade, sondern mit Hilfe einer ca. 40x20x15 cm messenden, hochformatig am Hauptfels angeklebten Schuppe, die er, im Vorstieg einige Meter über dem Sichernden, irrtümlich als seriösen Griff ansah und umstandslos mittels einer Kurzzeitbelastung von wenigen Kilopond aus der Wand zog. Beide reagierten rasch, der Verf. durch warnenden, wegen Gefahr im Verzug nicht artikulierten Ausruf, H. Klier hingegen sprang zur Seite, und die Schuppe barst auf dem vorher als Sitzplatz gedient habenden Podest in viele Teile, bevor sie ihren Weg in so entstellter Form zum Wandfuß fortsetzte.

Die Prüfstein-Ballade

Womit wir wieder an der Ostseite unseres Westentaschen-Gebirges angelangt wären. Vor dessen Nordwänden haben sie sich immer sehr gefürchtet, meist waren diese gerade *naß*, oder der Zustieg war — wegen akuten Spätaufstehens — zu lang, irgendwie kam es jedenfalls nie dazu, daß sie sich dort versuchten. Da ging auch die Mär von moosigen, grifflosen Rissen und dergleichen, das *Ypsilon* etwa an der Seekarlspitze hatte gar keinen guten Ruf. Nach neueren Berichten soll es „halb so wild sein". Nun sind sie glücklicherweise aber schon zu alt, haben Familie, Beruf und — meistens — Gescheiteres zu tun als moosige Risse nach nicht vorhandenen Griffen abzusuchen.
Der Sagzahn also, und die Rofan-Ost- und Nordostwand. In jener fernen Zeit waren die Führer noch keine Topos, die UIAA wurde noch häufig mit der NASA verwechselt, wenn es sie überhaupt schon gab; ein Führer war einfach ein Führer, und hatte eine — oft unfreiwillige — literarische Qualität, an die man nicht ohne Wehmut zurückdenkt. Fotos waren teuer, Skizzen für diesen Zweck noch nicht geläufig. Man vertraute auf die Kraft des Wortes, und nicht zu Unrecht ist die klassische Reihe der Dolomitenführer als *Langes' Märchenbuch* in die Geschichte der alpinen Literatur eingegangen.
Der alte Rofanführer von Röder-Schmid hatte auch seine Reize, ein Flair, das längst der verflachenden Modernisierung weichen mußte. Daß man die Touren nun leichter findet und sich schon im voraus ein Bild von Schwierigkeiten und Charakter der Route machen kann, ist dagegen ein schwacher Trost. In der gegenständlichen Wand mit ihren grade 100 m Höhe und den weithin sichtbaren markanten Rissen war es sowieso schwierig, sich zu verirren.
Das Verirren war auch nicht so sehr das Problem. Das Problem war, daß man, an sich bei guter Gesundheit, manche von diesen noch dazu klassischen, gut abgehangenen, um nicht zu sagen abgestandenen Rofan-Routen einfach nicht hinaufkam. Und es waren ausgerechnet diese Routen, für die der alte Rofanführer seine schmükkendsten Beiwörter bereithielt.
Da war der *Spiegl-Riß*, von M. Rebitsch und S. Spiegl 1947 erstbegangen, damals wie heute mit VI bewertet, außer man will ihn partout ganz frei gehen (dann VII). „Ein Prüfstein für jeden extremen Kletterer", hieß es da. Das wollten, im Jahr des Herrn 1975, M. Kienpointner und der Verf. genauer wissen. Waren sie vielleicht noch keine „extremen Kletterer", so hofften sie doch welche zu werden. Schließlich hatten sie am Vortag die *Lafatscher-Verschneidung* ohne größere Mühe bezwungen — abgesehen von einem Gewitter, Kameradensteinschlag und einer Anzeige durch die Bergwacht, weil sie den angejahrten Ford Cortina des Verf. bis zum Issjöchl hochgeschunden hatten — und diese Verschneidung war schließlich auch VI-, und ein paar Wochen vorher waren die Genannten im Kaiser die *Predigstuhl-Mittelgipfel-Westwand* (VI-/AO) gegangen, und so war der „Prüfstein", wie ihnen schien, gerade das Richtige, bevor sie sich zum erstenmal in den Bannkreis der sagenumwobenen Drei Zinnen wagen würden, später in diesem Sommer, was freilich eine andere Geschichte ist.
Noch leidlich vergnügt — so weit das *vor* einer Tour, überhaupt einem „Prüfstein" möglich war — schritten sie selbander durch die sommergrünen Wiesen, vorbei am Zireiner See, gedachten der absurden Schneepartie vom Vorjahr und diskutierten die Einstiegsstelle der Schmidführe durch die Ostwand, jenen einen Griff hinter der Schuppe, ohne den kein Weiterkommen ist, scherzten, je näher der Wand, umso schwächlicher, über den Namen des verdienten Rofan-Erschließers, Eichhorn, dessen Geist sie sich, mit langem buschigem Schweif ausgestattet, den nach ihm benannten Kamin in der Ostwand auf- und absausend vorstellten. Im nachhinein schien es ihnen ein schlechtes Omen gewesen zu sein, daß sie am Wandfuß ausgerechnet einer Gruppe von teils schwerbehinderten



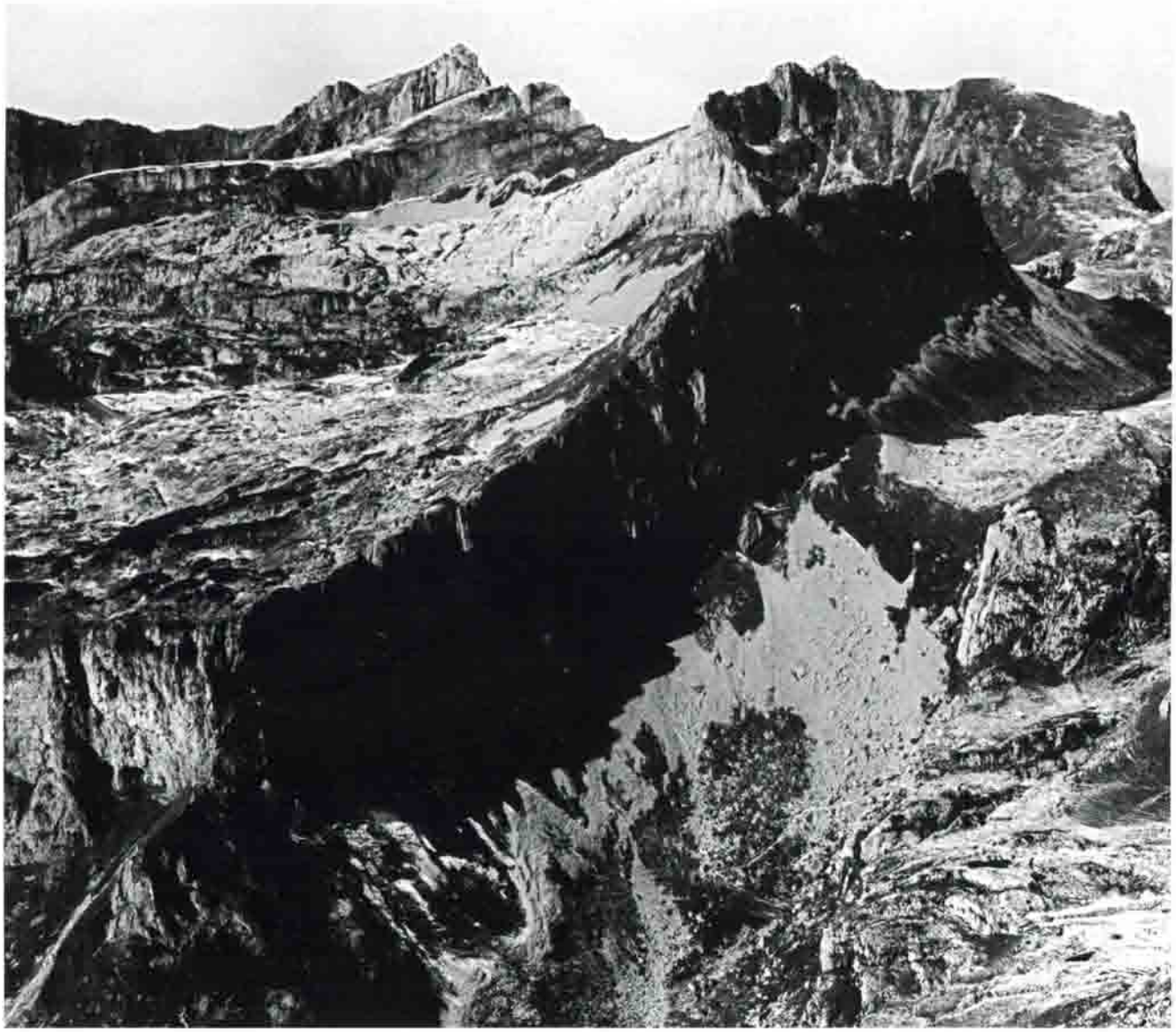
Bergwanderern begegneten, denen im ganzen gesehen sicher ein halbes Dutzend Arme und Beine abgingen, und deren Führer, offenbar selber einst ein Kletterer, mit ihnen kurz fachgesimpelt hatte.
Aber eigentlich war es bloß so, und die Wahrheit kam allzu rasch ans Licht, daß ihnen dieser Riß nicht nur um eine, sondern gleich um ein paar Schuhnummern zu groß war. Der Verf. hatte nach einer sehr kurzen Länge, 15 m V-, am Beginn der Hauptschwierigkeiten Stand gemacht, die von hier augenscheinlich bis zum Ausstieg nicht mehr enden würden. M. Kienpointner war nun an der Reihe zu führen. Er war (und ist) einer jener Kletterer, die wie geschaffen für den Kletterstil der Zukunft gewesen wären, denn er lernte jede Stelle mit größter Beharrlichkeit auswendig, bevor er sie anging. Und er vergaß eine einmal gekletterte Stelle nie wieder. Doch andererseits hatte er die Vorsicht und Bedächtigkeit des klassischen Alpenroutiniers internalisiert, der weiß, daß er alles darf, nur eines nicht: stürzen.
Diese Grundeinstellung sind sie bis heute nicht losgeworden, und sie wird sie immer von den nächsten Generationen scheiden. Sie stürzen nicht, denn sie wissen, es weiß in ihnen: ein Sturz wäre die Katastrophe.
So kletterte er also zunächst, sehr langsam, aus der Nische, wo der Verf. etwas unbequem logierte, in Gedanken bei jenem Satz aus der Beschreibung, der der dritten, letzten und von ihm wieder zu führenden Länge galt: „... zum großen Überhang. Nach dessen Überkletterung oben links über einen sehr luftigen, nach oben handbreit auslaufenden Einriß (VI, Holzkeil) auf den weiten Grasabsatz und ..." Ja, und: „über den Nordostkamm zum Rofanspitze-Hauptgipfel." Die Aussicht auf den „sehr luftigen" etc. Einriß erfüllte den Verf. mit nicht geringer Sorge, und es machte ihm gar nichts aus, daß M. Kienpointner bereits nach wenigen Metern nicht mehr weiterzukommen schien. Er war außer Sicht-, aber in guter Hörweite, über einem Eck oben, offenbar beim ersten Haken. Dort verblieb er fürs erste. Der Weiterweg schien nichts Gutes zu verheißen. Genaugenommen hatten schon die Namen der Erstbegeher nichts Gutes ver-

Rechts: Hochiss (links) und Roßkopf (rechts) von Südosten
Foto: Sepp Brandl

heißen. Gelegentliche ermunternde Zurufe von seiten des Verf. ergaben, daß der Führende weiterhin mit der Arbeit des vorbereitenden Sondierens und Einstimmens befaßt war. Das wäre, bei der Kürze der Tour, auch nicht weiter schlimm gewesen, hätte es nicht deutliche Rückschlüsse auf die zu erwartenden Schwierigkeiten zugelassen („nach handbreit auslaufenden Einriß!").
Der Verf. versuchte teils beruhigend auf den Führenden einzuwirken, teils Genaueres über den Weiterweg in Erfahrung zu bringen. Vorläufig war es in der Nische nicht allzu ungemütlich. Es ging auf mittag, die Sonne war noch in der Wand, es war nicht zu heiß und nicht zu kalt, drunten auf den Wiesen erging das Almvieh sich in sommerlichem Müßiggang, Fressen, Wiederkäuen, Dösen, Sie kennen das, einzelne Wanderer belebten das Bild unten und Schönwetterwolken oben, und das Seil ging und ging nicht weiter.
M. Kienpointner stand da oben, eine halbe Stunde war gewiß vergangen, er stand immer noch an der selben Stelle, nein: einmal war er losgeklettert, einen Meter weit, und sogleich wieder zurück.
Es kam, wie es kommen mußte. Erste Verhandlungen über einen möglichen Rückzug wurden eingeleitet. M. Kienpointner stieg in Millimeterschritten zum Stand zurück. Ein Karabiner wurde oben beim Umkehrhaken zurückgelassen. Der Verf. zeigte keine Ambitionen, sich seinerseits da hinauf zu wagen, vielmehr wurde ihm leicht und froh ums Herz bei dem Gedanken, daß nun nach einigem weiteren Für und Wider abgeseilt werden würde. Man tröstete sich sogleich damit, daß man gerade gestern eine schöne Tour gemacht hatte.
Sie kehrten um und nachhause zurück, nachdem sie in dem Gasthaus am Reintaler See einen kräftigenden Radler zu sich genommen hatten. Aus ihnen würden nie wirklich gute Kletterer werden. Die siebziger Jahre verrannen, die Sex Pistols tauchten über dem Horizont der Wahrnehmung auf und verglühten so rasch, wie sie gekommen waren, man experimentierte damit, die Ideale der Null-Bock-Generation auf den Alpinismus anzuwenden, was gar nicht so leicht ist, wenn man es zugleich doch zu ein paar schönen oder überhaupt zu Touren bringen will. „Wenn du jetzt nicht bald klettern gehst, hau ich dir ein paar herunter", äußerte Miedl, die Wirtin der Pichlerhütte, eines frühen Nachmittags zu (glaublich) P. Meth, der immer noch vor der Hütte in der Sonne herumlungerte.

Eine rasante Felsfahrt

Noch kurz zur „rasanten Felsfahrt". So charakterisierten Röder & Schmid den sogenannten *Neuen Weg* in der Rofanspitz-Nordwand, abermals eine Rebitsch-Tour, an der sich der Verf., einige Jahre älter und an Erfahrungen reicher geworden, mit H. Klier versuchte.
Ein Blick in den neueren Topo von Stefan Neußl, *Rofan-Gebirge*, zwingt uns übrigens, das frühere Diktum vom Niedergang der Gebirgspoesie zumindest in diesem Fall zu revidieren. Da lesen wir auf Seite 29 zum *Neuen Weg*: „'Rassige' Kletterei in Piazriß und überhängendem Verschneidungsriß mit moralischem Brennpunkt beim Einstieg und knapp vorm Ausstieg: Mittelteil der Führe meist naß und unangenehm glitschig; trotzdem gut kletterbar."
Gegen diesen Blumenstrauß von Unannehmlichkeiten, um nicht zu sagen Abartigkeiten, verblaßt die ältere Beschreibung als „rasante Felsfahrt" — dennoch hatte sie damals, als der Führer vorbereitend konsultiert wurde, gleich für einen unangenehmen Beigeschmack gesorgt.
Der Einstieg erfolgt, da sind beide Führer sich einig, bei einem „markanten Felszapfen".
Wenn man hinkommt, sieht man tatsächlich gleich, welcher es sein muß. Die prospektiven Begeher querten also unter der Nordostkante hinüber zu dem besagten Zapfen, und der Verf. nahm die Sache in Angriff.
Die knapp fünf Meter zur Spitze des Zapfens waren rasch bewältigt, um diese sehr spitze Spitze, die da keck nach oben wies, ward eine Bandschlinge zur Sicherung gelegt. Allerdings schien diese Schlinge gleich darauf, als er um seine eigene Mannshöhe höher auf der sehr spitzen Spitze des Zapfens stand und Hand an die folgende, seichte, steile Verschneidung zu legen versuchte, schon viel zu weit unten und nutzlos zu sein, würde man nur wenig weiter oben stürzen.Der Riß im Grund der Verschneidung war als so gut wie grifflos einzustufen. Die Piaztechnik, die sich für seine Begehung empfahl, hätte mehr Herz, mehr Arm- und Fingerkraft und vor allem irgend eine nennenswerte Sicherung ein Stück oben im Riß erfordert. Ein erster Versuch brachte den Verf. vielleicht zwei Meter empor, wo offenbar das seinen Anfang nimmt, was Stefan Neußl so einfühlsam als „moralischen Brennpunkt" bezeichnet.
Dieser Brennpunkt brachte es mit sich, daß der Verf. den Blick zurück nicht nur auf den immer noch recht nahen Boden am Wandfuß (von wo gut gemeinte, im Effekt aber wenig hilfreiche Aufmunterung erklang), sondern zuerst und vor allem auf die Spitze des Zapfens warf. Diese, wie schon gesagt, geradezu außergewöhnlich spitz, weist nach oben genau auf den weichen, eminent empfindlichen und verletzlichen Körperteil, den man hierzulande mit „fünf Buchstaben" umschreibt, und es wuchs die Sorge übermächtig an, von dem Zapfen im Fall des Sturzes ganz einfach gepfählt zu werden. Wer will das schon. Auch wenn diese Sorge übertrieben gewesen sein mochte, weil man vielleicht ohnehin weiter draußen und ohne Felsberührung zum Boden abgestürzt wäre, so war an ein Weitergehen nach oben nicht mehr zu denken, zumal es dem Verf. nicht gelingen wollte, in diesem blödsinnigen Riß auch nur die kleinste Sicherung unterzubringen.
H. Klier kramte derweil in der alpinen Anekdotenkiste, ältere Abteilung. Der Rebitsch, das war doch so ein Hund, der hat mit allen Mitteln gearbeitet, hat es zumindest damals geheißen, die haben doch einen Fußball mitge-



habt und im Riß aufgepumpt und dann wieder mitgenommen und solche Sachen.
Sie hatten keinen Fußball mit, auch keinen Holzkeil, wie er in der klassischen Zeit an einen solchen Riß verschwendet worde wäre, und überdies gab es keine Spuren von solchen oder von Haken, die frühere Begeher geschlagen haben mochten, es blieb also ein Rätsel, wie die *Hund* das einst gemacht hatten. Am Ende war Rebitsch ganz einfach hinaufge*klettert*.
So gaben sie es auf, nicht ganz, sondern sie wandten sich der nächsten Tour weiter rechts zu, die logischer Weise als *Alter Weg* firmiert, vom sagenhaften Eichhorn und seinen *Gef.* erstbegangen. Die Tour wird heutzutage offenbar als solche Abwegigkeit betrachtet, daß sie in Neußls Topo gar nicht aufscheint. In der Bewertung, für das Jahr der Erstbegehung 1913 doch erstaunlich, findet sich V+/A2, und wahrlich, ich sage euch, dieser Überhang hatte es tatsächlich in sich. Der Verf. baumelte an sehr rostigem Eisen, das offensichtlich der alte Eichhorn höchstpersönlich dort hinterlassen hatte, allfällige freie Hände oder Füße wühlten sich in Moos, Graspolster, fegten überflüssiges loses Gestein aus der Wand, zum Schrecken des unten in moosig-düstren Tiefen hockenden Zweiten, mit einem Wort etwas, was man ohne Zögern als durch und durch klassische Felsfahrt bezeichnen darf. Sie wurde unbeschadet überstanden, und wir wollen diesen schließlich doch (inklusive der Heimfahrt im Automobil) erfolgreich verlaufenen Tag als Happy end dieser Erzählung auffassen, dem geneigten Leser die Geschichten vom Kampf mit der Kreuzotter und dem Latschendickicht auf dem Guffert oder dem kindskopfgroßen Holzkeil am Klobenjoch oder dem mit losem Klein- und Mittelgeröll bis zum Rand gefüllten Riß am Sagzahn ersparen und unsere Aufzeichnungen mit dieser harmonischen Note schließen.
Ein Freund des Verf. hat übrigens die rasante Felsfahrt einige Zeit später begangen und berichtet, sie wäre „halb so wild".

Der schönste Unsinn

Aspekte alpiner Literatur: Großbritannien

David Craig
Richard Haszko
Tom Patey
Mike Thompson

... und als deutscher Gast:
Jürgen Fodor



Den schönsten Unsinn der Welt, jenes „sinnlose Tun in sinnloser Landschaft" (Coni Franz), das Bergsteigen und Klettern also, haben, wie so vieles, einst die Briten erfunden, und ohne allen Zweifel sind bis heute jene, die am besten davon zu erzählen wissen, ebenfalls Briten. Anhand einiger ausgewählter Beispiele von Texten aus den letzten dreißig Jahren wollen wir im folgenden versuchen, dem deutschsprachigen Leser etwas von jener Mischung aus Präzision der Beschreibung und innerer Gelöstheit, von schrankenloser Selbstironie und pragmatischer Nüchternheit zu vermitteln, die die englischsprachige Literatur ganz im allgemeinen charakterisiert. Diese Mischung findet sich auch hier wieder, wo Gipfel und Wände bezwungen oder — eben nicht bezwungen werden, wo also nicht das Gelingen, sondern das Scheitern alpiner Unternehmungen beschrieben wird wie bei David Craig oder Richard Haszko. Im Einzugsbereich der deutschen Sprache vergessen die bergsteigenden Menschen ja gerne, daß es sich um ein Spiel und nicht um eine wie immer geartete Naturnotwendigkeit, ja Pflicht handelt — und daß es zwischen aller gebotenen Ernsthaftigkeit darauf ankommt, den spielerischen Charakter des ganzen nicht aus den Augen zu verlieren.
Die zwei Geschichten von Tom Patey stammen aus dem Band *One Man's Mountains*, der nach Pateys Unfalltod (1970, beim Abseilen an der schottischen Küste) zusammengestellt und 1971 bei Victor Gollancz in London publiziert wurde. David Craigs Text über den Versuch am Felsen von Gibraltar erschien erstmals als *Diary* in der *London Review of Books* vom 13.5.1993; Mike Thompsons *Out With The Boys Again*, die endgültige Durchleuchtung der Struktur von Expeditionen (aber nicht nur diesen) erschien in *Mountain* Nr. 50 (1976); und Richard Haszkos Bericht von einer um und um feuchten Wales-Durchwanderung in *High* Nr. 140 (Juli 1994). Wir danken allen Inhabern der Rechte für die Erlaubnis zum Abdruck.
Die Illustrationen stammen von Nicolas Mahler (Haszko), Sebastian Schrank (Seite 64, Tom Patey 1) und Reinhard Walcher (Patey 2 und Thompson), die Übersetzung aus dem Englischen besorgte Susanne Costa. Um etwas von dem Flair der Originale zu bewahren und da — wie Gerhard Polt richtig anmerkt — „Englisch heutzutag ja keine Fremdsprach mehr" ist, wurden die ursprünglichen Titel der Texte beibehalten.
Jürgen Fodors Bericht von einer für kontinentaleuropäische Begriffe ungewöhnlichen Tour im schottischen Glencoe fungiert sozusagen als Bindeglied zum Hiesigen und rundet diesen Teil des Jahrbuchs.

Gibraltar

Der brüchigste Kletterfelsen der Welt — man-made (1993)

David Craig

Der kniffligste Teil der Besteigung war, überhaupt zum Fuß des Felsens zu kommen. Das dachten wir jedenfalls, bevor wir die Wand selbst in Angriff nahmen. An einem Samstag fragten wir uns durch die schäbigen Autowerkstätten und Schrotthalden, die sich einem Kraken gleich an seine Basis klammern. Nirgends ist dieses 500 Meter hohe Dreieck aus rohem Kalkstein über öffentliches Land zugänglich. Dahinrostende Wellblechbaracken versperrten uns den Weg. Bei der Firma Rock Haulage Ltd., in der Devil's Tower Road 26, steht ein braungebrannter Mann mit Stoppelbart im Eingang einer Höhle, die mit ausgeweideten Autoleichen vollgestopft ist. Als ich sage: „Wir wollen von hier aus den Felsen besteigen", sagt er sofort „Wirklich?" und schaut mir gerade in die Augen. Er will uns schon durchlassen, muß die Sache aber erst mit seinem Boß klären, der „etwa um sechs zurück sein sollte". Der Felsen dräut riesengroß über unserem Gespräch.
Ein paar Stunden lang trainieren Neil (mein jüngster Sohn) und ich am anderen Ende von Gibraltar, auf dem sonnenwarmen, blumenbewachsenen Kliff von Buffadero Bluff, wo ich schon zwei Jahre zuvor geklettert war. Als wir wieder zu Nr. 26 kommen, ist das Tor mit einem Vorhängeschloß verschlossen. Auf Nr. 24 (Rock Services Ltd.) trinkt ein ebenfalls braungebrannter Mann mit Stoppelbart, der allerdings jünger ist und eine größere Wampe hat als der vorhergehende, im Eingang Tee mit einem bekifft aussehenden Mann, dessen untere Gesichtshälfte hinter einem üppigen Walroßschnurrbart verschwindet. Auch sie müssen auf den Chef warten, der „bald zurück sein sollte".
Die Wampe sagt: „Ich hätte zu viel Schiß, da raufzuklettern. Oder zu viel Hirn." Daraufhin bekomme ich auch Schiß. Die Sonne geht unter, und zwischen den ramponierten Gliedern und Torsos unidentifizierbarer Autoleichen wird frischer Tee gebraut. Wampe führt uns nach hinten und zeigt auf eine großes Loch im Dach mit nach innen gezogenen Rändern: „Ein Riesenstein hat da durchgeschlagen. Die ganze Scheißwerkstatt hat gewakkelt." Er grinst und ist halb stolz auf die desolate Umgebung.
Ich gebe die unsichtbaren Bosse auf und schlendere die Devil's Tower Road entlang zum anscheinend einzigen anderen möglichen Zugang, einem offenen, zweiflügeligen Stahltor in einer festen, ordentlich gestrichenen, gelben Wand. Das Gelände gehört offensichtlich der englischen Marine. Vorher war ein junger Soldat in einer blauen Uniform mit Béret hier. Nun ist der Hof drinnen menschenleer und wirkt unbenützt. Er sieht alles andere als ordentlich aus. Der rohe Beton ist mit faust- bis schädelgroßen Steinen übersät. Ein überdachter Aufgang aus Stahlbeton führt zu einer gestrichenen Metalltür am Fuß des Felsens.
Während ich mich umschaue und die Brennesselstauden und den zerbeulten Drahtzaun betrachte, die die Grenze zum Felsen bilden, kommt ein junger Matrose heraus und fragt: „Kann ich etwas für Sie tun?"
„Wir bräuchten", antworte ich, „ein starkes Enterkommando, am liebsten mit Hubschrauberunterstützung." In Wirklichkeit trage ich meine übliche Bitte um Zugang vor, und er bedeutet mir, ihm in den Felsen zu folgen. Drinnen, nur ein paar Meter vom anscheinend völlig heruntergekommenen Hof entfernt, befindet sich ein Gang nach dem anderen mit makellos gewarteten Schaltpulten, Generatoren in Metallgehäusen, Rohren und Drähten und zitternden Nadeln, die die Spannung oder die Tonnage oder was auch immer anzeigen. Von hier aus, nehme ich an, werden die Instrumente mit Strom versorgt, mit denen die Streitkräfte alle Schiff- und Flugbewegungen in der Meerenge von Gibraltar überwachen. Ein Leutnant der Flugwaffe hat uns bereits (per Brief) die Genehmigung erteilt, unsere Besteigung neben ihrem kleinen Nest aus Masten zu beenden; ein Major der Armee hat uns die Genehmigung erteilt, zum Fuß des Felsens zu gehen. Der Felsen selbst gehört der Regierung von Gibraltar, der es egal ist, was wir machen. Nun steht uns nur mehr die Marine im Weg.

Tief drinnen im Felsen, umgeben von einer Phalanx von Generatoren, sitzt ein nicht mehr ganz junger Marinemensch an einem Schreibtisch in einem Kabäuschen unter einem Überwachungsfernseher und schreibt Zahlen in ein Buch. Als ihm sein Kollege mein Anliegen vorträgt,

blickt er spöttisch auf und ruft seinen Vorgesetzten an: „Da ist jemand da, Sir, der auf den Felsen *klettern* will, weil er, hm, weil er *so was* gerne tut. Können wir ihm die Genehmigung zum Zugang zum Felsen erteilen? Nein? Gut — keine Möglichkeit? Danke, Sir — sehr gut — auf Wiederhören, Sir."
Er erklärt mir dann genüßlich, daß niemand den Hof *je* benützen darf, „nicht einmal unsere eigenen Fahrzeuge", da es so häufig zu Steinschlag kommt; deshalb haben sie den überdachten Zugang gebaut. Ich muß selbst wieder hinausfinden, was ich auch tue; da und dort deponiere ich ein bißchen Semtex.

Wieder auf Nr. 24 sind Wampe und das Walroß freundlicherweise bereit, uns am nächsten Tag aufzusperren und uns durchzulassen. Wir sind nur „mit einem alten Foto bewaffnet", wie es in Abenteuergeschichten heißt. Adrian Cabedo, der Bewohner von Gibraltar, der den Felsen am besten kennt, hat uns seinen Abzug von dem Foto gegeben, das die Erstbesteiger 1980 verwendet hatten, um ihre Routen einzutragen. Eine strichlierte Tintenlinie zeigt *Metroway* auf der linken Seite, die von Smiler Cuthbertson, Don Whillans und D. Coward geklettert wurde, und *Regina Mater* auf der rechten Seite, die von Ben und Marion Wintringham geklettert wurde. Adrian hat uns erzählt, wie er von einem fallenden Felsbrocken getroffen wurde, der ihm den Arm brach. Er mußte vom Notch, dem Sattel zwischen dem Massiv und dem Devil's Tower, gerettet werden. Cuthbertson hatte mich telefonisch ermutigt und mir gesagt, daß ihre Route „sehr gut war — sie folgt einem gebogenen Riß, wie man sie in den Alpen findet. Es ist etwa VS [Very Severe], mit einer Passage HVS [Hard Very Severe], wo sie über einen Überhang mit Henkelgriffen führt. Nein, der Fels war gar nicht so brüchig." Ein Artikel, der in der Zeitschrift *Climber and Rambler* 1981 erschienen war, hatte das Wort „brüchig" mehrmals verwendet. „Nur ganz unten, wo der Felsen unter dem eigene Gewicht zerbröselt." Andererseits haben die Leute, die in der Schußlinie arbeiten, betont, daß wegen schwerer Regenfälle „in den letzten Jahren eine ganze Menge Fels heruntergekommen ist".

Auf dem Lichttisch in Adrians Atelier in Irish Town leuchten seine großen Dias prächtig silbern und stolz. Die Details von Schluchten, Furchen und Vegetation, die auf den kleinen Dias nicht zu sehen sind, sind auf den dunklen und körnigen Schwarzweißvergrößerungen schlecht und recht auszunehmen. Am Morgen können wir genügend Einzelheiten ausmachen — den geschweiften Riß, vielleicht 300 Meter weiter oben, der von einem zerklüfteten Überhang abgeschlossen wird (die Hard Very Severe-Schlüsselstelle); die steile Furche, durch die man in den oberen Teil der Wand gelangt, mit ihren stachelartigen Steineichenwäldchen; der untere Teil mit verschmiert aussehenden bräunlichen Wänden muß überlistet werden, indem man sich einen Weg durch das Labyrinth von Rissen zusammensucht. Die Wand hängt über uns, blankgescheuert im Morgenwind, der die Küste entlang von Algeciras heraufpfeift. Hunderte von Möwen kreisen über unseren Köpfen im strahlenden Sonnenlicht, das ihre Federn in einen Saum aus Hermelin verwandelt.
Wir waten bis zur Hüfte durch schartige Schichten von Autoleichen und durch zusammengesackte Haufen von verfaulendem Holz aus abgerissenen Häusern. Wir machen uns fertig und schießen die Seile inmitten von Brennesseln und Feldmargeriten auf, die Dutzende von Felsbrocken, die es aus der Wand heruntergeregnet hat, in einen Steingarten verwandelt haben.
Die erste Länge führe ich, über leichte blumenbewachsene Rampen, dann über eine Reihe von abgerundeten Felsstufen. Als der Zug des Seils anfängt, sich bemerkbar zu machen, halte ich Ausschau nach einem Standplatz und finde nur einen Riß zwischen einem instabilen Felsen und der Schulter, von der er weggeht. Ich lege einen Stopper und ziehe probehalber an, die Seiten des Risses zersplittern, und ich lege den Stopper nochmals weiter unten.

Neil kommt nach und klettert weiter und macht dann überraschend schnell Stand. Als ich ihn erreiche, mustert er gerade eine vierzig Meter lange rissige Platte, die steil aufragend zu einer Wand wird, bevor sie sich zur Steineichensenke zurücklegt. Der Fels des steilsten Stückes ist verdächtig verfärbt. Wir hatten in den Dolomiten festgestellt, daß nur weißer oder grauer Kalk auch starker Kalk ist. Unter uns werden die Schrottplätze immer kleiner. Sie sind direkt unter unseren Füßen, so daß die von uns losgetretenen Steine auf die rostigen Dächer fallen.
Das Gepolter weckt die Wachhunde auf Nr. 26, je einen braunen und einen weißen Schäfer und zwei staubigschwarze Promenadenmischungen. Sie bellen wütend, raufen einander umkreisend und lassen sich dann wieder im Schatten nieder. Was auch ich in der nächsten halben Stunde — Stunde — den nächsten anderthalb Stunden mache. Warum ist Neil auf diesem bequemen Stück so langsam? Es muß einen Grund dafür geben — er ist trainiert und fit und im senkrechten spanischen Kalk zuhause. Während er schon wieder einen Keil legt und ausdruckslos nach oben stiert, rufe ich, „Wie ist es?" und er antwortet mir: „Es ist furchtbar. Und ich sehe nicht, wie es weitergeht."
Er steigt weiter, während sich die Sonne über den Containerschiffen in Richtung Afrika bewegt und die strahlend sonnenhelle Weiße auf der Regina-Mater-Wand rechts von uns fischgrau wird.

Neil erreicht ein steiles, verfärbtes Stück, und ich schöpfe Mut, weil seine Füße fast völlig verschwinden, als er über vorstehende Waffeln hinaufsteigt. Ich hatte höchstens einen Halt für die Zehen erwartet. Er gewinnt an Höhe,

gleich einer Ranke, die in Zeitraffer aufgenommen wird, und schaut dauernd in alle Richtungen, nach rechts ebenso wie nach links und nach oben. Dann verschwindet er — und das ist immer ein düsterer Moment für den Seilzweiten auf einer steilen und problematischen Route. Die Zeit verstreicht, die Hunde raufen, und der Wind legt sich in der Wärme des Mittags. Unten am Parkplatz steigt Anne ab und zu aus unserem Leihwagen — zu klein, um wirklich zu erkennen zu sein — und ein Mann, vermutlich Walroß, gammelt über die Straße und wieder zurück. Die Seile werden vom unsichtbaren Neil eingeholt, und kaum hörbare Rufe sagen mir, daß es Zeit ist nachzukommen.

Die „Platte" ist ziemlich steil und glatt, abgesehen von schwarzen Rissen an ihren Rändern. Sie sind alle zu eng, bis auf den einen, den Neil gewählt hat und der breit genug ist, daß ein Schuh drinnen Platz findet. Der Riß ist mit ziemlich lockerem Schotter gefüllt. Sein rechter Rand ist fast immer stark genug, um als Griff zu dienen, und das ist gut, solange der angrenzende Felsen nicht zu steil wird. Sobald er nahe an 80 Grad kommt, bin ich gezwungen, zusätzlich Halt für die Füße zu suchen. Nichts außer kleinen abgeschrägten Kanten. Ich fühle mich wie eine verletzliche lebende Seifenblase, die hoch oben in dünner Luft schwebt. Zu Hause würde es nach Erde und Moos riechen. Hier hat man es mit dem fischig-üblen Geruch von Möwenguano zu tun, mit einem süßlich-harzigen Unterton subtropischer Blumen — wilde Schleifenblumen und Feldmargeriten, die auf dem Felsen wachsen.

Diese winzigen Tritte würden ausreichen, wenn die Griffleiste weiterhin fest bliebe. Sie ist jetzt überall rissig, an manchen Stellen gefährlich scharf, und der Spalt ist mit ineinanderverkeilten Felsbrocken von einem halben Kubikmeter Größe gefüllt. Sie haben feine Kanten, in den Fingern juckt es, sie anzufassen und mich an ihnen nach oben zu ziehen — sie würden wie Bauklötzchen auseinanderfallen. Ich könnte rechts an der Griffleiste hinaufpiazen, doch der Fels ist hier zu steil.

Während ich mir die Bewegung überlege, verliere ich mich wieder in ihr, und meine Zehen rutschen einen Zentimeter nach unten. Steck die Hand in den Spalt — taste hinauf, so weit du kannst — es muß doch etwas geben. Mein Unterarm verschwindet bis zum Ellbogen, meine Fingerspitzen spüren eine kleine, vorstehende Kante: Wenn ich von da aus piaze, dann wäre auf dem verkeilten Brocken und auf dem über ihm und dem unter ihm weniger Druck. Das ist Irrsinn, kein Mensch kann bei diesen wackeligen, völlig unsicheren Verhältnissen durchkommen. (Neil anscheinend doch.)

Ich ziehe mich auf. Ich bilde mir ein, mich an ein augenblickslanges Knirschen zu erinnern, wie wenn sich ein Zahn an der Zange des Zahnarztes langsam aus dem Kiefer löst. Alles bleibt, wie es ist. Ich kann mich doch nicht mein ganzes Gewicht diesem Block anvertrauen, an dem ich mich gerade hinaufgezogen habe. Ich mache es trotzdem. Er hält (wahrscheinlich noch ein oder zwei Jahre). Ich verlasse diese Stelle des prekärsten Gleichgewichts und steige dankbar unter dem verfärbten Überhang auf.

Diese beruhigend großen Felsvorsprünge sind rundum rissig. Einer von ihnen steckt in einem seitlich verlaufenden Spalt wie ein Paket in einem Postkasten. Ich verwende dieselben Tritte wie Neil, versuche den Trick, mein halbes Gewicht zurückzuhalten, mich leichter zu machen, ja kein Gewicht mehr zu haben. Wieder bricht der Fels nicht, nichts (kein Stein, kein Körper) schlägt auf die rostigen Dächer. Ich trete einen Augenblick lang aus dieser senkrechten Welt heraus und stehe kurz und benommen auf mehr oder weniger festen Felsrippen, die mit kleinen, blütenlosen Pflanzen gepolstert sind. Neils schmutziger weißer Helm kommt über dem unteren Ende des Steineichenwäldchens in Sicht. Er hat einen geräumigen Standplatz gefunden. Ich lasse mich häuslich nieder, hänge mich in die Sicherung, nehme den Helm ab und lasse mir den Schweiß über die Stirne rinnen.

Die Einsatzbesprechung danach ist kurz — wir wollen beide hier raus. „Ich bin einfach weiter gestiegen", sagt er, „weil es nicht anders ging — es war nichts da, woran man sich hätte abseilen können. Es ist fürchterlich. Glaubst du, daß sich das irgendwie bessert?"

Wir lugen vorsichtig nach oben, wohl wissend, daß wir das von hier unten nicht beurteilen können. Wir sind etwa achtzig Meter geklettert — wieviel ist also von Cuthbertsons „Anfang" noch übrig? Ich esse etwas aufgeweichte Schokolade und trinke einen Schluck lauwarmes Wasser. Neil sagt: „Wenn wir es nur bis zu diesem Baum schaffen könnten... Willst du das nächste Stück vorsteigen?" Wollen? *Wollen*? Ich füge etwas von Neils Ausrüstung meinem eigenen Sortiment an Keilen und Schlingen hinzu und steige an der festen Rippe links der Senke auf. Eine kleine Steineiche wächst in ihrer Mitte und beschattet das Nest einer Seemöwe mit zwei türkisen Eiern, die braune Flecken haben wie Altersflecken auf einer Hand. Ich muß in das Bett der Rinne hineinsteigen, was schwierig ist, ohne die Eier zu zerbrechen. Der Fels dort besteht aus dreieckigen, flachen Steinen in einer verrückten Anordnung. „Verrückt" ist das richtige Wort — ein jeder Stein verrutscht und könnte leicht herausgehoben werden. Die Rippe ist nun vertikal und völlig glatt. Als ich Neil diese niederschmetternde Neuigkeit mitteile, sagt er emotionslos: „Was machen wir jetzt?"

„Sollten wir nicht absteigen?"

„Was ist mit deinem Buch?"

„Das ist okay — das ist ja nur ein Aspekt von Gibraltar. Aber ist das hier nicht interessant, auf seine fürchterliche Weise?"

„Gibt es irgend etwas, von dem man sich abseilen könnte? Wie ist denn der Baum?"

Der Baum ist schwer einzuschätzen; er ist unten von

großen Brennesseln umwachsen. Ich greife ihn so weit unten an wie möglich und schüttle ihn. Er ist so dünn, daß er zittert, und nur in der Art Erde verwurzelt, die sich hier bilden kann, staubig-kiesig, nicht sehr tief und bröcklig. Die dicke, braune Wurzel vielleicht, auf der das Nest ruht? Respektvoll hebe ich das Nest ein wenig an und gebe acht, daß die Eier nicht hinunter zu den Wachhunden rollen, und stelle fest, daß die Wurzel eine rostige Stange ist — kein Rohr, eine Stange, die leicht nach oben geneigt im Untergrund der Rippe verankert ist. Eine traumhafte Sicherung. Ich lege eine Schlinge um dieses Andenken an Armeepioniere längst vergangener Zeiten, eine weitere um den Baumstamm und klettere zu unserem Horst hinunter.

Dann machen wir uns zum Abseilen fertig und treten den Rückzug an. Die Wand schneidet eine letzte Grimasse: Als ich die Füße auf eine Felsplatte in der Nähe des Überhangs setze, zerbricht sie und eine Salve prasselt mit dem bisher gewaltigsten Krach auf die Dächer nieder. Für den Rest der Talfahrt starre ich gebannt hinauf zur Kante, über die sich das Seil spannt, und frage mich panisch, ob der Fels unter dem Seilzug brechen wird, ob sich das Seil an dieser frischen, scharfen Kante reiben wird, bis es durchgescheuert ist und ...

Als wir Anne wiedertreffen, stellt sich heraus, daß wir nicht die einzigen in Gefahr waren. Walroß hatte sie zum Kaffee eingeladen, dann die Tür der Hütte verriegelt und begonnen, sie zu küssen. Sie brachte den Riegel wieder auf, er schob ihn wieder vor — schließlich lachte und redete sie ihm solange zu, bis er sie wieder hinausließ.

Das gab uns den Rest — eine letzte unerfreuliche Episode nach einem Tag voll Mißlichkeiten — nach einem Abenteuer im Fels, das meiner Vorliebe für Idyllen nicht weniger hätte entsprechen können.

Das riesige Dreieck mit seiner himmelwärts strebenden Architektur ist eine der schönsten Felsformationen in Europa. Wir haben unser Bestes getan, sie zu ruinieren. Kein großer Felsen auf dieser Welt ist so zerhackt, angebohrt, gesprengt und beschossen worden. Die Spanier schossen während der Großen Belagerung von 1780 eine Viertelmillion Kanonenkugeln auf ihn ab. Die britische Armee sprengte und grub Stellungen in sein Inneres und baute während des Zweiten Weltkrieges Luftschutzkeller. Wenn man jetzt in ihm Sprengladungen zündete, dann würde die ganze Nordwand zittern und die Risse auf ihrer gesamten Oberfläche würden Staub wie Rauch ausstoßen. Wird der Felsen eines Tages wieder fest sein, nachdem er all die von Menschen erzeugten Trümmer und den Schutt abgeschüttelt hat, oder wird sein gemarterter Körper noch jahrtausendelang Scherben absondern, bis er durch den ersten Schock, den ihm die afrikanische tektonische Platte knirschend auf ihrer Reise nach Norden versetzt, zu unvorstellbaren Formen oder einer formlosen Masse wird, und werden sich die Säulen, die Herkules vor fünfeinhalb Millionen Jahren auseinandergedrückt hat, wieder zu schließen beginnen?

The Long and Winding Road

Bei zweifelhafter Witterung durch das nördliche Wales (1994)

Richard Haszko

Es begann an einem regnerischen Tag in Llandudno, als ich mit geringem Erfolg versuchte, Begeisterung für ein Bad im Meer zu mimen.
„Valerie", rief ich, um sie abzulenken. „Ich habe eine Idee."
„Wird die sich nicht einsam fühlen, so allein auf weiter Flur?" antwortete sie.
Unerschrocken fuhr ich fort: „Wär das nicht eine tolle Sache, von hier zur Küste zu wandern?"
„Wir sind an der Küste, du Depp."
„Nein, nein. Nicht diese Küste. Die in Südwales, so wie in dem Artikel, den wir gelesen haben." Sie wirkte etwas entsetzt, denn alle unsere bisherigen Wanderungen hatten in irgendeiner Form epische Züge angenommen, dabei waren es nur Tagesausflüge gewesen. Der fragliche Artikel basierte auf John Gillhams *Snowdonia To The Gower* (Von Snowdonia zur Halbinsel Gower), der Beschreibung einer Wanderung von einer Küste zur anderen über den gebirgigsten Teil von Wales. Das klang wirklich gut. Die Route führt durch die schönste Landschaft, die Wales zu bieten hat, und ich begann damals, mich für lange Wanderungen zu interessieren, nachdem ich im Vorjahr fast zwei Wochen auf einer Trekkingtour zum Ama Dablam zugebracht hatte. Wir könnten einfach über den Höhenrücken gehen, der in die Carneddau-Berge führt, und je länger wir darüber nachdachten, umso attraktiver wurde die Idee. Wir würden als Rucksacktouristen unterwegs sein (ein häßliches Wort für eine häßliche Tätigkeit, wie Martin Boysen einmal treffend sagte), und Vorstellungen, wie wir gemächlich durch die Berge ziehen und die Schönheit der Landschaft in uns aufnehmen würden, während sich unser Geist beflügelte, begannen mich zu beschäftigen.
Wir besorgten uns das Buch, kauften die nötigen Landkarten und Führer, ließen meine alten Wanderschuhe neu besohlen und fingen an, unsere Reise ernsthaft zu planen. Im Buch waren elf Tagestouren beschrieben, wobei jede Tour in einer Stadt oder einem Tal endete, das sich am besten zur Übernachtung eignete, und gab auch die Adressen von Pensionen usw. an, falls man zwischendurch übernachten wollte. Das hätte uns vielleicht eine Warnung sein sollen, war es aber nicht, genausowenig wie die Tatsache, daß die Tagesetappen zwischen 16 und 24 Meilen betrugen, über gebirgiges Land führten und wir mit Zelt, Schlafsäcken, Proviant, Whiskyflasche (für medizinische Zwecke) und Kleidung bepackt unterwegs wären. Wunderbar unbeleckt von irgendwelchem Realitätssinn stürzten wir uns in die Vorbereitungen und fanden uns schließlich an einem schönen Augustnachmittag auf dem Bahnsteig in Llanfairfechan wieder, jeder mit einem Rucksack, der eine Tonne wog.
„Mir scheint, wir haben da ein kleines Fehlerchen gemacht", sagte ich leise zu Valerie, während ich mir das Gerät auf den Rücken würgte. „Diese Dinger sind viel zu schwer, damit schaffen wir niemals die zweihundert Meilen."
„Zu spät", sagte sie. „Wir sind jetzt da, und ich kehr' jetzt nicht mehr um." So begannen wir unsere Wanderung, aber erst nachdem wir die Zehen nochmals ins Meer getaucht hatten.

Es dauerte nicht lange, bis wir uns verirrten. Genauer gesagt, eine halbe Stunde, die wir damit verbrachten, durch die Seitenstraßen von Llanfairfechan zu stolpern und den Weg zum Garreg Fawr zu suchen. „Sie wollen nach Gower wandern, nicht wahr?" sagte eine Frau etwas verständnislos, als wir bei einem Bauernhaus nach dem Weg fragten.
„Es war schon eine Reihe von Leuten hier, die so wie Sie nach dem Weg gefragt haben", sagte sie. „Ich versteh' nicht, warum sie das tun."
„Weil man es tun kann", murmelte ich, und wir marschierten los, den Hügel hinauf.
Es war wunderbar, nun endlich richtig unterwegs zu sein, auch wenn die Rucksäcke viel zu schwer waren, um das Leben vollkommen genußreich zu machen. Es war sehr ruhig in diesen nördlichen Carneddau-Bergen, eine Einsamkeit, die wir während der meisten folgenden Tage antreffen würden. Vielleicht hatten alle anderen auf den Wetterbericht gehört, der das Ende der langen Schönwetterperiode angekündigt hatte. Die Schönwetterperiode ging tatsächlich in dem Augenblick zu Ende, als wir den

luftigen Gipfel des Drum erreichten und der weite Ausblick auf Meer und Berge langsam im Nebel verschwand. Es begann, ernstlich zu regnen, als wir kurz nach dem Drum den Höhenrücken verließen und den Abstieg in Richtung Cwm Eigiau begannen. Es regnete so sehr, daß ich die Brille abnehmen mußte, um überhaupt etwas sehen zu können. Alles verschwamm in deprimierend triefender Nässe, einschließlich dem Kompaß fünf Zentimeter vor meiner Nase.
Tatsächlich fanden wir den Weg durch das Dulyn-Tal, und wir begannen gerade, uns mehr als nur ein paar Gedanken darüber zu machen, wo wir eigentlich waren, als sich eine lange, dunkle Linie in der Nebelsuppe langsam zur alten Mauer des Eigiau-Damms verhärtete. Erleichtert wateten wir hinauf zu einer Öffnung im Damm, um dort einen Zeltplatz zu suchen.
Erstaunlich, wieviel angenehmer das Leben wird, sobald man ein Zelt aufgestellt und ein Gläschen Medizin in der Hand hat. Irgendwie war der Regen gar nicht mehr so schlimm, und mit dem Tageslicht schwanden auch die Schmerzen in unseren Gliedern.

Wir erwachten zum Tappen des Regens auf unserem Zeltdach. Aber es regnete nur leicht und würde wohl bald aufhören. Durch diese Vorstellung aufgeheitert, brachen wir gegen halb neun auf. Nicht lange blieben wir heiter, denn bald wurde der Regen stärker und unsere Rucksäcke irgendwie schwerer. Wir mußten aus dem Tal heraus und den Weg über den Trimarchog-Paß finden, doch da die Wolken so tief hingen, konnte man nur raten, welcher der steilen Hänge zum Paß hinaufführte. Mit einer Mischung aus sehr sorgfältigem Kompaßlesen, Erinnerung, Intuition und sehr viel Glück erwischten wir eine Abzweigung bergauf und erreichten schließlich einen Paß, den wir beide nicht erkannten. Das hieß, daß wir uns an der richtigen Stelle befanden, denn der einzige andere Paß hier in der Nähe war der Hauptübergang in der Nähe des Craig yr Ysfa, und dort waren wir sicher nicht.
Wir verweilten nicht, um die Aussicht zu bewundern — es gab keine — sondern orientierten uns in Richtung A5 und hasteten den Berg hinunter.
Wir trafen etwa an der geplanten Stelle auf die Straße und ließen uns müde in einem leerstehenden Gebäude nieder, um etwas zu essen. Danach fühlten wir uns wieder besser und machten uns in Richtung Braich y Ddeugwm auf, einen Kamm, der auf die Höhe der Glyder-Berge führt. Wir fanden sie zwar, aber der unaufhörliche Regen wurde sehr deprimierend, und der Höhenrücken schien kein Ende zu nehmen, die Ödnis ungemildert durch die herrliche Aussicht, die es dort eigentlich geben sollte. Als wir beim See Llyn-Caseg-fraith die Anhöhe erreichten, hatten wir eine kurze, weitreichende Debatte, welche Route wir einschlagen sollten, um auf den Miners' Track nach Pen-y-Gwryd zu gelangen. Nach einigem Herumsuchen fanden wir ihn und humpelten weiter, nachdem wir nur ein paar Minuten lang hinter einer Mauer Rast gemacht hatten, um uns für den Aufstieg nach Gwryd zu wappnen. Wir gingen weiter und waren überrascht, daß wir uns nach nur zehn Minuten plötzlich oben befanden. Das war, was wir brauchten, und wir zögerten nicht, uns einen Zeltplatz gerade außer Sichtweite des Pubs zu suchen und uns ein Glas bernsteinfarbenen Nektars zu genehmigen, während wir uns die Wimpern auswrangen. Die Sonne entschloß sich zu einem abendlichen Auftritt, was uns erlaubte, unsere Sachen zu trocknen und für einmal den Ausblick zu genießen.
Das bessere Wetter dauerte nicht lange; am Morgen goß es wieder in Strömen. Da wir uns eine weitere Unterwasserwanderung nicht zutrauten, proklamierten wir einen Rasttag. „Was soll's", meinte Valerie. „Wozu soll man in einem schönen Land wandern gehen, wenn man es nicht sehen kann?" Diese Logik war unschlagbar, und daher verbrachten wir einen faulen Tag damit, einzukaufen und keine Dehydrierung aufkommen zu lassen.

Am Morgen hingen die Wolken tief, aber es regnete nicht. Wir mußten nun einige Entscheidungen treffen, denn wir waren nach dem Buch erst bei der Hälfte des zweiten Tages, aber schon den vierten Tag unterwegs. Es wurde immer klarer, daß die „offiziellen" Tagesetappen nicht für Leute gedacht waren, die ihren gesamten Hausrat auf dem Rücken mitschleppten, und daß die Reise viel länger dauern würde als elf Tage. Es war zu früh, ans Aufgeben zu denken, und deshalb beschlossen wir, weiterzumachen — wir mußten ja nicht partout in der angegebenen Zeit fertig werden; — also luden wir uns unsere Last auf den Rücken und marschierten los.
Es dauerte nicht lang, bis wir wieder ins Schwimmen kamen. Der sumpfige Boden auf dem Weg zum Siabod/Moelwyn-Gebirge unterhalb von Cefynycerrig erwies sich als anspruchsvoll, doch sobald wir die Anhöhe erreicht hatten, kam die Sonne durch und das Leben wurde etwas weniger schlimm. Es wurde sogar richtig angenehm, als wir in Richtung Carnedd y Cribau und Moel Meirch marschierten. Auf diesen Bergen waren wir noch nie gewesen, und obwohl sie ganz in der Nähe der überlaufeneren, größeren Gipfel dieser Gegend sind, trafen wir keine Menschenseele. Als wir, nachdem wir den wunderschön einsam gelegenen See Llyn yr Adar passiert hatten, zu den alten Moelwyn-Steinbrüchen abstiegen, war es richtiggehend heiß geworden, also machten wir bei einem Bach im Cwm-y-foel-Tal Halt und tranken das beste Wasser unseres Lebens. Bei dieser Gelegenheit inspizierte ich meine Wanderschuhe und stellte zu meinem Mißvergnügen fest, daß die neuen Sohlen dabei waren, sich vom Oberleder zu verabschieden. Das war ein ziemlicher Schlag, aber da im Moment nichts daran zu ändern war, tat ich so, als sei da gar nichts.
Nach einem kurzen Aufstieg erreichten wir einen weiten Paß zwischen dem Moel-yr-hydd und dem Moelwyn

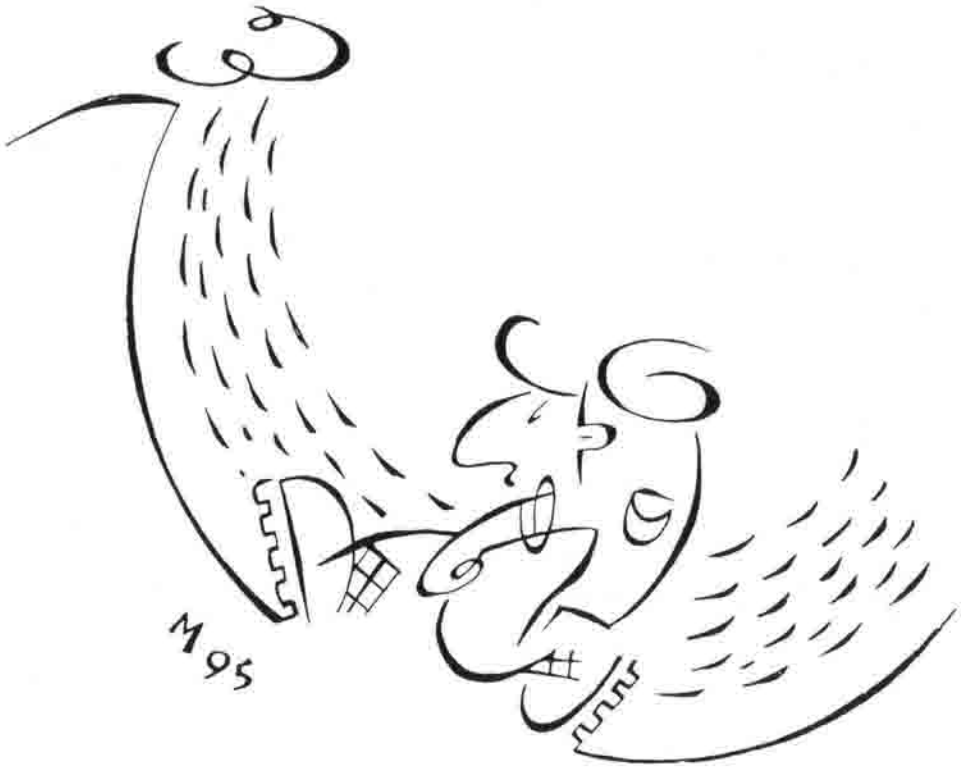
Mawr, von wo aus wir zurück zum Snowdon und den Glyder-Bergen sehen konnten sowie auf unsere Route für die nächsten ein bis zwei Tage. Als wir einen sonnigen, ebenen Fleck hoch über den Tälern fanden, erklärten wir das Tagewerk für beendet und entkorkten die Medizin für schmerzende Schultern. Bald sah das Leben wieder rosiger aus, und ich begann mir Sorgen zu machen, daß mir diese Sorte von Wanderungen am Ende noch Spaß machen könnte. Ich mußte mich nicht lange sorgen. Pitsch, patsch, pitsch patsch. Da wären wir wieder, dachte ich, als die Himmel während der Nacht ihre Schleusen öffneten.

Wir erwachten an einem elenden Morgen von der Art, daß man sich in sich selbst zurückziehen und auf Autopilot schalten will. Leider konnten wir das nicht tun, weil wir im strömenden Regen und bei zehn Metern Sicht den Weg hinunter in das Tal von Ffestiniog finden mußten. Das führte aber irgendwie nicht zu einer offenen, umfassenden Diskussion, im Gegenteil, es wurde sogar ziemlich stimmungsvoll, während wir unseren Weg zwischen tropfenden Felsen und Talsperren suchten. Wir erreichten die Eisenbahn von Ffestiniog genau an der vorgesehenen Stelle; die alte Dampflok schnaufte an uns vorbei mit ihrer Wagenladung rosiger Gesichter, die uns durch regennasse Fensterscheiben anstarrten. Die Leute müssen uns für verrückt gehalten haben, eine Auffassung, die ich zu teilen begann, während ich meine Sohlen davon abzuhalten versuchte, sich endgültig zu verabschieden, indem ich sie mit einem Paar Reserveschuhbänder festband. All das wurde langsam zu dumm, doch das Pub von Maentwrog verscheuchte solch düstere Gedanken. Wir erstanden auch die dringend benötigte Flasche heilkräftiger Tinktur, da unser Vorrat unterdessen traurig zusammengeschmolzen war.

Als wir Maentwrog verließen, hörte es zu regnen auf, und während wir dann zwischen den mannshohen Farnen an den Ufern des Llyn Trawsfynydd umherirrten, schien auch wieder die Sonne. Wir trabten einen grasbewachsenen Weg entlang, still vor uns hin dampfend, und trockneten in der Wärme.

Am Ende des Sees wandten wir uns nach rechts in Richtung auf die Rhinog-Berge und ließen uns dankbar zum Kampieren beim verlassenen Bauernhof von Wernfach nieder. Es war ein langer Tag gewesen.

In der Früh regnete es immer noch nicht, und um halb neun waren wir wieder unterwegs. Bald verließen wir das offene Land und traten in das Dunkel zwischen den in Reih und Glied stehenden Nadelbäumen des Coed-y-Brenin-Waldes. Wir überraschten uns selber, als wir den



Nicolas Mahler: Unter dem Regen

Anfang des Weges zum Bwlch Drws Ardudwy, dem Paß zwischen dem Rhinog Fawr und Rhinog Fach, so leicht fanden. Der Bwlch war unwegsam, und zum Glück regnete es nicht zu sehr, so daß ich nur etwa ein Viertel Liter Wasser pro Fuß im Schuh mitführte. Wir stiegen bald in die grüne, bebaute Landschaft des Cwm-Nantcol-Tales ab, als ein Ruf von Valerie mich aus meiner Träumerei riß.
„Richard, hast du gesehen, wie groß diese Kuh ist?"
Ich hob den Blick vom Boden in Richtung auf das Rindvieh des Anstoßes, und mir blieb fast das Herz stehen. Selbst unter besten Bedingungen fühle ich mich in Anwesenheit großer, milchgebender Tiere nicht wohl, aber dieses hier hatte die Größe eines Bungalows. Schlimmer — bei (nicht sehr) näherer Betrachtung stellte ich fest, daß es kein Euter hatte. Und noch schlimmer — es stand in der Mitte des Weges.
„Mach keine Panik", wimmerte ich und schob Valerie rasch zwischen mich und den Stier.
„Mach ich auch nicht", antwortete sie, „im Gegensatz zu dir."
„Du hast recht. Lauf weg, lauf schon weg."
Unglücklicherweise war das mit unserer dummen Last nicht möglich, also blieb nur die Wahl, so zu tun, als sei das Vieh gar nicht da, und ganz, ganz leise vorbeizuschleichen. Es schien gleichfalls so zu tun, als wären wir nicht da, und mit einem Seufzer der Erleichterung setzten wir unseren Weg fort.
„Fort" führte uns über einen breiten, grasbewachsenen Paß zwischen dem Moelfre und dem Y Llethr und hinein in das Ysgethin-Tal, das kahl und landschaftlich reizlos ist. Dem Kompaß folgend erreichten wir Pont Scethin, eine alte, steinerne, für Saumtiere gebaute Brücke, über die früher die Hauptstraße zwischen London und Harlech führte.
Am südlichen Fuß des Moelfre steht die Ruine des alten Gasthauses, das früher von den auf dieser Straße tätigen Wegelagerern frequentiert wurde. An der Brücke herrschte eine eigenartige Atmosphäre, nicht unangenehm, eher wie die Stimmung, die einen überkommt, wenn man ein altes Haus betritt, das viele Leben und viel Geschichte gesehen hat. Es war ein Ort, zu dem wir eines Tages zurückkehren würden.
Solche Gedanken schwanden, als wir uns für die nächste Schinderei die Hänge des Llawlech hinauf, der alten Londoner Straße folgend, wappneten. Wir waren ziemlich fertig, waren wir doch an diesem Tag schon sechzehn Meilen marschiert, doch wir wollten bis Barmouth kommen. Die Straße führte uns auf einen grasbewachsenen Höhenrücken mit vermutlich großartiger Aussicht, aber wir steckten im Nebel, nur zur Abwechslung. Am Bwlch y Rhiwgyr, dem Paß der Hörner, von wo einst die Späher der Straßenräuber ihre Opfer ausmachten, nahmen wir den alten Saumpfad hinunter zur Küste. Noch drei Meilen, aber wenigstens alles bergab.
Uns kam es eher wie zehn vor, als wir uns müde durch die von Touristen überlaufenen Straßen von Barmouth schleppten und den Campingplatz suchten. Es war seltsam, nach der Stille der Berge wieder unter Menschenmassen zu sein, ein Gefühl, das nicht viel zur Besserung unserer Laune beitrug. Schließlich fanden wir den Campingplatz, der nicht übel war — immerhin hatte er Blick aufs Meer. Bald war das Zelt aufgestellt, und wir genossen eine Art kleiner Festivität, während wir die weitere Vorgangsweise berieten.
Ich glaube, wir wußten beide, daß wir genug hatten. Da war das Wetter, die Tatsache, daß wir weit hinter unserem Zeitplan zurück waren und daß meine Schuhe jetzt schon fast völlig nutzlos waren. Die Niederlage einzugestehen, fiel nicht leicht, und um den Augenblick der Wahrheit noch etwas hinauszuzögern, ging ich den Wetterbericht anrufen. Ich dachte, wir könnten irgendwie weitermachen, wenn jetzt wirklich schönes Wetter käme. Es wollte nicht sein. Die nächsten paar Tage würden regnerisch und windig sein.
Das war's dann. Zeit, nach Hause zu fahren. Wir hatten unser *Von Küste zu Küste* hinter uns.

Old Man of Hoy

Eine Erstbegehung unter Chris Boningtons wachsamer Kamera (1966)

Tom Patey

See Hoy's old man, whose summit bare
Pierces the dark blue fields of air.
Based in the sea his fearful form
Glooms like the spirit of the storm ...
Malcolm, Orkadischer Dichter aus dem 19. Jahrhundert

„Der Old Man von Hoy?" antwortete ein Mitreisender. „Sie werden ihn sehen, wenn wir um die Landspitze herumfahren."

Wir hielten uns nur mühsam auf den Beinen, da wir auf der altehrwürdigen *St. Ola* herumgeworfen wurden, die sich ihren stürmischen Kurs durch die sieben wettstreitenden Strömungen bahnte, die den Hafen Scrabster in Schottland von der größten Orkney-Insel Stromness trennen.

Unser Reisegefährte war ein typischer Orkadier. Er hatte uns gerade eine Geschichte von jemandem vom Kontinent erzählt, einem Herrn aus London. Jetzt sprach er von den Wundern, die uns auf Mainland, dem *Festland* erwarteten, wie er die größte der Orkney-Inseln nannte. „Sie werden am Festland ein Privatboot mieten müssen, um nach Hoy zu kommen. Es gibt eine Fähre, doch die fährt in Stromness ab, kurz bevor die *St. Ola* ankommt."

Das überraschte mich nicht, denn ich hatte bereits gehört, daß das Passagierschiff nach Hoy nur zweimal pro Woche fuhr und daß ungünstige Winde oder die Gezeiten eine Landung verhindern oder den potentiellen Besucher dazu zwingen konnten, auf einer anderen Insel zu landen.

„Und was haben Sie auf Hoy vor?" fragte unser Reiseführer.

„Sie werden's wahrscheinlich nicht glauben," antwortete ich. „Wir wollen den Old Man besteigen."

Er sah mich seltsam an, obwohl er eigentlich zu höflich war, sich Heiterkeit anmerken zu lassen. Er riet uns, mit einem alten Mann Kontakt aufzunehmen, der in einem einsamen Häuschen an der nahen Rackwick Bay wohnte. Dieser Mann kletterte häufig die Klippen gegenüber dem Old Man hinunter, um Treibholz an der Küste zu sammeln.

„Er wird Ihnen gerne den Weg nach unten zeigen. Sie können dann von unten den Old Man fotografieren, und das ist auch schon alles, was zu kriegen ist. Der Old Man ist unersteigbar. Nicht einmal die britische Armee ist hinaufgekommen. Und die haben Raketen verwendet, um ein Seil über die Spitze zu bekommen!"

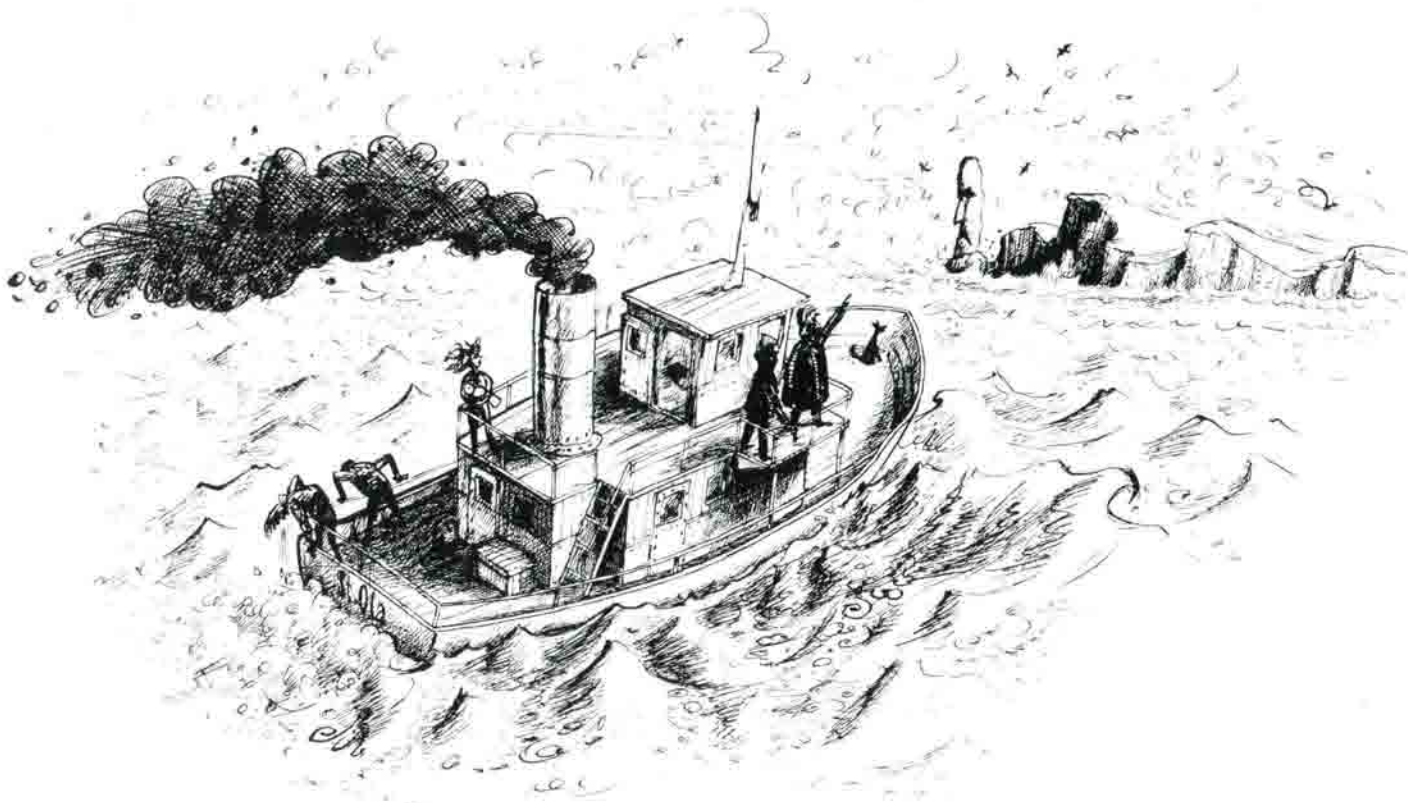
„Meine beiden Freunde da drüben," sagte ich stolz, „haben beide die Eiger-Nordwand bestiegen." Er warf einen unauffälligen Blick hinüber zu Chris Bonington und Rusty Baillie.

„Sie meinen die beiden Herren, denen gerade übel ist?" Ich konnte seine Skepsis verstehen. Bonington, mit seinem grünlichem Gesicht, war nur mehr der Schatten des bärtigen Riesen, der so viele Bergabenteuer bestanden hatte. Genau wie er litt der verwegene Abenteurer aus Rhodesien, Rusty Baillie, der jetzt im Adventure Centre in Dunoon unterrichtete. Der Mann, der die Strecke zwischen Mombasa und Aden auf einer vorbeikommenden arabischen Dau zurückgelegt hatte, kapitulierte hier im Pentland Firth.

Rusty hatte drei allerdings seefestere Begleiter mitgebracht: seine Frau Pat, das Baby und den Hund. Wir befanden uns auf dem Weg nach Ultima Thule mit Kletterseilen, Haken, Kameras, einer Wiege und einer Hundeschüssel, die alle in fröhlicher Unordnung über das Deck verstreut waren. Wir boten, mit einem Wort, als Profis einen eher unorthodoxen Anblick.

Im Gegensatz dazu sah der Old Man von Hoy steuerbord voraus so bedrohlich und abweisend aus wie irgend möglich. Als ob ihm die bevorstehende Bedrohung seiner Privatsphäre bewußt gewesen wäre, hatte er sich eine dunkle Wolkenkapuze über das stolze Haupt gezogen. Von den großen Wellen, die an seinem Fuß brachen, zog sich weißer Sprühnebel einen Kilometer hinaus auf das stürmische Meer.

Objektiv betrachtet besteht der Old Man aus 150 Metern orkadischen Sandsteins auf einem Granitsockel. Vom Sockel bis hinauf zu seinem quadratischen Gipfel laufen die Flanken des Turms nie zusammen, und sein Durchmesser ist an keiner Stelle größer als dreißig Meter. Dennoch muß diese außergewöhnliche Laune der Natur



Die Illustrationen zu dieser
Geschichte stammen von
Sebastian Schrank

einigen der heftigsten Stürme auf der Insel standgehalten haben.
Diese monolithische Säule hatte nicht immer ein so einzigartiges Ebenmaß besessen. Auf einem alten Druck ist der Old Man mit einem kurzen zweiten Bein auf der landzugewandten Seite zu sehen. Als dieses abbrach, bildete sich aus den heruntergestürzten Felsblöcken eine fünfzehn Meter hohe Verbindung zwischen dem Festland von Hoy und dem Turm. Er ist daher heute auch bei hohem Wasserstand leicht zugänglich. Auf Hoy werden die unwahrscheinlichsten Geschichten darüber erzählt, wie einst wagemutige Schiffer mit ihren kleinen Fischerbooten durch den engen Kanal segelten, der den Old Man von der Küste trennte.
Ebenfalls dem Reich der Sagen zuzuordnen ist die Geschichte seiner Erstbesteigung. Ein älterer, aber athletischer Inselbewohner soll den Turm nach einer Wette bestiegen haben. Als er wieder festen Boden unter den Füßen hatte, bemerkte er, daß er seine Pfeife auf dem Gipfel vergessen hatte und noch einmal hinaufklettern mußte. Eine erfrischende Geschichte — selbst wenn das Thema alt ist, so ist das Ende zweifelsohne neu. Weniger erfrischend war für unser Geltungsbedürfnis, daß einige Einheimische noch immer daran glaubten.
Der Old Man, der als eigenständiger Gipfel gelten kann, schien lange unbezwingbar. Weit und breit gibt es keine aus dem Meer aufragende Felsnadel von so majestätischer Größe oder eine, die so schwer zu besteigen ist. Selbst auf der leichtesten Route sind extrem anspruchsvolle Freikletterei und der fachmännische Einsatz modernster technischer Hilfsmittel notwendig.
Meter um Meter ist der Old Man bei weitem spektakulärer als die letzten 150 Meter eines jeden Alpengipfels, den ich kenne. Seit ich 1948 mit dem Klettern begonnen habe, habe ich viele Kletterer getroffen, die am geheimnisvollen Old Man interessiert waren. Viele hielten ihn schon allein auf der Grundlage von Fotos für unbezwingbar; andere dachten so wie ich, daß der Fels äußerst brüchig sein müsse.
Doch das Wort „unmöglich" hat im Vokabular eines Kletterers keinen dauerhaften Platz, und der Old Man stand schon Jahre, bevor wir hinkamen, als „noch zu erledigen" in unserem Terminkalender. Dieses eine Mal waren meine Vorbereitungen fehlerlos. Als wir von der *St. Ola* an Land gingen, wurden wir zu einem ausgezeichneten Abendessen in Stromness geführt.
Später brachte uns ein Motorboot über die Meerenge zu einem Landesteg an der Nordküste von Hoy, wo ein Lastwagen auf uns wartete, um uns in unser Hauptquartier in der Rackwick Bay zu bringen. Dr. Johnstone aus Stromness hatte uns sein Sommerhäuschen zur Verfügung gestellt, und wir waren schon so an unser Glück gewöhnt, daß wir nicht überrascht waren festzustellen, daß unser Haus das nächste vom Old Man war, nur vierzig Minuten von ihm entfernt.

An dieser Stelle muß ich erwähnen, daß Bonington nicht zur Erholung an der Expedition teilnahm. Er hatte mit einer bekannten Sonntagszeitung einen Vertrag unterzeichnet, den Old Man von Hoy bis zu einem bestimmten Datum zu besteigen und zu fotografieren. Dadurch kam ein gewisser Termindruck in die Angelegenheit, und überdies mußten wir eine ziemliche Menge Ausrüstung zum Einstieg schleppen.

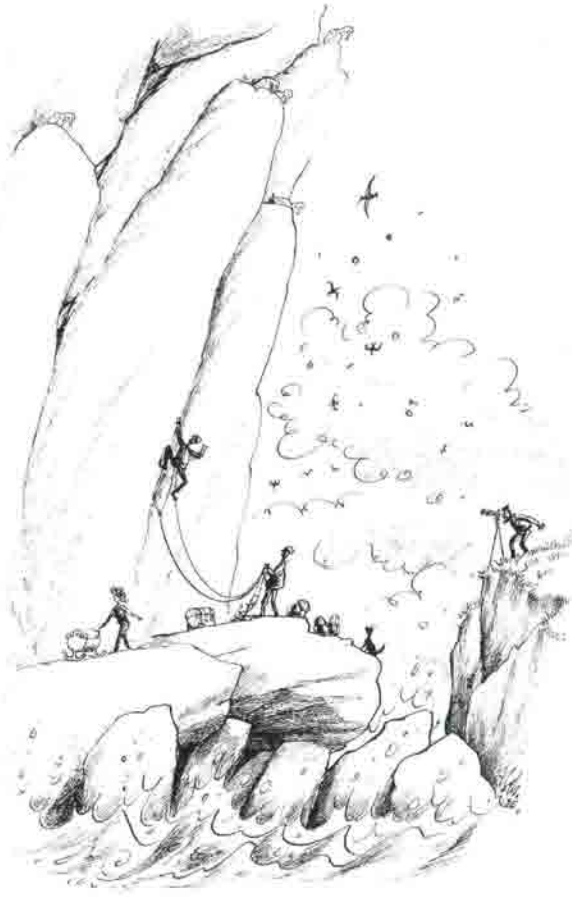
Am Mittag des folgenden Tages hatten wir ein ganzes Arsenal auf der Landenge unter dem Turm angesammelt — Kletterseile, Haken, Bongs, Karabiner, Schlingen und Klemmkeile, das Handwerkszeug des modernen Kletterers, des *Meccano Man*. In den guten alten Zeiten haben sich, wie das W.H. Murray beschreibt, Unentwegte am Old Man versucht, ausgerüstet mit nichts als ihrem Mut. Wir waren da materialistischer; wir zogen einen allfälligen Verlust an Ehre dem an Mannschaft vor — eine nicht ganz unvernünftige Einstellung.
Nachdem er sich seine diversen Kameras umgehängt hatte, verkündete Bonington, daß der Aufstieg jetzt beginnen sollte.
„Leider ist für mich die Kletterei mein Brot, Leute", erklärte er nachdrücklich und etwas langatmig. „Ihr zwei klettert einfach und genießt es. Ich muß mit den Kameras hinten bleiben. Ich hoffe natürlich, daß ich das letzte Stück mit euch klettern kann, also brauche ich ein Fixseil, damit ich euch mit den Jümars folgen kann.
Das sah nach ziemlich ungleicher Arbeitsverteilung aus, aber wer zahlt, bestimmt die Musik.

Es fiel mir schwer, mich für eine der vier Seiten des Turms zu entscheiden, da sie alle gleich abweisend aussahen. Jede bot eine Chance auf Erfolg, doch jede vorgeschlagene Route führte schließlich zu einer Unterbrechungsstelle, die ohne komplizierte technische Hilfsmittel unmöglich zu bewältigen wäre. Die Wände des Old Man sind überall senkrecht, und die vielversprechendsten Risse waren oben und unten durch kurze, teuflische Überhänge abgeriegelt. Schließlich schaute Bonington auf die Uhr. „Jetzt seid ihr schon fast zwei Stunden hier", bemerkte er, „und ihr habt noch gar nicht angefangen. Um ehrlich zu sein, ihr solltet die Seite hier den Kameras gegenüber versuchen, um mir die Aufgabe etwas zu erleichtern."
Wir nahmen seinen Vorschlag an, obwohl uns dabei nicht ganz wohl war, und starteten vom Sattel. Der rauhe Orkney-Sandstein sah gut aus und fühlte sich auch eindeutig gut an, bis sich ohne Vorwarnung ein vollkommen ausgeformter Griff in kleine Stücke auflöste. Am beunruhigsten dabei war, daß vorher keine Bruchlinie zu sehen gewesen war, die darauf hingewiesen hätte. Wir mußten daraus schließen, daß der Felsen selbst so weich und brüchig war, daß er fast überall ausbrechen konnte. Lockerer Fels ist bei fast allen Klettertouren in Schottland ein bekanntes Risiko, das mit Erfahrung sicher bewältigt

werden kann. Durch und durch morscher Fels ist immer gefährlich, denn auch mit noch so viel Erfahrung kann man nicht alle Risiken ausschalten. Wir konnten sie nur so gering wie möglich halten, indem wir alle drei Meter einen Haken schlugen, um die Höhe, die der Vorsteiger stürzen konnte, zu reduzieren — eine pessimistische, aber notwendige Vorsichtsmaßnahme.

Die ersten 25 Meter über einen wackligen Felssockel, der zur eigentlichen Wand führte, waren nicht besonders schwierig, und ich verbrachte einige Zeit damit, Felsbrocken zu entfernen. Es war oft schwer zu entscheiden, was entfernt werden sollte und was nicht. Es wäre ohne weiteres möglich gewesen, die ganze Fläche von Griffen zu reinigen.
Den Sockel krönte ein großer Felsvorsprung, ein Inbegriff von Komfort, hätte ich ihn nicht mit einem jungen Eissturmvogel teilen müssen. Wenn diese Vögel gestört werden, dann zeigen sie ihre charakteristische und unangenehme Verhaltensweise — sie spucken jedem Eindringling ein fürchterlich stinkendes Öl ins Gesicht und in die Augen. Das hinterläßt auf Haut und Kleidern einen beißenden Geruch, dem weder mit Schrubben noch mit Deodorant beizukommen ist.
Sie haben auf Entfernungen bis zu zwei Metern ein erstaunlich gutes Ziel; der raffinierte Vogel schießt aber erst, wenn er den Feind nicht mehr verfehlen kann. Ein Experte hat mir erklärt, daß das nur ein ganz gewöhnlicher Angstreflex ist. Die Erfahrung hat mich anderes gelehrt. Ihr Verhalten entbehrt nicht einer gewissen Schlauheit, zu der nur höher entwickelte Gehirnzentren fähig sind.
Um dem vorzubeugen, verwendeten wir einen langen Draht, um die Vögel dazu zu überreden, ihre Munition abzuschießen, bevor wir in ihren Zielbereich gerieten. Doch sie weigerten sich standhaft zurückzuschlagen, bevor ihnen das sinnvoll erschien. Einige der hartnäckigeren Exemplare mußten mit mehr oder weniger sanfter Gewalt aus ihren Nestern vertrieben werden, eine riskante Sache, wenn man an nur einer Hand hängt. Wir paßten auf, den jungen Vögeln nicht wehzutun, obwohl sie unsere Geduld oft auf die Probe stellten.
Als Rusty schließlich nachkam, war ich großzügig mit Öl und Halbverdautem bekleckert.
„Das mußt du dem kleinen Biest heimzahlen", sagte er und schnüffelte anerkennend. „Der kann dich wirklich nicht leiden." Der gefiederte Freund beantwortete seine Bemerkung mit einem heiseren Rülpsen.
„Am besten wäre es, die Flanke da hinaufzuklettern und dann nach links zu steigen", schlug ich vor und war froh, daß ich nicht vorsteigen mußte. Über uns wölbte sich die Südflanke, die den Großteil der nächsten sechzig Meter einen Überhang bildete. Der Felsvorsprung bildete ganz klar die Grenze zwischen Freiklettern und jenem unbekannten Hinterland, wo die Schlosserei herrscht. Die Haken und Bongs hingen sauber aufgereiht an Rustys Gürtel und klingelten rhythmisch beim Klettern.
Er hatte gerade vorsichtig ein kleines Stück bewältigt, als er einen Fluch ausstieß und zurück zum Vorsprung eilte. „Da ist schon wieder einer von diesen Sturmvögeln", sagte er und wischte sich die Stirn ab. „Ich wollte mich nicht mit ihm streiten und gehe da auch nicht zurück." Er verschwand um die Ecke rechts.

Die Ostflanke hing noch etwas mehr über, war aber dem Land zugewandt, was unserem Regisseur ausnehmend



gefiel. „Weißt du was, Tom", schrie er, „das schaut von hier unten wirklich sehr dramatisch aus. Sag doch Rusty, er soll eine Sekunde so bleiben? Ich bin noch nicht ganz fertig."
Es *war* ziemlich dramatisch. Rusty kam ein paar Meter herunter und krallte sich, nur vom Seil von oben gehalten, seinen Weg über den Abgrund hinüber. Endlich drückte er sich außer Atem in eine kleine Nische unter einem riesigen überhängenden Riß. Sechzig Meter Luft

lagen zwischen seinen Schuhsohlen und dem Felssturz am Fuß des Old Man. Jeder Griff, den er anfaßte, gab sofort nach und fiel wie eine überreife Kokosnuß ins Leere.
Nach ein paar Augenblicken der Anspannung hörten wir das willkommene Geräusch eines sicher gesetzten Hakens. Kurze Zeit später hatte er ein Querseil gelegt, das als Notsicherung dienen konnte. Wir hatten zwei Seile, von denen eines als Sicherheitsseil an Rustys Haken hing, während das andere, als weitere Sicherheit, frei hing. Nach ein paar Metern wurde der Spalt weiter, und er nahm nun, anstelle der gewöhnlichen Messerhaken, V-förmige Haken, die auch Bongs genannt werden. Unser Vorrat war begrenzt, da sie pro Stück £ 1 kosteten, so daß Rusty oft in seine Steigleitern zurückmußte, um alle Haken zu entfernen, die nicht für den Aufstieg des zweiten Mannes unentbehrlich waren.
Er verschwand bald hinter einem Dach, und ich konnte nur anhand des nervösen Zuckens des Seils, das bald drei Meter vom Felsen weghing, erraten, wie er sich zentimeterweise vorarbeitete. Sollte das Schlimmste passieren, dann würde ich seinen Fall an einem der vielen Haken, an denen das Seil nun hing, stoppen können, doch falls er dann nicht mehr die Kraft hätte, an seinem Seil hinaufzuklettern und wieder zum Felsen hinzukommen, dann würde ich ihn die sechzig Meter bis zum Boden hinunterlassen müssen. Das wäre allerdings schwierig geworden, denn unser Seil war nur 45 Meter lang.

Wie nahe wir der Katastrophe kamen, bleibt Rustys Geheimnis. Er hat mir später erzählt, daß er einen Punkt erreicht hatte, wo die Neigung nicht mehr vertikal war. Durch ein paar abgerundete Leisten ermutigt, gab er gegen sein besseres Wissen die hundertprozentigen Sicherungsmaßnahmen auf. Ohne Behinderung konnte er ein paar Meter schneller vorankommen, um dann wieder einen Haken zu schlagen. Bald war er fest in einen kurzen Kamin unter dem Hauptdach geklemmt. Noch ein paar Zentimeter, und ein paar gute Griffe waren in Reichweite.
In diesem kritischen Moment begannen seine verschwitzten Finger auf dem bröseligen Sandstein zu rutschen, und gleichzeitig brach ein Tritt aus. Für einen Augenblick hing er mit den Schultern quer im Kamin eingeklemmt im freien Raum. Nach einer verzweifelten Drehung gelang es ihm, den lebensrettenden Haken in der Wand unterzubringen. Erschöpft und geschockt stieg er in die Steigleiter zurück.
„So nah war ich einem Flug schon länger nicht", verkündete er reuevoll, als er wieder zu mir auf die Startplattform kam. Ich nickte verständnisvoll, ohne ihm zu erzählen, daß ich mehr damit beschäftigt gewesen war, mir eine Zigarette anzuzünden, als auf sein Seil aufzupassen. Ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß Rusty in einer langen künstlich zu kletternden Seillänge in Schwierigkeiten kommen würde, die nicht leicht mir einem Hammer zu lösen wären.
Das war ein klares Signal für uns, uns zurückzuziehen und das alpine Konzept zu überdenken. Daß wir nur knapp der Katastrophe entgangen waren, gab uns sehr wohl zu denken. Entweder mußten einige traditionelle Grundsätze des Kletterns aufgegeben werden — oder wir. Auf



diesem abbröckelnden Koloß war nichts sicher außer dem Schicksal, das des sorglosen Kletterers harrte.

Als wir am nächsten Morgen zurückkehrten, hatten wir vor, wenn nötig jede einzelne Bewegung mit Haken ab-

zusichern. Rusty sicherte zuerst die Fortschritte des ersten Tages und kletterte dann rückwärts aus dem Kamin hinaus, bis er einen schwindligen Haken in einem Haarriß über dem Überhang unterbrachte. Daran befestigte er eine Steigleiter, schwang sich über das Dach, nur um festzustellen, daß die Fortsetzung des Risses noch für weitere zehn Meter immer noch leicht nach außen geneigt war. Der Kampf war offensichtlich keineswegs gewonnen. Chris war anderer Meinung, denn ein unerwarteter Jubel weckte mich aus dreistündigen Träumereien. Unglücklicherweise glaubte ich, der Applaus bedeute, daß Rusty die Seillänge beendet hatte. Ich wollte die Pause nützen und begann mein längst fälliges Mittagessen auszupacken. Hektisches Winken vom Ufer her rief mich wieder zu meiner Pflicht, und ich hatte bis zur Mitte des Nachmittags keine Gelegenheit mehr, meinen Hunger zu stillen, denn erst dann hatte Rusty die Seillänge — die schwierigste der ganzen Route — geschafft.

Bonington kam viel zu spät von unten herauf, was zynisches Mißvergnügen weckte. Ich schlug ihm freundlich vor, daß er sich an das Ende meines Seils hängen solle, um die Entfernung der Sicherungen zu überwachen.

„Tut mir leid, mein Freund. Ich bin da ganz offen. Ich fürchte, die Entfernung der Sicherungen ist dein Job. Ich werde am Fixseil daneben hinaufprusiken, damit ich spannende Action-Fotos von dir machen kann, wie du kletterst."

Leise vor mich hinfluchend, folgte ich dem ständigen Zug von Rustys Seil. Unter seiner beruhigenden Führung glitt ich mit dem an meinem Bauchgurt befestigten Karabiner am Fixseil hinunter und erreichte den Beginn des Risses. Mein Kletterstil eignet sich schlecht für gigantische Hakenentfernungsaktionen. Ich kenne keine subtilere Art, sich ungewollt selbst zu strangulieren. Je höher man klettert, umso komplizierter wird das Gewirr aus Steigleitern, Seilen, Schlingen, Klemmkeilen und Haken, die wieder eingesammelt werden müssen. Anfangs ist man nur genervt, später verzweifelt, und der unglückliche Seilzweite verstrickt sich immer mehr in seinem eigenen Spinnennetz.

Boningtons Kamera klickte geschäftig. Ihm gefiel es ausgezeichnet, wie er da über mir schwebte wie ein neugieriger Geier.

Für diese Seillänge hatte Rusty sechs Stunden gebraucht, ohne seine Bemühungen am Vortag miteinzurechnen, und ich brauchte weitere zwei Stunden, um mit moralischer und direkter Hilfe durch das Seil von oben die wilde Unberührtheit des Risses wieder herzustellen. Als wir dann alle in einer engen, dreieckigen Nische am Ende des Risses zusammenkamen, erkannten wir an dem immer länger werdenden Schatten, den der Old Man warf, daß die Kletterpartie einen dritten Tag dauern würde.

Für diese 145 Meter hohe Felsnadel am Meer brauchte man länger als für die Eiger-Nordwand! Noch lächerlicher war der von Chris und Rusty vorgebrachte Vorschlag, hier in dieser unwürdigen, um nicht zu sagen viel zu engen Lage zu biwakieren. Wir waren bloß sechzig Meter über dem Einstieg.

Die einheimischen Zaungäste, die gekommen waren, um ihre Neugier zu befriedigen, hatten bei unserem Schnekkentempo schon längst das Interesse verloren und waren nach Hause gegangen.

„Ich seile mich ab", sagte ich entschlossen. „Ich werde nicht vergessen, euch am Morgen zu wecken." Kein Mensch biwakiert gern, wenn er weiß, daß er gerade um die Ecke in einem bequemen Haus übernachten kann, und Chris und Rusty waren keine Ausnahme. Nach einem schnellen Abstieg fixierten wir das Doppelseil für unsere Rückkehr am nächsten Morgen.

„Heute müssen wir es schaffen", verkündete Bonington, „oder wir sind für die Sonntagsausgabe zu spät dran." Er war immer unruhiger geworden, seit die Möglichkeit eines Fehlschlages in seinem kaufmännischen Hirn Gestalt angenommen hatte.

Diesmal war ich zum Vorsteigen an der Reihe, in einem Gelände, das meinen Talenten entgegenkam. Die durchschnittliche Neigung war weniger schlimm, aber die nächsten fünfzehn Meter ähnelten bestenfalls fest zusammengebackenem Schlamm. Es war ziemlich sinnlos zu versuchen, Haken in den bröseligen Rissen unterzubringen. Die wenigen, die ich zurückließ, wurden von Rusty sorgfältig neu geschlagen, da er keinen Sicherungen traut, die er nicht selbst angebracht hat.

Die nächsten sechzig Meter — drei Seillängen — bewältigten wir in wenig mehr als einer Stunde. Die geringere Neigung des Felsens, der nun fast vertikal war, steigerte unsere Klettergeschwindigkeit enorm, und die Eissturmvogelkolonien, die auch auf den kleinsten Vorsprüngen saßen, luden auch nicht gerade einem längerem Verweilen ein.

Ich war überrascht, als ich mich plötzlich am Fuß des letzten, 24 Meter langen Risses, eigentlich Boningtons Abschnitt, befand, und versucht war, weiterzusteigen. Obwohl der obere Teil des Alten Herrn aus der Entfernung feindselig aussieht, besteht er aus kompaktem Sandstein und bietet gute Griffe und Tritte, die ohne Angst vor plötzlichen Racheakten genützt werden können.

Während ich Chris und Rusty nachholte, hatte ich Gelegenheit, die spektakuläre Aussicht zu genießen. Die Wellen, die gegen die Basis des Old Man prallten, waren nur mehr als entferntes Murmeln im Wind zu hören. Nur das traurige Heulen von Rustys treuem Hund erinnerte mich an die Welt, die wir verlassen hatten. Sobald man die ersten dreißig Meter hinter sich hat, ist einem die Gefahr nicht mehr bewußt. Wenn man höher steigt, erfüllt einen ein einzigartiges Gefühl der Losgelöstheit, und die Höhe hat nichts Sensationelles mehr. Wir waren jetzt höher als St. Paul's Cathedral, und am Gipfel würden wir dann gleich hoch sein wie der neue Post Office Tower, das höchste Gebäude von London.



Alle noch vorhandenen Zweifel am Erfolg des Unternehmens wurden von Bonington schnell zerstreut, der den letzten Riß mit der Energie und dem Können des begeisterten Kletterers bewältigte. Er schwang sich vergnügt aus dem Riß und band sich los.

Ein einzelner, verlorener Zuruf vermeldete unsere Ankunft auf dem Gipfel.

„Wo sind die Menschenmassen? Wo sind alle?" fragte ich ungestüm. Den Kletterern wird beigebracht, das Gaffen der Menge zu scheuen, doch wie Walter Mitty bildet sich jeder seine heroischen Augenblicke ein.

Gestern waren die Klippen voller Zuschauer gewesen. (Neun, insgesamt. Ich habe sie gezählt.) Heute war keine Seele gekommen, um unseren Gipfelsieg mitzuerleben. Wie die Beatles, die auf einem leeren Londoner Flughafen ankommen, waren wir bereits vergessene Helden.

„Wir könnten ja eine Steinpyramide errichten", meinte Chris.

„Oder ein Freudenfeuer anzünden", schlug Rusty vor, der Sinn für das Spektakuläre hat.

Wir taten beides. Der Gipfel des Old Man ist ein großer, freier Platz mit von der Sonne gedörrtem Heidekraut. In unserer Begeisterung geriet das Feuer außer Kontrolle, und nur vereinte Anstrengungen ersparten uns die Unannehmlichkeit, uns rasch an schmelzendem Nylon abseilen zu müssen.

„Es war eigentlich gar nicht so schlimm", sagte Rusty abschließend. „Das nächste Mal versuchen wir es ohne Haken."

„In diesem Fall, ohne mich", sagte ich. „Es wird kein nächstes Mal geben."

Und diesmal war mir das wirklich ernst.



Die Illustrationen zu Pateys und Whillans' kurzem Spaziergang am Eiger stammen von Reinhard Walcher.

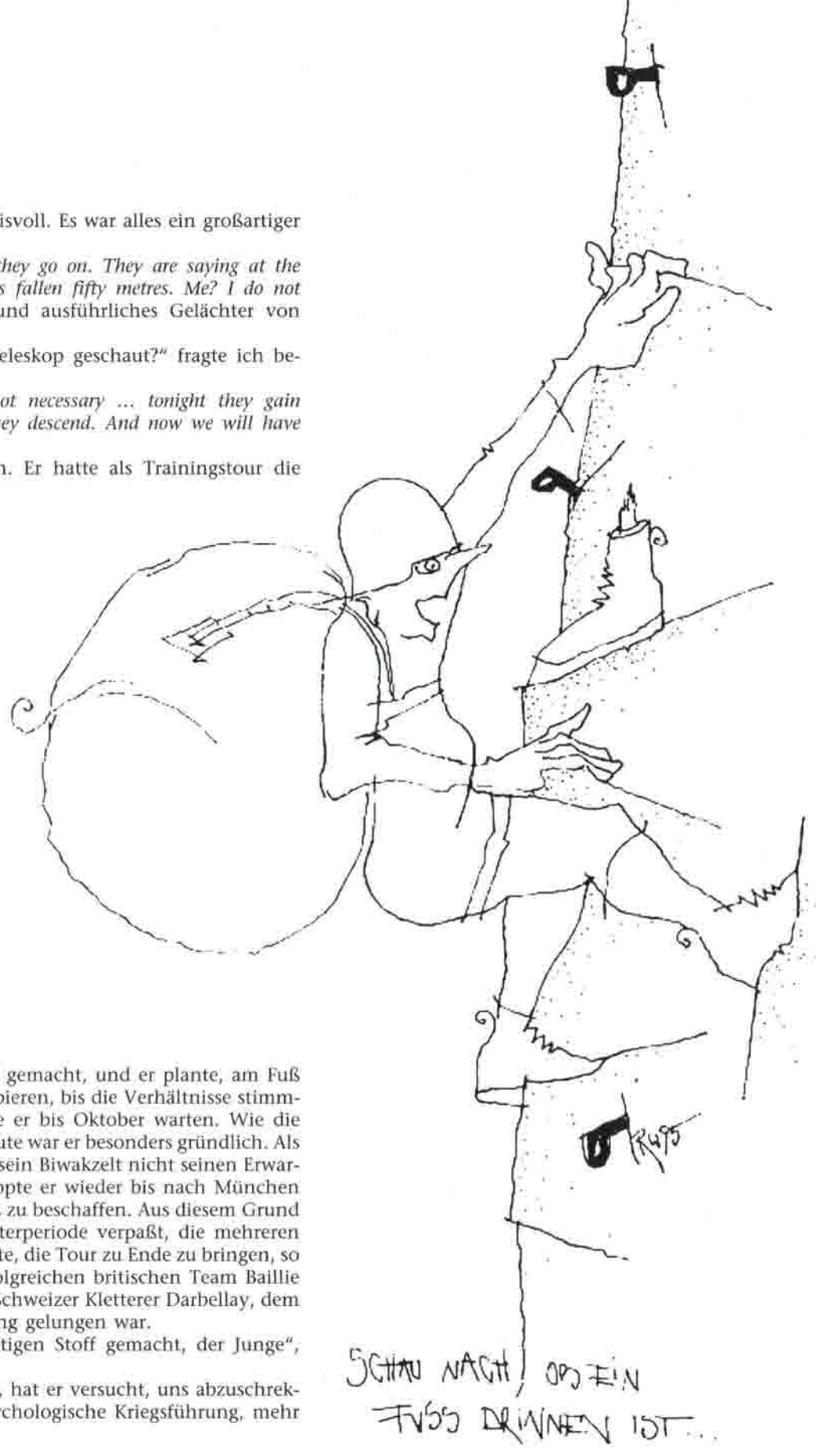
A Short Walk with Whillans

Mit Don Whillans an der Eigerwand (1963)

Tom Patey

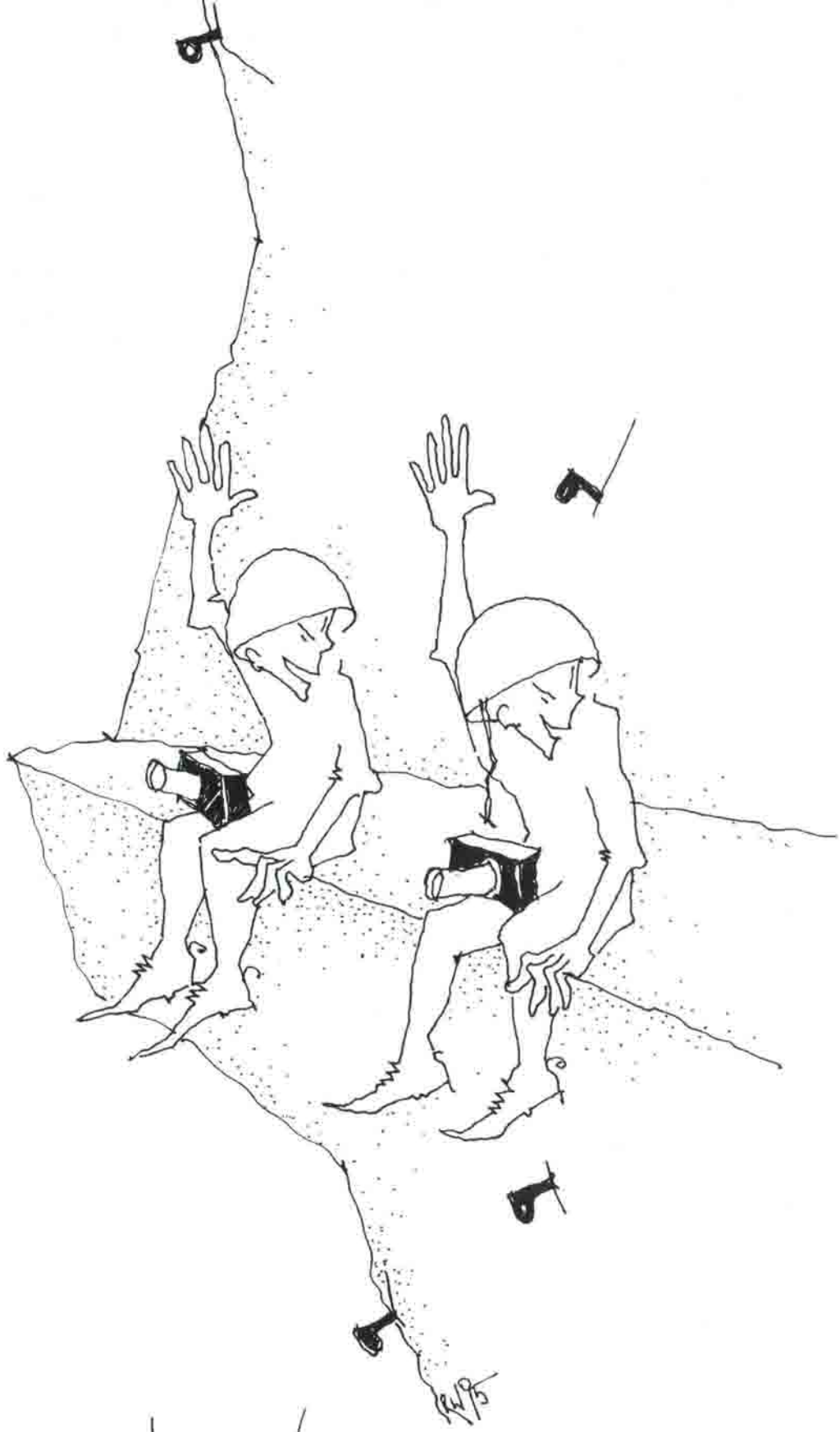
„Hast du den dicken, langen Streifen Blut auf der Straße von Chamonix herüber gesehen? Zwanzig Meter lang, würde ich sagen."
Der da sprach, war Don Whillans. Wir saßen in dem kleinen Gasthaus in Alpiglen, und Dons martialisches Profil hob sich gegen den respektgebietenden Hintergrund der Eigernordwand ab. Mir schien, daß sich das Gespräch bereits der Umgebung angepaßt hatte.
„Vielleicht irgendein Tier", schlug ich ohne viel Überzeugung vor.
Whillans' Augen wurden schmäler. „Menschenblut", sagte er. „Erinnerst du dich, Mädchen?" (an seine Frau Audrey gewandt), „ich sagte dir, du solltest den Wagen anhalten, damit wir es besser sehen konnten. Es hat ihr wirklich den Magen umgedreht. Gerade als sie dabei war, sich von dem Begräbnis zu erholen."
Es drängte mich zu fragen, bei wessen Begräbnis sie gewesen waren. Es hatte mehrere gegeben. Jedesmal wenn wir mit dem Montenvers-Zug hinauffuhren, sahen wir einen Sarg, der nach unten fuhr. Ich ließ die Frage sein. Sie schien unwichtig, vielleicht unpassend.
„Ach ja, das Leben ist schön", meinte Whillans, „vorausgesetzt, man wird nicht schwach."
„Und was, wenn man schwach wird?"
„Dann begraben sie dich", knurrte er und leerte sein Bier.
Don hat diese seltene Gabe, nämlich die Fähigkeit, eine ganze Passage in einen einzigen, knappen, kompromißlosen Satz zusammenzufassen. Doch es gibt auch Augenblicke, in denen er auf makabre Art und Weise fast poetisch werden kann. Das hängt von der Umgebung ab.
Wir saßen an einem Fenstertisch im Gasthaus. Es gab noch andere Tische, und um jeden Tisch hockten Gruppen von geisterhaften Männern in schwarzen Anoraks — grimmige, wenig mitteilsame Charaktere mit knochigem Kinn, die in gutturalen Einsilbern sprachen und unverwandt zum Fenster hinausschauten. Man brauchte nur ihre ernsten Gesichter zu sehen, um zu erkennen, daß diese Männer Kandidaten für den Eiger waren — Märtyrer für die *Mordwand*.
„Schau dir diesen großen, schwarzen Mistkerl an", sagte Whillans und kicherte trocken, während er mit dem Daumen hinauszeigte. „Der wartet nur, bis er dich in den Klauen hat. Denk bloß an alle die jungen Burschen, die genau da gesessen sind, wo du jetzt sitzt, und die in einem Sack wieder heruntergekommen sind. Stimmt einen irgendwie nachdenklich."
Das tat es tatsächlich. Ich fing an, mir zu wünschen, ich wäre in Chamonix geblieben, Begräbnisse hin oder her. „Schau dir die junge Blonde da drüben an." Er zeigte auf die stämmige, arische Kellnerin hinter der Theke, die sein Glas gerade wieder gefüllt hatte. „Ich frage mich, mit wie vielen Toten sie schon getanzt hat? Trotzdem", schloß er nach eine Minute Nachsinnens, „es wäre nicht die schlechteste Art und Weise, seinen letzten Abend zu verbringen."
Ich leckte mir nervös die Lippen. Dons philosophische Ausführungen sind nichts für Zartbesaitete.
Einer der Eiger-Kandidaten löste sich aus der Gruppe neben uns und näherte sich in offenkundiger Absicht. Er war rothaarig, klein und gedrungen, und er sah aus wie ein Neandertaler. Das lag an den hängenden Schultern und der Kopfhaltung. Er streckte ihn vor wie ein Mensch, dem man immer wieder mit einem schweren Hammer eine übergezogen hatte und bei dem es als Schutzreaktion zu exzessivem Schädelwachstum gekommen war. Er hieß Eckhart, und er war Deutscher. Das sind hier, immer noch, die meisten.
Das Merkwürdigste an ihm war das Lachen. Es klang irgendwie unheimlich und hohl. Er lachte eine Menge, ohne dadurch besondere Wärme zu entwickeln, und er hatte ein schiefes Grinsen, das auf seinem Gesicht eingefroren schien. Sogar Whillans war gerührt.
„Geht—ihr—hinauf?" fragte er.
„Nein", sagte Eckhart. *„Nix gutt! ... You wait here little time, I think ... Now there is much vatter."* Er stellte den Mantelkragen bedauernd hoch und lachte. *„Many, many stein fall ... All day, all night ... Stein, stein."* Er klopfte sich bedeutsam auf den Kopf und lachte brüllend. *„Two nights we wait at Todesbiwak."* Er wiederholte den Namen, als wolle er dessen unheimliche Untertöne voll auskosten. („Es bedeutet Toter Mann", flüsterte ich Whillans zu.) *„Always it is nix gutt ... Vatter, stein ... Stein, vatter ... so we go down. It is very funny."*

Wir nickten verständnisvoll. Es war alles ein großartiger Witz.
„Our two Kameraden, they go on. They are saying at the telescopes, one man has fallen fifty metres. Me? I do not believe this." (Lautes und ausführliches Gelächter von seinen Begleitern.)
„Hast du durch das Teleskop geschaut?" fragte ich besorgt.
„Nein", grinste er, *„not necessary ... tonight they gain summit ... tomorrow they descend. And now we will have another beer."*
Eckhart war neunzehn. Er hatte als Trainingstour die Matterhorn-Nordwand gemacht, und er plante, am Fuß der Eigerwand zu kampieren, bis die Verhältnisse stimmten. Falls nötig, würde er bis Oktober warten. Wie die meisten seiner Landsleute war er besonders gründlich. Als sich herausstellte, daß sein Biwakzelt nicht seinen Erwartungen entsprach, stoppte er wieder bis nach München zurück, um ein anderes zu beschaffen. Aus diesem Grund hatte er die Schönwetterperiode verpaßt, die mehreren Rivalen ermöglicht hatte, die Tour zu Ende zu bringen, so auch dem zweiten erfolgreichen britischen Team Baillie und Haston und dem Schweizer Kletterer Darbellay, dem die erste Alleinbegehung gelungen war.
„Der ist aus dem richtigen Stoff gemacht, der Junge", bemerkte Don.
„Wenn du mich fragst, hat er versucht, uns abzuschrekken", meinte ich. „Psychologische Kriegsführung, mehr nicht."



„Wart', bis wir morgen zur Wand kommen", sagte Whillans. „Dann werden wir hören, was *du* zu sagen hast."
Am nächsten Tag kurz nach Mittag ließen wir Audrey in Alpiglen zurück und marschierten über die grünen Almwiesen am Fuß der Eigerwand los. Bevor wir gingen, hatte Don sein Testament gemacht. „Du hast die Autoschlüssel, Mädchen, und du weißt, wo du die Hausschlüssel findest. Das ist alles, was du wissen mußt. Machs gut, einstweilen." Audrey lächelte matt. Sie hatte mein volles Mitgefühl.
Die Hitze war drückend, die Atmosphäre mit Bedrohlichkeit geladen. Wie viele Münchner Bergsteiger waren über diese Wiesen nach oben gegangen, nur um nie wieder in den heimatlichen Klettergarten zurückzukehren? Ich summte Wagners Walkürenritt-Thema, als wir die untersten Felsen der Wand erreichten.
Dann geschah etwas völlig Unerwartetes. Aus einer Nische in der Wand trat ein sehr normaler Schweizer Tourist, gefolgt von seiner sehr normalen Frau, fünf kleinen Kindern und einem Pudel. Ich hörte sofort auf zu summen. Ich hatte von tränenschweren Abschieden gelesen, mit Ehefrauen und Freundinnen, die ihrem Geliebten klagend nachriefen, aber das hier war lächerlich. Was für ein würdeloser Aufbruch! Die fünf Kinder begleiteten uns den ersten Schneehang hinauf, sie liefen glücklich hinter uns her und tappten mit neugierigen Fingern auf unsren Rucksäcken herum.
„Verschwindet", sagte Whillans gereizt, doch erfolglos. Wir waren ziemlich erleichtert, als sie schließlich zurückgepfiffen wurden und wir aufhören konnten, Rattenfänger von Hameln zu spielen. Der Hund hielt noch eine Weile durch, bis ihn ein paar gutgezielte Steinwürfe zur Umkehr bewegten.
„Wirklich reizend", bemerkte Don. Ich fragte mich, ob Hermann Buhl an unserer Stelle sofort aufgegeben hätte — es war ein höchst unüblicher Beginn für ein Eiger-Epos und vielleicht ein schlechtes Omen.
Wir kletterten zuerst die linke Seite des Zerschrundenen Pfeilers hinauf, eine Variante zur normalen Route, die Don im Laufe mehrere früherer Versuche perfektioniert hatte. Er war auf dem besten Weg, der Große Alte Mann von Grindelwald zu werden, aber das war nicht seine Schuld. Es war sein vierter Versuch hier, und bei allen früheren Gelegenheiten hatte er wegen Schlechtwetters umkehren müssen oder weil er seine Rivalen retten mußte. Daher hat er vermutlich mehr Stunden in der Wand verbracht als jeder andere britische Kletterer.
Dons Vorbereitungen auf den Eiger, sonst in jeder Hinsicht makellos, hatten keine unnötige körperliche Anstrengung beinhaltet. Während ich meine müden Glieder von Breuil via Matterhorn nach Zermatt schleppte, hatte er sich in Chamonix seine Tage mit Sonnenbaden vertrieben, bis die Bars aufsperrten. In der *Bar National* hatte er jeden Abend vier bis fünf große Biere gekippt, vierzig Zigaretten geraucht, andere Kneipenbrüder dazu überredet, die Musicbox mit ihren letzten paar Francs zu füttern und sich einen beachtlichen Ruf beim Tischfußball, „Baby Foot", dem Nationalsport der Franzosen, erworben. An einem Tag war die Hitze groß genug gewesen, um ihm das Blut in den Kopf zu treiben — er war sechs Kilometer entlang der Bahnstrecke nach Montenvers marschiert und hatte solche Blasen bekommen, daß er für den Rückweg den Zug nehmen mußte. Trotzdem war er so fit, wie er sein wollte und auch sein mußte.

Der erste Eindruck von der Eigerwand strafte ihren schlechten Ruf Lügen. Der Fels war gut, mit ausgezeichneter Reibung und vielen kleinen Griffen. Wir gingen seilfrei und kamen rasch höher. Tatsächlich fing es gerade an, mir Spaß zu machen, als ich den Schuh fand ...
„Jemand hat einen Schuh hiergelassen", rief ich Don zu. Er spitzte die Ohren. „Schau nach, ob ein Fuß drinnen ist", sagte er.
Ich hatte den Schuh aufgehoben — und legte ihn schnell wieder hin.
„Ha! Da ist noch etwas — ein zerrissener Rucksack", zischte er. „Und da ist seine Wasserflasche — flachgedrückt."
Ich hatte meinen neugewonnen Enthusiasmus verloren und beschloß, zukünftige Fremdkörper zu ignorieren.
„Du kannst dich ruhig jetzt schon an sie gewöhnen", riet Whillans. „Hier prallen sie normalerweise ab, bevor sie dann unten aufschlagen."
Er hat ein heiteres Gemüt, dachte ich mir. Don nennt das Kind beim Namen — auch wenn es einen häßlichen Namen hat.
Am Pfeilerkopf setzten wir uns die Helme auf. „Eins darfst du am Eiger nicht vergessen", sagte Don, „schau nie nach oben, sonst könntest du danach einen Schönheitschirurgen brauchen."
Sein Rat schien an diesem Abend überflüssig, denn wir hörten kein einziges Geräusch von Steinschlag. Wir kletterten weiter, am Zweiten Pfeiler vorbei und seilten uns für den Quergang hinüber zum Schwierigen Riß an. Zu dieser späten Stunde war der Riß wasserüberronnen, also entschlossen wir uns zu biwakieren, solange wir noch trocken waren. Es gab am Fuß des Risses eine ausgezeichnete Biwakhöhle.
„Ich werde eine von deinen Zigaretten rauchen", sagte Don. „Ich habe nur Gauloises mit." Das war eine Feststellung, keine Frage. Es liegt etwas in Dons sprichwörtlicher Grobheit, das Bewunderung weckt. Aus solchem Stoff sind Generäle gemacht. Wir hatten eine kurze Diskussion über das Biwakieren, doch schlußendlich mußte ich seinen Argumenten folgen und den äußeren Schlafplatz nehmen. Dort würde ich nicht so leicht Platzangst bekommen — falls ich ihn richtig verstand.
Klar wurde mir jedenfalls, daß die Temperatur nun rasch fiel. Mein ultrawarmer Terray-Daunenschlafsack war um


... JAPSEN! SCHAU DIR DAS AN ...

einige wenige, aber entscheidende Zentimeter zu kurz und reichte nicht bis zu dem ausklappbaren Biwak-Rucksack, den ich mir von Joe Brown geliehen hatte. Er war laut Aussagen der Hersteller nach Joes persönlichen Angaben entworfen worden und, soweit ich das beurteilen konnte, auch nach seinen persönlichen Maßen.
Heimtückisch und — wie es schien — aus dem Nichts braute sich im Tal in weniger als einer Meile Entfernung ein heftiges Gewitter zusammen. Blitze erhellten die ganze Wand, und graue Tentakel von Nebel krochen aus der Dämmerung und drohten unseren Adlerhorst einzuhüllen.
„Das Mädchen im Fremdenverkehrsbüro hat gesagt, daß das Hochdruckgebiet über ganz Mitteleuropa noch mindestens drei Tage halten würde."
„Reizend", sagte Whillans. „Ich könnte dir eine bessere Vorhersage liefern, ohne auch nur den Kopf zu heben."
„Wir sollten ein paar bayrische Trinklieder singen, um bei Stimmung zu bleiben", schlug ich vor. „Oder jodeln, wie die Österreicher."
„Die baden zu gern in Gletscherbächen ... deshalb tun sie das", murmelte er schläfrig.
„Tun was?"
„Deshalb jodeln sie. Alle gleich, die blöden Österreicher."
Bei Tagesanbruch hatte es aufgeklart. Dieses Mal sah es so aus, als hätte es ein Wunder gegeben, und ein heftiges Gewitter hätte die Wolken vom Eiger vertrieben, ohne sich in der Wand festzusetzen. Don blieb unergründlich und vorsichtig wie immer. Obwohl wir vom Wind geschützt waren, konnten wir die Wetterentwicklung kaum abschätzen, da unser Gesichtsfeld durch die Wand begrenzt war.
Noch immer tröpfelte Wasser den Schwierigen Riß herunter, als Don sich, noch steif, an das erste Hindernis heranmachte. Wegen der Ungewißheit in Sachen Wetter und eines Streits darüber, wer das Frühstück machen solle, waren wir spät aufgebrochen. Es war halb sieben, und wir würden uns beeilen müssen. Am Anfang lief es nicht so gut, weil Don beide Halbseile in jeden der drei vorhandenen Haken eingehängt hatte. Das Seil klemmte dauernd, und das war für mich noch lästiger, als ich mit beiden Rucksäcken beladen nachstieg. In der Mitte der Seillänge hing ein altes, ausgefranstes Seil, das angeblich Mlle Loulou Boulaz dort zurückgelassen hatte, und das sich immer wieder mit den Eispickeln verhedderte.
Als ich bei Don am Stand ankam, schnaufte ich heftig und war gereizter als gewöhnlich. Das nahmen wir als Vorwand, uns vom Seil loszumachen und wieder einen normalen Rhythmus zu finden, bevor wir den Hinterstoisser anpackten. Hier war es leicht, die Route zu finden. Man brauchte nur den Haken zu folgen. Man sah sie überall, und an den meisten hingen verwitterte Seilschlingen (die offensichtlich zum Abseilen verwendet worden waren). Es sagt einiges über die menschliche Psyche aus, daß niemand sich je damit aufhält, am Eiger überflüssige Haken zu entfernen. Wenn sie schon zu sonst nichts dienen, dann helfen sie wenigstens dabei, das Gefühl der vollkommenen Einsamkeit in dieser riesigen Wand zu mildern. Sie erinnern uns aber auch ständig an die letzte Bestimmung des Menschen und sind die Mahnmale der Geschichte, die in diesen Felsen geschrieben ist. Es gab auch noch andere Mahnmale im Überfluß — Handschuhe, Socken, Seile, Steigeisen und Bergschuhe. Nichts davon schien mit Zustimmung ihrer Eigentümer zurückgelassen worden zu sein.

Der Hinterstoisser-Quergang ist trotz der Schilderungen der Vorkriegshelden, die ihn damals à la Dülfer querten, nicht besonders aufregend. Mit zwei Fixseilen eines unbekannten Baujahrs als Notgeländer kann man in drei Minuten hinübergehen. Würde diese entfernt, läge die Schwierigkeit nach jetziger britischer Bewertung etwa bei 'Severe'. Die Fixseile führten ohne Unterbrechung bis zum Schwalbennest — einem weiteren traditionsreichen Biwakplatz. Bis hierher kam es mir nicht schwieriger vor als die italienische Seite des Matterhorns.
Wir umgingen das Erste Eisfeld rechts und kletterten über leichtes Blockwerk hinauf, wo wir Glatteis erwartet hatten. Es war gewiß ungewöhnlich warm, und falls das Wetter hielt, hatten wir eine gute Chance, in einem Tag bis oben durchzukommen — wie wir ursprünglich geplant hatten. Der Eisschlauch, der die Felsbarriere zwischen dem Ersten und dem Zweiten Eisfeld unterbricht, verdiente den Namen nicht mehr, denn das Eis war zur Gänze weg. Er sah leicht aus, doch Don blieb bei den wohlbekannten Möglichkeiten und kletterte über eine Wand etwas weiter links, die nicht sehr vielversprechend aussah, weiter. Während ich unsere Position anhand von Hiebelers Routenbeschreibung überprüfte, war er die Seillänge oben und rief mir zu nachzukommen. Er war jetzt gut in Fahrt, doch teilte er anscheinend meinen Optimismus immer noch nicht.
Seine Zweifel waren wohlbegründet. Zehn Minuten später, als wir gerade die durch die Wassereinwirkung verwitterten Felsplatten überquerten, die zum Zweiten Eisfeld führen, sahen wir den ersten Steinschlag. Um genau zu sein, wir sahen keinen Stein, sondern nur das kleine Wölkchen, das dort aufstieg, wo er eingeschlagen hatte. Sie sprangen nicht mit lautem Poltern die Wand hinunter, wie das Steine normalerweise tun. Man hörte sie erst, wenn sie vorbei waren — SCHRWUFF! — ein übles Geräusch, das sich anhörte wie eine Mischung aus Sog und Schlag.
„Dieses Geräusch machen die kleinen", erklärte Whillans. „Wart, bis du die richtig großen hörst!"
Eine erfolgreiche Begehung der Eiger-Nordwand hängt offensichtlich davon ab, daß man zur richtigen Zeit am richtigen Ort ist. Nach unseren Berechnungen hätte es in der Wand so früh am Morgen noch keinen Steinschlag geben sollen.

Unglücklicherweise hat der Eiger seine eigenen Gesetze. Eine riesige schwarze Wolke hatte sich aus dem gebildet, was ein strahlend blauer Himmel hätte sein sollen, und sich über Gipfeleisfeld gelegt. Sie erinnerte mich an einen riesigen, schwarzen Geier, der seine Flügel ausbreitet, bevor er sich wie ein Blitz auf die ahnungslose Beute stürzt.

Hier unten, am Fuß des Zweiten Eisfelds, war es plötzlich sehr kalt und einsam. Weiter links drüben war die Rampe, ein möglicher Unterschlupf, um ein Gewitter zu überstehen. Sie schien nur einen Steinwurf entfernt, doch sowohl Don als auch ich wußten, daß wir an die 500 Meter auf einem steilen Schnee- und Eisfeld queren mußten, bevor wir irgendeinen Schutz vor Steinschlag hätten.

Es war keine Rede davon, irgendwo in der Nähe eine geeignete Deckung zu finden. Links und rechts von uns brachen steile Eishänge ins Leere ab, auf denen Geröll verstreut lag. Gleichzeitig mit Whillans' Ankunft an dieser Stelle schlug der erste Blitz in die Weiße Spinne ein.

„Das wär's dann", sagte er und hängte das Seil in meinen Sicherungskarabiner.

„Was ist los?" fragte ich, denn es fiel mir schwer zu glauben, daß eine so wichtige Entscheidung so spontan getroffen werden konnte.

„Ich steige ab," sagte er, „das ist los."

„Wart einen Moment! Wir wollen die Lage ruhig besprechen!"

Ich streckte die Hand aus, um die Asche von meiner Zigarette zu klopfen. Dann passierte etwas höchst Ungewöhnliches. Wir hörten ein höheres SCHRWUFF als bisher, und das Ende meiner Zigarette war weg! Das war die Art von subtilem Effekt, von dem Hollywood-Regisseure träumen.

„Ich verstehe", sagte ich. „Ich kehre auch um."

Ich kann mich nicht erinnern, je so schnell abgestiegen zu sein. Aufgrund seiner langen Bekanntschaft mit der Wand kannte Don die Lage jeder Abseilstelle, und dadurch konnten wir den Abschnitt der Route, der den Hinterstoisser-Quergang und den Kamin hinauf zum Schwalbennest umfaßt, zur Gänze umgehen. Zu diesem Zweck seilt man direkt von der letzten Abseilstelle über dem Schwalbennest ab und erreicht so den entscheidenden Haken am oberen Ende des Wandabschnitts über dem Hinterstoisser-Quergang. Von hier aus führt ein direkter Abseiler von etwa vierzig Metern hinunter bis zum großen Felsvorsprung am Beginn des Quergangs. Wenn Hinterstoisser das erkannt hätte, dann wäre wahrscheinlich jetzt nicht ein Quergang nach ihm benannt, und die Eiger-Nordwand nicht halb so berüchtigt, wie sie es heute ist. Die Idee eines *point of no return* spricht die Phantasie immer an, und bis vor kurzem war es immer noch üblich, ein Fixseil im Hinterstoisser-Quergang zurückzulassen, um einen eventuellen Rückzug sicherzustellen.

Das erbarmungslose Bombardement, das uns wie verrückt gewordene Flöhe von Abseilstelle zu Abseilstelle hüpfen machte, begann nachzulassen, als wir in den Windschatten der Roten Flüh kamen. Das Wetter hatte nun offensichtlich völlig umgeschlagen, und es regnete heftig. Im leichten unteren Abschnitt der Wand nahmen wir getrennte Wege, und jeder von uns trat ganze Steinlawinen los. Immer wieder hörten wir seltsame Geräusche, die klangen wie ein gedämpftes Jaulen, aber da wir offensichtlich den Berg für uns allein hatten, beachteten wir sie nicht weiter. Whillans war gerade um die Ecke verschwunden, als ich einen lauten Ausruf hörte.

„Allmächtiger", sagte er (oder etwas ähnliches). „Japsen! Schau dir das an!"

Tatsächlich, da waren sie. Zwei identische kleine Männer in identischer Kletteruniform, die nebeneinander unter einem Überhang saßen. Sie saßen dort seit einer Stunde zusammengekauert und warteten, daß das Bombardement nachließ. Nach meiner Einschätzung hätten wir um ein Haar ein paar Volltreffer gelandet.

„Ihr — Japaner?" grunzte Don. Die Frage schien ziemlich überflüssig.

„Ja, ja", grinsten sie froh und zeigten je eine vollständige Zahnreihe. „Wir sind Japaner."

„Ihr — hinauf?" fragte Whillans. Er zeigte bedeutungsvoll auf den grauen Orkan, der von der Spinne herunterfegte.

„Ja, ja", sagte sie im Chor. „Hinauf. Immer hinauf. Erste japanische Begehung."

„Ihr-geht-vielleicht-hinauf-Leute", sagte Whillans und betonte jede Silbe unnötig deutlich, „aber-sehr-viel-höher-als-ihr-denkt!"

Sie wußten nicht, was sie damit anfangen sollten, also schüttelten sie ihm mehrmals fest die Hand und dankten ihm überschwenglich für den Rat.

„Ein nettes kleines Paar!" sagte Don. „Ich glaube nicht, daß wir sie je wiedersehen."

Er irrte sich. Sie kamen sieben Tage später zurück, nachdem fast ein Meter Neuschnee gefallen war. Sie hatten einen ausgewachsenen Eiger-Blizzard überlebt und unseren höchsten Punkt am Zweiten Eisfeld erreicht. Wenn sie keine Tapferkeitsmedaille bekamen, dann hätten sie jedenfalls eine verdient. Sie waren die Vorläufer der japanischen Kletterelite, deren Mitglieder heute den Mount Everest besteigen und dann mit den Skiern wieder herunterfahren.

Wir kamen rechtzeitig zu einem späten Mittagessen wieder ins Gasthaus nach Alpiglen. Das Teleskop stand einsam und verlassen im Regen. Der Eiger hatte sich in seine Nebeleinsamkeit zurückgezogen, Don Whillans zog sich auf seinen Lieblingssitz am Fenster zurück.

Out With The Boys Again

Mit Chris Bonington zum Everest (1976)

Mike Thompson

Unser Führer hatte angeordnet, daß wir, wohl um die nepalesische Landschaft nicht über Gebühr zu strapazieren, in zwei Partien im Abstand von einem Tag zum Basislager marschieren sollten. Es war vielleicht nicht unbedingt weise von ihm, die zwei Gruppen mit „Team A" und „Team B" zu benennen, jedenfalls wurde sofort heftig über die Auswahlkriterien zum jeweiligen Team spekuliert. Zuerst befürchtete man im B-Team, daß die Wahl derer, die zum Gipfel aufsteigen würden, bereits getroffen worden war und daß diese nun mit dem Expeditionsleiter unterwegs waren, um die genauen Details des Gipfelsturms im Geheimen zu planen. Doch nicht einmal die am stärksten von Verfolgungswahn Heimgesuchten vermochten, diesen Glauben lange aufrecht zu halten, und die meisten schlossen sich der populäreren Theorie an, daß in Team A die *Männer* waren und in Team B die *Burschen*.

Das entsprach wohl eher den Tatsachen, denn Chris hatte, was ganz nachvollziehbar war, das mittlere Managment mitgenommen: Sirdar Pertemba, den Basislager-Manager Mike Cheney, den Ausrüstungschef Dave Clarke, den Expeditionschefarzt Charles Clarke und natürlich die Medien in Form eines Sunday-Times-Reporters und eines Fernsehteams. Diese mittleren Manager sollten — nach den Worten unseres Führers — während des vierzehntägigen Anmarsches die interessante Erfahrung machen, „in sein Denken eingeführt zu werden". Team B, herrlich frei von Logistik, Planungsszenarien, Computerausdrucken und sonstigen Kommunikationsstrukturen, versank in jene Art von Gemeinschaftsgefühl, das unter Zimmerkollegen in der Kaserne entsteht, in diese undurchdringliche Dienst-nach-Vorschrift-Sturheit. Eine Reihe durchaus vernünftiger Entscheidungen führte zur Bekräftigung einer Aufteilung, die bei jeder großen Expedition von Anfang an vorhanden ist. Team A repräsentierte die offizielle, Team B die heimliche Führung.

Theoretisch unterstanden wir, die Mitglieder des B-Teams, der zärtlichen Fürsorge des Vize-Rottenführers, Hamish MacInnes, doch Hamish ist nicht einer, der seine Autorität über Gebühr geltend macht. Und selbst wenn er es versucht hätte, dann hätte er erst mit Doug Scott, diesem kräftig gebauten und feurigen Anarchisten, fertig werden müssen. Ein Gebiet, wo Anarchie sich nachteilig auswirkt, ist die Entscheidungsfindung. Ich persönlich denke, daß auf Expeditionen zu viel Theater um Entscheidungen gemacht wird. Dabei gibt es eigentlich nur eine wirkliche Entscheidung, die fällt, wenn ein Brief in unverkennbarer Handschrift kommt, in dem steht: „Na, wie wär's — kommst du mit auf den kältesten Urlaub deines Lebens. P.S. Übernimmst Du das Essen?", und du wie ein Dummkopf zurückschreibst „Ja".

Doch an dem Tag, an dem Team A Katmandu verließ, wurde unser Vize-Rottenführer krank. Sollten wir nun am nächsten Tag wie geplant starten und Hamish zurücklassen oder sollten wir ein paar Tage warten, um zu sehen, ob er wieder gesund würde? Diese Vorgangsweise (oder besser Nicht-Vorgangsweise) würde es außerdem Martin Boysen, der sich das Bein am Trango Tower eingeklemmt hatte, ermöglichen, zu uns zu stoßen. Natürlich hätte Hamish selbst diese Entscheidung treffen sollen, doch er weigerte sich, obwohl er nicht gehen konnte, zuzugeben, daß er krank war. Sein schottischer Eigensinn ist so ausgeprägt, daß er, selbst wenn man ihm ein Bein abnähme, standfest behaupten würde, er hinke nur ein bißchen.

Von uns war keiner bereit, den Riesenschritt vom gewöhnlichen Soldaten zum Gefreiten zu tun und die Entscheidung zu treffen, also verbrachten wir mehrere äußerst angenehme Tage an den Fleischtöpfen von Katmandu, bis eines Morgens ganz früh ein paar Geländewagen zum Hotel kamen. Sie schienen für uns zu sein, also fuhren wir los.

Ang Phu, der zweite Sirdar, hätte wohl unseren Anmarsch organisieren sollen, doch er hatte gerade schwere Eheprobleme und sprach dem Chang ziemlich zu, also wanderten wir dahin, machten Rast, wo die Sherpas normalerweise Rast machten, aßen, was Kancha, der Koch, uns zu essen gab und bauten mit den Sherpas eine lockere und doch enge Beziehung auf, indem wir ihrer Wahl von Übernachtungsplätzen und ihrer Menüfolge zustimmten und uns gegenseitig in die Chang-Häuser am Weg lockten.

Die Mitglieder des A-Teams hatten eine puritanische Lebensweise gewählt. Sie standen am Morgen auf, frühstückten und marschierten, bis sie am Nachmittag den nächsten Übernachtungsplatz erreichten.
Wir folgten dem traditionelleren Vorbild mit Tee und Keksen im Bett, gingen anschließend zwei bis drei Stunden in der Kühle des frühen Morgens, bogen dann um eine Ecke, wo wir auf die Küche stießen und ein frisch zubereitetes Frühstück mit Omelette, Eiern, Pommes frites, Käse, Thunfisch, Tee und Schokoladekeksen servierfertig vorfanden. Nach einem Schläfchen und kurzen Abstechern in ein paar Chang-Häuser erreichten wir am frühen Nachmittag den nächsten Übernachtungsplatz.
Natürlich wurde das idyllische Fortschreiten dieser mobilen geriatrischen Intensivstation manchmal unterbrochen. So wurde zum Beispiel Doug Scott von Ang Phu in einem Chang-Haus noch vor Sonnenaufgang aufgehalten, worauf er nicht einmal bis zum Frühstücksplatz kam; oder ich folgte unsinnigerweise Ned Kelly (der schon einmal hier gewesen war) und landete im weglosen Dschungel auf der falschen Seite eines vom Monsunregen angeschwollenen Sturzbaches.

Das Niveau der Unterhaltung war außergewöhnlich hoch, was heißen soll, daß wir unserem sehr kindischen, mitunter auch geschmacklosen Humor die Zügel schießen ließen. Am beliebtesten waren Whillans-Witze. Man wußte sofort, wenn einer kam, denn der Erzähler verzog plötzlich das Gesicht, kniff die Augen zusammen und begann ein hohes Jammern auszustoßen. Vielseitig verwendbar war einer von Whillans' Sprüchen, wenn es darum ging, die Ungleichheit zwischen einem Träger, der 35 kg schleppte, und einem Sahib, der seine Olympus OM1 trug, zu rechtfertigen: „Nein, nein! Die sind daran gewöhnt — die machen das das ganze Leben."
Wir verbrachten frohe Stunden mit dem Nacherzählen von Geschichten, die nach und nach ein Bild von Whillans' Rechtschaffenheit und Nachsicht angesichts scheinbar unerträglicher Frechheit und Durchtriebenheit gaben. Wie in einer griechischen Tragödie bewegte sich die Handlung unausweichlich auf einen schicksalhaften Ausgang zu. Alle diese Geschichten endeten mit derselben abschließenden, nüchternen Pointe: „Und dann hab' ich ihm eine aufgelegt."
Hamish MacInnes erzählte von Dr. Herrligkoffers Europäischer Expedition zur Südwestwand des Everest, auf der Don — abgesehen davon, daß er dem Expeditionsleiter den Spitznamen *Sterlingscoffer* (Geldschlucker) gab, trotz beinahe unerträglicher Provokationen erstaunliche Nachsicht walten ließ und kein einziges Mal aus der Rolle fiel — *bis die Expedition vorbei war.*
Angeblich hörten die Expeditionsteilnehmer ganz am Anfang, als man gerade dabei war, sich kennenzulernen, im Radio des Basislagers, daß Deutschland England im Fußballweltcup geschlagen hatte. „Aha!", rief der mürrische Felix Kuen (der Chefkletterer) Don zu: „Wir haben euch in eurem Nationalsport geschlagen!" Don hielt inne, blickte um sich, kniff die Augen zu kleinen Schlitzen zusammen, beugte sich vor und sagte nach einer Pause mit unerbittlicher, leiser Stimme: „Na gut, aber wir haben euch in eurem Nationalsport schon zweimal geschlagen." Kein Wunder also, daß der individualistische, subversive Whillans der Held des B-Teams wurde. Nie war jemand in seiner Abwesenheit so anwesend.
Der andere beliebte Sport während des Anmarsches war — wie ich leider gestehen muß — „Boardman-Triezen". Der gute Peter war vor kurzem zum Ständigen Untersekretär des Präsidenten der National Amalgamated Union of Mountaineers of Great Britain and Bradford ernannt worden. Außerdem war er der einzige unter uns, der während dieser Expedition bezahlt wurde: Er verdiente, glaubten wir, so um die 30.000 Pfund im Jahr von unserem, dem Geld der Steuerzahler. Die Wirklichkeit war kaum weniger zum Aus-der-Haut-Fahren: Er war National Officer des British Mountaineering Council (BMC). Das BMC wird von Dennis Gray geleitet, der mehrmals (aufgrund seiner Erfahrungen auf sehr großen Expeditionen zu ziemlich kleinen Bergen) bescheidene Expeditionen (wie die unsrige) zu sehr großen Bergen angegriffen hat, da sie seiner Ansicht nach der proletarischen Ideologie zuwiderlaufen, der zufolge das wahre Kernland des britischen Bergsportes Yorkshire ist.
Vielleicht darf ich, wo wir gerade bei Yorkshire sind, einen Augenblick lang abschweifen, denn wir hatten mit Mike Rhodes einen Teilnehmer aus Yorkshire mit uns, genauer gesagt aus Bradford. Mike war, bis sich diese Expedition zum Everest ergab, noch nie außerhalb von Yorkshire gewesen. Wozu sollte man denn auch woanders hinfahren? Immer wenn ihm etwas Unyorkshireartiges zustieß, wie etwa von einem Blutegel gebissen zu werden, Reis und Curry, Spaghetti mit Parmesankäse oder Chang angeboten zu bekommen oder in eine Gletscherspalte zu fallen, dann sagte er mit überraschter und leicht klagender Stimme: „Sowas gibt's in Bradford nicht!" (Er sprach es wie *Bratfud* aus.)
Als er uns schließlich eingeholt hatte, bemerkte Martin Boysen: „Die Leute reden immer über die Gefahren, die professionellen Bergsteigern drohen, doch was ist mit professionellen Yorkshirebewohnern?"

Um auf das „Boardman-Triezen" zurückzukommen — meist begann es mit einer scheinbar unschuldigen Frage wie: „Was tust du eigentlich den ganzen Tag in deinem Büro im fünfzigsten Stock des Dennis-Gray-Hochhauses?" Und dann hörten wir alles mögliche über offizielle Gremien, wie die UIAA und das MLC Board, von Verhandlungen über Durchgangsrechte, von Stipendien für Studenten, die Doktorarbeiten über Klettergurte oder Helme schrieben und bei internationalen Seminaren im Kaukasus Vorträge über Spezialfragen ihres Forschungsge-


DIE SIND DARAN GENÖHNT, DIE
MACHEN DAS DAS GANZE LEBEN ...

bietes hielten. All das war für mich eine Enthüllung: Ich war all die Jahre geklettert, ohne zu wissen, daß es diese Bürokratie gab — und hatte schon alle Hände voll zu tun, um mit diesen Abkürzugen und dem Jargon fertigzuwerden. Felsen, so stellte ich fest, waren *Freizeiteinrichtungen*, und das BMC hatte das Recht, diese Freizeiteinrichtungen, wenn nötig mittels Enteignung, zu erwerben. Und ich hatte die ganze Zeit gedacht, es handle sich dabei um Felsen!

Großer Gott, wir loben dich,
Herr, wir preisen deine Stärke:
Vor dir neigt die Erde sich,
Und bewundert deine Freizeiteinrichtungen.

An diesem Punkt des Gesprächs wälzte sich Tut vor Lachen regelmäßig auf dem Boden und japste: „Dissertationen über Klettergurte, Kletterkeile mit TÜV-Plakette"; und Doug träumte mit geballten Fäusten und Schweißperlen auf der durchfurchten Stirn von dem nicht mehr allzu fernen Tag, an dem er zum ersten Mal ein Guerillakommando anführen würde, um ein Nationalpark-Informationszentrum in die Luft zu sprengen; oder davon, daß an einem glorreichen Morgen die Schlagzeilen kreischend verkünden würden: „Nationalparkaufseher von unzulänglich gekleidetem Kletterer ermordet."
Fand das Triezen in einem Chang-Haus statt, gab es eine gute Chance, daß es jetzt erst richtig losging, das British Mountaineering Council mit der British Motor Corporation fusioniert wurde und Dennis Gray mit Lord Stokes verschmolz und für den Zustand der britischen Wirtschaft im allgemeinen verantwortlich gemacht wurde und dafür, daß dauernd Lieferwagen auf der M1 verreckten. Und dann würde Peter mit einer verzweifelt versöhnenden Geste den endgültigen K.O.-Schlag versetzen: „Aber wir tun das *alles doch für euch.*"

In Kunde trafen wir kurz wieder mit dem A-Team zusammen. Obwohl wir gezwungen waren, an einer Expeditionsversammlung teilzunehmen („Willkommen an Bord", sagte unser Führer und bediente sich dabei der Terminologie des einzigen Teils der Streitkräfte, dem er nicht angehört hatte) und untergeordnete Aufgaben wie Ausrüstungsausgabe und Steigeiseneinstellung zu erledigen, kamen wir doch in den Genuß des seltenen Vergnügens, Dave Clarke dabei zuzusehen, wie er die Aufsicht über die deprimierendste Sache führte, die einem Geschäftsinhaber je passieren kann — die Abgabe seiner gesamten Lagerbestände, ohne einen Groschen dafür zu bekommen.
Wir hatten wieder etwas Ruhe, als wir uns für den Anmarsch zum Basislager neuerlich in Team A und Team B aufteilten, doch sobald wir dort angelangt waren, ging die heimliche Führung unter, denn die Logistikmaschine kam in Schwung — die kam ganz schön in Schwung.
Wir vergnügten uns im Gletscherbruch — um zwei Uhr morgens ging es hinauf und rechtzeitig zum Frühstück rutschten wir wieder hinunter — und taten Buße, indem wir versuchten, die *MacInnes boxes* in 15-Kilogramm-Ladungen aufzuteilen: Alle Teile der unglaublich komplizierten Aluminium-Rahmen waren nämlich mittels einer elastischen Schnur zusammengehängt, und wenn man gerade das letzte Stückchen in einen großen Karton hineingelockt hatte, kam ein anderes Stück anderswo wieder heraus, und der ganze Rahmen stellte sich von selbst wieder auf wie ein riesiges Stehaufmännchen. Das war mehr, als sogar Boysen mit seiner legendären Geduld aushalten konnte, und die Ohren des Konstrukteurs, es Alten Fuchses von Glencoe, müssen geklingelt haben, während er sich gerade, hoch über uns im Westbecken, damit vergnügte, die höchste Fachwerkbrücke der Welt zu entwerfen.
Die Sherpas bauten einen Altar, um, wer oder was auch immer im Gletscherbruch leben mag, zu besänftigen, und weihten ihn mit McVities Schokoladevollkornkeksen und John Haig Whisky ein; derweil gruben sich Mr. und Mrs. Boardman vor ihrem Zelt eine Sonnenterrasse, die mit ihren vornehmen Klappstühlen und Tischen mit Sonnenschutz an der Algarve kaum aufgefallen wäre, aber auf 5.500 Metern am Khumbu-Gletscher etwas unpassend wirkte.
In diesem frühen Stadium des Aufstiegs gab es viel zu viele Häuptlinge und viel zu wenige Indianer. Das, kombiniert mit der Tatsache, daß es nur ein Camp gab und alles in Sichtweite davon stattfand, hatte zur Folge, daß die traditionellen Kanäle blockiert waren, durch die die heimliche Führung ihren zerstörerischen Einfluß hätte geltend machen können.
Üblicherweise kann bei Expeditionen wie der unseren die offizielle Führung durch haarsträubende Anschuldigungen in Schach gehalten werden, von denen die gefürchtetsten und daher effektivsten „Heimliches Essen" und „Ausrüstung Horten" sind. Der Vorwurf, sich „Widernatürlicher Sexualpraktiken" zu befleißigen, ist im Vergleich erstaunlich unwirksam.
Andererseits kann die heimliche Führung, sobald sich die Expedition über eine Reihe von Camps verteilt und die Kommunikation erschwert wird, das Geschehen dadurch beeinflussen, daß sie Informationen zurückhält. Auf diese Weise trifft die offizielle Führung zwar noch immer die Entscheidungen, aber auf der Grundlage von völlig unzureichenden Informationen — und das bedeutet, daß die offizielle Führung, geschicktes Vorgehen vorausgesetzt, die Wünsche der heimlichen absegnet. Sobald die Kommunikation wirklich schwierig ist, kann man die Führung völlig ignorieren und sie, in Mick Burkes Formulierung, vor, „wie wir Spanier sagen, ein *fait accompli* stellen". Damit diese Vorgangsweise längerfristig funktioniert, braucht man einen Expeditionsleiter, der seine Meinung immer wieder ändert und dem es schwer fällt, sich von

einem Tag auf den anderen daran zu erinnern, was er beschlossen hat. Wir hatten das Glück, einen solchen Führer zu haben.

Sobald wir in der Wand waren, änderte sich die Situation schlagartig. Es war wieder wie an der Annapurna: Auf einmal war die Expedition recht klein; es gab nicht genug Leute, um alles zu tun, was getan werden mußte, und die eigenen Leistungen wurden den Kollegen sofort ersichtlich, genauso wie die Versäumnisse. Nun wußten wir wieder, weswegen wir hergekommen waren!
Die Erfüllung eines langgehegten Wunsches kann in großer Höhe merkwürdige Formen annehmen. Als *support climber* (Wasserträger) war mir klar, daß ich Glück gehabt hatte, es zum Kommandanten von Camp 4 gebracht zu haben, der theoretisch für fünf Biwakschachteln, ein Ausrüstungslager, neun Sherpas und eine wechselnde Anzahl von *lead climbers* auf der Durchreise zuständig war. Ich hatte plötzlich die fixe Idee, daß ich Sherpa werden wollte und ärgerte mich zunehmend über die lead climbers, die mit Sauerstoffgeräten bei uns durchkamen und nur ihre eigene Ausrüstung trugen. Nachdem ich mich und meine Last ohne Sauerstoff zu Camp 5 hinaufgeschleppt hatte, war ich auf fast lächerliche Weise gerührt, als Pertemba mit, wie ich heute vermute, großem Sarkasmus zu mir sagte: „Du bist jetzt ein richtiger Sherpa."
Camp 5, das in einer kleinen Senke lag, war ungleichmäßig von Euphorie erfüllt. Unser Expeditionsleiter, der wie immer unbedingt der erste sein wollte (was irgendwie gerechtfertigt war), hatte nun die Phase des Himalayakollers erreicht, legte ganze Trommeln von Fixseil in die falsche Richtung, hielt Ang Phu Vorträge über „wirklich gutes Sherpa-Essen", arbeitete auf seinem mit Porridge bekleckerten elektronischen Rechner und teilte der Außenwelt seine konfusen Anordnungen über einen kaputten Walkie-Talkie mit, den man zum Wiederfunktionieren gebracht hatte, indem man ihm einen Kugelschreiber in den Stromkreis rammte.

Ein paar Tage später wurde ich ebenfalls zum Durchreisenden und ging zusammen mit Dougal Haston nach oben, der wie seinerzeit Lenin in seinem versiegelten Waggon mit Sauerstoff von Camp 2 zu Camp 5 gebracht wurde, um von dort mit Doug (der sich mit Sauerstoff ausruhte) den ersten Anlauf zum Gipfel zu unternehmen. Immer noch den Sherpa spielend, machte ich beim ehemaligen Camp 4 Halt und verbrachte ein paar vergnügliche Stunden damit, ein Hakenlager, das Japaner zurückgelassen hatten, auszugraben (uns waren nämlich die Felshaken ausgegangen).
Als ich scheppernd und klingelnd Camp 5 erreichte, kamen gerade die *Rockbanders* Nick und Tut triumphierend die Fixseile entlang heruntergesaust („Aye, aye, aye" brüllend), und der hünenhafte Doug, sonst eine gequälte Seele, saß glücklich da und stellte den Proviant und die Ausrüstung für den Gipfelsturm zusammen. Er war wie ausgewechselt und erklärte mir, daß in dem Augenblick, als der Erfolg in Reichweite schien, das Unmögliche geschehen war: die Heimlichen und die Offiziellen waren zu einer in die Höhe strebenden Kraft verschmolzen. Für einmal unbehelligt von militärisch ausgebildeten Expeditionsleitern einerseits und gewerkschaftlich organisierten Bürokraten andererseits, hatte er Frieden mit der Welt geschlossen und konnte sich völlig auf das konzentrieren, was Whillans wohl den „Job, wegen dem wir da sind" nennen würde. Endlich war er im Einklang mit sich selbst.
Was die Führung anlangte, hatte er Recht: Bonington und er hatten nun klar voneinander unterscheidbare Konturen, und die ganze Logistik der Everestbesteigung war in nur sechs schwere Lasten komprimiert, die gleichfalls nur sechs von uns am nächsten Tag durch das *Rock Band* würden tragen müssen, um Camp 6 zu errichten. Für den Erfolg am Everest braucht man, um im Jargon der Soziologen zu sprechen, Redundanz, Doppelung und Überlappung, und genau das hatten wir nicht. Wenn es auch nur einer von uns nicht die Fixseile hinaufschaffte, dann müßten wir den Gipfelsturm abblasen.
Dazu war auch noch die Route durch das *Rock Band* nicht fertig, und wir hatten auch noch keinen Platz für Camp 6 gefunden. Doug und Dougal würden vor uns aufbrechen müssen, die Route fertigmachen, zirka hundert Meter Fixseil legen und einen Platz für ihr höchstes Biwak finden und ausgraben müssen. In der Folge saß, Aussicht und Sonnenschein genießend, später an jenem Nachmittag eine glückliche, kleine, nicht-redundante, nicht-gedoppelte und nicht-überlappende Gruppe in dem Adlerhorst, der Camp 6 war.
Wie so oft in bedeutsamen Situationen waren die Gespräche von geradezu spektakulärer Blödigkeit: Ich war wütend auf den technisch völlig unbegabten Dougal, der es am Abend zuvor unterlassen hatte, die Sauerstoffflasche anzudrehen, was zur Folge hatte, daß wir die ganze Nacht dünne Außenluft durch unsere speicheltriefenden Masken einsaugten; Mick Burke gab zu Protokoll: „Ein herrliches Plätzchen für einen Bungalow"; und Chris verkündete nach einigem Nachdenken: „Wißt ihr, wir müssen die höchsten Leute auf der Welt sein." Da die amerikanische Expedition zum K 2 gerade gescheitert war, da niemand auf dem Kangchenjunga war und wir sehen konnten, daß sich niemand auf dem Lhotse befand, glaube ich, daß er recht hatte — aber nicht für sehr lange! Denn als wir Dougal und Doug viel Glück wünschten und in der Abendsonne die Fixseile entlang abstiegen, wußte ich, daß für mich die Everestexpedition vorbei war. Doch ich tröstete mich mit den Worten des großen Maurice Herzog: „Es gibt noch mehr Freizeiteinrichtungen im Leben eines Menschen."



Die Gesamtansicht verriet noch nichts von dem, was kommen sollte. Der unscheinbar anmutende Clachaig Gully an der Westseite des Sgor nam Fiannaidh. Alle Fotos zu diesem Beitrag stammen vom Autor.

Clachaig Gully, seilfrei

Die verrückteste Kletterei der Welt

Jürgen Fodor

Es war mein letzter Tag in Schottland. Was tun am berühmten letzten Tag, an dem man noch schnell eine schöne Route abhaken will?
Die vergangenen zehn Tage waren mit Klettern in allen Wetterlagen — Sonne und Regen, Hitze und Kälte, Wind und Mücken — wie im Flug vergangen. Dabei hatten wir, das waren meine beiden südenglischen Seilpartner Doug und Tim und ich, uns schnell zu einem gut eingespielten Dreierteam entwickelt. Zweimal kletterten wir in dieser Zeit über luftige Grate bei strahlendem Sonnenschein dem Gipfel des Ben Nevis entgegen, erstiegen Doug und Tim auf der Insel Skye in den letzten Abendstunden eines langen schottischen Tages die Felskanzel „The Cioch" (das ist jene, auf der Sean Connery und Christopher Lambert im Kultfilm *Highlander* die Schwerter kreuzen), während ich ausnahmsweise eine Wanderung vorzog, saßen wir in Aviemore, dem Zentrum des schottischen Skisports in den Cairngorm Mountains, zwei lange Regentage ab, bis es uns zu dumm wurde und wir dann trotz Regens und bitterkalten Windes auf der Rückfahrt durch die Central Highlands eine leichtere Tour am eisenharten Granit des Binnein Shuas abdrückten, testeten wir schließlich erst gestern an den Etive Slabs, diesen den Val di Mello in nichts nachstehenden Platten, den Reibungskoeffizienten unserer Schuhe bis zum Abschmieren, lachten wir überhaupt viel, besuchten Pubs und tranken gutes englisches und schottisches Bier.
Was also tun am letzten Tag?
Doug schlägt den Clachaig Gully an der Westwand des Sgor nam Fiannaidh vor. Eine leichte, nur mit Very Difficult bewertete, schnelle Route zum Abschluß. Tim ist einverstanden und ich auch — es bleibt mir auch nichts anderes übrig, da sich die beiden sowieso hier in Schottland besser auskennen. Warum auch nicht? Sich am letzten Tag streßfrei eine leichte Tour emporschwingen und noch einmal die sagenhafte Aussicht auf die Highlands genießen, bevor einen der Flieger in Glasgow zunächst in den Sitz und dann wieder in den deutschen Alltag hineindrückt.
Am Parkplatz des Clachaig Inn in der Nähe der Ortschaft Glencoe angekommen, kann ich zu meinem Erstaunen nirgendwo Fels entdecken, der sich auch nur halbwegs zum Klettern eignen könnte.
Where is this famous Clachaig Gully then? frage ich Doug.
Over there, antwortet er und deutet auf eine unscheinbare, vollkommen grüne Bergflanke, die von einem unschuldigen Bächlein, das sich im Laufe der Jahrtausende in die Flanke eingeschnitten hat, in zwei Teile gespalten wird. You just follow the gully and that little stream until it finally vanishes and you're on top.
Ich halte das zunächst für einen Witz. Im Winter mag der Gully ja vielleicht kletterbar sein.
Oh yeah, that's probably one of your famous Scottish ice climbs, but sorry I've forgotten my crampons and ice-axe, and in case you haven't noticed it is summer now."
No Jürgen, people really do this climb mainly in summer. To be honest, it is quite a popular climb. It is a classic. It is in the famous book *Classic Rock*. Several members of our climbing club have done it, pflichtet Tim nun Doug bei.
Vielleicht hätte mich der Name Gully stutzig machen sollen, denke ich und gebe mich geschlagen. Was kann es schöneres zum Abschluß eines Kletterurlaubs geben, als ein nasses Couloir im Sommer zu erklettern? Hoffentlich sind uns wenigstens die gefürchteten midges, die Stechmücken, heute gnädig, wenn wir denn schon das nasse Element so krampfhaft suchen, und das, obwohl es heute nicht regnet. Gestern war ich noch die erste Seillänge von „The Pause" an den Etive Slabs mit Sturmhaube vorgestiegen. Nicht weil es so kalt gewesen wäre, sondern allein der Mücken wegen. Erst danach kam leichter Wind auf, und der Mückenzauber war endlich vorbei.
Der Gully besteht den Angaben des Kletterführers zufolge aus einer losen Aneinanderreihung von flachen Abschnitten, die durch Steilaufschwünge von bis zu 20 Metern Höhe mit eingelagerten Kletterschwierigkeiten bis III (UIAA) abgeschlossen werden. Wir wollen daher die meiste Zeit seilfrei klettern, nehmen aber für die Steilaufschwünge auf alle Fälle ein Seil mit. Der Zustieg ist für schottische Verhältnisse mit 15 Minuten recht kurz; sonst dauert der durchschnittliche Anmarsch in Schottland zwischen ei-







ner halben und zwei Stunden. Nicht umsonst bezeichnen die gehfaulen Engländer einen längeren Zustieg als „a Scottish walk-in".

Noch mit den klobigen Wanderschuhen an den Füßen, die für den steilen Schotterabstieg auch dringend zu empfehlen sind, betreten wir den Gully. Dieses ist zunächst fünf bis zehn Meter breit, der Boden ausgewaschen, vegetationsfrei, relativ flach und mit großen und kleinen Kieseln übersät. Einfaches Gehgelände. Nur ab und zu gebrauchen wir die Hände, um uns über einen im Bachbett verkeilten Block hinwegzustemmen. Der Bach selber führt wenig Wasser. Keine Gefahr, weggeschwemmt zu werden. Ach so, heute hat es noch nicht geregnet. Aber selbst wenn es heftig regnen sollte, ist der Gully auch Nichtschwimmern zugänglich: der Einzugsbereich des Baches ist doch zu klein, um gefährliche Fluten produzieren zu können. Nicht einmal nasse Füße holen wir uns. Auch Steinschlag müssen wir keinen befürchten. Die Gully-Wände sind maximal dreißig Meter hoch und von einer alles zusammenhaltenden dschungelartigen Vegetation überwuchert. Die vielen flachen Abschnitte würden einen Steinschlag relativ schnell stoppen.

Die ersten senkrechten Wandstellen tauchen auf und zwingen uns in die Kletterschuhe. In der Mitte der Aufschwünge stets ein kleiner Wasserfall; unmittelbar links oder rechts daneben turnen wir an festem, unbewachsenem, höchstens etwas feuchtem Fels seilfrei empor. Weiter außen der Dschungel. Die Kletterei ist nie wirklich ausgesetzt. Spätestens nach zehn Metern lockt wieder ein flacher, nervenschonender Abschnitt. Die Sonne scheint, es ist — dank absolut windgeschützter Lage — warm, die Luftfeuchtigkeit ist unglaublich hoch, Vögel singen, Insekten summen. Eine Atmosphäre wie in den Tropen, wie in einem botanischen Garten, wie in einem Gewächshaus oder am besten wie alles zusammen. Meine Skepsis ist verflogen. Es macht wirklich Spaß. So was Verrücktes bin ich noch nie geklettert. „On the Continent" würde auch niemand auf die Idee kommen, in so einem Gelände zu klettern. Man würde ihn für verrückt erklären. Wiederholer gäbe es keine. Hier in Schottland ist es anscheinend die normalste Sache der Welt.

There are quite a lot of climbs like this in Scotland, meint Tim dazu.

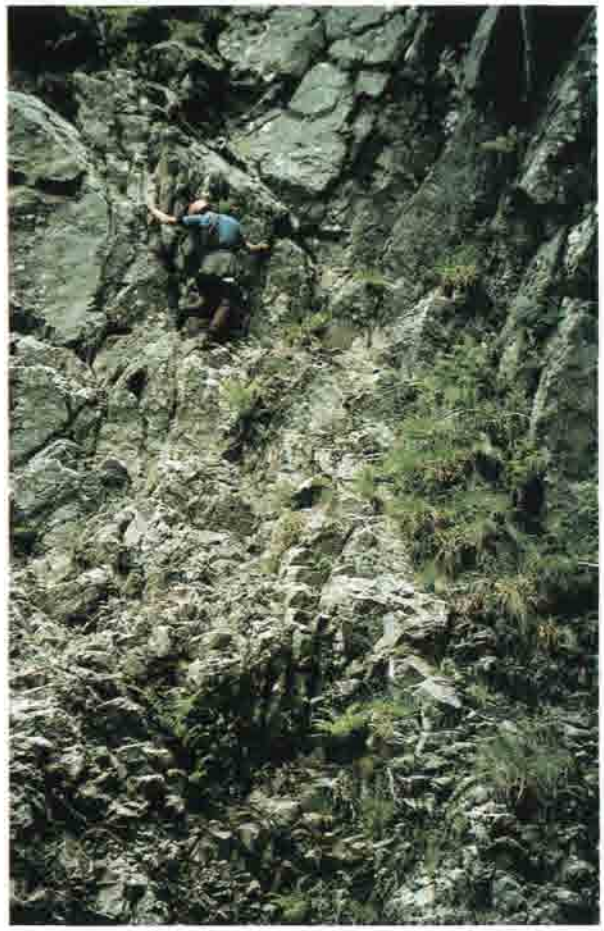
This is really crazy, the craziest thing I've ever climbed, maybe the craziest climb in the world, ergänze ich.

Die verrückteste Kletterei der Welt also, das Schlagwort für den heutigen Tag war gefunden. Doug hatte versprochen: The climb will be a good laugh, und das ist es auch. Schließlich versperrt ein überhängender Kamin, durch den der Bach brodelnd herabstürzt, den Weg. Die Kaminwände sind naß und mit Algen bewachsen. Hier ist kein Durchkommen. Wir müssen zurück und die Stelle im Urwald rechts umgehen. Beim Erklettern der Gullywände dann plötzlich schlechter Fels. Tim tritt einen Zentner Dreck und Steine los. Unsere gute Laune ist auf einmal

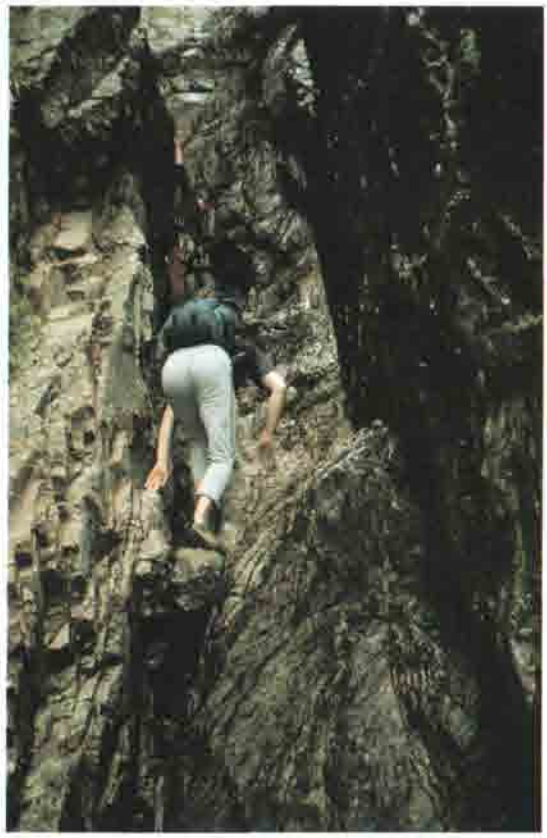
gefährdet. Der Ruf nach einem Seil wird laut. Doch zum Anlegen ist es zu spät. Nach dem Abgang der kleinen Drecklawine bleibt ein unangenehmer, abschüssiger Quergang in acht Metern Höhe zurückzulegen. Verzweifelt bohre ich die Hände in den Dreck. Acht Meter — das macht mindestens einen gebrochenen Knöchel, wenn nicht mehr. Worauf habe ich mich da nur eingelassen, geht es mir durch den Kopf. Tim und Doug, als Engländer regelmäßige Alleingänge ohnehin gewohnt, sind bereits vorausgeeilt und irgendwie, die Füße auf schmierigen Tritten, die Hände im Dreck, zittere ich mich dann schließlich hinüber in den rettenden Dschungel mit soliden Bäumen, die ich einem Rettungsanker gleich umfasse. Ich atme tief durch. Schwieriger darf es nicht mehr werden, zumindest nicht ungesichert. Zuhause klettere ich schließlich auch nicht ohne Seil.
Am nächsten Aufschwung warten Tim und Doug bereits. Did you have problems, fragen sie mich.
Yes, gebe ich kleinlaut zu und mit, I don't like climbing in the dirt, verleihe ich meiner Stimmung zusätzlich Ausdruck.
Yes, it was unpleasant. We'll put the rope on, erklärt sich Tim zum Anseilen bereit. Give us the rope, please.
Oh, I thought you were carrying the rope in your rucksack.
No, I thought you'd got it.



Hatten wir also in der Eile des Aufbruchs das Seil vergessen. Zurück klettern will aber keiner mehr. Also weiter — ohne Seil. Irgendwie wird es schon gehen. Wir sind auch bis hierher gekommen. Wie schnell man doch vorangegangene Probleme vergißt, wenn man wieder auf sicherem Grund und Boden steht. Die nächsten schwierigen Stellen sind bereits da. Wieder ein im Sommer nicht kletterbarer Wasserfall. Diesmal mit einer Wahlmöglichkeit zur Umgehung des Dilemmas: entweder rechts in bombenfestem Urgestein, schwierig und ausgesetzt, oder links über eine kurze brüchige Stelle zurück in den Urwald mit soliden Bäumen und senkrechtem Gras. Tim entscheidet sich — ganz Kletterer — für die rechte Möglichkeit, Doug (der von Beruf Gärtner ist) für die linke, die Dschungelvariante.
Ich warte zunächst ab. Da die rechte Variante so ungeheuer luftig und schwer aussieht, daß mir schon vom Zusehen schlecht wird, folge ich Doug in den Dschungel. Die Wandkletterei dorthin bewältige ich dann auch trotz des Bruches ohne Schwierigkeiten. Als ich das erste halbwegs zuverlässige Bäumchen des Urwaldes erreiche, werde ich bitter enttäuscht. Hatte ich einen sich anschließenden, sicheren Pfad durchs Unterholz erwartet (der Clachaig Gully ist doch ein „classic"), sehe ich jetzt nur steiles Gras. Doug muß irgendwie darüber hinweggehuscht sein, ich sehe keine Spuren. Die Rettungsinseln in Form von Bäumchen sind auch nicht übermäßig häufig vertreten, jedenfalls ist man zeitweise nur auf zweifelhaften Fels und eben Gras und andere Vegetation angewiesen. Zu-







dem bewegt man sich ständig ansteigend parallel zum Grund des Gullys. Die Entfernung des Botanikers — will sagen des Kletterers, zum Erdboden wird also nicht kleiner.

Nachdem ich zwanzig Meter mehr kriechend als kletternd zurückgelegt habe, bin ich mit den Nerven am Ende. Das schlimmste ist zwar bereits hinter mir, aber dieses hübsche stabile Bäumchen hier möchte ich partout nicht mehr verlassen. Tim versucht mir von der anderen Seite des Gullys Mut zu machen und den Weg zu weisen. Vergebens. Mindestens fünfzehn Meter im Falle des Falles sind für meine angeschlagenen Nerven einfach zuviel. „Welche Farbe hätten Sie denn gern für Ihren Rollstuhl, Herr Fodor", höre ich eine Stimme in mir. Mir bricht der pure Angstschweiß aus. Ich sehe mich schon vom legendären schottischen Bergsteiger Hamish MacInnes gerettet werden, der in nahezu jedem Pub von den Postern des Schottischen Bergrettungsdienstes grinst und vor den Gefahren der Highlands warnt.
Hamish MacInnes war es nicht, der mich gerettet hat, sondern alle Seilschlingen, die wir dabei hatten und die zusammengeknotet als zehn Meter langes Hilfsseil von meinen nun doch ernsthaft besorgten englischen Freunden herabgereicht wurden und mich nach mehrmaliger Anwendung sicher den Grund der Klamm erreichen ließen.
We only rescued you because it was the easiest thing to do. If you had fallen we'd have had to climb back to the car and get the rope for your rescue and climb up again and then, afterwards all those questions from the police and that stuff, you know, so we rescued you out of pure selfishness.
Ich muß auf jeden Fall erst mal trinken, um meinen verlorenen Angstschweiß zu ersetzen. Mir ist immer noch ganz schön flau im Magen.
Do you think I can drink this water? frage ich Tim auf den Gully-Bach deutend.
Oh yeah, definitely, I pissed just downstream from you, so up here the water is O.K.

Noch ist der Gully nicht zu Ende. Da man nie weiter als bis zum nächsten Aufschwung sieht, ist eine genaue Positionsbestimmung unmöglich. Ich nehme daher die stetig abnehmende Wassermenge als Meßlatte für unser Vorankommen. Spätestens am Gipfel des Sgor nam Fiannaidh muß die Wassermenge ja wohl null sein. Nach der Verzögerung wegen meiner „rescue" gibt es zunächst auch keine weiteren Probleme.
Um die zivilisiert kletternde Welt je wiedersehen zu können, reiße ich mich zusammen. Die Schwierigkeiten und steilen Abschnitte halten sich in Grenzen. Eine Flucht in die Vegetation ist nicht mehr notwendig. Es macht stellenweise sogar wieder Spaß, besonders als wir an einer fotogenen Stelle ganz in den Fels eintauchen und uns durch einen regelrechten Höhlenkamin emporstemmen; das ganze Unternehmen bekommt zusätzlich noch einen Hauch von Speläologie. Eine Stelle viel weiter oben und wieder bei Tageslicht — es regnet allerdings mittlerweile leicht — stufe ich dann ohne Zögern mit IV

bis V (UIAA) ein. Das ganze findet allerdings nur vier Meter über dem Boden statt, was nach dem Vorangegangenen eigentlich noch in Absprunghöhe ist.
Schließlich erreichen wir die definitiv letzten Schwierigkeiten in Form eines Aufschwungs von stolzen zwanzig Metern. Es scheint so, als würde der Gully noch einmal alle Kräfte sammeln, um die vermutlich erste und wahrscheinlich auch letzte deutsche Begehung doch noch zu vereiteln.
Diesmal geht es an einer schwach ausgeprägten Kante senkrecht empor, links der letzten verbleibenden Wassertropfen. Von einem Henkel zum nächsten greifend, geht vorerst alles gut. Ganz zum Schluß, gerade zwei Meter fehlen mir noch bis zum erlösenden Ausstieg, stelle ich mit Entsetzen fest, daß die Griffe hier lose sind. Insbesondere die Schuppe, die ich mit der linken Hand umkralle, hat ihre festen Tage hinter sich. Ich versuche meine erneut malträtierten Nerven mit Überlegungen wie: „der linke Griff hält fünfzehn Kilo, der rechte bestimmt dreißig, okay, ich wiege zwar 75 Kilo, aber wenn ich nicht wie ein Verrückter an den Griffen ziehe, sondern diese nur zur Balance verwende, wird es schon gehen" zu beruhigen; das Ergebnis ist jedoch nicht berauschend. Schon deutet sich durch leichtes Zittern in den Waden die berühmte Nähmaschine an — ich muß so schnell wie möglich raus hier. Zwanzig Meter Fall — da winkt schon der Schreiner. Vielleich hilft ein Quergang nach rechts? Die Tritte sehen ganz gut aus; die Griffe sind zwar winzig, scheinen aber fest zu sein. Unendlich langsam, in absoluter Kontrolle, um auf ein Ausbrechen sofort reagieren zu können, schmuggle ich mich hinüber in die Sicherheit.
Nach der Tour dauert es bei mir noch lange, bis die Spannung endlich abfällt. Ich empfinde keine Befriedigung über das Geleistete. Einerseits ärgere ich mich als ansonsten sicherheitsbewußter Kletterer, für eine so lächerliche Tour ein so hohes Risiko eingegangen zu sein. (Wer kennt hier in Deutschland schon Clachaig Gully?) Andererseits bleibt auch so etwas wie Faszination zurück, einmal etwas Neues an der überaus reichlich gedeckten Tafel der Kletterrouten, -stile, und -ethiken gekostet zu haben, auch wenn man sich dabei beinahe den Magen verdorben hat.
Doug quälen solche Gedanken nicht. Abends im Pub meint er nur: That climb today was really dangerous sometimes. Probably more dangerous than the hard stuff we did before. But if we had had a rope with us, it wouldn't have been a problem. Maybe you're still a bit worried about Claichaig Gully, but after you've slept on it, it will be okay. And after a few more climbs like this you will really like it.
Soweit wird es wohl nicht kommen.

Seilaufnehmen im Regen gehört nicht immer zum schottischen Alltag. Am Gipfel des Binnein Shuas



Blütenlese

Clachaig Gully ist nicht die Normalität schottischen Felskletterns. Sicher gibt es noch etliche weitere Touren diesen Schlages, aber als „Otto Normalkletterer" findet man in Schottland auch unzählige Routen, die unserem mitteleuropäischen Geschmack und Sicherheitsbedürfnis mehr entgegenkommen — zum Beispiel an Großbritanniens höchstem Berg.

Ben Nevis (1344 m)
Centurion
HVS (= Hard Very Severe, ca. V bis VI- UIAA), 7 Seillängen, 190 Klettermeter: „Absolutely Mega" hatten ein paar Kletterer ins Hüttenbuch der CIC-Hütte eingetragen um damit ihrer Begeisterung über diese Route den gebührenden Ausdruck zu verleihen. Recht hatten sie. Phantastische Verschneidungskletterei in eisenhartem Fels, garniert mit ein paar Überhängen, die an großen Bierhenkeln problemlos und luftig überwunden werden können. Sicherungen kein Problem. Mein schönster climb in Schottland.
Tower Ridge
D (= Difficult, kurze Stellen III, meist leichter), 820 Klettermeter: laut Kletterführer die längste Route Großbritanniens! Im Sommer und Winter häufig begangen. Kann der zahlreichen Steigeisenspuren wegen kaum verfehlt werden. Interessante Gratkletterei über einige Grattürme, endet nicht weit vom Gipfel des Ben Nevis (Biwakschachtel). Bei gutem Wetter ausgezeichnete Fernsicht. Für Mutige am besten solo, dann aber am Doughlas Boulder, dem ersten Gratturm, einige sehr ausgesetzte Stellen.
The Long Climb
S (= Severe, ca. IV-V UIAA), 12 Seillängen, 430 Klettermeter: laut Führer die einzige wirklich alpine Route Großbritanniens! Zustieg nur über ein steiles Schneefeld möglich. Markanter Schneefleck in Wandmitte. Mehrere



Die Route „Centurion" am Ben Nevis bietet steile Verschneidungskletterei in bombenfestem und griffigem Urgestein

schöne Plattenseillängen, oberste Seillängen leider oft feucht und moosig (vielleicht haben wir uns auch nur verstiegen). Endet direkt auf dem Gipel des Ben Nevis.

Binnein Shuas (500 m) im Central Highland
Ardverikie Wall
S, 6 Seillängen, 186 Klettermeter: hervorragende Plattenkletterei in ausgezeichnetem, steilem und fein strukturiertem Fels. Wird zu Recht als eine der schönsten Routen des Landes bezeichnet. Gute Reibung auch bei Regen — wir haben es ausprobiert!

Etive Slabs (300 m) im Glen Etive
The Pause
HVS, 7 Seillängen, 190 Klettermeter: sehr schöne Reibungskletterei a la Val di Mello oder Grimsel. Auch ohne Bohrhaken dank kleiner Rocks keine Sicherungsprobleme. Letzte Seillänge atypisch steile Verschneidungskletterei.

Das Wichtigste in Kürze

Kletterführer

Rock Climbing in Scotland von Kevin Howett, Auswahlführer mit vielen Fotos und Übersichtsskizzen, enthält die lohnendsten Klettergebiete Schottlands, Constable and Company Limited, 1990.

Karten

Am empfehlenswertesten ist die Kartenreihe Ordnance Survey Landranger Series 1:50.000; für Ben Nevis Nr. 41, für Glen Etive Nr. 50 und für Binnein Shuas Nr. 42.

Mücken

Tja, die „midges" können das Klettern zur Hölle werden lassen. Oben genannter Führer stuft daher jeden Felsen in einem speziellen „midge-rating system" aufgrund seiner Mückenexposition in eine der drei durch kleine Mückensymbole im Führer gekennzeichneten Kategorien ein:
Eine Mücke = „bearable",
zwei Mücken = „nasty",
drei Mücken = „excruciating".
Juli und August sind die schlimmsten Mückenmonate. Jedoch in höheren Lagen wie am Ben Nevis oder bei Wind auch dann keine Mückenprobleme.

Beste Reisezeit

Auch unter Würdigung der Mückenfrage: Mai und erste Junihälfte, September und Oktober.

Ausrüstung

Für Klettereien in Großbritannien empfiehlt sich grundsätzlich mindestens ein Satz Rocks und Friends sowie ein Doppelseil. Im Juli und August zusätzlich Moskitonetz.

Anreise

Wer aus Mitteleuropa mit dem Auto anreist, muß von Dover aus nahezu 1000 Kilometer quer durch Großbritannien zurücklegen, um die einzelnen Klettergebiete zu erreichen, daher am besten gleich streßfrei mit dem Flugzeug nach Glasgow (Linienflugpreis 1993 bei Lufthansa oder British Airways für Hin- und Rückflug ab Frankfurt ca. DM 540, oft günstigere Charterflüge) und von Glasgow Queen's Station mit dem Bummelzug vorbei an zahlreichen Bens (Berge), Glens (Täler) und Lochs (Seen oder Fjorde) ohne Umsteigen nach Fort William, dem schottischen Bergsportzentrum am Fuß des Ben Nevis (Fahrzeit 3$^1/_2$ Stunden, Rückfahrkarte 1993 für 26 £). In Fort William ausgezeichnete Infrastruktur (Restaurants, Supermärkte, Bergsportgeschäfte), gute überregionale Busverbindungen.

Unterkunft

Je nach Geldbeutel im Hotel, Bed & Breakfast oder auf einem der zahlreichen Campingplätze. Einige Pubs wie z.B. das King's House im Glencoe erlauben wildes Kampieren in der Nähe des Pubs. Für Unternehmungen am Ben Nevis ist die „CIC Hut", eine kleine Selbstversorgerhütte des SMC (Scottish Mountaineering Council), die ideale Unterkunft. Zustieg von Fort William in 2—3 Stunden. Bei schönem Wetter am Wochenende oft überfüllt.

Gegend!
Im Tal von
Glencoe bei
Fort William.



Exquisite
Reibungs-
kletterei.
Doug Reed in
der Route „The
Pause" an den
Etive Slabs im
Glen Etive.

Vom Denken zum Tun und zurück. Philosophische Blicke auf den Alpinismus

Fritz März
Karl Lukan
Ludger Lütkehaus
Dieter Seibert
Felix von Cube
Martin Sexl
Rudolf Weiss



«Die Kühnheit der Gesättigten»

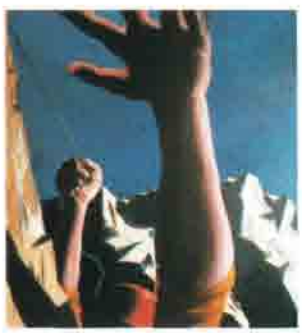
Die Bilder auf den Seiten 100 bis 109 stammen von dem in Linz und Wien lebenden Maler und Bildhauer Hans Heis, der sich in traditioneller Umkehrung der Namensfolge Heis Hans nennt. Seine Kunstaktion *Die Kühnheit der Gesättigten oder was treibt besonnene Menschen in die wilde Bergwelt* fand Ende August 1994 bei Gmunden in Oberösterreich statt. Die großformatigen (160x145 cm) Acrylbilder wurden im Freien am Aufstieg zum Traunstein und auf der Gmundner Seepromenade ausgestellt.

Wem gehört das Gebirg?

Der Konflikt zwischen Naturschutz und Bergsteigen

Fritz März

Wem das Gebirge gehört? Zumindest beim Matterhorn ist das seit kurzem höchstrichterlich festgestellt. Das Schweizerische Bundesgericht hat entschieden, daß das Eigentum am Matterhorn der politischen Gemeinde Zermatt zusteht. Diese stritt sich mit der Burgergemeinde darum. Die Burgergemeinde repräsentiert die alteingesessenen Geschlechter, die glaubten, sie hätten ein uraltes Recht an dem Berg. Das hohe, weise Gericht in Bern entschied jedoch, daß das Horn der politischen Gemeinde gehört. Bei den meisten Bergen der Alpen läßt sich diese Frage verhältnismäßig einfach klären. Um den Eigentümer festzustellen, schaut man in das Grundbuch.



Bekanntlich unterscheidet der Jurist zwischen Eigentum und Besitz. Etwas vereinfacht gesagt ist Eigentümer der, dem das Grundstück gehört, der im Grundbuch steht. Besitzer ist zum Beispiel der Pächter oder Mieter. Es gibt Länder, die kein Grundbuch kennen, dort ist die Frage etwas schwieriger zu beantworten.

Doch das braucht uns hier nicht zu kümmern, denn dies ist — Gottseidank — keine juristische Abhandlung. Wem das Gebirge gehöre, soll hier im übertragenen Sinn untersucht werden. Mehr in der Richtung, wer darf es nutzen, wer ist dort in irgendeiner Form daheim?

Seit eh und je wird das Gebirge genutzt von denen, die dort leben und darauf angewiesen sind, im Gebirge und vom Gebirge zu leben. Deshalb war das Gebirge auch nur so weit interessant, als es sich wirtschaftlich nutzen ließ, soweit man also das Vieh treiben konnte, Heu machen, Holz schlagen, Erz schürfen und was so die Dinge sind, von denen man lebt. Ob die Menschen, die im Gebirge lebten — und von ihm — dieses schön, erhaben, großartig fanden, wissen wir, von Ausnahmen abgesehen, nicht. Man stand dem Gebirge recht nüchtern, prosaisch gegenüber, so wie man eben seiner Arbeitswelt gegenübersteht. Viele Gipfel hatten keinen Namen, weil sie wirtschaftlich völlig uninteressant waren und nicht einmal als Zeitanzeiger („Zwölfer") taugten. Der Berg im Himalaya, an dem sich im November 1994 das Unglück mit den elf Toten ereignete, ging in die Alpingeschichte als Pisang Peak ein. Das ist ein Name, der dem Berg, wie so vielen anderen, erst der Tourismus gegeben hat. Bei den Einheimischen heißt er bis heute Jong Ri, Grasberg. Die Tatsache, daß er ein respektabler Eisgipfel ist, interessiert jene, die an seinem Fuße leben, nicht.

Die Menschen, die anfingen, das Gebirge zu bewundern und zu erforschen, kamen von außen. Es sind nicht nur die bekannten Beispiele, Dante und Petrarca, Albrecht von Haller, Josias Simler, Konrad Gesner — oder Leonardo da Vinci, Albrecht Dürer und Kaiser Maximilian. Doch hier geht es nicht um eine Kulturgeschichte der Alpenerforschung und Alpenbewunderung, auch nicht unbedingt um die Frage, ob dem das Gebirge „gehört", der ein Gedicht oder ein Buch darüber schreibt, der es malt oder auch erforscht. Festzustellen ist zunächst, daß das Gebirge denen gehört, die in ihm und von ihm leben.

Zunächst sei eine Spezies erwähnt, die größtenteils nicht im Gebirge lebte und lebt, aber trotzdem recht nachdrücklich Besitzansprüche geltend macht: die Jäger. Besser gesagt die Jagdherren, denn Berufsjäger und Wilderer waren und sind meist Einheimische. Und weil in dieser Abhandlung noch von Konflikten zu reden sein wird, gleich ein Beispiel. Während es zwischen Bauern, Holzern und Bergleuten auf der einen und Bergsteigern auf der anderen Seite kaum Reibungsflächen gab, ist das zwischen Jägern und Bergsteigern anders.

Damit sind wir bei jener Nutzung des Gebirges, die uns hier im wesentlichen beschäftigt: das Bergsteigen. Diese ist verhältnismäßig jung, kaum 200 Jahre alt. Der damit eng verbundene Skilauf ist noch jünger. Trotzdem fühlen sich die Bergsteiger im Gebirge heimisch — daheim. Sie sprechen von *ihrer* Bergheimat. Das ist meist ein Gebirge, das ihnen besonders ans Herz gewachsen ist, wo sie viele Touren gemacht haben, wo vielleicht ihre Alpenvereinssektion Hütten und Wege hat. Die Alpen sind fein säuber-

lich aufgeteilt in sogenannte Arbeitsgebiete der verschiedenen Alpenvereine und Alpenclubs. Wer da seine Heimat, wenn auch nur Bergheimat, also Ferien-, Freizeitheimat besitzt, hat das Gefühl der Zugehörigkeit, dem gehört im übertragenen Sinn das Gebirg.

Der Begriff Heimat spielt in der Ideologie des Alpenvereins seine Rolle. „Zweck des Vereins ist, das Bergsteigen und Wandern in den Alpen [...] zu fördern [...] und dadurch die Liebe zur Heimat zu pflegen und stärken", heißt es im § 2 seiner Satzung.

Damit sind wir auf unsicherem Terrain gelandet, was Bergsteiger allerdings nicht schrecken sollte. „Heimat" sei ein obskures Objekt und als solches fortlaufender Definitionsbegierde unterworfen, meint der Journalist Andreas Breitenstein. Heinrich Böll erblickt in ihr „die Erinnerung an die Kindheit", Max Frisch die „Szenerie gelebter Jahre", Martin Walser hat für Heimat den „schönsten Namen für Zurückgebliebenheit" erfunden, während sie für Günter Grass bissig „Markenartikel der Demagogen" ist. Dem liegt der österreichische Philosoph Rudolf Burger ziemlich nahe mit seinem Verdikt der Heimat als „Regressionsparole alter und armer Leute", während der Psychoanalytiker Wolfgang Schmidbauer sie als „Ort der seelischen, körperlichen und geistigen Reproduktion" sieht.

Nun war der Begriff „Heimat" in früheren Zeiten ein klar umrissener juristischer Begriff. Wer Haus und Hof besaß, Steuern und Abgaben zinste, und, wenn er auf die Gant kam, von der Heimatgemeinde das Armenrecht hatte, der hatte dort seine Heimat. In der Schweiz ist das heute noch die Burgergemeinde. In der ist man geboren und hat Heimatrecht, auch wenn man sein Leben lang im Ausland verbracht haben sollte.



Diesen juristisch geprägten Heimatbegriff hatten unsere Alpenvereinsvorväter sicher nicht im Sinn, als sie die Liebe zur Heimat in die Satzung schrieben. Schon eher den Heimatbegriff, der sich in der Spätromantik vor dem Hintergrund der Industrialisierung und der damit verbundenen Verstädterung entwickelte. Die Dorf-, Bauern- und Bergidylle wurde zum Sinnbild der heilen Welt erhoben, „Heimat" wurde zur Sehnsuchtslandschaft. Daß damit dem Blut-und-Boden-Mythos des Nationalsozialismus eine offene Flanke geboten wurde, war unausweichlich. In unserer Zeit hat der Heimatbegriff insofern eine Neubelebung erfahren, als er zum Widerstandselement gegen die Zerstörung alter, langsam gewachsener Kulturräume durch technische Großprojekte wie Staudämme, Autobahnen oder Atomkraftwerke benutzt wurde.

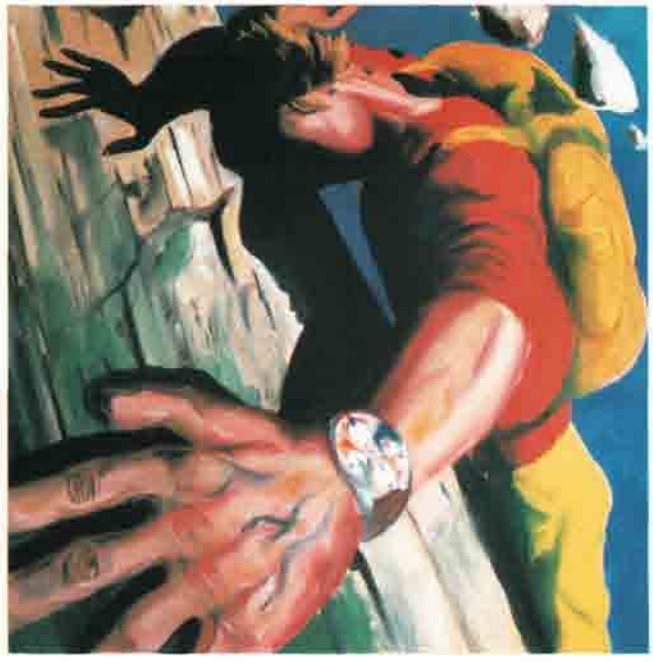
Heimat kann auch das rußige, verkommene Industrieviertel sein, in dem man aufgewachsen ist, nicht nur die Bergidylle. Welche Art von Heimat unsere Satzungsväter im Sinn hatten, liegt im Dunkel der Geschichte — und die späteren Alpenvereinsfuhrleute taten gut daran, an der satzungsgemäßen Heimatliebe (wenn ihnen der Begriff überhaupt aufgestoßen ist) nicht zu rühren. Man hätte damit angesichts der traditionellen Diskutierfreudigkeit der Hauptversammlungen eine endlose Debatte heraufbeschworen, die dem Bergsteigen und dem Bergsteiger nichts genutzt hätte. Jedenfalls hilft der Heimatbegriff in der Satzung des Alpenvereins in der Frage, wem denn nun das Gebirge gehöre, nicht weiter.

Aber — braucht man diese geistigen Felgaufschwünge überhaupt?

Gehört das Gebirge nicht dem, der es mehr oder weniger nachhaltig nutzt? Abseits aller Rechtstitel, wie wir schon sagten. Dann gehört es — auch — den Bergsteigern. Denn sie nützen es, und zwar recht intensiv. Mit Füßen und Händen und manchmal auch anderen Körperteilen. Mit Kopf, Herz, mit Gemüt, Geist und oft auch mit Verstand. Ob mit Vernunft, wage ich nicht zu behaupten, denn ob es in den Augen eines Nichtbergsteigers vernünftig ist, eine hohe, steile und zudem noch gefährliche Wand hinaufzuklettern, während von der anderen Seite ein mehr oder weniger bequemer Weg hinaufführt, möchte ich dahingestellt sein lassen. Doch auch andere Sportsleute haben Schwierigkeiten, Nichtsportlern ihren Sport zu erklären.

Also: den Bergsteigern gehört das Gebirg. Nicht allein natürlich, aber es gehört ihnen *auch* — im übertragenen Sinne gemeint. Und niemand macht es ihnen streitig? Schön wär's. Da gibt es eine ganze Menge von Menschen und mehr oder weniger menschlichen Gebilden, Organisationen, Vereinen, Autoritäten undsoweiter, die hier anderer Meinung sind. Weniger solche, die immer im Gebirge lebten, von ihm lebten, es wirtschaftlich nutzen mußten. Denn die wußten bald auch die Bergsteiger,

Vorreiter des allgemeinen Tourismus, zu nutzen. Aber dann zum Beispiel die Jäger. Man darf nicht vergessen, die Jagd war, soweit es nicht frühe demokratische Strukturen gab wie in Graubünden, ein herrschaftliches Privileg. Noch bis Ende des Ersten Weltkriegs war das gesamte Blühnbachtal im Salzburgischen wegen der k.u.k. Hofjagd rigoros gesperrt, und der Thronfolger Franz Ferdinand wachte gestreng über sein Jagdrecht. Die bayerischen Könige waren da liberaler. Der Prinzregent gestattete sogar den Bau einer Alpenvereinshütte in seinem Hofjagdrevier, das heutige Prinz-Luitpold-Haus im Allgäu.
Später aber kam der Herr Reichsjägermeister, der uns die Wildschutzgebiete bescherte. Dieser Konflikt setzt sich bis heute fort. Man denke nur an die jüngste Sperrung im Ifengebiet im Kleinen Walsertal für Skifahrer und Kletterer zugunsten der Jagd. Auch wenn wir so etwas nicht hinnehmen können, sollten wir doch versuchen, die Beweggründe der Jäger zu verstehen. Jahrhunderte, ja Jahrtausende gehörten ihnen weite Teile der Berge allein. Strittig gemacht wurden sie ihnen höchstens von Wilderern, die wohl auch der Meinung waren und vielleicht noch sind, daß ihnen die Berge gehören. Und jetzt kommen die Touristen daher! Und immer mehr und noch mehr!
Der Konflikt zwischen Jagd und Bergsteigen ist beileibe nicht das einzige Problem. Weltweit existiert eine ganze Reihe von Einschränkungen, Verboten und sonstigen Behinderungen des freien Bergsteigens, die wir uns der Reihe nach ansehen wollen.
Da gibt es Zutrittsverbote für heilige Berge. Berge spielen in vielen Religionen eine besondere Rolle, sind in verschiedener Weise heilig. Ich denke da nicht an mehr oder weniger salbungsvolle Bibelzitate, die manchmal Verwendung finden, wenn ein Bergsteiger begraben wird. Aber ein wesentliches Zeichen der Heiligkeit von Bergen sind die zahlreichen Wallfahrten, Prozessionen und Bittgänge zu heiligen Bergen. Das sind nicht nur Wallfahrten in Europa, etwa auf den Rocciamelone, mit 3538 m die höchste Wallfahrt Europas, sondern in aller Welt. Man denke an die Kora, die Umrundung des Kailash, der gleich Anhängern von vier Religionen heilig ist, nämlich Hindus, Buddhisten, Jains und Böns. Oder der Fujisan (auch Fujiyama) in Japan, der jährlich von Abertausenden bestiegen wird, auch wenn der religiöse Anlaß weitgehend in den Hintergrund getreten ist. Die südamerikanischen Indianer sprechen ehrfurchtsvoll von den „Herren Bergen" und wallfahrten zu 6000 m hohen Gipfeln. Unsere Gipfelkreuze sind, auch wenn wir das vergessen haben sollten, Zeichen solcher Verehrung, und gehen wohl auf vorchristliche Glaubensäußerungen zurück.
Man müßte tief in Theologie, Volkskunde, Volksfrömmigkeit, vergleichende Religionswissenschaft eindringen, wollte man der Sache auf den Grund gehen. Für uns ist hier eigentlich nur wesentlich, daß es heilige Berge gibt, die man ersteigen darf, sogar ersteigen soll und solche, deren Ersteigung verboten ist. Zu den letzteren gehört der eben genannte Kailash, der Machapuchare im Annapurnagebiet und neuerdings alle über 6000 m hohen Berge in Bhutan. Diese Besteigungsverbote aus religiösen Gründen sollen von den Bergsteigern unbedingt beachtet werden, und das geschieht auch. So betraten die Erstersteiger des Machapuchare — wie vorher mit weltlichen und geistlichen Autoritäten vereinbart wurde — den eigentlichen Gipfel nicht, sondern blieben einige Meter unterhalb. Reinhold Messner nutzte die ihm von der chinesischen Regierung erteilte Erlaubnis, den Kailash zu ersteigen, nicht und schonte so die religiösen Gefühle der Tibeter.
Auch aus politischen Gründen wird das Bergsteigen eingeschränkt. Treten in einer Gebirgsgegend Spannungen auf oder besteht nur die Möglichkeit dazu — schwups, ist meist die ganze Gegend für Bergsteiger tabu. Die Liste der Länder, in denen man aus diesen Gründen nicht bergsteigen kann, ist ziemlich lang, und sie wird immer länger. Da fatalerweise der Krieg immer noch als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln betrachtet wird, ist es leider so, daß friedliche Bergsteiger durch kriegerische Ereignisse aus dem Land ihrer Träume ausgesperrt werden.
So wird niemand derzeit große Lust verspüren, zum Bergsteigen nach Kaschmir zu gehen, wo zwar kein erklärter Krieg zwischen Pakistan und Indien herrscht, aber doch ziemlich viel geschossen wird. Und auch in Gegenden, wo überhaupt kein Schuß gefallen ist, wie im Durmitorgebirge in Montenegro, fährt derzeit kein Mensch, weil die Reiseumstände allzu ungemütlich sind. Der Ter-

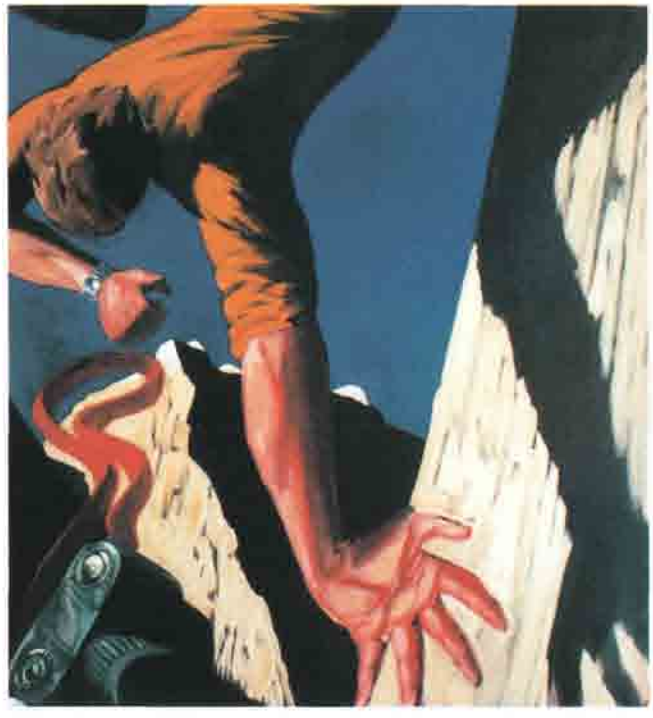


rorismus des Sendero luminoso in Peru hat das Bergsteigen fast zum Erliegen gebracht, obwohl die für Bergsteiger interessanten Gebirge weitab von den Terroristenzentren lagen.
Mitunter führt politisches Tauwetter dann doch dazu, daß auch Bergsteiger wieder ihrem harmlosen, manchem Bürokraten trotzdem verdächtigen Tun nachgehen können, wie etwa in Mustang, diesem zu Nepal gehörenden, teilautonomen kleinen Königreich, das geographisch und kulturell schon zu Tibet gehört, während auf der Ostseite des Kanchenjunga, in Sikkim, immer noch eine militärische Sperrzone verhindert, daß Touristen zum Zemugletscher vordringen können. Die Militärbürokratie ist halt noch dickfelliger als die zivile.
Bleiben wir ein wenig bei der Bürokratie. Sie beschäftigt sich in manchen Ländern nur zu gern mit den Alpinisten. In den kommunistischen Ländern war das Bergsteigen streng reglementiert. Man gehörte je nach Können in eine bestimmte Kategorie, und dementsprechend durfte man bestimmte Routen begehen, von denen man nicht abweichen durfte. Einfach weil man Lust und Laune bekam, auf den X-Kogel zu gehen, während man den Y-



Kogel beantragt hatte, war nicht drin. Umgekehrt hat die jetzige Freiheit in diesen Ländern manchmal zu etwas chaotischen Zuständen geführt. So versucht die Mafia von den Bergsteigern zwar nicht direkt, aber indirekt durch Schutzgelder für Wirte und Liftbetreiber abzukassieren. Leider trifft das nicht nur für Länder im Osten, sondern auch für einige andere zu.
Auch anderswo entwickelt die Bürokratie ihre segensreiche Wirkung. Man benötigt dort etwa eine Gipfelgenehmigung, ein Trekkingpermit. Womit wir beim leidigen Thema der Gipfelgebühren wären. Dem Bergsteiger aus Europa, dem Ursprungsland des Bergsteigens, ist diese Vorstellung doch ziemlich fremd. Bei uns hieße das: tausend Schilling für den Großglockner, hundert Franken für das Matterhorn, eine halbe Million Lire oder 500 Franc für den Montblanc. Der Bürgermeister, Gemeindepräsident, Sindaco oder Maire, dem solches einfiele, würde sofort am Pranger stehen. Doch möchte ich nicht die Hand dafür ins Feuer legen, was passiert wäre, wenn das Schweizer Bundesgericht das Eigentum am Matterhorn der Burgergemeinde zugesprochen hätte. Was nicht ist, das kann noch werden.
Im Himalaya hat man sich widerwillig und zähneknirschend daran gewöhnt, zu bezahlen. Nur wenn es zu viel wird, gibt es einen Aufschrei, ehe man dann doch zahlt. Der Gipfel ist natürlich der Mount Everest. 50.000 Dollar, in Worten fünfzigtausend, sind dort für eine Expedition bis zu sieben Teilnehmern zu berappen. Für jeden weiteren werden dann 10.000 fällig. Ziel solchen Abkassierens ist vordergründig, den Zugang zum höchsten Berg der Welt zu drosseln, um ihn zu schonen, zu verhindern, daß die „höchste Müllkippe der Welt" noch größer wird. Doch scheint das Abkassieren nicht ganz der richtige Weg zu sein, ebenso wie der gut gemeinte Vorschlag des Erstersteigers Sir Edmund Hillary, den ganzen Berg einfach einige Jahre zu sperren. Einmal ist die Müllkippe durch sogenannte Reinigungsexpeditionen schon erheblich reduziert worden, von Burschen, die den Idealismus aufbringen, den Dreck anderer Leute aufzuräumen. 1994 wurden Hunderte von Sauerstoffflaschen vom Südsattel zu Tale gebracht und ordnungsgemäß entsorgt, wie jetzt auch im Basislager meist geordnete Verhältnisse herrschen.
Zurück zum Geld. Indien, das seine Gebühren 1994 pauschal um 25 % erhöht hat, verlangt für 6000er 1125—1600 US $, für 7000er 2250—2815 US $ und für Berge in *restricted areas* bare 3750 US $. Damit ist auch die Frage beantwortet, was *restricted area* in diesem Falle heißt: Zahlen!
Derart hohe Gebühren wirken sich hemmend auf die bergsportliche Entwicklung aus. Nicht immer die besten machen sich auf, sondern die, die es sich leisten können. Und die zahlen auch noch einen ganzen Apparat, der ihnen den Gipfelsieg möglichst garantiert. Das führt zu einer Fehlentwicklung.
Die Chinesen hatten sich den Ruf eingehandelt, Weltmeister im Kassieren zu sein, doch beginnt hier das marktwirtschaftliche Prinzip von Angebot und Nachfrage langsam seine heilsame Wirkung zu entfalten. Es ist nicht so, daß nur Expeditionen zu hohen Bergen geschröpft werden, auch die Expedition des kleinen Mannes und der

kleinen Frau ist eine recht ergiebige Geldquelle. Das beginnt mit happigen Gebühren für das Visum, dazu kommt das Trekkingpermit, soll ein Gipfel dabei sein, wird die Gipfelgebühr fällig, dazu kommt die Nationalparkgebühr, je nach Route auch mehrere davon, die Trägerversicherung ist sicher eine gute Sache, will man ins Wasser, kommt das Raftingpermit dazu und dann gibt's noch jede Menge Sondergebühren. Nach Mustang sind 700 $ für zehn Tage fällig. Will man aber die Hauptstadt Lo Mantang ein wenig weiter nach Norden verlassen, sind weitere 210 $ für drei Tage fällig.
Der Verbindungsoffizier — ein besonderes Kapitel — will ebenfalls bezahlt sein. Eintrittsgelder werden verlangt; beispielsweise dann, wenn man die Stadt Baktapur besichtigen will, die mit deutschen Steuergeldern renoviert worden ist. Im Everestgebiet sind hundert Mark fällig, will man seine Videokamera benützen — ein Wirrwarr von Gebühren und Vorschriften, von Papierkrieg im Sechsten Grad. Eine Schar von Beamten lebt davon, die, wenn irgend möglich, auch persönlich die Hand aufhalten.
Sicher soll der Bergsteiger Geld ins Land bringen, und er tut es auch und soll dabei nicht geizig sein. Der Kurat Franz Senn half aus wohlüberlegten Gründen 1869 den Deutschen Alpenverein zu gründen, um seinen bitterarmen Bergbauern zu helfen. Immer sind die Bergsteiger in allen Gebirgen der Welt die ersten Touristen, die Geld ins Land bringen. Aber so direkt abkassieren? Man würde vielleicht etwas freudiger bezahlen, wüßte man, daß das wirklich den Leuten zugute kommt, die da droben ihr Leben hart genug fristen. Doch das meiste landet in Taschen, die auch in den ärmsten Ländern sowieso gut gefüllt sind.
Recht hart prallten im Frühjahr 1995 bei einem UIAA-Meeting die Meinungen aufeinander, als in einem Vorschlag für die neue Satzung das Recht auf freies Bergsteigen, das die UIAA vertritt, verankert werden sollte. Vertreter der Himalayastaaten widersprachen heftig, nach dem Motto, da könne ja jeder daherkommen.
Kein Wunder, daß man anderorts, zum Beispiel in Peru, laut darüber nachdenkt, ob man die Bergsteiger nicht ähnlich zur Kasse bitten könnte. Der internationale Aufschrei war in diesem Fall so gewaltig, daß der Gedanke im Keim erstickt war. In Chile will man in den Torres del Paine neuerdings kassieren. Im freiesten Land der Welt, den Vereinigten Staaten, gibt es ein Hemmnis besonderer Art. Dort braucht jeder Betreuer einer Sportmannschaft, ob Trainer, Masseur oder Arzt, eine Arbeitserlaubnis. Dies stellt normalerweise kein Problem dar. Doch Bergführer kommen auch damit nicht weit, weil in den Nationalparks, in denen die meisten interessanten Berge liegen, nur einheimische Führer ihren Beruf ausüben dürfen. Ein Bergführer aus Europa, der seine Gäste aus Europa etwa auf den Mount McKinley führen will, riskiert, in Eisen gelegt und ins Gefängnis geworfen zu werden.
Gottseidank kann die große Zahl der Gebirge immer noch ohne solche Einschränkungen besucht werden. Und bei den anderen übersteigt der Wunsch und Wille bergzusteigen immer noch die Hemmnisse von Kommerz und Bürokratie.
Doch gibt es da, vor allem in Deutschland, neuerdings eine Art der Beschränkung dieser Freiheit, die uns höchst bedenklich erscheint: der Naturschutz. Das wird manchen aufhorchen lassen, steckt doch in den meisten Bergsteigern mehr oder weniger ein Naturschützer. Und doch ist es so, daß aus dieser Ecke Gefahr droht. Wir erleben dies am deutlichsten in den deutschen Klettergebieten außerhalb der Alpen. Lange Zeit wurden diese von vielen Bergsteigern nicht als richtiges Gebirge erkannt und anerkannt. Zum Bergsteigen gehören die Alpen und andere „richtige" Gebirge! Alles sonstige sind Trainingsmöglichkeiten. Diejenigen, die dort wohnten, wußten das besser. Schon um die Jahrhundertwende waren viele dieser Klettergebiete begehrte Ziele. Sie haben Tradition. Battert, Frankenjura und Elbsandsteingebirge sind Namen, die in der Geschichte des Bergsteigens beinahe ehrfürchtig genannt werden; Persönlichkeiten wie Walter Stösser, Fritz Wiessner oder Ossi Bühler sind



eng mit ihnen verbunden. In unseren Tagen hat ein gewaltiger Ansturm auf diese Berge eingesetzt. Bergsteiger aus alpennahen Städten, für die das Gebirge, etwa wie für die Münchner, selbstverständlich im Süden lag, fahren nun ebenso selbstverständlich zum Klettern nach Norden. Mag Österreich an Alpenbergen reich sein im Ver-

gleich zu dem in diesem Fall armen Deutschland, so finden sich in den klassischen Klettergebieten Deutschlands österreichische Bergsteiger genauso wie Schweizer, Franzosen, Amerikaner und Australier.
Verständlich, daß der Zulauf Probleme mit sich brachte. Trampelpfade entstanden, Wiesen wurden zugeparkt, Felsköpfe zertrampelt und Fäkalien versauten die Landschaft. Großes Wehgeschrei erhob sich. Der Alpenverein



reagierte für den Koloß, der er ist, eigentlich ziemlich rasch und gut, mit ihm auch andere wie etwa die eigens zu diesem Zweck gegründete IG Klettern. So wurde der Andrang kanalisiert, Umlenkhaken vermeiden das Betreten der Gipfel, Parkprobleme wurden geregelt, Zugangswege und -steige geschaffen — und was es sonst noch alles zu regeln galt und was eben möglich war.
An Beispielen fehlte es nicht. So war es im Battert seit eh und je Brauch, zum Zustieg ausschließlich die schon früh angelegten Steige zu benutzen und Gebiete, die für das Klettern gesperrt sind, eben nicht zu betreten. Es blieben für die Kletterer genug interessante Felspartien erhalten. Nisten dort Vögel, so werden deren Nistplätze selbstverständlich respektiert.
In der Sächsischen Schweiz hat die lange Tradition der Kletterethik für geordnete Verhältnisse gesorgt. Natürlich hinterläßt der Mensch, vor allem wenn er in Massen auftritt, seine Spuren, und schwarze Schafe wird es immer geben. Doch im großen und ganzen sind die Verhältnisse so, daß man nicht von Naturzerstörung reden kann — so man guten Willens ist! Der aber ist nicht vorhanden. Die Kletterverbote nehmen überhand. Man braucht nur die Liste der Kletterverbote in Deutschland zu lesen. In Heft 2/95 der *Mitteilungen* nehmen sie nicht weniger als zwei Druckseiten ein. Sicherlich sind viele Kletterbeschränkungen verständlich und werden von den Bergsteigern auch voll akzeptiert, ja sogar unterstützt. Nicht zu wenige sind jedoch unverständlich und werden zu Recht als Eingriff in die Freiheit des Bergsteigens betrachtet. Einzelheiten wurden in der Bergsteigerliteratur bereits genügend genannt, so daß hier nicht darauf eingegangen zu werden braucht.
Die Gefahr ist nicht von der Hand zu weisen, daß sich diese Entwicklung fortsetzt, und zwar nicht nur in Klettergebieten außerhalb der Alpen, sondern auch in den Alpen und anderen Gebirgen. Fortlaufend kann man da Horrornachrichten hören, wie der Tourismus die Alpen zerstört. „Bergsteiger trampeln die Alpen vom Großglockner bis zum Montblanc nieder", lautete tatsächlich eine Schlagzeile, die nun allenthalben absichtlich oder gedankenlos nachgeplappert wird, oft genug auch von Leuten, von denen man eigentlich bessere Einsicht erwarten sollte.
Wer sind nun die Leute, denen wir diese Einschränkungen „verdanken", was bewegt sie? Es sind, wie gesagt, Naturschützer, aktiv in verschiedenen Organisationen, oft in führenden Positionen und leider Fundamentalisten, stur, einseitig, kompromißlos. Sie haben ein sehr einfaches Denkschema: Der Mensch braucht die Natur — die Natur braucht den Menschen nicht. Hier wird schlicht und einfach die Tatsache ignoriert, daß der Mensch Teil dieser Natur ist, daß der Entwicklungsprozeß der Natur erst den Menschen hervorbrachte. Denkt man dieses Schema zu Ende, wäre die Abschaffung des Menschen der beste Naturschutz.
Nun hat die Naturschutzbewegung, auch die gemäßigte, nicht von Fundamentalisten betriebene, eine Zielrichtung, die, wenn sie konsequent weiterverfolgt wird, zu einem für die Nutzer der Natur, etwa die Bergsteiger, fatalen Ergebnis führt. Es wird versucht, den jetzigen Zustand der Natur zu konservieren. Dieses Status-quo-Denken wird der Natur aber nicht gerecht. Man kann nicht etwas, das laufender Veränderung unterworfen ist, fixieren, gewissermaßen anhalten. *Die Schöpfung bewahren!* heißt das Schlagwort. Man muß aber von dieser Schöpfung lernen. Da wird man schnell feststellen, daß diese Schöpfung kein festumrissener, statischer Zustand ist, den allenfalls menschliche Rücksichtslosigkeit bedroht, sondern ein seit Jahrmillionen laufender Entwicklungsprozeß. Diese Entwicklung brachte unter anderem den Menschen hervor, ohne dadurch zu einem Höhepunkt oder zu einem Ende zu gelangen, wie der Biologe Hubert Markl richtig meint. Und er fährt fort, daß die lebendige Natur nur deshalb fortbestand, weil nichts in ihr still stand und sie nichts bewahrte, außer ihrem Vermögen, sich durch Veränderungen ständig weiter zu entwickeln.

Daß wir Bergsteiger selbst in diesem Status-quo-Denken verhaftet sind, zeigt die Satzung des Alpenvereins, wo es in § 2 heißt „... die Schönheit und Ursprünglichkeit der Natur zu bewahren". Welche Ursprünglichkeit? Etwa die aus der Zeit der Gründung des Alpenvereins, Ende der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts? Oder die aus jenen Jahren, als unsere Vorväter im Alpenverein die Bestimmung in die Satzung aufnahmen? Das waren die 20er Jahre unseres Jahrhunderts. In dieser Zeit war die Ödlandfrage der bewegende Gedanke des gerade aufkeimenden Naturschutzes. *Ödland*, das war die Gegend, in der sich Bergsteiger meist herumtrieben. Jedem Biologen wird es bei dem Begriff den Magen undrehen, denn für ihn gibt es so etwas richtigerweise gar nicht. Nichts ist öd auf dieser Welt. Hinzukommt, daß der größte Teil der Alpen aus Kulturland besteht, das weitgehend vom Menschen geprägt wurde.

Um das Problem zu verdeutlichen, möchte ich einige Beispiele aus einem Bereich bringen, in dem das Beharrungsdenken womöglich noch stärker ausgeprägt ist, dem Denkmalschutz. Was für ein Aufschrei würde sich erheben, wenn der heutige Abt des Klosters Ottobeuren im bayrisch-schwäbischen Alpenvorland, Seine Gnaden Abt Vitalis II. Altthaler auf die gleiche Idee käme wie sein klösterlicher Vorfahre Rupert II. Neß. Der ließ nämlich zu Beginn des 18. Jahrhunderts die altehrwürdige romanische Basilika einfach abreißen, um den barocken Prachtbau hinzusetzen, den wir heute bewundern und mit viel Geld erhalten. Also einfach abreißen und von einem Stararchitekten unserer Zeit einen modernen Neubau hinsetzen? Oder wenn Herr Wendelin Weingartner, der Landeshauptmann von Tirol, dem Beispiel seiner politischen Vorgänger, der Landesfürsten von Tirol, folgen und dem Stift Stams einen modernen Neubau anfügen würde, womöglich unter Abriß eines Teiles der jetzigen Anlage? Ein Sturm der Entrüstung würde sich erheben, den die Verursacher kaum unbeschadet überstehen würden. Wir wollen von der Tatsache absehen, daß unsere Zeit kaum fähig wäre, Adäquates an die Stelle des alten zu setzen. Das sollte nicht zu einem Anfall von Kulturpessimismus verführen. Wir leben nun einmal in einem technisch-wissenschaftlich geprägten Zeitalter, dessen Leistungen sich durchaus neben den künstlerischen und religiös geprägten vergangener Epochen sehen lassen können.

Nun läßt sich die einem ständig fortschreitenden Veränderungsprozeß unterworfene Natur nicht so einfach bewahren wie ein Kunstwerk vergangener Zeiten, zu dessen Konservierung wir ja erst die technisch-wissenschaftlichen Mittel liefern. Vor allem dann, wenn der Konservierungsgedanke so einseitig betrieben wird, wie es Fundamentalisten tun und diese Wirkung noch verstärkt wird, wenn auch vielfach unbewußt, von der Menge derer, die für den Umweltschutz aufgeschlossen sind, wenn Umweltschutz oberflächlich betrieben, der Weg nicht zu Ende gedacht wird. Die Menge läßt sich heute für Umweltschutz, für Naturschutz (was für mich das gleiche ist, da die Umwelt die Natur ist mit allem Drum und Dran) oberflächlich begeistern. Würde man heute bei Alpenvereinsmitgliedern eine Umfrage machen, ob der Alpenverein noch mehr für den Naturschutz tun soll, käme sicher eine satte Mehrheit zustande. Würde man aber fragen, was denn konkret zu tun sei, wäre die Zustimmung schon spärlicher. Und würde man dann



verlangen, selbst Einschränkungen hinzunehmen, etwa beim Autofahren oder sonstigen materiellen Dingen bis hin zum Geld, stieße man eher auf verlegenes Schweigen. Auf diesem langen Weg, der nun also bei der falschen Beschränkung des Bergsteigens, beim Ausschluß des Menschen aus der Natur angekommen ist, haben wir durchaus einige Fehler mitbegangen. So zum Beispiel, wenn ein Jugendgremium des Alpenvereins vor Jahren gegen die Startbahn eines Flughafens protestierte, der fernab der Alpen liegt und von dem nebenbei gesagt eine Menge Bergsteiger zu den Bergen der Welt starten. So beispielsweise, wenn eine hochrangige Versammlung eines Alpenvereins beschließt, sich mit anderen Verbänden zu solidarisieren, wenn es um die Wasserkraftnutzung oder den Ausbau eines Flusses geht, der weder in den Alpen entspringt noch sie irgendwo berührt. So zum Beispiel, wenn ein anderes hochrangiges Entscheidungsgremium eines Alpenvereins die Sektionen auffordert, gegen eine Straßen- und Brückenführung zu sein, von der ein Mitglied dieses Gremiums weitab der Alpen betroffen ist. Oder wenn das Vorstandsmitglied eines Alpenvereins öffent-

lich gegen das Kuratorium „Sport und Natur" auftritt, das der Alpenverein gerade deshalb gegründet hat, um Bundesgenosssen zum Kampf um die Klettergebiete zu gewinnen.
Die Begründung, man müsse das tun, um die Naturschutzverbände zu besänftigen, ist falsch. Fundamentalisten lassen sich nicht besänftigen. Sie sind frustriert, weil sie in ihrem Kampf gegen Dinge, die aus ihrer Sicht böse sind, wie Straßen, Autobahnen, Kraftwerke und Skigebiete, keinen oder wenig Erfolg aufweisen. Da sind die Kletterer und Bergsteiger ein leichteres Opfer. Ein Klettergebiet gesperrt zu haben, bringt immerhin ein gewisses Erfolgserlebnis.
Hinzukommt, daß der fundamental eingestellte Naturschützer jemanden braucht, den er persönlich für die Schlechtigkeit der Welt verantwortlich machen kann. Da kommen ihm die Bergsteiger gerade recht. Ohne Mitwirkung von Behörden und Politikern sind Sperrungen von Klettergebieten nicht zu erreichen. Und die machen oft genug nur zu gerne mit. Auch sie wollen Erfolge vorweisen, wobei man sich manchmal wundern muß, wie wenig sie tatsächlich von der Natur, die sie schützen sollen, verstehen. Auf diese Weise war es möglich, den bösen Slogan vom „Kletterfreien Baden-Württemberg" weitgehend zu verwirklichen, trotz des heftigen Widerstandes des Alpenvereins. Der treffende Spruch des Stuttgarter Oberbürgermeisters Rommel, ein Mann, der klug in die Zukunft blickt, anläßlich der 125-Jahr-Feier des Deutschen Alpenvereins: „Wenn unbesucht die Alpenwelt — wozu hat Gott sie hingestellt?" hat sich bisher nicht bis zum badisch-württembergischen Umweltministerium durchgesprochen.
So werden denn die Bergsteiger aus dem ihnen gehörenden, in einem ideellen Sinn gehörenden, Land vertrieben. Wenn sich das vorläufig auch auf außeralpine Klettergebiete konzentriert, so ist zu befürchten, daß ähnliche Einschränkungen in den Alpen und anderen Gebirgen erwartet werden können. Das undifferenzierte Geschrei über die Schädlichkeit des Tourismus ist dafür nur der Vorbote.
Wie sieht nun solches Tun im Hinblick auf die künftige Entwicklung aus? Nicht nur die Entwicklung des Bergsteigens, sondern des Menschen allgemein? Der Mensch ist von seiner Stammesgeschichte, von seiner Jahrmillionen-Vergangenheit her auf Anstrengung programmiert, auf Laufen und Kämpfen, auf Gefahr und Abenteuer. Er ist einer ursprünglichen Umwelt angepaßt, einem harten und anstrengenden Leben als Jäger und Sammler. Der Urmensch mußte tagtäglich seine 20—30 km laufen, um seine Nahrung zu beschaffen, er mußte mit seiner Beute kämpfen und mit seinesgleichen. So Felix von Cube in seinem Referat bei der 125-Jahr-Feier des DAV. Bis in unsere Zeit hat sich dieser harte Lebenskampf fortgesetzt, nicht zuletzt in den Gebirgen. Im Alpinmuseum in Kempten gibt es eine Abteilung, die sich mit dem Broterwerb der Alpenbevölkerung befaßt, überschrieben mit „Lebensfristung", und in dieser Abteilung hängt ein großes Foto von einem pflügenden Bauern. Vorgespannt vor den Pflug sind zwei Frauen. Aufgenommen ist das Foto 1943 in Tirol. Oder: Im Sarcatal im Trentino gibt es einen waghalsigen Steig durch eine Felswand zu einem kleinen Wiesenplateau. Dort trug man früher das Wasser auf dem Buckel vom Fluß an die 200 Höhenmeter hinauf, um die mageren Wiesen zu bewässern!
Doch auch Augehörige von Berufen, die sich ihren Lebensunterhalt nicht mit der Hand verdienen mußten, waren zu großen körperlichen Leistungen genötigt. Man bedenke nur, welche Strecken Goethe zu Pferd oder zu Fuß zurücklegte. Ein anderes Beispiel: Simón Bolívar, der Befreier Südamerikas von der spanischen Herrschaft, war Politiker und Militär. Um sein Werk zu vollenden, mußte er mehr als 40.000 Kilometer, also einmal um den Erdball herum, im Sattel zurücklegen. Heute käme er damit in das Guinnessbuch der Rekorde.
Die Triebe und Instinkte, die der Mensch in Millionen von Jahren entwickelt hat und die er im technisch-wissenschaftlichen Zeitalter nicht mehr zum Broterwerb benötigt, können nicht in einer, zwei oder auch drei Generationen abgelegt werden, können nicht so schnell verschwinden. Von Cube meint sehr richtig, daß wir zwar mit Hilfe des Großhirns unsere Triebe etwas im Zaum halten, sie aber nicht wegerziehen können. Andererseits können wir unsere Trieblust mit aller Raffinesse hochschrauben. So kommen immer höhere mehr oder weniger sportliche Leistungen zustande. Die 42,195 km der Marathondistanz werden inzwischen tagtäglich von Hinz und Kunz gelaufen. Spektakulärer sind da schon 100-km-Läufe oder jene in den USA von der West- zur Ostküste; oder etwa die neue Disziplin des Hochhauslaufes, Bergsteigen im Treppenhaus, etwa zum Empire State Building. In diese Kategorie fallen auch bergsteigerische Leistungen wie die Ersteigung von Ortler-Nordwand und Große-Zinne-Nordwand an einem Tag — die Zwischenstrecke mit dem Mountain Bike! Daß sich die Leistungsgrenze längst in Bereiche hinausgeschoben hat, für die früher ein kategorisches Unmöglich galt, haben wir seit längerem akzeptiert.
Wir sind eben, um noch einmal von Cube zu zitieren, nicht auf Nichtstun programmiert, sondern auf Anstrengung, Kampf, Gefahr und Einsatz unserer Potentiale. Darum wandern immer mehr Menschen hinaus in die Berge, steigen in steile Wände, wollen sich plagen und schinden und finden ihr Glück dabei. Das ist die intensive Lust der Triebbefriedigung, einer angesichts der Entwicklung der Menschheit notwendigen Triebbefriedigung. Soweit die eine Seite. Die andere Seite ist die zunehmende Freizeit. Arbeiteten unsere Vorfahren noch von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, vielfach sogar noch länger, so hat die Industrialisierung die Freizeit immer mehr verlängert, so sehr, daß Bundeskanzler Kohl Deutschland

als kollektiven Freizeitpark bezeichnen konnte. Die von den Gewerkschaften so hart unkämpfte 35-Stunden-Woche ist kein Geschenk an die Menschheit. Und wenn Deutschlands oberster Gewerkschaftsboß davon spricht, daß im Jahre 2015 die wöchentliche Arbeitszeit nur noch 25 oder gar 20 Stunden betragen werde, dann ist das nicht nur abgrundtiefe Mißachtung des Wertes der Arbeit, für die sich ein Gewerkschafter zutiefst schämen sollte, sondern es würden auch ungeheure Probleme entstehen. Brigitte Scherer meint in ihrem Buch *Special: Tourismus* (erschienen bei Rowohlt), daß bis 2010 der Freizeitverkehr in Deutschland um 30—40% steigen wird. Ein Drittel der Bevölkerung sei ständig auf der Achse, vielfach auf Kurzurlaub oder Wochenendfahrten. Hoffentlich kann man das noch bezahlen?

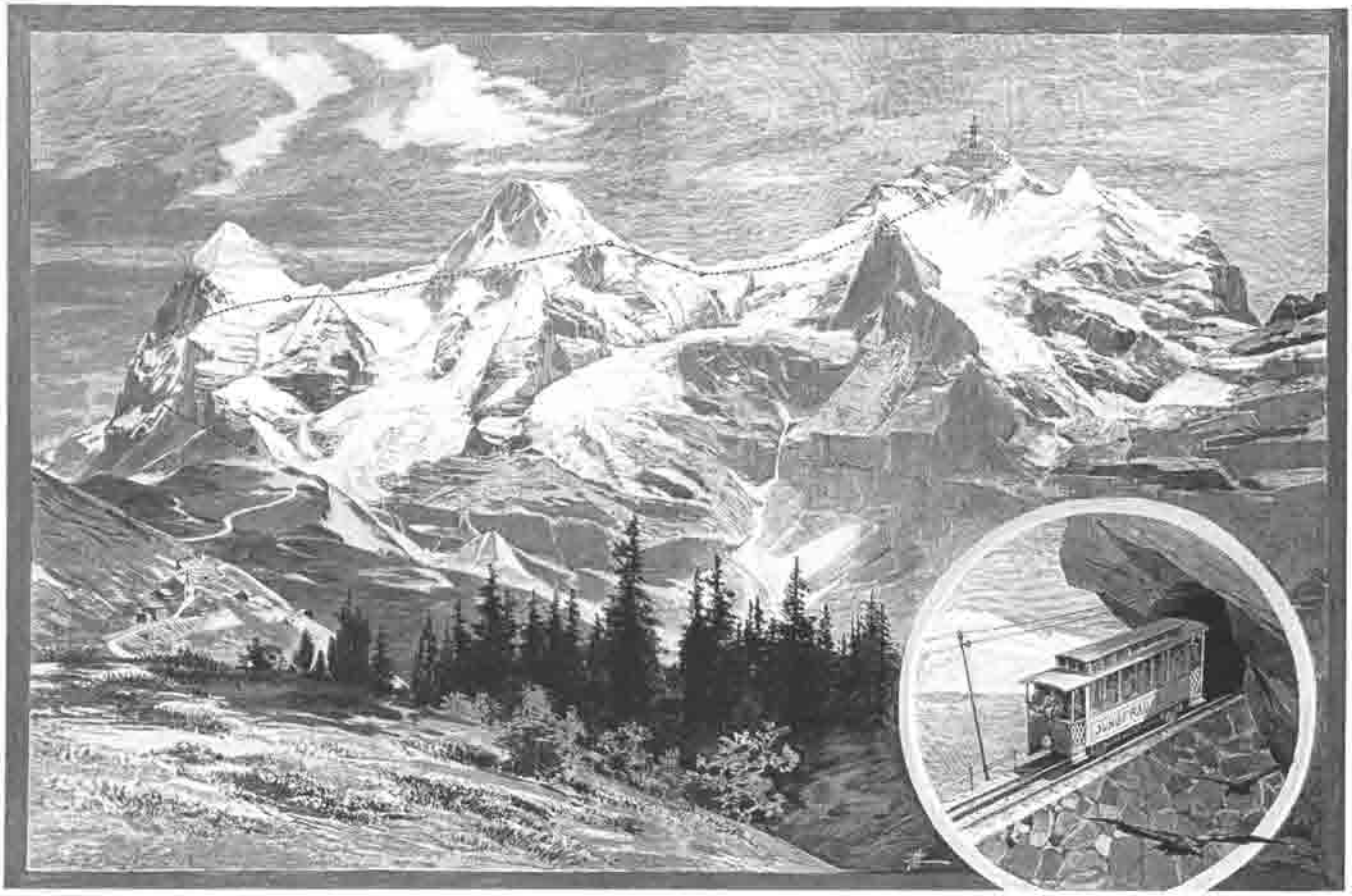
Der Freizeitforscher Opaschewski hat da seine Bedenken. Geldsorgen, meint er, würden dem Freizeitmenschen die Lust am Surfen, Snowboardfahren und Herumkutschieren im Geländewagen vertreiben. Der Durchschnittsbürger verbringe ohnehin seine freie Zeit nach wie vor am liebsten an der Theke. Bei der Jugend gebe es einen Konsumdreiklang: Shopping, Kino, Essengehen, möglichst alles zur gleichen Zeit. Man spricht bereits vom Freizeitstreß. Wenn in Zukunft das Geld noch reicht?

Angesichts dieser Situation kann es für die Zukunft gar keine andere Lösung geben als das Offenhalten oder die Wiedereröffnung der Natur für jene, die hier die Freizeit entsprechend ihrer menschlichen Veranlagung verbringen wollen, ja verbringen müssen. Etwaige Schutzzonen für Pflanzen und Tiere müssen sehr klein ausfallen, der größte Teil der Natur muß dem Menschen zur Verfügung stehen. Pietro Segantini, der verstorbene Präsident der UIAA, sagte kurz vor seinem Tod: „Der Genuß der Natur ist ein Grundrecht des Menschen."

Seit es den Menschen gibt, hat er sich mit der Natur auseinandergesetzt, hat das Aussterben von Tausenden von Arten verursacht. Das ist das Gesetz der Natur, daß der Stärkere überlebt. Diese Entwicklung wird sich zwangsläufig fortsetzen. Man wird in Kauf nehmen müssen, daß zugunsten der Freizeit des Menschen die eine oder andere Art verschwindet. Das mag brutal klingen, aber es ist nun einmal so. Natürlich darf das kein Freibrief sein, mit der Natur nach Belieben umzugehen. Wer die Natur kennt, der liebt sie, der weiß, wie man sich in ihr zu benehmen hat, und er wird Schäden an und in der Natur, soweit möglich, vermeiden. Der Appell des DAV zur Rettung der Klettergebiete spricht ausdrücklich auch vom Naturschutz. Wenn ihm der Präsident des Vogelschutzverbandes hierauf die Förderung ungezügelten Freizeitverhaltens vorwirft, so zeigt dies, daß er die Notwendigkeit der Entwicklung noch nicht erkannt hat.

Natürlich sind die Fußtritte oder auch Griffe einer großen Masse von Bergsteigern Eingriffe in die Natur, die bleibende Spuren hinterlassen. Diese Spuren kann und wird die Natur ertragen. Zudem kann man sie klein halten, wenn man sich richtig verhält. Es ist die große Zukunftsaufgabe der alpinen Vereine, überhaupt aller Freizeitvereine, dem Menschen beizubringen, wie er sich in der Natur zu benehmen hat. Das Motto des American Alpine Club „Take only photos, leave only footprints — mach nur Fotos, hinterlasse nur Fußspuren" ist der richtige Weg. Versperrt darf dem Menschen der Zugang zur Natur keinesfalls werden. Es gilt das Motto der UIAA „Freiheit für das Bergsteigen — mit Rücksicht auf die Natur".





Guyer-Zellers Projekt der Eisenbahn auf die Jungfrau im Berner Oberland (1893). „Nach authentischem Material gezeichnet." Alle Abbildungen zu diesem Beitrag stammen aus dem Archiv des Autors

Das Ende war immer schon nah

Kleine Plauderei über die Zukunft des Alpinismus

Karl Lukan

Der Schindeltalerkamin (IV) war einst eine der beliebtesten Klettereien am Peilstein bei Wien, eine von denen, wo an schönen Sonntagen Platzkarten am Einstieg notwendig gewesen wären. Dann, in den Sechzigerjahren, zwängte ich mich einmal durch den Kamin und hätte dabei außer zwei Händen zum Klettern noch eine dritte Hand zum Wegwischen der Spinnweben gebraucht ...
Lange, schon sehr lange war der Kamin nicht mehr begangen worden. Es war ein schöner Septembersonntag, aber außer uns zipfte nur noch eine andere Seilschaft in den Wänden herum. Die große Motorisierung hatte eingesetzt. Wer zog jetzt noch an einem Wochenende nur auf den Peilstein?
Ich war ein bisserl traurig. Große Berge, große Wände, große Ferne, große Ziele ... die große Zeit der kleinen Peilsteinwände war dahin. Wie ein abgelegtes Kinderspielzeug in einer Ecke kam er mir vor, der Peilstein. Und ich machte mir auch keine Illusionen: Nie wieder wird in seinen Felsen so begeistert geklettert werden. Aus! Basta!
Zehn Jahre später war alles wieder anders. Das Freiklettern war (nach dem Trittleiterhutschen) aufs Neue modern geworden. Der Weg als Ziel. Am Peilstein gab es wiederum Hochbetrieb, sogar an den kleinsten und mickrigsten Wandeln wurde geklettert (jetzt hieß es allerdings „bouldern").
Ich hatte mich also geirrt. Fast alle Bergsteiger haben sich geirrt, wenn sie sich um die Zukunft des Alpinismus ihre Gedanken gemacht haben ...

Der dreizehnte Grad

Gottfried Merzbachers Bericht über die Erstersteigung des Totenkirchls im Jahre 1881 ist in die Alpingeschichte schon längst als Kuriosum eingegangen: Er hatte damals gemeint, das Totenkirchl „auf dem einzig möglichen Weg" erstiegen zu haben, und das „nach einer der schwierigsten, anstrengendsten und gefährlichsten Klettereien, die überhaupt bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit geht". Zwanzig Jahre später nörgelte ein Totenkirchlersteiger bereits über die von den vielen Begehungen „fettig glänzenden Griffe".
„Unserer Ansicht nach wird das Problem einer Ersteigung der Südwände der Dachsteinspitzen ungelöst bleiben, ehe dieselben nicht bis zu ihrer Basis herab verwittert sind." — Das hat kein Schreibtisch-Theoretiker geschrieben, sondern einer der Bahnbrecher des führerlosen Bergsteigens, der Präsident des Österreichischen Alpenklubs, Carl Diener, nachdem er 1883 einen Versuch unternommen hatte, die Dachstein-Südwand zu durchsteigen. — Obwohl sechs Jahre später die Dachsteinwände noch immer unverwittert und ungebrochen hoch in den Himmel ragten, wurde ihre Mitterspitz-Südwand von Robert H. Schmitt und Fritz Drasch erstmals durchklettert.
Nichts erscheint mehr unmöglich. Und der Alpinhistoriker Josef Rabl fragt, ob die Bergsteiger ein so „gottloses Geschlecht geworden, daß sie sich nicht mehr imponieren lassen wollen?"
Theodor Wundt (1858—1929), General, Bergsteiger, Pionier des alpinen Skilaufs und der Bergfotografie, sah die Entwicklung des Alpinismus etwas anders, als er im Jahre 1917 feststellte: „Die Bergsteigerära, die mit der Erstürmung der großen Alpengipfel um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts endete, war eine jener großen Ausnahmegelegenheiten, die Heroen zeitigte. Was nachfolgte, ist Epigonentum ... In der Hauptsache aber ist das Bergsteigen eine Erholung geworden, die mit Heldentum nichts mehr zu tun hat. Daran ändern auch die extravagantesten Touren ebensowenig, wie der Zug in überseeische Länder, der wohl noch da und dort eine lokale geographische Bedeutung haben kann, in der Hauptsache aber ebenfalls abgeschlossen ist."
Auch Leo Maduschka (1932 in der Civettawand umgekommen, seinerzeit ein Idol aller jungen Bergsteiger) war in einer um 1930 verfaßten Betrachtung des Alpinismus nicht sehr zukunftsgläubig: „Die großen Probleme sind gelöst, selbst die meiste Kleinarbeit schon getan. Was es noch an wirklich hervorragenden Rätseln zu lösen gibt, ist eben entweder ganz oder sozusagen halb unmöglich. Und auch wenn deren Lösung nur noch die Frage einiger Jahre sein sollte, praktisch ist heute ein Abschluß da. Man weiß, daß dieser Abschluß schon öfters vorzeitig verkündet worden ist, heute ist er schon seit einigen Jahren

**Früherer sechster Grad.
Karl Lukan bei der Erstbegehung der
Festlbeilstein-Nordwand
(Hochschwab) im Jahre 1952**

Tatsache. Neues wird mit wenigen Ausnahmen kaum mehr kommen. Technik in Fels und Eis sind schon seit einigen Jahren zu einer Entwicklung herausgebildet, die mit den heutigen Mitteln nicht mehr zu überbieten ist."
Kleine Randbemerkung zu der „nicht mehr zu überbietenden" Technik in Fels und Eis: Als Maduschka das geschrieben hatte, war erst kurz zuvor die Schultersicherung als „sicherste Sicherungsmethode" aufgekommen! (Wenn ich heute daran denke, wie wir jahrzehntelang damit vertrauensvoll gesichert haben, dann packt mich ein großes Gruseln.)
Viele ältere Bergsteiger standen der Entwicklung der alpinen Technik mit Seil und Haken skeptisch gegenüber. In seinem 1935 erschienenen Buch *The Romance of Mountaineering* prophezeit der Engländer R. L. G. Irving allen Jungen, welche etwa eine Fleischbank-Südostwand oder Fiechtl-Weinberger-Route am Predigtstuhl durchklettern: „Wer von diesen Leuten mit 27 Jahren noch am Leben ist, der ist so erledigt, daß er überhaupt nichts mehr machen kann, denn so ungeheuer groß ist auf derlei Touren die Anspannung der Nerven."



Optimistisch blickte der Wiener Fritz Hinterberger (1925 einer der Erstbegeher der Roßkuppenkante im Gesäuse) in die Zukunft: „In einer Philosophie des Als-ob nehmen wir an, es gäbe keinen anderen Weg zum Gipfel als den von uns erwählten — und haben damit so das alpine Problem erst geschaffen. Unbesiegte Berge gibt es keine mehr in den Alpen — aber alpine Probleme gibt es noch genug."
1952 wurde die Dru-Westwand durchstiegen. Nachdem 1938 Eigerwand und Grandes-Jorasses-Pfeiler bezwungen waren, hatte Lucien Devis in der Zeitschrift *L'Alpinisme* geschrieben, daß dies noch keine Wende des Bergsteigens bedeute, diese würde erst eintreten, wenn eine Dru-Westwand durchklettert wäre. „Wende im Alpinismus?" hieß dann auch der Untertitel des Buches, das Guido Magnone über diese erfolgreiche „Expedition in die Vertikale" geschrieben hatte. Das Fragezeichen im Untertitel hielten damals die meisten Bergsteiger für richtig angebracht.
„Mord am Unmöglichen" hatte Reinhold Messner dann 1968 dieses Hinaufnageln über Steilwände genannt. „Es muß etwas geschehen, ehe das Unmögliche begraben ist. Wir haben uns in die wildesten Wände hineingenagelt; die Aufgabe der nächsten Generation muß es sein, sich von all dem Krampf zu lösen. Wir haben gelernt, im Lot zu steigen; die nach uns kommen, werden den Gipfel auf anderen Wegen suchen."
Unmöglich, noch andere natürliche Möglichkeiten zu finden! Das war damals die allgemeine Meinung. Und ebenfalls 1968 hatte noch der Sekretär des an sich sehr konservativen Alpine Club zu London, Anthony Rawlinson, behauptet: „Wenngleich gelegentlich übertrieben wird, muß man zugeben, daß das technische Klettern kein Abirren von der Grundidee des Bergsteigens bedeutet. Es ist vielmehr das Tor zur Zukunft und sichert die Kontinuität der Entwicklung."
„Die Grenzen des eigenen Könnens sind für die meisten Kletterer heute unbestimmt, weil alle sich mit ihren künstlichen Hilfsmitteln Luftschlösser bauen", hatte allerdings bereits 1911 der große Paul Preuß geschrieben. Sein Grab auf dem Friedhof von Altaussee wird noch immer (wie das Gedenkbuch dort beweist) von Bergsteigern aus aller Welt aufgesucht, auch von jungen Sportkletterern, deren Idol er geworden ist. (Ist es nicht paradox, daß der Hakengegner Preuß ausgerechnet am Fuße der Trisselwand begraben ist, jener Wand, in der er die zwei einzigen Haken seines Lebens geschlagen hat?)
Reinhold Messner hatte 1968 nur formuliert, was für einige Kletterer (vor allem Dieter Hasse) schon seit dem Ende der Fünfzigerjahre im Gespräch war: Zurück zur Freikletterei und Öffnung der Schwierigkeitsskala nach oben ...
Die Diskussionen um den verflixten siebten Grad begannen.
Nach dem Zweiten Weltkrieg entstand in Wien eine alpine Arbeitsgemeinschaft, welche sich auch die löbliche Aufgabe stellte, Ordnung in die alpine Schwierigkeitsbewertung zu bringen. Es gab die sechsstufige Skala und deren oberster Grad war „äußerst schwierig". Doch nun waren Touren zu bewerten, welche noch schwieriger waren als das, was bisher als „äußerst schwierig" gegolten hatte.
„Alleräußerst schwierig?"
Und wenn noch Schwierigeres gemacht werden sollte?
„Alleralleräußerst schwierig?"
So gings nicht. „Eine größere Leistung als eine äußerste kann es nicht geben. Wer am äußersten Rand eines

Abgrundes steht, kann nicht noch einen alleräußersten Standpunkt einnehmen, weil er sonst in den Abgrund stürzen müßte", wurde schriftlich festgehalten.
Man kam von dem Begriff „äußerst" nicht los. Und schließlich fanden die von den vielen Dikussionsabenden schon etwas ermüdeten Herren eine echt österreichische Lösung ... alles so lassen, wie's ist! „Die absolute technische Schwierigkeitsgrenze des Kletterns im Fels ist schon seit langem erreicht. Man kann noch Wände erklettern, die vom Einstieg bis zum Ausstieg auf jedem Meter ein einziger 6. Grad sind, diesen selbst kann man nicht mehr überschreiten." Punkt!
1977 wurde dann doch der verflixte 7. Grad eingeführt und offiziell anerkannt. Ein Tor war aufgetan. Und so gab es dann bald einen achten Grad, einen neunten Grad und so weiter.
Im Alpenvereinsjahrbuch 1993 wird berichtet, wie Wolfgang Güllich einen elften Grad in einer 45 Grad überhängenden Zwölfmeterwand gemeistert hat ... „dynamischer Maximalkraftzug" ... „Passagen mit äußersten Blockierkraftzügen an flachen Fingerlöchern" ... „technisch komplizierte Seit- und Zangengriffe mit diffizilen Fußwechseln zum Erreichen stabiler Gleichgewichtspositionen" ... Gegen solche Aktionen müssen einem alten Sestogradisten seine alten Sechser glatt als Kinderwagerlpromenaden erscheinen.
Jetzt munkelt man bereits vom 12. Grad. Mehr wirds aber kaum noch werden. Und ein 13. Grad? Unmöglich. So sagt man heute. Ob auch diese Fixierung des noch Menschenmöglichen einmal ebenso belächelt werden wird wie die des seligen Gottfried Merzbacher?

A B C D

Nach der ersten Durchsteigung der Nordwand der Großen Zinne (1933) sagte Altmeister Kugy, daß nun erwiesen sei, daß diese Wand undurchsteigbar ist. Kaum ein halbes Jahrhundert später hatte die Wand schon etliche Begehungen ohne Benützung von Mauerhaken (Rotpunkt). Sie ist also doch durchsteigbar.
Irgendwo hörte ich, daß der A bereits seinerzeit in der großen Zeit der alpinen Materialschlachten gesagt hätte, daß die Kletterer auch solche Wände einmal frei durchklettern könnten, wenn sie — so wie die Artisten — täglich ein intensives Training absolvieren würden.
Ich bewunderte den A wegen seiner Weitsicht.
Denn zur Zeit der Großnaglereien hatte keiner von uns an solches zu denken gewagt. Kletterer mit Artistentraining! Hatten wir doch mit der alpinen Muttermilch eingesogen, daß Bergsteiger keine Sportler und schon gar keine Artisten sind, daß Bergsteigen mehr ist als Sport, daß Bergsteigen etwas ganz anderes ist ... (Tja, was ist's denn eigentlich?)
Nach der offiziellen Anerkennung des 7. Schwierigkeitsgrades sprach ich einmal bewundernd von dem weitsichtigen A. Ich wurde aufgeklärt: Das was der A vorausgesagt hatte, das hatte der B schon lange vor ihm getan. Also übertrug ich meine Bewunderung auf den B. Und wieder wurde ich korrigiert: Der B habe seine Weisheit nur vom C übernommen.
A B C — wer war wirklich der kluge Vorausdenker?
Dann traf ich D persönlich. Der hatte — alter Hut — diese Entwicklung zum 7. Grad und noch weiter nach oben schon längst vorausgesagt. Allerdings kannte ich diesen im nachhinein vorausdenkenden D schon lange. Er hatte seinerzeit nur davon gesprochen, daß es für die Bergsteigerei keine Zukunft gäbe, nur noch einen Abstieg, bergab, bergab ...

Biancograt — einmal und nie wieder

Der Biancograt auf den Piz Bernina (4049 m) ist ohne Zweifel einer der schönsten Firngrate der Alpen. Und ebenso ohne Zweifel ist seine Ersteigungsgeschichte eine höchst amüsante Schmunzelgeschichte ...
1876 wurde der eigentliche Biancograt von einem Engländer und einem Franzosen mit zwei Führern erstmals erstiegen. Sie erreichten dabei aber nicht den Piz Bernina, sondern nur den Vorgipfel, den Piz Bianco (3995 m). Von diesem trennte sie eine Scharte — die Berninascharte — welche sie für unpassierbar hielten.
Der Berliner Paul Güßfeldt passierte zwei Jahre später mit den Führern Hans Grass und Johann Groß diese Scharte und erreichte den Gipfel des Piz Bernina. Nachher verfaßte er einen Bericht über dieses Unternehmen, in dem der Satz zu lesen ist: „Es ist genug, daß die Art der Zusammengehörigkeit des Piz Bianco und des Piz Bernina einmal festgestellt worden ist, und es bedarf keines zweiten Unternehmens, um sie von neuem festzustellen."
Natürlich war Güßfeldt nicht über den Biancograt hochgestiegen, um bloß eine „Art der Zusammengehörigkeit" von Piz Bianco und Piz Bernina festzustellen. Paul Güßfeldt (1840—1920) war ein leidenschaftlicher Bergsteiger, er war der erste Deutsche auf dem Matterhorn und Erstbegeher des Peutereygrates am Montblanc, war am Aconcagua im Jahre 1883 bis vierhundert Meter unter dem Gipfel vorgestoßen. Güßfeldt war aber auch Universitätsprofessor ...
In seinen Kreisen galt damals Bergsteigen nur um des Bergsteigens willen als „Fexentum". Nachdem der Rektor der Universität Wien Carl Diener im Jahre 1892 den 5843 m hohen Kungribingi im Himalaya erstiegen hatte, wurde er nachher von seinen Reisegefährten verspottet, weil (wie Diener erzählte) „ich mich in eine 'wild goose chase' eingelassen und keine wissenschaftlich brauchbaren Ergebnisse mitgebracht hätte. Für meine Freude, die Höhenkote von 5800 Meter überschritten zu haben, fand ich bei ihnen kein Verständnis".
Voll grimmigem Ernst nahmen daher auch zu dieser Zeit alle bergsteigenden Professoren und Doktoren auf ihre

Skirennen im Jahr 1936
(Nr. 113 ist Fritz Kasparek)

Bergtouren Baro- und Thermometer mit.
In der Berninascharte leerten Güßfeldt und seine Führer eine Flasche Wein und deponierten nachher einen Zettel mit ihren Namen darin. Beeindruckt von den Schwierigkeiten des Abstieges in die Scharte, bemerkte Güßfeldt, daß diese Flasche „vielleicht nie zur Hebung gelangen wird".
Schon fünf Jahre später wurde sie gehoben. Und seither sind Tausende und Abertausende über den Biancograt auf



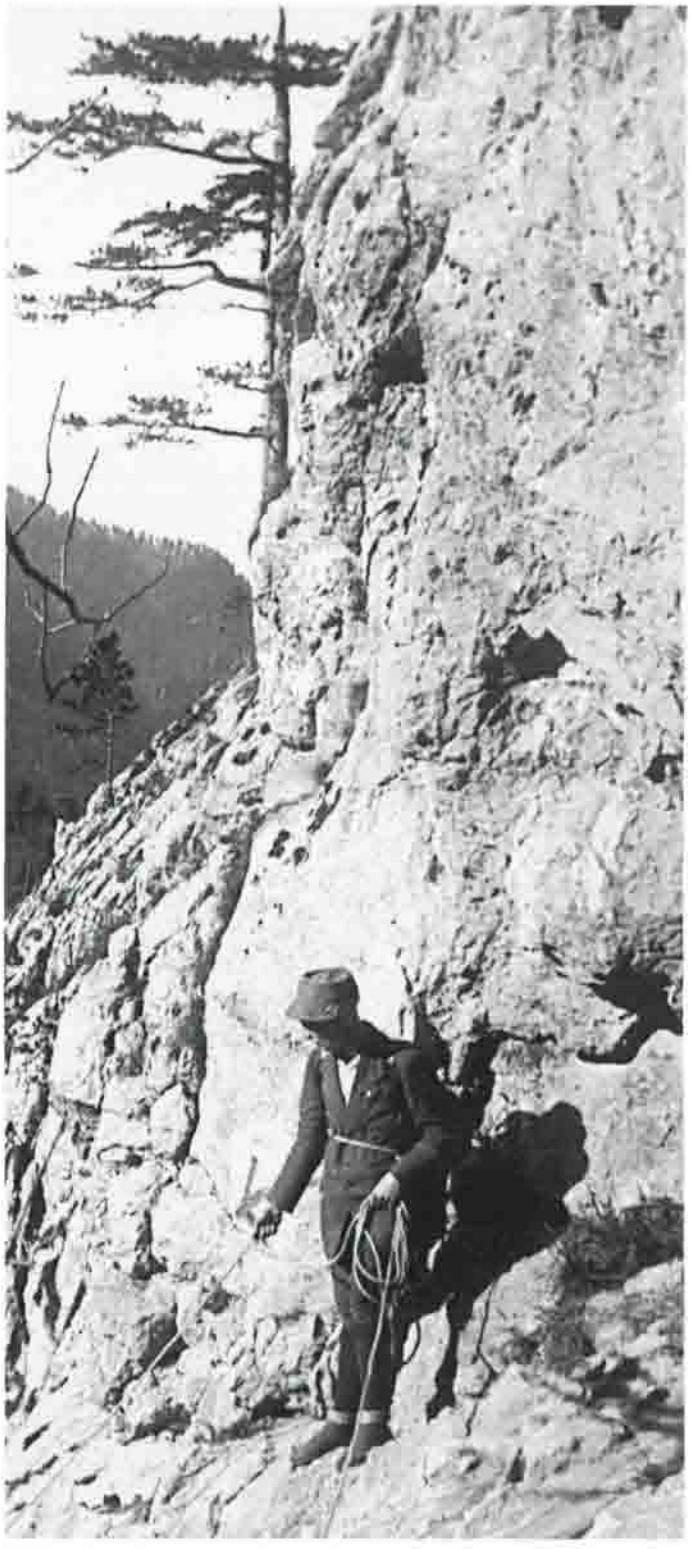
den Piz Bernina gestiegen, wobei ihnen allerdings die Feststellung der „Art der Zusammengehörigkeit" der beiden Gipfel piepschnurzegal ist ...

«Eine Bergfahrt im Kaiser im Jahre 1947»

Wenn es ums Versilbern der Bergwelt ging, waren auch schon unsere Urgroßväter hochaktiv. 1890 planten sie eine Bergbahn auf den Großglockner, 1893 eine auf den Jungfraugipfel, 1895 eine auf den Montblanc, 1899 eine auf die Zugspitze und 1906 eine aufs Matterhorn.
In dieser Zeit war es denn auch kein Wunder, daß die um „eine hehre Bergwelt" besorgten Bergsteiger sich in recht drastischen Zukunftsvisionen verloren. In der *Deutschen Alpenzeitung* vom Jahre 1902 wurde eine solche von Alfred Dessauer über eine Kaiserfahrt im Jahre 1947 gegeben ...
Von Kufstein führt eine Bahn nach Hinterbärenbad, wo die Bergbahn auf die Kleine Halt beginnt. Bis zu den Wänden des Totensessels wird das Tal von einem ungeheuren Viadukt überbrückt, der auf bis zu 200 Meter hohen Pfeilern ruht. Die Westwand des Totenkirchls ist in eine riesengroße Plakatwand verwandelt worden, und auf dem Gipfel der Kleinen Halt befindet sich neben dem Bahnhof ein großes Restaurant. Ein Fußweg führt zur Ellmauer Halt, am Weg stehen viele Automaten, Blumenverkäuferinnen, eine Branntweinschenke. Der Weg wird aber fast nicht begangen, weil auch eine Bahn auf die Ellmauer Halt führt. Ein Bauernbursche brüstet sich: „I fürcht koan Teifi! I bin schon amol z'Fuaß von da nach Ellmau nunter!"
Eine Drahtseilbahn führt von der Kleinen Halt hinüber zum Totenkirchl, von dem dann eine ebenfalls von hohen Pfeilern getragene Riesen-Holzrutsche flugs aufs Stripsenjoch bringt. Für historisch Interessierte hat man den alten Führerweg durch einen mit Geländern versehenen breiten Serpentinenweg passierbar gemacht. Durch den Zottkamin führt eine Liftanlage; geräuschlos gleiten die Kabinen auf und ab ...
Diese Zukunftsvision für 1947 war also doch ein bisserl zu pessimistisch. Zu optimistisch war hingegen Eugen Guido Lammer, als er in seiner 1937 erschienenen Schrift *Wie anders ist das Besteigen der Alpen geworden!* prophezeite:
„Wie die Ehrfurcht vor der alten hohen Kunst wieder erwacht ist, so wird auch Ehrfurcht vor dem schönsten Kunstwerk Gottes, dem Alpenödland in seiner ursprünglichen Reine die öffentliche Meinung durchdringen. Und so um 2000 herum — es kann aber auch viel früher kommen, denn seelische Revolutionen reiten schnell — wird man nach und nach alles Menschenwerk aus dem Oedland oberhalb der Almhütten und Almsteige austilgen, wohlgemerkt: alles bis aufs letzte.
Dieses Letzte aber soll die Zugspitze sein: diese wird man in ihrem ärgsten Wurstelpraterzustand getreu erhalten, wie sie ihn etwa um 1950 zeigen dürfte. Und man wird ringsum am Rande ihres Oedgebietes Tafeln aufstellen: 'Denkmal der Kultur von 1860 bis 1960'.
Wie herrlich aber wird sich dann das Besteigen der anderen Alpen zurückverwandelt haben!"

Kurzsichtig oder weitsichtig?

Im Jahre 1872 stand im Oberpinzgau zur Debatte, ob ein neuer Touristenweg zu den Krimmler Wasserfällen gebaut werden sollte. Die Gemeinde Krimml war dagegen. Begründung: Der Fremdenverkehr könne ihr keine Vorteile bringen.
Hätte ich das vor etwa vierzig Jahren gelesen, dann hätte ich gedacht, daß diese Pinzgauer von damals noch recht hinterwäldlerisch und kurzsichtig gewesen sein müssen. Ich las diese Notiz jedoch erst vor kurzem und nachdem ich zufällig an einem wunderschönen Herbsttag in Krimml gewesen war. Die Leute dort hatten alle ein Siebentageregenwetter-Gesicht, obwohl ihnen das Wetter schnurzegal war. Etwas ganz anderes bewegte ihre Gemüter: Wenn nur die Saison bald aus sein wird, wenn nur der Rummel schon vorbei wäre! Und jetzt, wo auch der



Sicherungstechnik in den zwanziger Jahren. Rax, Akademikersteig

Persönlichkeitsverlust der Landbevölkerung durch den Fremdenverkehr großes Diskussionsthema geworden ist, jetzt las ich auch diese Notiz von anno 1872 anders. Waren die Krimmler damals wirklich kurzsichtig? Oder waren sie weitsichtig?
Zurück zur Zukunft! Nach dem Schweizerischen Tourismuskonzept (1979) sollen bis zum Jahre 2010 alle Gemeinden zugunsten der Erhaltung intakter ländlicher Räume für einen touristischen Erschließungsverzicht gewonnen sein.
Werden sie das?
In seinem 1971 erschienenen Buch *Große Tage am Berg* hatte der italienische Bergsteiger Walter Bonatti geschrieben: „Weshalb sind die Tätigkeiten des modernen Menschen von so viel Dekadenz gezeichnet? Ganz einfach, weil das Leben jeden Tag schlechte Beispiele gibt. Wir sind mehr auf die Gegenwart als auf die Zukuft und noch weniger auf die Vergangenheit ausgerichtet ..."

Heile Welt

Die Rettung der Dorfkultur! Alle wollen sie retten. Aber wie? Im Alpenvereinsjahrbuch 1979 stand zu lesen: „Die endgültige Rettung wäre erst gegeben, wenn das Land insgesamt, die Hochalpen, das Alpenvorland und die Ebenen, das Landleben und die landwirtschftliche Arbeit, ähnlich wie in der Spätphase der antiken Kultur — man denke nur an den Lobpreis des Landlebens in Vergils Georgica — als echte Alternative zum großstädtischen Lebensstil erkannt würden."
Vergil schrieb seine *Georgica* vor mehr als zwei Jahrtausenden ...

Aber der Bauer durchfurcht mit gekrümmter Pflugschar die Erde,
Hier beginnt im Jahre sein Werk, so erhält er die Heimat,
So sein bescheidenes Gut, Kuhherden und tüchtige Stiere.
Unablässig gewährt das Jahr ihm Früchte in Fülle,
Läßt das Vieh sich vermehren und reift ihm Korn auf dem Halme,
Schwer wogt draußen die Ernte, die Speicher brechen vor Fülle ...

Wenn heute die „Speicher vor Fülle brechen" ist der Bauer eher verzweifelt, weil er dann fürs Körndl nur einen elenden Preis erzielt, und auch das Vieh darf sich nicht zu sehr vermehren, weil sonst der Fleischpreis wackelt.
In der Antike kämpfte der Bauer mit anderen Widrigkeiten. Aber auch schon damals wurde versucht, das Landleben zur Idylle abzubiegen und dem Stadtmenschen als „heile Welt" anzupreisen. Im Rokoko haben sich die Damen als neckische Schäferinnen verkleidet; heute hängen die Leute Wagenräder, Rechen oder Kummets von Zugtieren an die Balkone ihrer komfortablen Stadtwohnungen.

Weißer Rausch — Weißer Traum

Zunächst galt der Skilauf in Mitteleuropa als eine ausgefallene Modeerscheinung. Hat der Skilauf eine Zukunft? Es gab Pro und Kontra. Noch im Jahre 1895 hatte der Alpinhistoriker Alfred Steinitzer festgestellt, der Ski sei für das Hochgebirge unbrauchbar und Schneereifen ihm überlegen.

1908 erschien in der Zeitschrift *Simplizissimus* eine Zeichnung von F. v. Reznicek, welche ein Skimädel (natürlich in sittsam langem Rock) in voller Fahrt zeigt. Bildlegende: „Gott, ist das schön und gesund! Wenn's nur nicht wieder aus der Mode kommt!"
Es kam nicht aus der Mode. Sausewindschnell entwickelte sich der Skilauf weiter. „Seilbahnen und Lifte und die Streifen der Abfahrten sind mächtige Helfer im Kampfe gegen die Degeneration des Wohlstandes", schrieb der Erfinder des Wedelns, Prof. Stefan Kruckenhauser, 1964 in der Zeitschrift *Alpinismus*. Im gleichen Heft nannte Toni Hiebeler die „ausgefrästen Kurvengruben der Pisten" bereits „Massengräber des Skilaufs". Im „freien Gelände", das entdeckt und erobert werden sollte, sah er die ideale Zukunft. Das wurde vom Skivolk auch akzeptiert — und damit im wahrsten wie auch im übertragenen Sinne des Wortes Lawinen losgetreten: Echte Lawinen im unverspurten Schnee und Protestlawinen von Jägern, Förstern und Bauern, welche Wild und Jungpflanzen gefährdet sahen.
Einen Weißen Rausch, einen Weißen Traum — so hatte man einmal das Skilaufen genannt.
Einem solchen Traum hatte auch der Wiener Physiker und Universitätsprofessor Hans Thirring nachgehangen, als er ab 1937 die Technik eines aerodynamischen Skilaufs mit einem Segelmantel („Thirringmantel") entwickelte und dann in der 1939 erschienenen Lehrschrift *Der Schwebelauf* vorstellte. Euphorisch schrieb er: „Was die Spitzenklasse in der Zukunft auf dem Gebiet des Schwebelaufes leisten wird, läßt sich nur ahnen. Schon der nächsten Generation wird es vergönnt sein, ohne Benützung eines Flugzeuges, nur mit Bretteln und Segelmantel ausgerüstet, den Fahrtwind und die Luftströmungen zu meistern und halb gleitend, halb schwebend wie die Bergdohlen über weite Firnhänge zu streichen!"
Doch der neue „Zaubermantel" fand nur wenig Anklang (obwohl sein Gewicht bloß 600—800 Gramm betrug). Es war schwierig, damit bei einem „falschen Wind" zurecht zu kommen; die immer schon sehr auf gutes Aussehen bedachten Skiläufer wollten nicht wie Fledermäuse durch die Gegend schwirren — und es hatte auch der Krieg begonnen und man war schon glücklich, wenn man überhaupt bloß ein bisserl „normal" Skilaufen konnte. Der Professor hatte für seinen „Thirringmantel" offenbar die falsche Zeit erwischt.
Nach dem Krieg wurden für einige Zeit die Firngleiter modern, die „Westentaschlski der Zukunft". Kurz und klein waren sie tatsächlich, diese Firngleiter, aber das „Figln" war doch nicht immer das wahre Vergnügen ...

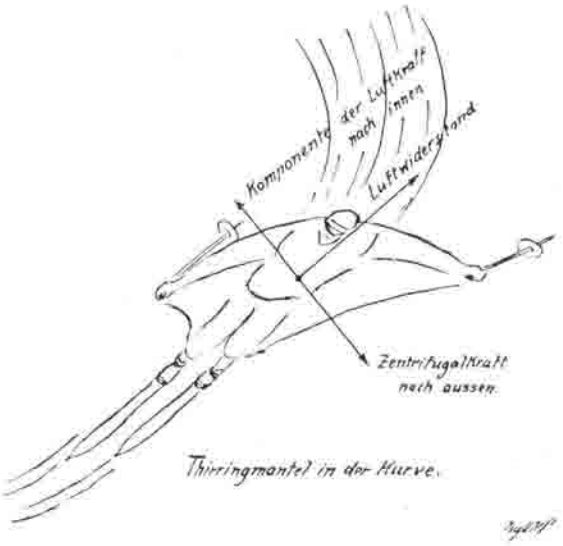
Ist der Gipfelhang vereist,
paß nur auf, wie's dich dann reißt,
und du kannst dich net derfangen,
besser wär'n halt doch die Langen,

hatte Pauli Wertheimer gedichtet.
„Skibobfahren kann jeder" — so wurde ebenfalls in dieser Zeit das 1947 von dem Halleiner Wagnermeister Engelbert Brentner erfundene Gerät angepriesen. Und man sah im Skibobfahren schon den Volkssport der Zukunft. Jedoch: Achtzehn Kilogramm schwer ist so ein Vehikel und — so einfach ist das Fahren damit doch nicht für jeden. Jetzt ist es das Snowboard, dem eine ganz große Zukunft prophezeit wird. Schaut ja hinreißend aus, wenn in den Filmen die Snowboarder durch den stäubenden Pulverschnee pflügen (Hinfaller werden freilich nicht gezeigt). Pulverschnee gibts allerdings keinen auf den Pisten, und wo es ihn gibt, dort werden schon wiederum (und wie gehabt) Lawinen losgetreten. Trotzdem: Die Jugend will dieses Brettl und nimmer die zwei Brettln. Skischulen haben sich darauf schon eingestellt und auch die Skikurse der österreichischen Schulen haben das Snowboarden bereits in ihr Programm aufgenommen; es gibt jetzt keine Skiwochen mehr, sondern Wintersportwochen. Und man prophezeit dem „alten Skilauf" ein baldiges Ende ...
Wirds wirklich so kommen, daß in einigen Jahren die Normalskiläufer ebenso als Fossile bestaunt werden, so wie einst die Skiläufer die „echten Bergsteiger" mitleidsvoll angesehen haben, welche mit Schneereifen („Krapfenstecher" hat man sie genannt) daherkamen?

«Was hat die Kleine gesagt?»

„Die Frau ist der Ruin des Alpinismus" — das stammt von Paul Preuß. Und auch das: „Kaum eine unter hundert kann einen Seilknoten machen, und wenn man ihn ihnen auch so und so oft gezeigt hat, jedesmal fällt er wieder wie ein Mascherl aus." Tierisch ernst sollte man solche Preuß-Zitate allerdings nicht nehmen; er liebte die Ironie und ist übrigens recht oft in Damenbegleitung am Berg unterwegs gewesen.
Ironisch, aber den Kern der seinerzeitigen Diskussionen um das Frauenbergsteigen treffend, ist auch der Ausspruch, den vor mehr als hundert Jahren der ehemalige Präsident des Österreichischen Alpenklubs, Julius Meurer, getan hat: „Was aber, so fragen wir Männer uns, bleibt denn uns noch, wenn die Leistungen der Damen in solcher Weise sich mehren und wir doch etwas voraus behalten wollen?"
1969 durchkletterten sechs Japaner die Eigerwand auf einer neuen Route, für die sie 32 Tage brauchten und einige hundert Mauerhaken einschlagen mußten. Eine Frau war auch in diesem Team und kletterte dabei sehr oft an der Spitze der Seilschaft. Es war die damals 27jährige Ärztin Michiko Imai.
Beim Bergfilmfestival 1969 in Trient, bei dem auch das Japanerteam anwesend war, meldete sich in einer Diskussion Michiko Imai zu Wort.
Die zierliche bildhübsche Frau betrat graziös das Podium, verneigte sich lächelnd vor dem Forum, brachte mit

Oben: Thirringmantel in der Kurve
Unten: Luftgesteuerter Schwung nach rechts. Bogenäußeren Flügel einziehen, bogeninneren Flügel ausstrecken.
Illustrationen aus Hans Thirring: Der Schwebelauf, Wien 1939

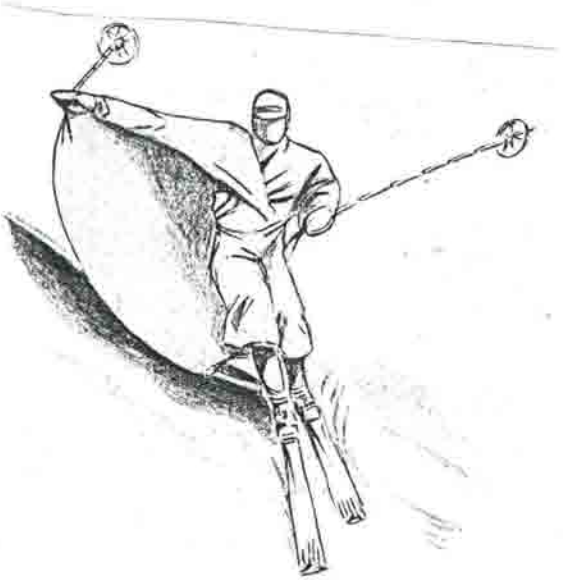


glockenheller Stimme in englischer Sprache ihre Meinung vor, lächelte zwischendurch immer wieder sanft und liebevoll die Leute an, und verneigte sich abermals, bevor sie das Podium verließ ...
„Was hat die Kleine gesagt?" fragte dann ein kerniger Steirer.
Nun — die „Kleine" hatte gesagt, daß die alpinen Probleme wohl bisher von Männern gelöst worden seien, daß aber die zukünftigen Probleme im Weltraum von Frauen bewältigt werden, weil sie psychisch die Stärkeren seien, daß überhaupt die große Zeit der Männer vorbei sei ...

Himalayareise im Sonderangebot

Als Hans Schwanda, Pauli Wertheimer und ich seinerzeit so ab und zu als Gaudi ein „Alpin-Kabarett" machten, schrieb ich den Sketch *Himalayareise im Sonderangebot*. Damals, einige Jahre nach dem Krieg, veranstalteten wohl schon Sportgeschäfte für ihre Kunden kleine oder größere Fahrten in die Alpen. Eine Fahrt in den Himalaya war noch den Expeditionen vorbehalten, eine Gesellschaftsreise in den Himalaya war eine Utopie.
Deshalb konnte ich auch meine Phantasie austoben lassen im Erfinden von Gags für diesen Sketch — zum Beispiel, daß ein alpiner Grundkurs genüge, um als erfahrener Bergsteiger an einer Besteigung des 6666 Meter hohen Peak Schnaufaufihatschabi teilzunehmen.
Hans Schwanda spielte den „Sport Schwanda" und Organisator von alpinen Fernreisen, Pauli Wertheimer den Kunden. Dem Kunden kam dieses „einmalige Bergabenteuer für Individualisten" sehr billig vor, und er meinte, daß der Organisator daran ja nichts verdienen könne ...
Worauf Sport-Schwanda sagte: „Ein bisserl was schon! Wissen's, die Hälfte aller Teilnehmer hält nämlich die große Höhe nicht aus und kriegt einen Herzinfarkt. Die dadurch eingesparten Rückflugkarten sind mein Reingewinn. Sport-Schwanda kalkuliert beinhart!"
Mit dem Reisebüro in den Himalaya! Für uns war das damals bloß eine Gaudi, ein Schmäh.
1994/95 erschienen in der Zeitschrift *Bergsteiger* Inserate, in denen „Expeditionen vom Feinsten" angeboten wurden:
„Gasherbrum II / Pakistan 8035m ... Ein technisch leichter Berg, für Beginner geeignet ..."
„K 2 / Sinkiang, China 8611m ... Mit einer sauberen sicheren Route ohne 8000er Touristen ..."
„Mt. Everest / Nepal 8848m ... Mit extrem leichten Sauerstoffflaschen haben Sie eine sehr realistische Chance, den Gipfel zu erreichen."

Daß aus unserer Utopie tatsächlich Wirklichkeit werden würde, das hätten wir damals nie und nimmer gedacht. Fritz Moravec, einer der Erstersteiger des Gasherbrum II (1956), hatte nachher geschrieben: „Um halb zwei Uhr mittags ließen wir uns neben den eineinhalb Meter ho-



hen Gipfelzacken mit einem Seufzer der Erleichterung in den Schnee fallen. Acht Stunden lang hatten wir seit unserem Aufbruch vom Biwakplatz gegen Atemnot und Erschöpfung gekämpft. Zu sprechen waren wir selbst in diesem Augenblick zu müde. Ich weiß noch genau, wel-

cher Gedanke mir beim Eintreffen auf dem Gipfel durch den Kopf ging: Gott sei Dank, das qualvolle Steigen, das Ringen um jeden halben Höhenmeter ist beendet."

Wann endlich findet der Untergang des Alpinismus wirklich statt?

„Und nicht viele Jahre mehr, so werden alpine Neuigkeiten aus unseren Alpen nur dürftig mehr erbracht werden können", hatte der große Hermann von Barth 1873 geschrieben.
In der von Toni Hiebeler 1963 gegründeten Zeitschrift *Alpinismus* nahmen die Neuigkeiten/Informationen einen beträchtlichen Teil der Hefte ein. Und natürlich haben Schwanda, Wertheimer und ich damals in unserem Alpin-Kabarett ebenfalls Witze darüber gerissen.
Alpinismus-Redakteur: „Du Toni, wir haben diesmal wenig Neuigkeiten!"
Chefredakteur Hiebeler: „Dann nimm ein paar Neuigkeiten aus den Heften vom vorvorigen Jahr ... die haben die Leut' eh schon alle wieder vergessen!"
Man sagt, daß alles Neue zuallererst schnell abgelehnt und dann ebenso schnell vergessen wird. Das Besondere an alpinen Neuigkeiten ist, daß sie stets mit dem Untergang des Alpinismus in Verbindung gebracht werden.
Der Untergang des Alpinismus begann bereits im Jahre 1881. Damals wurde die Kleine der Drei Zinnen erstmals erklommen, obwohl die höchste der Drei Zinnen bereits im Jahre 1869 erstiegen worden war. Diese Erstersteigung des gegenüber dem Hauptgipfel vollkommen unwichtigen Nebengipfels hatte mit „echtem Bergsteigertum" nichts mehr zu tun, war bloß „Fexerei".
Seither haben „echte Bergsteiger" immer wieder ein Ende des Alpinismus darin gesehen, wenn andere etwas taten, was sie selber nicht taten oder nicht tun wollten oder auch gar nicht tun konnten.
1958. Einige Kommentare über die Direttissima an der Großen Zinne-Nordwand ... „Degenerierung des Alpinismus", „... hat mit Bergsteigen nichts mehr zu tun", „Abirrungen vom echten bergsteigerischen Wesen".
1963. Die Kommentare über die neue Superdirettissima an der Großen Zinne-Nordwand sind Wiederholungen jener über die Direttissima.
1969. Kommentare über die Direttissima an der Eiger-Nordwand ... „Geschichte des sportlichen Alpinismus ist in ihrer Entwicklung nicht nur abgeschlossen, sondern bereits sogar im Wesentlichen ad absurdum geführt", „Was die da oben machen, ist kein Bergsteigen mehr" ... Heute ist das alles Schnee von gestern, die Taten wie auch die Kommentare. Und was den Niedergang des Alpinismus betrifft, da ist sogar noch viel Neues dazu gekommen, das unweigerlich zu seinem endgültigen Untergang führen muß — das Wasserfall-Eisklettern, das Wett- und Hallenklettern, die Befahrungen von Eiswänden mit den Ski und von Alpengipfeln mit dem Mountainbike.
Ende der Siebzigerjahre wurde eine Horrormeldung publik: Bei einem Weltkongreß für Psychiatrie prognostizierte man, daß bis zum Jahr 2000 die Individualisten von Gruppen-Menschen abgelöst sein werden. Und weil wir Bergsteiger alle Individualisten sind (zumindest sagen wir das), kann es uns im Jahr 2000 nicht mehr geben.
Schlechte Neuigkeit! Und sie klang damals umso überzeugender, weil zu dieser Zeit die Wandertage und Volks-Fitmärsche viele hunderte Menschen dazu bewogen, wie die Schafe hintereinander durch die Gegend zu rennen, um nachher eine Wanderurkunde oder Wandernadel oder einen Blechpokal dafür überreicht zu bekommen.
Lustig war damals nur die Lektüre der Zeitschriften von den konkurrenzierenden diversen Wandervereinigungen, die alle behaupteten, nur sie und nur sie allein pflegten das „echte Wandern" und das, was alle anderen machten, das sei kein Wandern.
Nun, jetzt ist das Jahr 2000 schon recht nahe, und noch immer krabbeln die Leute entweder auf Achtmeterwandeln oder auch auf Achttausendern herum. Dabei hat der Untergang des Alpinismus schon vor mehr als hundert Jahren begonnen ...
Wann endlich findet der Untergang des Alpinismus wirklich statt?

«Es wird!»

Da gibt es die Geschichte von dem bäuerlichen Wetterpropheten, der immer vorausgesagt hat „Es wird!" Ist das Wetter gut geworden, dann hat er es richtig vorausgesagt, ist es schlecht geworden, ebenfalls. Gut oder schlecht ists immer geworden. Nur die Leute haben dabei stets angenommen, daß es gut werden wird.
Ihr werdet es erleben hieß das 1967 erschienene Buch der amerikanischen Wissenschaftler Herman Kahn und Anthony Wiener über Voraussagen der Wissenschaft bis zum Jahre 2000. Eine Prognose: Bis dahin hat die Medizin die Lebenserwartung der Menschen auf 100—150 Jahre gehoben. „Ihr werdet es erleben!"
Erlebts schon wer?
So ist das schon mit den Prognosen...
Wie der Alpinismus der Zukunft sein wird?
Er wird!
Er wird jedoch — schon wieder eine Prognose — ganz anders sein, als wir es uns heute vorstellen.

... als ob Seneca unter die Kraxler gegangen wäre

Reinhold Messner: der fünfzigjährige Alpinheros verändert sich

Ludger Lütkehaus

Kann man den erfolgreichsten und berühmtesten Bergsteiger unserer Zeit einen modernen Helden nennen? Etwas von einem Heros hat Reinhold Messner ganz gewiß. Es fehlt nicht an Mythen, die sich um ihn ranken. Und jetzt ist dieser Held (am 17. September 1994) fünfzig Jahre alt geworden. Man kann sich mittlerweile vorstellen, daß er es zu einem sechzigsten, einem siebzigsten Geburtstag bringt. Dann wird Messner wohl auf der Zinne irgendeines weiteren selbsterworbenen Schlosses sitzen — eines, Schloß Juval im Vinschgau, hat er schon. Im Schloßhof werden die Enkelkinder spielen. Und alle vierzehn Tage ist er in eine Talkshow eingeladen, wo der Luis Trenker des Himalaya-Alpinismus bereitwillig zum besten gibt, wie es einst auf dem Mount Everest ohne Sauerstoff war.

Soviel Lebensdauer war nicht unbedingt zu erwarten. Mehrfach ist Messner mit knapper Not dem Tod entronnen. Seine Brüder Günther und Siegfried wie etliche Freunde und Expeditionsgefährten haben in den Bergen ihr Leben verloren. Ihm selber mußten nach der Begehung des Nanga Parbat mehrere Zehen amputiert werden.

«Völlige Ruhe ist der Tod»

Daß er sich zur Ruhe setzen wird, ist genausowenig abzusehen. Für 1995 war eine Durchquerung der ganzen Arktis über den Nordpol geplant, die wegen eines Unfalls allerdings gleich zu Beginn abgebrochen werden mußte. Der Ruhestand beginnt für ihn mit dem Tod. „Unsere Natur ist in Bewegung, völlige Ruhe ist der Tod." Nach wie vor sucht er die Gefahr, auch wenn man dem erfolgreich überlebenden Fünfzigjährigen glauben darf, daß er kein todessüchtiger Spieler ist, sondern jemand, der Risiken kühl kalkuliert und die Gesetze respektiert, die ihm die Natur vorschreibt, die äußere wie die eigene körperliche und seelische.

Es wird also weitergehen, er wird weitersteigen. Trotzdem, der äußere Einschnitt — mehr als die fatale „Hälfte des Lebens" — geht mit einem inneren einher: Grund für einen Rückblick, der die Konturen der Person, ihre Leistung, ihre Gefahren, auch ihre Bedeutung für eine ökologisch krisengeschüttelte Gegenwart umreißt.

Messner selber versucht das termingerecht in einem autobiographischen Buch, dessen dreizehn Kapitel *13 Spiegel meiner Seele* überschrieben sind. Er will nicht analysieren, gar psychoanalysieren, sondern erzählen von dem, was er tut und getan hat, unterwegs zwischen Vortragssälen und Sandwüsten, Kinderzimmer und Eismeer, Bazar und Museum, Tal und Gipfel. „Wenn wir darüber nachdenken, wissen wir nicht, wer wir sind. Und wenn wir uns darstellen, zeichnen wir Wunschbilder. Wir setzen uns Masken auf. Seine Seele zeigt der Mensch nur in seinem Tun. Ich erzähle also, was ich tue, damit die anderen begreifen können, wer ich bin" — so mit einer gehörigen Portion Pathos und Selbststilisierung die Absicht. Aber selbstverständlich entgeht man, auch wenn man von seinem Tun erzählt, den Wunschbildern und Masken der Selbstdarstellung nicht.

Immerhin: Das Erzählen gelingt Messner erstaunlich gut. Zu den Bergsteigerkollegen, denen sich nach der Begegnung mit dem tödlichen Schweigen der Berge die Zunge nur schwer lösen will, hat Messner nie gehört. Man kann getrost annehmen, daß der auch literarisch und philosophisch belesene Messner seine Texte ohne Zuhilfenahme eines Ghostwriters selber schreibt oder diktiert. Wenn er erfolgreich in eine Schreibschule gegangen ist, dann in die seines Freundes Christoph Ransmayr, zumal bei dessen eindrucksvollem Roman *Die Schrecken des Eises und der Finsternis*. Jetzt bringt er es sogar zu philosophisch inspirierten Titeln, die klingen, als ob Seneca unter die Kraxler gegangen wäre: *Vom Sammeln als Trieb ... vom Umherziehen in der Einsamkeit ... Vom Leben mit Familie ... Vom Steigen im Gebirge*. Nun ja, ein bißchen altmeisterlich patiniert wirkt das schon.

Das Prinzip Steigerung

Bemerkenswert, daß Messner, nach eigenem Bekenntnis ein „zutiefst streitbarer Mensch", dessen Temperament und Selbstbezogenheit aus ihm öfters einen großen Rechthaber und monologisierenden Alleingänger in den Kontroversen um seine Person und seine Projekte gemacht


UND OHNE SAUERSTOFF-GERÄT !!!!

haben, gelassener, distanzierter, auch heiterer geworden ist. Für viele Leser womöglich überraschend: Dieser Mann, ausgestattet zweifellos mit einem gigantischen Narzißmus, hat sogar Humor und Selbstironie. Das Musterstück der *13 Spiegel* ist die Erzählung von dem sagenhaften tibetischen Helden Gesar, eine selbstironisch gebrochene Selbststilisierung im mythischen Spiegel. Auch das Understatement ist gut entwickelt: „Gehen ist das, was ich am besten kann. Nur darin bin ich kein Dilettant."
Den Narzißmus, der keine fremden Götter neben sich dulden kann, muß man vorweg akzeptieren: Messner spricht von sich. Daß es so etwas wie eine menschliche Gesellschaft, nicht nur eine „Arena der Einsamkeit" und ein Publikum gibt, wird diesen Alleingänger selber öfters überrascht haben. Inzwischen hat sich aber das Interesse an den Mitmenschen, zumal der Familie, den drei Kindern, den Frauen und Freundinnen spürbar intensiviert. Der jetzigen Frau Sabine ist das Buch gewidmet, „die eine neue Hierarchie in unserer Familie aufstellte: mit Kindern." In *unserer* Familie: Messner hat endgültig den Plural entdeckt. Es fehlt nicht an warmen menschlichen Tönen.
Messner sieht sich als Mensch, der sich und seine Ideen verwirklicht, ohne eines Warum zu bedürfen. Doch so selbstverständlich, so grundlos, so zweckfrei ist selbst das Leben des „Bergsteigers der Bergsteiger" nicht.
Seine spektakuläre Karriere, die ihn auf die höchsten Berge aller Kontinente, auf alle vierzehn Achttausender, durch die Eis- und Sandwüsten der Welt, nicht zuletzt in ihre Medienarenen geführt hat, war lange Zeit sehr kritisch zu sehen. So sehr Messner sich schon früh von der verfetteten Sicherheits- und Wohlstandsgesellschaft, ihrer Vergötzung des Konsums, des Nutzens, des Profits, vom allgegenwärtigen Kommerz und einer zerstörerischen Technik distanziert hatte — in der Hetze von Gipfel zu Gipfel, der permanenten Erschwerung der Bedingungen bis hin zum Alleingang ohne Sauerstoff auf den Mount Everest war nichts anderes als das „Prinzip Steigerung" am Werk, das die Konkurrenzmentalität, die Rekordsucht, die Bemächtigungs- und Expansionszwänge unserer Gesellschaft ungebrochen repräsentierte. Der Jäger, der Messner zu sein glaubte, war stets der Gejagte, der vermeintliche Außenseiter der Gesellschaft ihr Exponent, kaum mehr als ein talentierter Sozialnomade. Ein Wille zur Überbietung regierte, der immer größere Ziele, immer höhere Reizschwellen, immer extremere Grenzerfahrungen brauchte. Jeder Gipfel war nur eine zerstörte Illusion, die Depression die unvermeidliche Folge aller Gipfelsiege. Die Aufstiege entpuppten sich als Präludium von Abstiegen, die sofort wieder in neue Aufstiege münden mußten. Die jeweils „letzte große alpine Idee", der jeweils „letzte ganz große alpine Traum" lösten einander in ebenso zuverlässiger wie inflationärer Folge ab. Messner konnte nie wirklich oben sein.
Die Gipfel wurden zwar gesucht als die Punkte, an denen mathematisch alle Linien, psychologisch alle Wünsche zusammenlaufen. Doch selbst die angebliche „Expedition zum Endpunkt" war keine. Jedes realisierte Ziel hinterließ nur Leere, weil das Ziel nie in Wahrheit das Ziel war, sondern nur der Leistungs-, der Demonstrationsanlaß. Die Grenzen, die überwunden, die Tabus, die durchbrochen werden sollten, wurden nur als Bedingungen der Grenzüberschreitung gebraucht. Jede Möglichkeit wurde zum Muß, jede Gegenwart verkümmerte zum bloßen Noch-Nicht. Was gesteigerte Selbsterfahrung sein wollte, beging nur die sinnlosen Normalwege, die unsere Gesellschaft in anderer Weise tagtäglich begeht. Es mußte immer eins draufgesetzt werden. Messner war der Gefangene eines zwanghaften Wachstumswahns.
Das mag vielleicht anthropologisch tief in der unersättlichen Willensnatur des Menschen begründet sein; Schopenhauer hat das so gesehen. Auf jeden Fall entspricht es auf das genaueste den Wachstumszwängen der westlichen Kommerz- und Konkurrenzgesellschaften. Ihren Prinzipien stattete Messner auch als perfekter Selbstverkäufer, als Werbeträger, als Medien- und Reklameagent seinen fatalen Tribut ab, selber bestens dabei verdienend. Der traurige Tiefstpunkt war erreicht, als Messner in der Rolle des Off-Road-Spezialisten zur motorisierten Rückkehr in die Berge animierte, sozusagen „by fair means", — pervertierter ging's nicht mehr.

Von der Vertikalen zur Horizontalen

Von diesem zwanghaften Prinzip Steigerung, sinnfällig faßbar in den Rekordbesteigungen der höchsten Berge der Erde, schien er sich dann allerdings zu verabschieden, als er nach dem letzten Achttausender seinen Weg von den Bergen auf das Eis und die Wüsten umorientierte. Von der Vertikalen zur Horizontalen also.
War das nicht die Lösungsmöglichkeit, der Paradigmenwechsel dieses Lebens, der Weg vom selbst- und weltentfremdeten Prinzip Steigerung zum Gleichmaß des Bei-sich-Seins, mit Erich Fromms plakativem Titel: vom „Haben" zum „Sein", um so überzeugender, als dieser Weg mit Einbußen an Öffentlichkeitsresonanz bezahlt war?
Messners Selbstentwurf sieht es so: „Der Rekord — etwa die längste je vom Menschen zurückgelegte Strecke ohne Depot, die höchste je erreichte Durchschnittsgeschwindigkeit beim Eisgehen mit Skiern und Segeln — zählte nichts. Was jetzt zählte, war der Alltag jenseits von Ziel und Zweck, war die morgendliche Lebensfreude nach einem Traum von der 'Eroberung des Nutzlosen' ... Der Grenzgang ist nur dort möglich, wo es Grenzen gibt. Deshalb kann ich mich mit der 'No-Limit-World' einer jüngeren Generation von Grenzgängern nicht identifizieren. Welch maßloses Selbstbewußtsein haben doch jene Alpinisten entwickelt, die die Wand zur Rennstrecke, Höhenmeter zur Maßeinheit und das Gebirge zur Postkartenidylle degradiert haben. Jung und gut durchtrai-

niert spielen sie uns jene Omnipotenz vor, die alle inneren und äußeren Grenzen negiert, um einer Gesellschaft, die den unbegrenzten Fortschritt zu ihrer Religion gemacht hat, ihre Vorreiterrolle zu demonstrieren."
Doch so ganz kann man solchen Abgrenzungsversuchen des extremen Grenzgängers nicht glauben. Bei der ersten Durchquerung der Antarktis, Grönlands, zu schweigen von den nordpolaren Plänen, war und ist das Prinzip Steigerung weiterhin am Werk. „Eine senkrechte Felswand ist eine aufgestellte Wüste. Eine Wüste ist ein hingestreuter Berg." Was sollte Messner denn tun, wenn er seine Leistungen in den Bergen nicht mehr steigern konnte? Er mußte die Horizontale suchen, aber eben wieder in allem als erster und im Extrem.
Vordergründig wird so die Erfahrung der Raumdimension verändert. Doch es dokumentiert auch den Willen zur Vervollständigung und weiterhin den zum Superlativ. Messner wollte es nie unter dem Höchsten, also auch unter dem Ganzen tun. Und die Horizontale der Eiswüsten entpuppt sich als der neue, der wahre, der (vorläufig) letzte Superlativ. „Die Kompromißlosigkeit der Eiswüste ist ohne Vergleich. Bei den Achttausendern gibt es ein Basislager. In Grönland nicht. Man kann nirgendwohin zurückgehen. [...] Das Ausgesetztsein auf dem Inlandeis ist ungleich größer als auf den höchsten Bergen dieser Erde. [...] Bergsteiger können diesen unterschiedlichen Grad der Ausgesetztheit in den Bergen und Sand- oder Eiswüsten nicht nachempfinden, denn sie ordnen Wanderungen ihren Dimensionen zu. Das ist ein Fehler."
Bliebe also als letzter Superlativ nur noch die Rückkehr in die Berge, aber jetzt zu den Bedingungen der Eiswüsten: „Wenn ich noch einmal zu den Bergen zurückkehre, dann [...] werde ich mir eine Gegend suchen, in der es nur ein Vor und kein Zurück gibt. Ich möchte im Karakorum ähnlich ausgesetzt sein wie mitten im arktischen Packeis. Verloren in Hochtälern, Gletschern, Flanken, Wänden. Das Basislager mit Mannschaft, Arzt, Sherpas, Küchenpersonal, Reservematerial muß ausfallen. Ich möchte mein Bergsteigen von dieser Art Schutzhüttensituation lösen."

Ein unsteter Schloßherr

So vielfältig die Aktivitäten des hochbegabten Multitalents auch sind, der Wille zur Steigerung verschont am Ende keinen Bereich. Messner selber gesteht sich offen ein, etwa wenn er sich zum Schloßherrn auf Juval mausert, daß ihn das Haben, die erreichte Leistung nie zufriedenstellt, sondern nur das Erwerben, das Gestalten. „Nur solange ich es umgestalten konnte, war Juval mein Zuhause. So groß meine Freude gewesen war, es gefunden zu haben, so groß die Begeisterung war, es wiederherzustellen und zu beleben, es blieb ein Versuch, der zum Scheitern verurteilt war. [...] Das Finden, das günstig Erwerben, das Umgestalten einer Sache ist mir viel wichtiger als das Haben. Heute weiß ich, daß mich das Machen reizt. Fertiges interessiert mich nicht. Nicht mehr."
Dieser Messner ist auch heute noch nicht dem entronnen, der er bisher war. Ist der scheinbar so einschneidende Wechsel von der Vertikalen zur Horizontalen, vom Steigen zum Gehen also nur eine Pseudomutation?
Im bewußten Wechsel von Gehen und Bleiben, Ausbruch und Heimkehr, Abenteuer und familiärem, bäuerlichem Leben, Expedition und Seßhaftigkeit, Erwerben, Machen und der immerhin zeitweiligen Ruhe des Häuslich-Seins hat dieser notorische Grenzgänger, der „Fliegende Holländer" der Eiswüsten und Berge allerdings einen Rhythmus gefunden, der nicht mehr dem alten Wachstumswahn folgt. Die kluge Formel vom „Halbnomaden" charakterisiert diese neue Existenz zutreffend. Ob als Bergbauer, Sammler, Familienvater, Eiswanderer, Wüstendurchquerer — Messner kann sich nun der zyklischen Wiederkehr von Lebenssituationen ergeben, ohne den linearen Steigerungszwängen zu gehorchen. Seine Umrundung des heiligen buddhistischen und hinduistischen Berges Kailash in Tibet, ohne ihn zu besteigen, obwohl er von den Chinesen die Option für die erste Besteigung erhalten hatte, symbolisiert die neue Genügsamkeit.
Hier gelang Messner das, was ihm bei seinem vierzehnten Achttausender, dem Lhotse, noch nicht möglich gewesen war. „Man muß nicht jeden möglichen Gipfel erobern", lautet die neue „Bergpredigt". Aber auch das reine meditative Gehen als Selbstzweck, ohne zu einem bestimmten Ziel gelangen zu wollen, wird möglich, solange nicht gerade ein Süd- oder Nordpol lockt. Wenn der Weg schon immer das Ziel gewesen sein sollte, wie Messner es gerne für sich in Anspruch genommen hat, so kommt das jetzt zunehmend der Wirklichkeit näher. Zumal in den Wüsten bietet die absolute Kargheit der Landschaft einen ziellosen Horizont.
Zu dieser Entwicklung gehört, daß Messners ökologisches Engagement — über viele Jahre hinweg konterkariert von der Selbstvermarktung in der „Arena der Einsamkeit" mit fatalsten Auswirkungen auf den alpinistischen Massentourismus — immer überzeugendere Konturen gewinnt, gleich ob bei seinem Engagement für das Greenpeace der Berge, „Mountain Wilderness", gegen die Alpenvermarkter, für den „Himalayan Environmental Trust" oder auch als Bergbauer in Südtirol. Ohne Umtriebigkeit geht es nicht; Messners Aktivismus ist wohl seine 'Natur'-Konstante. Aber der Fünfzigjährige ist auf guten Wegen. Mit sechzig will er noch einmal umsteigen. „Nach der Vertikalen und der Horizontalen bleibt mir nur noch eine geistige Dimension. Dabei kann ich sogar sitzen. Und schlimmstenfalls verrückt werden." Man denke nur: Reinhold Messner würde auf einmal stationär ...

Literatur: Reinhold Messner, 13 Spiegel meiner Seele. Piper Verlag, München/Zürich 1994. 320 S.

«Sie haben's gut.»

Ein Blick zurück auf dreißig Jahre als alpiner Profi-Schreiber und Fotograf

Dieter Seibert

Tatort: Tiefkar; Tatzeit: 27. Juli, 11.04 Uhr vormittags; besondere Umstände: Hundstage in den Alpen.
„Wie weit ist's noch zum Bier?"
Die Hänge und Kare zwischen dem Feisterer und dem Guttenberghaus im östlichen Dachsteingebiet flimmern in der Mittagshitze, vor allem in den Latschenfeldern herrschen Saunatemperaturen. Mit einem riesigen karierten Taschentuch wischt sich der Frager den Schweiß von der Glatze. Seine gewichtige bessere Hälfte ist noch sprachlos, muß erst Luft schöpfen, ausgiebig und keuchend.
Ich schaue auf meinen Höhenmesser, rechne kurz: „Zum Guttenberghaus braucht man noch eine halbe Stunde — wenn man zügig geht."
Seufzer im Duett. Dann wandern die Blicke der Dame über mein — schweißfreies — Gesicht. Erstaunen breitet sich in ihren Zügen aus. Noch ein grundtiefer Seufzer: „Sie haben's gut!!"
Ja, ich brauche nur noch abzusteigen, kann mich in eineinhalb Stunden wohlig in der Badewanne räkeln und dann einen ewig langen Mittagsschlaf zelebrieren. Das Seufzerpaar ahnt jedoch nichts davon, daß ich heute um drei Uhr aufgestanden war, um drei Uhr nachts wohlbemerkt, daß ich seit vier Uhr unterwegs bin, heute schon auf dem Eselstein (2534 m) stand und auf dem Sinabell.

Im Schlaraffenland?

Sie haben's gut — das könnte als Leitmotiv über den letzten 25 Jahren meines Lebens stehen. Immer und immer wieder bekomme ich diesen Satz zu hören, seit ich als eine Art Profi durch die Berge laufe und vom Schreiben und Fotografieren lebe. Hobby und Beruf verbinden — der Traum aller Menschen.
Natürlich führe ich ein Leben wie im Schlaraffenland: Schlafen, gut essen und gemütlich warten, bis die Sonne die Berge vergoldet und mir ideale Bedingungen für meine nächste Traumtour bietet. Freie Tage auf freien Bergen! Ein glücklicher Mensch!
Alles sieht ganz simpel aus. Teil eins, das reine Vergnügen: Ich unternehme eine Tour und schieße unterwegs ein paar Fotos. Teil zwei: Am Schreibtisch wird der entsprechende Text verfaßt; nach zwanzig Minuten bis maximal einer Stunde ist die Arbeit getan. Teil drei: Nichtstun und genießen (siehe oben).
Richtig, ich bin ein glücklicher Mensch. Ich richte mir meine Tage so positiv wie möglich ein, aber nicht die Arbeit, sondern mein Wesen verhelfen mir dazu. Auch mir, oder genauer, gerade mir fällt nichts in den Schoß. Dreht man die Schlaraffenland-Rechnung um, dann kommt man der Wahrheit schon näher. In meinem Führer *Stubaier Alpen* stehen 207 einzelne Routen. Rechnet man drei Tage pro Route (siehe oben — es gibt ja auch Schlechtwetter, Winter usw.), dann würde die Arbeit an dem Büchlein knapp zwei Jahre dauern. Einzige mögliche Schlußfolgerung: Ich bin schon vor zwanzig Jahren an Hunger gestorben.
Wenn ich trotzdem seit einem Vierteljahrhundert als Freiberufler, von Büchern, Führern und Fotos aus den Bergen lebe, nicht üppig, aber zufriedenstellend, dann war das nicht ohne gewisse Voraussetzungen möglich. Der sogenannte freie Mensch findet stets seine Neider; diese denken vielleicht noch an die Unsicherheit im Einkommen, aber wohl kaum an die lebensnotwendigen Eigenschaften wie Fleiß und Ausdauer, Mut und Phantasie.

Ein Buch — dreißig Jahre

Eine Frage taucht in jedem Interview auf: „Wie lange haben Sie an dem Buch gearbeitet?" Nach meiner Antwort „dreißig Jahre plus fünf Monate und siebzehn Tage" wird das Mikrophon ausgeschaltet und mich trifft ein strafender Blick; wie kann ich Witze bei einer so ernsten Angelegenheit machen! Die Bergsteiger jedoch verstehen mich sofort. Auch eine Region, ein Gebirge muß man Schritt für Schritt kennenlernen, sich hineinleben. Das Engagement und die Liebe des Autors spürt der Leser, sie übertragen sich, machen ihm ein Buch sympathisch.
Schön wäre es, dieses In-den-Schoß-Fallen. Schon ein paar Zahlen zeigen ein ganz anderes Bild: Ich besitze etwa zweihundert Führer und zusätzlich eine Reihe von Bergbüchern, habe aus allen Gebieten vom Dauphiné bis zum

Hochschwab jeweils die besten Karten (ebenfalls mehrere hundert), und meine gesammelten Unterlagen über die Alpen füllten achtzehn dicke Leitzordner. Füllten — inzwischen ist nämlich die Zahl der Ordner auf die Hälfte geschrumpft. Meinen Umzug 1994 habe ich zum großen Ausmisten genützt. Viel Material konnte ich wegwerfen: Ich wußte inzwischen selbst darüber Bescheid.

Material alleine nützt wenig, es ist nur die ideale Starthilfe für das Wichtigste: das eigene Wissen. Bevor ich in ein neues Gebiet, zu einem noch unbekannten Berg aufbreche, studiere ich alle Unterlagen, besonders exakt meine Karten. So entsteht schon zuhause ein detailliertes Bild, und ich weiß, auf was ich unterwegs achten muß, wie der Weg verläuft, wie viele Stunden ich brauchen werde, was rundum zu beachten ist (Vorarbeit für spätere Unternehmen), zu welcher Tageszeit sich welches Motiv zum Fotografieren anbietet ...

Seit mehr als dreißig Jahren sammelt und speichert mein Hirn die unzähligen Informationen. Auch alles Gelesene, alles Erzählte wird eingereiht. Heute weiß ich über Tausende von Bergen, Wegen, Hütten Bescheid, habe ein Bild von all den Landschaften im Kopf. In weiten Teilen der Ostalpen ist mir jeder einzelne einigermaßen nennenswerte Berg mit all seinen Daten, seinem Aussehen, den Aufstiegen geläufig.

Aus einer Flut von Details entsteht ein Buch oder ein Führer, eine Arbeit, die sich nicht ohne Ordnung, Fleiß, Geduld, Ausdauer, Systematik schaffen läßt. Es gibt Wochen, in denen ich achtzig Stunden am Schreibtisch sitze, und einen richtigen Urlaub kenne ich seit zwanzig Jahren nicht mehr. Dabei steht kein Arbeitgeber mit der Uhr in der Hand hinter mir; ich muß die Trägheit selbst überwinden — und das ist nicht so einfach, wie es klingt.

Zwei Beispiele, daß die Spielerei ganz schön in Arbeit ausufern kann: Für den Steiger-Führer *Bayerische Voralpen und Chiemgau* mußte ich nicht weniger als 136 Kartenskizzen zeichnen. Und mein Fotoarchiv mit etwa 10.000 Aufnahmen ist so sortiert, daß ich jedes gewünschte Bild spätestens in drei Minuten gefunden habe.

Auch anderes scheint so selbstverständlich und zeigt dann doch seine Tücken. „Sachtexte schreiben ist einfach!" lautet eine weit verbreitete Ansicht, obwohl so viele schon gegensätzliche Erfahrungen gemacht haben: Wer kämpft nicht von Zeit zu Zeit mit der Bedienungsanleitung zu einem neuen Gerät! Man liest die Worte — in der eigenen Muttersprache — wieder und wieder, und kommt doch nicht hinter deren Sinn. So kann es auch bei Führertexten sein: Nicht jeder bringt den Wanderer wirklich auf den rechten Weg.

Wach sein

Ein alpiner Profi muß im rechten Moment an der richtigen Stelle sein: am Rappensee, wenn die Sonne neben dem Widderstein untergeht, am Beginn der Ruderhofspitz-Südabfahrt, sobald der Schnee auffirnt, am Jubiläumsgrat zwischen Zugspitze und Alpspitze bei stabilem Schönwetter ... Wer da Rücksicht auf Freunde nimmt, die nur am Wochenende oder im Urlaub unterwegs sein können, wird wenig Ernte einfahren. Doch spontaner Aufbruch bedeutet: alleine unterwegs sein.

Viele tausend Stunden in der Weite der Bergwelt, alleine, zu allen Jahreszeiten, bei jedem Wetter und in Landschaften vom Felstobel bis zum Eisberg, von der sanften Voralpenkuppe bis zur senkrechten Dolomitenzinne — da haben die Gedanken Zeit und Raum zu vagabundieren. Viele schreckt allein der Gedanke an Einsamkeit. Mir ist sie wichtig. Da wächst nicht nur ein ganz eigenes Verhältnis zur Natur — ich stehe ihr nicht gegenüber, lebe vielmehr mit und in ihr —, es öffnen sich auch die Sinne.

Wache Sinne führen zwangsläufig zum Beobachten, zum Denken, die Zusammenhänge zu suchen und zu verstehen. Mich persönlich beschäftigen andere Bereiche viel mehr als das rein Bergsteigerische, als die Route, die Schwierigkeit, der Erstbesteiger oder gar das Gezänk um Spielregeln. Dreißig Jahre schreibe ich nun über die Berge. Ich wäre ein schlechter Profi, hätte ich in der langen Zeit nicht eifrig nachgedacht. Vieles ist mir klar geworden, in der Bergwelt, beim Wandern und Bergsteigen, mehr aber noch im allgemein Menschlichen.

Mit lästerlicher Zunge?

Zur gleichen Zeit erschienen zwei Besprechungen zu einem Lehrbuch von mir. In der einen wurde die These „sehr oberflächliches Gerede" in den Vordergrund gestellt, in der anderen lautete der Grundtenor: "... ein großer Wurf gelungen, kein Wort zuviel, ein Praktiker, der weiß wovon er spricht ..."

Oder: zum Glück kann man sich auf das Urteil unserer Obrigkeit verlassen, wenn diese im Rundfunk zu hören ist. Immer wieder muß man den Naturfreunden, die zu Fuß unterwegs sind, ins Gewissen reden, da sie gar so rüde die Bergwelt zerstören. So klingen mir im Moment die Worte in Ohr: „Die Wanderer scheuchen das Wild auf, das dann die Jungbäume verbeißt". Denn merke: Nur aufgescheuchte Rehe und Hirsche frönen dieser Unsitte, sie rächen sich vermutlich an der bösen Menschen in Bergschuhen; an abgelegenen Stellen hingegen gibt es keinerlei Verbiß.

Auch die Zeitungen zeichnen sich durch profundes Fachwissen aus. Wenn dort von einem Unfall in einer Gletscherspalte bei Oberammergau berichtet wird, dann gibt es eben bei diesem berühmten Passionsspielort mit seinen Bergen bis zu 1683 m Höhe entsprechende Eisströme. Irrtum ausgeschlossen! In den Blättern kommen auch stets Fachleute zu Wort, die die Molasserücken bei Murnau als Moränen bezeichnen oder verlangen, daß der Bergsteiger bei Gewittergefahr alles Metall von sich wirft (auch

die Brille, die Hosenknöpfe und die Münzen im Geldbeutel?), weil es den Blitz anzieht.
Über Verlage sollte ich mich eigentlich nur lobend äußern; sicher ist sicher. Bei mancher Lektoren-Korrektur habe ich wirklich erleichtert geseufzt: Gott sei dank, daß diese Holper-Formulierung (oder Ähnliches) noch ausgemerzt wurde. Es gab aber auch verzweifelte Kämpfe. So hatte ich einst allergrößte Mühe, daß in meinem Bayernbuch das Städtchen Heilsbronn bei Nürnberg sein „s" behielt; man wollte es mit aller Gewalt in Heilbronn umtaufen. In einem anderen Verlag wurden fünf Bücher von mir produziert. In der entsprechenden Zeit habe ich dort zwei Chefs, sechs Lektoren und vier Hersteller kennengelernt und „überlebt". Alle zwölf waren zutiefst davon überzeugt, ungleich mehr von Bergbüchern zu verstehen. Ich wiederum glaubte ...
Ich wage es sogar, meiner Lästerzunge innerhalb der eigenen, also der alpinen Kreise freien Lauf zu lassen. Wenig halte ich etwa von jenen, die sich hinter Worten wie „modern" und „aktuelle Diskussion" verschanzen, ohne offene Augen und eigene Gedanken die „allgemeine Meinung" wiederholen. Diese Personen fühlen sich zu erstaunlich vielem berufen, etwa als Extremkletterer dem sommerlichen Wanderer, der die Gruttenhütte besuchen will, eine lange Hose aus Goretex aufzudrängen (in einer Bundhose müßte man sich ja schämen). Sie sind es auch, die immer wieder die uralten Klischees aufwärmen, etwa vom mangelnden Naturverständnis eines Menschen in Halbschuhen oder dem bösen, aber unentrinnbaren Schicksal, wenn ein sogenannter Erfahrener in den Bergen umgekommen ist (mögen seine Fehler auch noch so gravierend gewesen sein).
An einem Apriltag saß ich in 2700 m Höhe an der Feuerspitze (2852 m, Lechtaler Alpen) auf einer kleinen, aperen Felskanzel, einer Aussichtsloge der Extraklasse: Vor mir die zerfurchten Riesen-Felsflanken der Vorderseespitze, in der Tiefe die weißen Flächen des Kaisertals, darüber eine Vielzahl von Gipfeln, lauter kecke, unzugängliche Gesellen. Doch trotz Sonne und Fernblick war ich ungeduldig; schon seit Stunden lag mancher steile Grashang in der prallen Sonne, und ich wußte von den Lawinenstrichen unten im Tal. In der reichlich steilen Stufe unter mir war der Harsch noch immer beinhart gefroren; wenigstens zwei Zentimeter Firn wären mir in diesem Gelände doch sehr sympathisch gewesen.
Entschlüsse faßt man am leichtesten in angespannter Situation. Beim Warten dort oben reifte die Überlegung: Welcher Unsinn, sich mit berechtigter Kritik zurückzuhalten, nur weil sie andere Schreibende aus der eigenen Branche trifft. Beispiel Feuerspitze: sie zählt zu den außergewöhnlichen Skibergen. Der Zugang durch das anfangs ganz flache Kaisertal zieht sich in die Länge, er ist zudem extrem von Lawinen bestrichen, dafür sind die Gipfelhänge dann reichlich steil, und der richtige Durchschlupf im Felsriegel läßt sich ohne Spur nur schwer finden. Zu dieser Tour lautet die Charakteristik in einem Skibuch lapidar „weite, relativ flache Hänge", und der Aufstieg, der vier bis fünf Stunden beansprucht, wird in vier Kurzzeilen beschrieben. Worte wie „Lawinengefahr" oder „anspruchsvoll und hochalpin" sucht man vergebens.
Vor vielen Jahren hatte ich eine teilweise kritische Besprechung eines Führers durch die Ammergauer Alpen geschrieben. Darauf bekam ich einen bitterbösen Brief des Autors; nur der Neid hätte mich, den Verfasser des entsprechenden Alpenvereinsführers, zu meinen Worten getrieben. Dieser Vorwurf schüchterte mich ein, erst zwölf Jahre später, an der Feuerspitze, befreite ich mich davon.
Welche Möglichkeit hat der Benützer des erwähnten Skibuchs, seine Unzufriedenheit an passender Adresse abzuladen? Nahezu keine! Das müssen — zwangsläufig — andere für ihn übernehmen. Das Abfassen von Routenempfehlungen und -beschreibungen gehört zum Verantwortungsvollen. Oberflächliche oder gar falsche Charakterisierungen und zu kurz gefaßte Beschreibungen, vor allem aber eine Verniedlichung der Gefahren sind keine Kavaliersdelikte. Im harmlosen Fall verdirbt man damit einer Gruppe einen Tourentag, im ernsten bringt man diese Menschen in Gefahr.

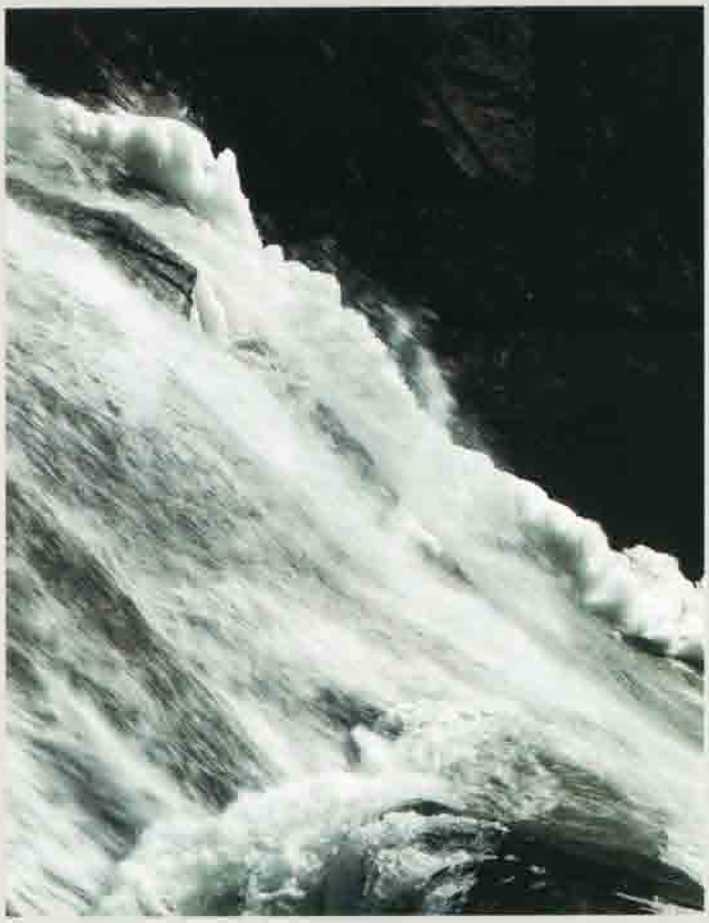
Maigret und Pater Brown in den Bergen

„Stundenlanges, einförmiges Hatschen ..." — so lautete das Fazit nach einer Wanderung durchs Steinerne Meer in den Berchtesgadener Alpen. Ein Führer, selbst extremer Kletterer voller Passion, war dort mit seinen „Schäfchen" von Hütte zu Hütte unterwegs gewesen, und hatte anschließend in einer Zeitschrift einen entsprechenden Tourenvorschlag veröffentlicht. Ich persönlich liebe den Karst, diese geheimnisvolle Kleinwelt der bizarren Formen, diese Schule der Vernunft und Bescheidenheit: Wie unbedeutend ist dort der Mensch, zumal im Schlechtwetter, im Nebel ...
Ärgerlich stellte ich bei einer Begegnung den Artikelschreiber zur Rede. Er schüttelte nur erstaunt den Kopf: „Über was regst du dich denn auf? Es *war* doch stinkfad, und bei meinen Leute gab's nur eine Meinung: Nie wieder Berchtesgadener Alpen."
Eine Führung über Wege, die der Verantwortliche als soo fad empfindet, läßt sich noch einigermaßen verstehen. Hier spielt das Geld eine Rolle. Bedauerlich nur für die Teilnehmer! Eine griesgrämige oder gar ablehnende Haltung des Leithammels überträgt sich immer auf die Schutzbefohlenen, die ihrem Führer, meist kritiklos, einen großen Bonus einräumen. Naiv, wer die Unterschiede für unbedeutend hält. Die gleiche Tour bei den gleichen äußeren Bedingungen kann — der jeweiligen Führung entsprechend — einmal als sehr mäßig, einmal als ausgesprochen schön empfunden werden.
Mogeln geht nicht! Glück für die Teilnehmer, wenn der

Dieter Seibert

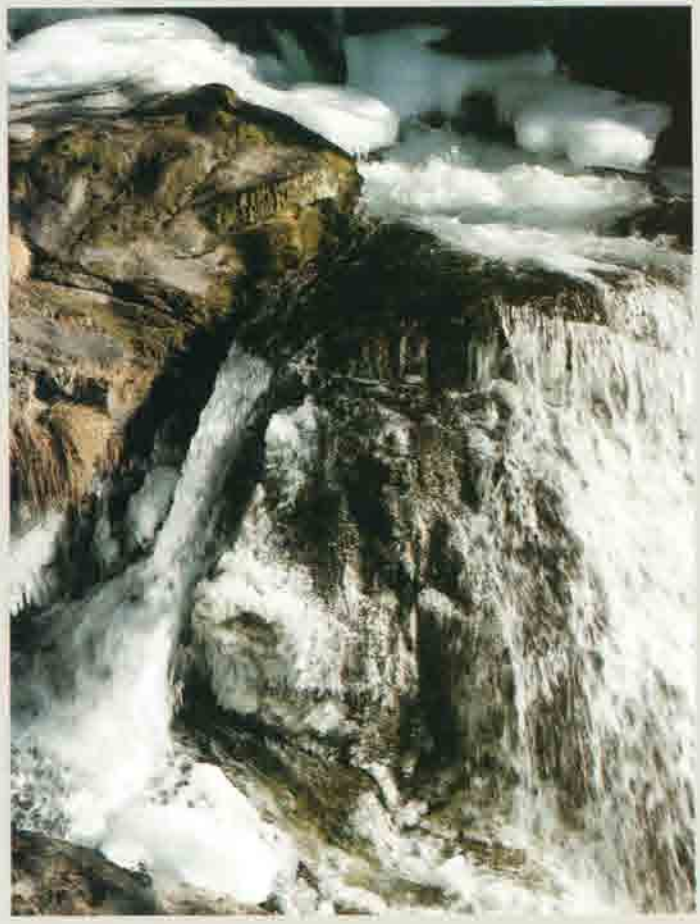
Schöne Augenblicke (1)
Der Stuibenfall im Ötztal / Tirol





Linke Seite:
Felsbogen über dem Stuibenfall

Rechte Seite:
Der Stuibenfall im Winter



Führende selbst Spaß an der Tour hat und nicht nur pflichtgemäß sein Programm abspult. Das persönliche Engagement wird immer gespürt. Das gleiche gilt bei Geschriebenem. Warum mußte der Kletterer diese Steinerne-Meer-Tour als Vorschlag in einer Zeitschrift veröffentlichen, obwohl er sie so wenig mochte?
Figuren in der Literatur wie Pater Brown oder Kommissar Maigret lösen verzwickte Probleme, indem sie sich in das Wesen der beteiligten Personen versetzen, in ihre Haut schlüpfen, wie es so schön heißt. Weisheit ausschließlich für Kriminalfälle? Eben dieses Sich-in-andere-Versetzen fehlte dem Führer im Steinernen Meer und seinem Artikel.
Die Menschen neigen dazu, eigene Wünsche und Vorstellungen auf alle anderen zu übertragen. Im alpinen Leben haben — verständlicherweise — vor allem die guten Alpinisten das Kommando übernommen. Sie denken auch für die Bergwanderer mit, die in ihren Augen eine Art Anfängerklasse ihrer eigenen Welt darstellen. In Wirklichkeit hat ein Bergwanderer mit einem Extremkletterer so viel zu tun wie ein Sonntagsspaziergänger mit einem 800-m-Läufer bei Olympia. Er denkt in völlig anderem Rahmen: Der Gipfelsieger vom Hochstaufen etwa setzt den Watzmann mit einem Aufstieg über das Hocheck an die erste Stelle seiner Wunschliste, aber bestimmt nicht die Eiger-Nordwand, nicht einmal die Watzmann-Ostwand.
So hat ausgerechnet die mit Abstand größte Gruppe unter allen Menschen, die zu Fuß im Gebirge unterwegs ist, keine ordentliche Vertretung und genießt keinen Respekt. Das ermuntert so manchen, genau diese Gruppe als Sündenböcke zu mißbrauchen. So schreibt zum Beispiel im März 1994 eine bayerische Zeitung: Die alpinen Wanderwege einer bestimmten Region sollten um 60% „ausgedünnt" werden, um die Natur zu schützen. Welche Verlogenheit! Die Berg- und Turnschuhe auf den Wanderwegen werden keine nennenswerten Schäden anrichten, ganz im Gegensatz zu manchem anderen! Ich schimpfe in solchen Fällen laut vor mich hin und fühle mich zum Anwalt der Bergwanderer berufen, ein eher macht- und hilfloser Anwalt allerdings. Im Rückblick wird aber doch deutlich, daß ich in den gut dreißig Jahren einiges bewirkt habe, meist still, oft unbemerkt, was meiner Art mehr entspricht als spektakuläre Auftritte.

In der Karte wie in einem Buch lesen

Nestbeschmutzer! Dieser Titel wurde mir für meine Glosse „Skispuren — Glücksspuren" verliehen, die ich als junger Zeitschriften-Redakteur verfaßt hatte. Offensichtlich sollte ich bei meinen Betrachtungen die Alpenvereinskarten wohlwollend übersehen. Damals gab es auf vielen Blättern der unterschiedlichsten Herkunft haarsträubende Mängel bei der Eintragung von Skirouten, statt Genauigkeit regierte der großzügige Schwung. Es machte wohl nichts aus, wenn die rote Linie kühn Schluchten und Felsstreifen übersprang, Wälder durchschnitt, obwohl nebenan freies Gelände herrschte, oder auch zwischendurch — völlig widersinnig — ein Stück bergab führte.
Vor gut zwanzig Jahren gab es im Schönachtal, einem Nebenast der Gerlostals, ein folgenschweres Lawinenunglück. Zahlreiche Mitglieder einer deutschen Alpenvereinssektion stiegen durch steile Nordosthänge auf, obwohl extrem gefährliche Bedingungen herrschten. Die stattliche Zahl von Toten war ein klarer Beweis, dennoch wollte man die gravierenden Fehler nicht wahrhaben. Wie immer, wenn „erfahrene Alpinisten" beteiligt sind, war man auf der Suche nach anderen als den wahren Ursachen. Letztendlich soll das Schicksal oder sonst etwas schuld sein, doch nie das eigene Unvermögen. In den Skikarten machte man schließlich einen Sündenbock aus: In diesem Gelände war eine rote, so verlockende Linie eingezeichnet.
Hier kann man keine mildernden Umstände gelten lassen, auf keiner der beiden Seiten. Gerade das Kartenstudium hätte klipp und klar gesagt: Es war gröbster Leichtsinn, bei den herrschenden Bedingungen durch dieses Gelände aufzusteigen. Zum Unverzeihlichen gehört aber auch das Eintragen von Skirouten an ungünstigen Stellen. Ich bin stolz darauf, daß sich hier durch meine Bemühungen inzwischen einiges geändert hat.
Weniger Erfolg hatte ich bei meinem Lieblingsthema, dem Kartenlesen. Kein anderer Bereich des alpinen Wissens wird so sträflich vernachlässigt. Noch heute schenkt man etwa bei Kursen der für das Hochgebirge nahezu unbrauchbaren Orientierungstechnik mit Kompaß, Marschtabellen usw. viel mehr Beachtung als dem Gehen nach der Karte.
Mein erster Skiführer erschien 1966. Es wurde ein echter Erstling mit allen typischen Geburtsfehlern. Doch ich habe damals rasch gelernt. Vor allem tauschte ich die alten Skikarten, etwa der Kitzbüheler Alpen, gegen die entsprechenden Blätter der Österreichischen Karte im Maßstab 1:50 000 aus. Bald war ich fähig, selbständig die Skirouten aus dem Kartenbild, in erster Linie nach den Höhenlinien, herauszulesen. Nachdem ich mir angewöhnt hatte, die geplanten Routen mit der Lupe zu studieren, unterlief mir kein vermeidbarer Fehler mehr. Die unvermeidbaren waren dafür manchmal unangenehm genug. Beim Aufstieg aus dem Rettenbachtal in den Kitzbüheler Alpen zum Gerstingerjoch etwa sperrte plötzlich halbhoher Jungwald die Hänge, die laut Karte völlig hindernislos sein sollten. Erst nach manchem Kratzer und harzverschmierter Kleidung gaben wir den Kampf mit dem Unterholz verloren und wichen auf die Hänge der Scheibenschlag-Niederalm aus. Damit hatten wir eine zu dieser Zeit völlig unbekannte Route entdeckt, die sich später zu einer richtigen Modetour entwickelte.
Dem Kartenstudium und dem Ausklügeln von Skirouten galt seinerzeit meine besondere Leidenschaft. Vieles, was ich in den Sechzigerjahren „erfunden" habe, zählt heute

zum Klassischen. Und wer die zerfurchten Hänge in unseren Tagen kennt, mag kaum an das unberührte Weiß von damals glauben. Stolz war ich auf Routen wie den Gamskogel (2206 m) über die Baumgartenalm, das Gamsbeil durchs Miesenbachtal, der Schafkopf (2455 m) von Norden oder das Sonnenjoch über die Gressensteinalm, alle in den Kitzbüheler Alpen. Auch die Rappenklammspitze im Karwendel oder die Hintere Steinkarspitze über Kelmen in den Lechtaler Alpen zeigten damals nur Fuchs- und Hasen-, aber keine Skispuren.

Als dann die Skitourenfreunde in den bekannten Regionen mehr und mehr wurden, erforschte ich für mich wieder neue Gebiete. Es machte Spaß, sich als Kolumbus zu fühlen. Von den idealen Möglichkeiten etwa über der Val Tuoi angelockt, auch eine Entdeckung auf der Karte, kam ich das erste Mal nach Guarda (1653 m), diesem Engadinerort, der 400 m über dem Inn auf den Sonnenhängen thront. Die am Schreibtisch erfundenen Touren waren dann wirklich so schön, wie ich sie mir vorgestellt hatte: Über dem äußeren Tuoital gibt's den gemütlichen Fil da Tuoi (2867 m), gegenüber den Piz Champatsch (2969 m) mit seinen teilweise steilen Hängen, im Talschluß die rassige Abfahrt von der Hinteren Jamspitze und vieles mehr.

Kopfschütteln der Einheimischen

Mit einer Mischung aus Staunen und viel Skepsis taxierten damals viele Einheimische unsere Pläne. „Durchs Gamortal mit Skiern auf den Schartlkopf? Unmöglich! Das geht nie!" Das war keine Frage, sondern eine Feststellung, hundertprozentig, Widerrede ausgeschlossen. Ein Bauer aus Nauders kennt schließlich seine Almen und Berge. Beim ersten Dämmerschein am nächsten Tag waren wir unterwegs, an einem klirrend kalten Aprilmorgen, froh und zuversichtlich bei diesem blitzblanken Himmel. Die gute Schneelage war ein zusätzlicher Garant, um aus der Tour ein einzigartiges Erlebnis zu machen.

Gegen Mittag mogelten wir uns über die untersten Schneeflecken wieder in den Ort hinab, der Bauer von gestern stand vor der Tür, regungslos. „Wie war's?" Seiner wortsparenden Art folgend, fiel meine Antwort ebenfalls kurz aus: „Pfundig!" Er schaute uns unschlüssig an, kratzte sich hinter dem rechten Ohr, bedeutete uns, einen Moment zu warten und verschwand im Hausflur. Er kam mit drei Gläsern und einer Obstlerflasche zurück. Eine Viertelstunde saßen wir gemeinsam auf der warmen Bank an der Hauswand, schwiegen alle drei, unser Gastgeber schüttelte nur den Kopf und kratzte sich immer wieder hinter dem rechten Ohr.

Neunzehn Jahre später war Nauders aus seinem einstigen Winterschlaf erwacht, so vollständig, daß diesmal im April — trotz intensivster Bautätigkeit in der Zwischenzeit — kein Zimmer zu bekommen war. Auch der Hof unsres einstigen Obstlerbauern hatte sich gewaltig verändert. Ein Schild „Zimmer mit Dusche und WC" lud die Fremden ein. Ich bummelte am Haus vorbei. „Hei! Du Schartlkopf-Skifahrer, wart!" Nach der langen Zeit hatte mich unser alter Freund sofort erkannt. Wieder saßen wir auf der Bank, aber diesmal nicht schweigend. Richtig aufgeschlossen und redefreudig war der Einsilbige geworden, er hatte sich gut in die veränderte Welt gefunden. Aber dann kratzte er sich doch wieder hinter dem Ohr: „Wie hast du das schon damals gewußt, das mit den Skitouren?" Ich antwortete mit einer vagen Geste: „Oh, ich hab die Karten mit der Lupe angeschaut."

Erfindung von Hm und rechts/links

Viel mehr, als der Laie ahnt, läßt sich aus einer genauen Karte herauslesen; dies gilt verstärkt für Skitouren. Man sieht, daß ein Graben allzu scharf eingeschnitten, aus einem Rücken ein sehr schmaler Grat wird, daß Lawinen diese Stelle bedrohen, daß ein bestimmter Bereich des Hanges sich bei den herrschenden Verhältnissen am besten für die Abfahrt eignet. Hätten alle Führerautoren bei der Arbeit die besten Gebietskarten neben sich liegen und würden sie das Kartenlesen verstehen, wäre die Qualität mancher Beschreibung besser.

Wer dies nicht glauben mag, der sollte einmal die Pallspitze in den Kitzbüheler Alpen aus dem inneren Langen Grund besteigen, wenn es auf diesen Hängen keine Spuren gibt. Steckt man erst einmal mitten in dem so welligen, unübersichtlichen Gelände, dann wird jedes „Gehen nach Gefühl" zum Glücksspiel. Allein die Karte zeigt die ideale Route.

Aber ich habe mich nicht nur mit Hilfe der Karten in das Gelände und die Tour „hineingefühlt", sondern auch in die Benützer der Führer. Schnell wurden mir einige Schwächen der bisherigen Arbeiten bewußt. Da stand zum Beispiel für den Aufstieg über den Ochsentalergletscher bei der Wiesbadener Hütte in der Silvretta: „Dem großen Eisbruch weicht man nahe dem linken Ufer aus." In Wirklichkeit muß man ganz rechts an den herrlich schillernden Eiskaskaden vorbei. Ein Irrtum? Keineswegs, sondern eine Idiotie! Vielleicht war es irgendein Geograph, der das „orographisch" (es bedeutet: in Fließrichtung, abwärts) bei Routenbeschreibungen eingeführt hatte. Manchmal wendete man es an, in anderen Fällen wieder nicht — warum sollte man die Bergsteiger nicht ordentlich verwirren! Zäh wurde daran festgehalten, bis ich diesen Unfug bekämpft und hoffentlich ausgerottet habe. Mir wurde auch rasch bewußt, wie wenig hilfreich selbst eine so präzise und sachliche Angabe wie eine Himmelsrichtung ist. „Hier biegt man nach Osten ab." Das wirkt so klar und selbstverständlich. Ist es aber nicht! Fragen Sie einmal unterwegs, wer die Himmelsrichtungen sicher angeben kann. „Hier biegt man nach rechts ab," versteht hingegen jeder.

Ebenfalls für viel Verwirrung sorgt die Formulierung „nach

Dieter Seibert

Schöne Augenblicke (2)

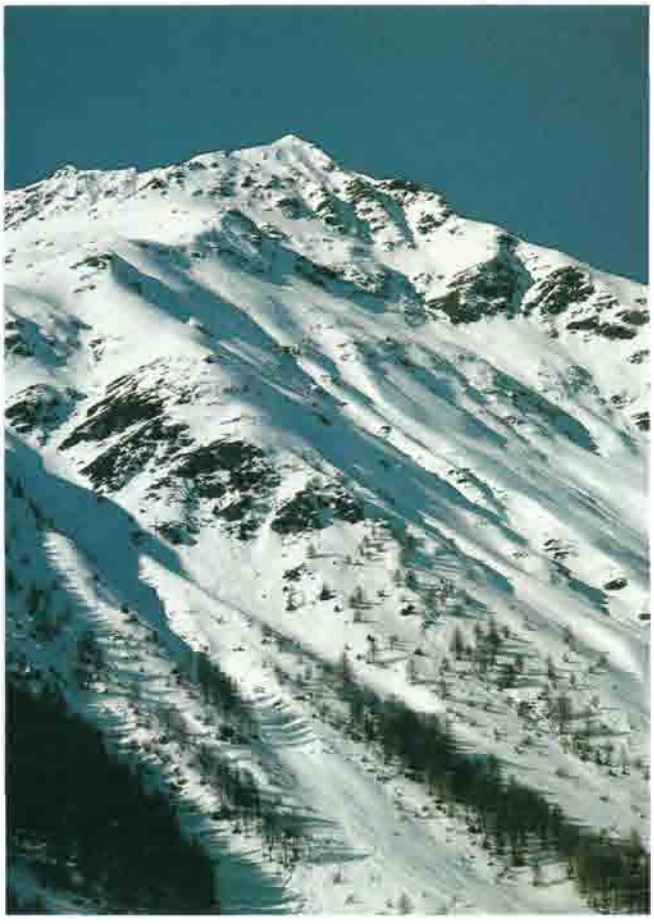


Oben:
Guttenberghaus im
Dachsteingebiet

Rechts:
Feistertal, Mitterstein, Eselstein
(Dachsteingebiet)

Linke Seite:
Sinabell / Dachstein





Piz Champatsch,
Val Tuoi, Unterengadin

100 m". Welche Unterschiede liegen zwischen hundert Metern Höhe und Entfernung! Mancher half sich mit dem Wörtchen „vertikal" über diese Klippe hinweg. Ich habe stattdessen die Bezeichnung Hm = Höhenmeter erfunden und in meinen Skiführern verwendet, um alle Irrtümer auszuschalten. Bei einem einsamen Aufstieg zur Mittleren Getschnerspitze in der Silvretta war mir diese Idee gekommen. Mancher verwendet heute dieses Hm völlig selbstverständlich, nicht ahnend, daß auch dies einmal erfunden wurde, noch dazu von einem „Kollegen", der noch heute selbst in den Bergen unterwegs ist.

Schreibende und andere Raubritter

Viele Jahre waren meine Skiführer ganz alleine auf dem Markt. Dann wurden die Tiefschneefreunde rasch mehr und mehr, und das rief eine zahlreiche Konkurrenz auf den Plan. Ich war ein wenig eifersüchtig und ärgerte mich über das so auffallende Nachahmen im Aufbau der Tourenbeschreibungen. Ein zur Rede gestellter Kollege schaute mich nur groß an und meinte dann achselzuckend: „So schreibt man halt Vorschläge für Skitouren." Aha! Vielleicht sollte ich stolz sein und mich als eine Art Urvater fühlen.

Andere Erlebnisse mit meinen „Kindern", für die ich oft in Jahrzehnten den Stoff liebevoll zusammentrug und in die ich viel Zeit, Kraft und Kosten investierte, lassen sich schlechter verdauen. Alpine Raubritter unserer Zeit betrachten die Texte nämlich als Fundus, aus dem man wacker abschreibt, das Geklaute dann mit dem eigenen Namen versieht und Honorare kassiert. Vor allem die Beschreibungen in den Führern scheinen vogelfrei zu sein. In Wirklichkeit ist auch das nichts anderes als Diebstahl!

Mein erstes großes Buch war für mich ebenso erfolg-, hilf- wie lehrreich. Ich hatte den Inhalt mit reichlichem Aufwand in den unterschiedlichsten Teilen der Alpen recherchiert, Aufnahmen bei den besten Fotografen gesammelt, und der Verlag sorgte für eine großzügige Ausstattung. Der Verkauf lief bestens; und so wurde das Buch für mich das Sprungbrett für eine Zukunft als selbständiger Autor. Also rundum Sonnenschein?

Es kam ganz anders. Im Prospekt einer Buchgemeinschaft prangte mir eine großzügig aufgemachte Werbeseite entgegen, auf der — mein Buch als Sonderausgabe angepriesen wurde. Der Verlag hatte mir kein Wort davon gesagt! Einen Mitarbeiter in der Verlagsherstellung, den ich ein wenig kennengelernt hatte, bat ich nun um eine Aufstellung. Sie sollte alles enthalten, was von meinem Buch im Laufe der Zeit gedruckt worden war. Offensichtlich zeigte ich bei meiner Bitte ein so freundlich-gutmütiges Gesicht, daß ich die entsprechende Notiz auch bedenkenlos bekam.

Das Erstaunen wuchs. Die Zahlen in dieser Aufstellung stimmten auch nicht mit den jährlichen Abrechnungen überein, die die im Buchhandel verkauften Exemplare honoriert.

Was blieb mir übrig? Ich ging mit meiner Liste zum besten Fachanwalt. Er begann eine zähe Kleinarbeit, rückte man doch immer nur einzelne, möglichst bescheidene Brocken heraus. Die Verlagsoberen mögen an Hexerei gedacht haben, daß der Anwalt treffsicher jeweils nach dem noch Fehlenden zu fragen verstand. Um dem für mich so hilfreichen Mitarbeiter jede Schwierigkeit zu ersparen, wurde nämlich die Aufstellung nie erwähnt. Die Scharmützel dauerten ein halbes Jahr, dann war ich um einiges reicher.

Ein Entschuldigung mir gegenüber? Keineswegs! Ich galt vielmehr als der Böse. Natürlich gab es danach keine Zusammenarbeit mehr, obwohl das Buch noch über viele Jahre lief (ohne jegliche Überarbeitung). Ein Imitator schöpfte zudem ganz ungeniert aus meinem Werk, und der Verlag brachte ein Mischmasch aus Abgeschriebenem und Eigenem als direkte Konkurrenz auf den Markt. Erst wußte ich nichts davon, dann machten mich Freunde darauf aufmerksam. Aber ich war damals zu jung und dumm, um zu protestieren und eine große Rechnung zu stellen.

Doch die alpin Schreibenden früherer Generationen waren nicht besser. In den Lechtaler Alpen steht die gewaltige Freispitze (2884 m). Der heute übliche Anstieg führt über die Freispitzscharte. Ein Gamsbock zeigte den Erstbegehern von 1899 den Durchschlupf durch die scheinbar unbezwingbare Felsmauer oberhalb des Sattels, die aus

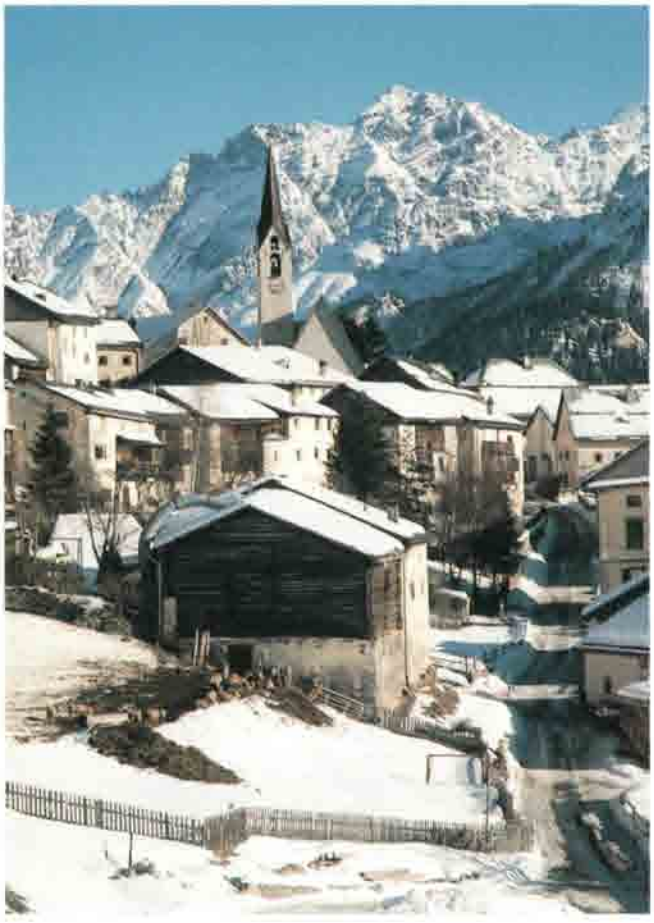
dem schönen, festen Gestein Oberrätkalk aufgebaut ist. Die stolzen Sieger lieferten eine Wegbeschreibung, die eine ungeschickte Formulierung enthielt. Diese tauchte nun regelmäßig in allen Texten über die Freispitze auf, ein Beweis, daß über Jahrzehnte einer vom anderen abschrieb. 1966 lieferte ich einen neuen Routentext. Von diesem Zeitpunkt an benützten die Langfinger meine Zeilen.

Ausgerechnet meine Spezialtour

„Euch sollte man alle zum Mond schießen, euch Schreiberlinge!"
„??"
„Jetzt schaut er auch noch, wie die Unschuld vom Lande!"
Mein Gegenüber schlug mit dem Handrücken auf den Skiführer, der vor ihm auf dem Tisch lag. „Ausgerechnet meine Spezialtour steht da drin! Ich könnt' wirklich auf all die ... verzichten, auf die von da draußen kommen."
Auf der Suche nach Fotos für ein neues Buch war ich zu Besuch bei diesem kritischen Zeitgenossen. Sein Grimm verflog aber rasch, als wir in seinem Archiv kramten und ich einige wirklich schöne und passende Motive fand. Dann drängte er mir ein Bier auf — um elf Uhr vormittags. Das entsprang jedoch nicht ausschließlich der Freude eines gelobten Fotografen, er wollte mich noch ein wenig festnageln.
„Ich bräuchte ein paar Tips." Unter einer Zeitung zog er zwei Schweizer Karten hervor. „Im April gehen wir ins Unterengadin. Dem Züricher Onkel meines Freundes gehört eine Ferienwohnung in Ardez, die wir benützen können. Da soll es schöne Skitouren geben. Aber wir haben so gar keine Ahnung."
Er schaute mich erwartungsvoll an, ich ihn ... Da müßte doch eigentlich noch etwas kommen, von wegen Spezialtouren der Unterengadiner, die man nicht verraten dürfte und so weiter. Doch in dem Gesicht zeigte sich nur gespannte Hoffnung auf die Leckerbissen, die ihm nun serviert würden — und wurden.
Das Denken in angestammten Pfründen mag verständlich sein, bleibt aber doch purer Egoismus, der sich manchmal auf Orte oder ganze Regionen erstreckt. Berge sind kein Privat- und auch kein Gemeindeeigentum, mögen sie noch so auffallend auf deren Grund und Boden stehen. In dieser Beziehung werden in der letzten Zeit immer neue Gedankenspiele bekannt: Man will Privilegien schaffen für die im Ort logierenden Gäste bis hin zur Aussperrung von Tagesbesuchern, die nur den Platz wegnehmen und — kaum Geld bringen. Häßliche Rangfolge im Winter: Pistenfahrer, Skiwanderer, Skibergsteiger. Man hofiert die mit dem teuersten Hobby, und möchte jene, die zu Fuß auf den Berg steigen, am liebsten hinaus ... Dem Alpinisten hängt sowieso zäh wie Schusterpech der Ruf des Geizes an, mag er noch so durstig und hungrig die Gasthäuser bevölkern.
Den „Schreiberling" schützt nur ein dickes Fell vor allzu vielen blauen Flecken, eckt er doch immer wieder an beim Slalom durch das Gestrüpp der Wünsche, Vorstellungen, Verlangen, eingebildeten Privilegien und was ihm so alles begegnet. Wer nach fremden Meinungen schielt, ihnen gerecht werden will, der gerät nur allzu rasch unter die Lawine der Unselbständigkeit.

Das Publikum bestimmt den Markt — nicht umgekehrt

Ein Alpin-schreib-und-Kunst-Vordenker verfaßte einst einen flammenden Beitrag über Auswahlführer und -bücher. Individualismus und Eigeninitiative seien beim Bergsteigen gefragt, der Alpinist stellt sich seine Routen selbst zusammen und läßt sie sich nicht von der entsprechenden Literatur vorkauen. Jenes Gurus Jünger fühlten sich danach berufen, all die „Rezeptbücher" in Besprechungen mit beißendem Spott zu verdammen. Diese Stimmen sind verstummt, aber die Rezeptbücher geblieben.
Es ist wie bei des Kaisers neuen Kleidern: Keiner traut sich etwas zu sagen. Dabei liegt hier der Knick in der Gedankenkette wahrlich auf der Hand. Individualismus läßt sich nicht verordnen! Einige schätzen ihn und leben sowieso danach, die anderen haben weder Lust noch die Fähigkeit dazu, ohne dadurch schlechtere Menschen und Bergsteiger zu sein. Spinnt man den Gedanken konsequent zu Ende, gelangt man sogar zum gegenteiligen Fazit: Konzentriert sich die Masse auf ganz bestimmte Touren, so bleibt für die Individualisten umso mehr Ruhe und Platz. Also: ein Lob den Rezeptbüchern.
Goethe meinte schon vor 200 Jahren: „Grau ist alle Theorie ..." Gedankengänge bleiben wirklichkeitsfern, wenn nicht vorher die Tatsachen festgestellt wurden. Der Idee des Individuellen und Ausgefallenen folgend, wurden bei meiner Sektion auch Führungstouren zu unbekannten Zielen ausgeschrieben. Die Resonanz war minimal, während sich alles drängte, um an einer Fahrt zum Watzmann, zum Wiesbachhorn, zum Zuckerhütl, zum Piz Palü teilzunehmen.
Zudem überschätzen viele den Einfluß der Führer und Bücher. Die Zahl der Skitourenfreunde stieg plötzlich und rasch. Mancher Berg, einst malerisch mit einzelnen Spuren verziert, zeigte nun an schönen Wochenenden arg zerfurchte Hänge. Da konnten die Vorwürfe nicht ausbleiben: Die Skiführer locken die Massen an.
Der Wirklichkeit jedoch entspricht der umgekehrte Satz: Die etwa ab 1975 rasch wachsende Zahl von Tiefschnee-Liebhabern ließ das Interesse an Tourenvorschlägen in gleicher Weise steigen.
Mein ruhiges Gewissen kehrte zurück, nachdem ich 1983 wieder einmal die innerste Wildschönau besucht hatte. Zu meinem Erstaunen gab es weniger Spuren an den beiden in meinen Führern beschriebenen Bergen, dem Sonnenjoch und dem Großen Beil, als in den Südosthän-



Guarda im Unterengadin
mit Piz Pisoc

gen von Kleinem Beil und Lempersberg. Ganz ohne gedruckte Hilfe war die Entwicklung weitergelaufen, man hatte neue Ziele gesucht und gefunden.

Dreißig Jahre Skiführer

Die Skiführer sind überhaupt ein Spiegel für diese Entwicklung. 1966 erschien mein erstes Bändchen *Bayerisches Hochland und Nordtirol*. In zehn Jahren wurde die bescheidene Auflage verkauft. Der Nachfolgeführer war in drei Jahren so erfolgreich, daß das Gebiet nun auf drei Bände aufgeteilt wurde, und weitere sechs Jahre später war die Nachfrage wieder enorm gewachsen, und so begannen wir mit der Herausgabe von Skiführern über einzelne Berggruppen wie die Kitzbüheler oder die Allgäuer Alpen. Gleichzeitig breitete sich rasch und immer stärker die Konkurrenz aus.

Die Verlage entdeckten den neuen Markt, und jeder wollte sich ein Stück vom Kuchen sichern. Bei jeder aufkommenden Mode läßt sich die gleiche Entwicklung beobachten; zur Zeit sind gerade Radwandern und Mountainbiken im Trend, was eine Flut von Veröffentlichungen nach sich zieht.

Ein Autor ohne Fingerspitzengefühl für die Entwicklung wäre rasch out, wie es auf gut deutsch heißt. Der Besuch in der Wildschönau hatte mir auch die Augen über die herrschende Tendenz geöffnet: steil, steiler, am steilsten. Die moderne Ausrüstung, mehr aber noch das hervorragende skifahrerische Können ließen eine Generation echter Tiefschnee-Akrobaten heranwachsen. Keine einfache Situation für mich; ich mußte einen Weg finden zwischen meiner Art als Lawinen-Angsthase, dem viel an relativ sicheren Routen liegt, und dem neuen Trend.

Es war nur ein kurzer innerer Kampf. Ich blieb meiner Linie treu, stieg nicht mit ein ins „Steilhang-Geschäft". Meine Touren sollten, von ein paar Leckerbissen abgesehen, solide und für jedermann befahrbar bleiben.

Nochmals zum Thema „Hineinfühlen". Die Routen auf das Feldalpenhorn in den Kitzbüheler Alpen, auf den Muttenkopf über dem Obernbergtal am Brenner oder auf das Galtjoch bei Berwang im Außerfern sind schwer zu finden. Bei diesem Satz ernte ich stets ein mitleidiges Lächeln oder ein Kopfschütteln meines Vis-à-vis. Die Orientierung auf den entsprechenden Touren war doch vollkommen mühelos, alles lief ganz selbstverständlich ab! Kunststück — man folgte ja einer tief ausgetretenen Spur vom Start bis zum Gipfel. Aber nach Neuschnee gibt es immer einen „Vorarbeiter", der diese Spur neu anlegen muß. Nur er merkt, wie unübersichtlich das Gelände (vor allem in der Waldregion) ist, wie schwer man die richtige Abzweigung erwischt, wie schnell man einen Hang an ungünstiger Stelle anschneidet usw. Genau auf diesen Fall aber muß eine gute Routenbeschreibung abgestimmt sein. Der Schreibende, der fast immer ebenfalls auf dicker Spur aufsteigt, braucht viel Phantasie, um sich ein völlig unberührtes Gelände vorzustellen und darauf seinen Text abzustimmen.

Tourenbeschreibungen ohne Seele

Unzählige Menschen sind mir im Gebirge und bei meiner Arbeit begegnet, Wanderer, Bergsteiger, Kletterer, Funktionäre, stille und lärmende, zurückhaltende und von Ehrgeiz zerfressene, romantische-besinnliche, fanatische, kluge, leichtsinnige, angeberische und bescheidene, Nobodys und Stars. Mit verklärten Augen denkt manche oder mancher an seine Begegnung mit einem Star. Aber alpine Stars? „Er hat in seinen jungen Jahren schon erstaunliche Taten vollbracht," begeisterte man sich in einem der alpinen Blätter. „Unsere Zeitschrift ist die erste, in der xy veröffentlicht hat." Mir fällt es schwer, in einen Jubel dieser Art einzustimmen, zumal der Gelobte selbst schreibt, er hätte „mehr Glück als Verstand" gehabt und dies mit haarsträubenden Details untermauert.

Sicher bin ich mit klugen Personen auch im alpinen Bereich zusammengetroffen. Aufschlußreicher und hilfreicher für die Arbeit aber waren die „einfachen" Menschen unterwegs, ihre Wünsche und Freuden, ihre Probleme, die Einstellung zum Wandern, Bergsteigen, zur Natur. Durch sie wurden mir immer neue Facetten des „Hineinfühlens" bewußt. Vor einem Vierteljahrhundert verdrängten plötzlich die Tourenkarten, die man einzeln im Rucksack mitnehmen konnte, die gebundenen Führer. Der Initiator und Marktführer pries seine Karten als be-

sonders modern an, *so* müsse es sein, alles andere gehöre in die Mottenkiste unverbesserlicher Romantiker. Armes Wort „modern"! Allzu Nüchternes, Kaltes, Seelenloses muß sich stets diesen Begriff gefallen lassen. Die Vorschläge auf den Tourenkarten wurde von allem Erzählenden gesäubert; nur nackte Facts waren erlaubt. Mein damaliger Verleger begeisterte sich auf gut bayrisch: „Pep! Echter Pep!"
Diese Mode flammte hoch auf und erlosch genauso rasch. Die Kartenform war eben doch nicht das Ideale, sagte man sich und übersah damit (geflissentlich) den wesentlichen Punkt. Phantasielose — kein Verleger sollte sie in seinem Lektorat anstellen — wissen nicht, daß vor jedem sachlichen Routentext der „Lustmacher" stehen muß. Bekommt der Leser leuchtende Augen und schwärmt, „das muß ich selbst ausprobieren," dann war der Autor auf dem rechten Weg. Eine Charakterisierung der Tour mit allem Drumherum ist ungemein wichtig, und es war naiv, sie der „Moderne" zu opfern.
Ein Psychologiestudent könnte eine Diplomarbeit schreiben über das Phänomen „Welcher Tourenvorschlag spricht wen an?" Der Bergwanderer schätzt vor allem zweierlei: Besonders schöne Ausblicke und Spannendes in Wegnähe wie Wildbäche, Wasserfälle, Felsen, Bergseen usw. Kurze Texte, die aber doch das Wesentliche treffen, sind das Ideale. Die Benützer spüren stets die Unterschiede zwischen ehrlich und passend auf der einen Seite und lieblosen Allgemeinplätzen andrerseits. Ein Autor, der stereotyp alles mit einem „sehr lohnend" oder einem „äußerst lohnend" charakterisiert, erzeugt letztendlich mehr Frust als Lust.
Nur der Normalweg zu den sowieso schon bekannten und viel besuchten Standardzielen — das ist reichlich dürftig! Dabei läßt sich aus einem Allerweltsausflug mit Wissen, einiger Phantasie und entsprechender Mühe oft etwas ungleich Reizvolleres gestalten. Zur Wiesbadener Hütte etwa, dem bekannten Stützpunkt in der Silvretta, pilgern an schönen Sommertagen oft ganze Ströme von Wanderern. Fast alle folgen brav dem Jeepsträßchen, das an der Bielerhöhe beginnt. Man weiß es nicht besser, begnügen sich doch die meisten Beschreibungen mit dieser Route. Sogar der alte, so aussichtsreiche Fußweg, der höher oben durch die Hänge zieht, wird selten erwähnt.
Was ließe sich aus dieser Tour alles machen! Ein Rundweg wäre das mindeste. Dazu bieten sich der Radsattel und das Bieltal an — viel Abwechslung für eine Gehstunde zusätzlich, die sich zudem mit einer verträumten Rast auf den Matten am Ufer des großflächigen Radsees verfeinern läßt. Dann liegt auch das Hohe Rad (2934 m) am Weg, *der* Aussichtsberg der Region schlechthin. Oder man steigt von der Hütte noch zur Grünen Kuppe hinauf und bestaunt den ungewöhnlich wilden Eisbruch des Ochsentalergletschers ...

Neues Entdecken — ein unendliches Thema

Von den Schönheiten in der Bergwelt ist nur ein Bruchteil bekannt, selbst in überlaufenen Gebieten. Jeder Höhenbereich im Gebirge hat — schaut man nur genau hin — seinen ganz eigenen Zauber und seine Attraktionen. Auch die Tallagen! In meinen Büchern, in denen einzelne Gebirge wie die Ötztaler Alpen vorgestellt werden, erscheint auch jeweils ein Kapitel über die Täler. Mir gefiel die bis dahin übliche Art der Beschreibungen nicht, vieles schmeckte zu sehr nach Fremdenverkehrsprospekt. Dem Bergbegeisterten müßte man mehr Natur und weniger Tiroler Abend servieren.
Das Thema Ötztal brachte mir ganz neue Perspektiven. Als Gipfelhungriger war auch ich stets durch dieses Tal zu irgendwelchen Zielen geeilt, frühmorgens oder müde nach einer Tour. Dem Tal selbst galt nie der Besuch. Erst bei der Arbeit zu meinem Buch kam ich zum Schauen und Fotografieren ins Ötztal selbst, und zwar an einem Herbsttag, an dem die großen Gipfel schon tief verschneit waren — zum Glück! So hatte ich die nötige Muße. Ohne allzu große Erwartung begann ich meine Motivjagd im Gebiet zwischen Oetz und Huben. Doch bald packte mich ein echtes Entdecker-Fieber. Gletschergeschliffene Felsen und Wände, Blocklabyrinthe, Wasserfälle, Klammen und Stromschnellen, knorrige Baumveteranen — es gab eine Fülle schönster Eindrücke, so begeisternd, daß ich zu anderen Jahreszeiten meine Ötztalstreifzüge fortsetzte.
Haben Sie je etwas von einem „Lehner Wasserfall" gehört? Einen Leckerbissen ganz eigener Art gibt es dort noch obendrein. Die erst sanft, dann kräftig steigenden, schließlich in Felsen übergehenden Hänge hinter den Häusern von Lehn, einem Dorf der Gemeinde Längenfeld ganz am Westrand des Talbodens, zeigen eine Urgesteinslandschaft wie aus dem Bilderbuch. Mächtige Lärchen bilden einen lichten, sonnendurchfluteten Wald, von Moos überwucherte Blöcke jeder Größe und auffallend kantige Felsabbrüche zaubern eine märchenhafte Stimmung. Im Frühsommer leuchtet zudem, sogar mitten im senkrechten Fels, das Violett der Primeln. In seinem steilen, mit Blöcken gefüllten Bett springt und schäumt der Lehnbach rasch in die Tiefe, und 200 m oberhalb der Häuser stürzt er in einem ungewöhnlich hohen Wasserfall über eine Wand herab. Ein guter Steig führt durch den Wald empor und erreicht schließlich eine Kanzel im Gelände, die auf der Bachseite mit senkrechten Felsen abbricht und die einen begeisternden Blick auf die stürzenden und staubenden Wassermassen erlaubt.
Der zusätzliche Leckerbissen: der Lehner-Wasserfall-Jubiläums-Klettersteig. Er wurde mit Liebe und Geschick in der etwa 180 m hohen Felsstufe rechts des Baches erbaut. Neben dem guten Drahtseil helfen Klammern und Trittplatten. Können und absolute Schwindelfreiheit sind bei der Begehung dennoch unerläßlich, führt der Steig doch

durch senkrechtes, manchmal sogar überhängendes Gelände! Wer an die Eisenwege im Kalk gewöhnt ist, der wird sich hier vor allem über den auffallend festen und kompakten Fels freuen.

Großer Rucksack voll Verantwortung

Es gibt ein eigenartiges Verhaltensmuster: Mancher spielt die Schwierigkeiten einer Tour in seinen Beschreibungen auffallend herunter. Warum? Vielleicht glaubt er, sich damit selbst als Superalpinist zu präsentieren. In einer Zeitschrift wurde zum Beispiel die Strecke vom Schneefernerkopf im Wetterstein durch die Neue Welt (ein Hochkar) als Skiabfahrt gerühmt. Der Autor schwelgte in Begeisterung von der Riesenabfahrt ohne Aufstieg (Zugspitzbahn und Lift), hinter der der wohl in den ganzen Alpen einmalige „Clou" dieser Bergfahrt fast verschwand: Unter dem Kar gibt es eine hohe Felsstufe mit Abseilstellen. Sie haben richtig gelesen: Skitour mit Abseilen!
Der Neue-Welt-Beitrag, den ich am Abend vorher gelesen hatte, drängte sich in mein Gedächtnis, während ich im oberen Schwärzkar in den Mieminger Bergen unterwegs war. Mit dreißig Zentimetern Neuschnee hatte ich nicht gerechnet, noch nie war mir aber auch ein Pulver begegnet, der sich so ideal mit der Unterlage verbunden hatte. So konnte ich immer noch ohne Probleme in dem inzwischen sehr steilen Gelände in Spitzkehren gegen jene Steilrinne emporsteigen, die aus der Westlichen Marienbergscharte herabkommt, einem schmalen Kanal zwischen hohen Wänden.
Was soll, was darf ich den Lesern als Tourenvorschlag servieren? Mein heutiges Ziel, die Östliche Marienbergspitze (2561 m)? Sie ist auf jeden Fall einfacher als die Abfahrt vom Schneefernerkopf, vor allem aber sicherer, denn hier könnte man jederzeit umkehren. Ich ließ die Skier stecken und stapfte die jähe Schatten-Steilrinne in die Scharte und in die Sonne hinauf. Auch hier waren die Bedingungen ideal. Wie leicht taxiert man an einem Tag wie dem heutigen die Schwierigkeiten falsch! Mir wurde dann von einem Schritt zum anderen doch noch recht eindringlich das Hochalpine dieser Bergfahrt vorgeführt: In der noch etwa hundert Meter hohen Schrofenflanke zum Gipfel überzog Eis den Fels, und aus dem Neuschnee hatte der Wind kühne Gebilde gezaubert.
Später saß ich auf einem aperen Block unten im Kar, machte die erste Brotzeit des Tages, folgte mit den Augen immer wieder meinen Spuren, dem Zickzack des Aufstiegs, den weichen Bögen der Abfahrt, der Perlenkette in der Steilrinne, während meine Überlegungen allmählich klare Konturen annahmen:
Anbieten kann man alle Touren, falls nicht extreme Gefahren wie Steinschlag, vor allem aber Eisschlag unter kalbenden Gletschern lauern. Man muß jedoch klar die jeweiligen Schwierigkeiten herausstellen. Wer das nicht tut, handelt grob fahrlässig und könnte oder sollte bei einem entsprechenden Unfall sogar vom Staatsanwalt unter die Lupe genommen werden. Bei der Westlichen Marienbergspitze müßte es etwa heißen: ... im Gipfelbereich hochalpine Bergfahrt mit etwa 80 m hoher, bis 45° steiler, nordseitiger Rinne zur Scharte, darüber 100 m hohe Schrofenflanke, im Sommer I. Und dann wäre noch folgende Empfehlung wichtig: Firntour für das Frühjahr, am besten, sobald die südwestseitigen Gipfelschrofen weitgehend ausgeapert sind.
Äußerst wichtig: die Probleme und Gefahren klar herausstellen! Die Erfahrung zeigt, daß die Menschen unterwegs eher zum Leichtsinn und zum Unterschätzen neigen. „Es wird schon gut gehen," flüstert es im Hinterkopf. Gerade bei Skitouren eine gefährliche Einstellung! Ganze Scharen von Skibergsteigern waren an einem warmen Föhntag am Sonnblick (3088 m, Granatspitzgruppe der Hohen Tauern) über der Rudolfshütte unterwegs, viele fuhren erst am frühen Nachmittag ab. Der matschige Neuschnee war arg von Spuren zerfurcht. Das verleitete manchen dazu, an der Stufe des Sonnblickkeeses immer weiter hinauszufahren, immer steilere Flanken aufzusuchen, um noch unberührten Schnee zu finden. Wo die Hänge angeschnitten wurden, pflutschte das nasse Zeug unter den Skiern hinweg und rauschte als teilweise üppige Naßschneerutsche talwärts — auch auf die Abfahrtstrassen unterhalb. Angst vor einer lebensbedrohenden Lawine hatte, trotz dieser eindringlichen Warnungen, offensichtlich niemand. Die Anwesenheit vieler Mitstreiter und wohl auch die Seilbahnnähe lassen offenbar die Furcht vor den Naturgewalten verlöschen.
Anbieten kann man fast alle Touren. Für mich persönlich zog ich einen anderen Schluß, gerade wegen der Unvernunft und dem mangelnden Wissen vieler Menschen, die im Gebirge unterwegs sind: Ich behandle, im Winter verstärkt, in erster Linie Touren für jedermann. So führe ich niemanden in Versuchung, und die Spezialisten haben sowieso meist ihre eigenen Quellen.

Das Schöne nicht vergessen

Wer unterwegs *nur noch* die kranken Fichten sieht, setzt sich unter einen ungesunden Druck. Die Bergwelt, ihre Schönheit im Großen und Kleinen, ist auch dafür da, um mir und meiner Seele — trotz allem — Freude zu bereiten. Wer dies als oberflächlich betrachtet, ist auf einem Auge blind. Diese Freude versuche ich in meinen Büchern und bei den Diavorträgen, die ich halte, weiterzugeben. Spüre ich die Begeisterung, die Aufbruchstimmung, den Drang, selbst das Gelesene oder Gehörte zu verwirklichen, dann ist das die schönste Resonanz, die ich mir wünschen kann.

Lust an Leistung

Das Beispiel des Bergsteigens

Felix von Cube

Mit Sorge stellen wir in unserer heutigen Zeit den Anstieg von Gewalt fest: Gewalt in Fußballstadien, auf dem Schulhof, in U-Bahnen, auf Demonstrationen, bei Raubüberfällen. Mit Sorge stellen wir auch den Anstieg von Drogenkonsum fest, von Alkoholismus, „Null-Bock", Arbeitsverdrossenheit. Besonders erstaunlich ist die Tatsache, daß diese Übel nicht nur in der Bundesrepublik Deutschland auftreten, sondern in sämtlichen Industrienationen, also in ausgesprochenen Wohlstandsgesellschaften. Liegen die Ursachen für dieses Fehlverhalten, wie viele Sozialwissenschaftler meinen, in zuviel Arbeit, in Streß und Überforderung? Tatsächlich wird die Freizeit immer länger, der Konsum nimmt weiter zu, die Autos werden größer und schneller, Luxus ist gefragt.

Muß sich da nicht der Verdacht aufdrängen, daß die Ursachen in der Wohlstandsgesellschaft selbst zu suchen sind, in Verwöhnung, Unterforderung und Langeweile? In den Studien und Berichten über Aggression und anderes Fehlverhalten kommen immer nur Psychologen, Soziologen, Pädagogen zu Wort, also Sozial- und Geisteswissenschaftler. Die Erkenntnisse der Verhaltensbiologie, wie wir sie vor allem Konrad Lorenz verdanken, werden in den Untersuchungen nicht erwähnt. Als ein Mitglied der Enquete-Kommission „Jugendprotest im demokratischen Staat" bei der Aussprache im Bundestag doch einmal den Namen Konrad Lorenz erwähnte, rief ein Abgeordneter in den Saal: „Der Mensch ist doch keine Graugans!" — und erhielt dafür Beifall. Wenn man mit so törichten Argumenten die Erkenntnisse der Verhaltensbiologie vom Tische fegt, darf man sich nicht wundern, wenn die eigentlichen Ursachen des Fehlverhaltens nicht aufgedeckt werden. Tatsächlich hat die Verhaltensbiologie nicht nur fundamentale Erkenntnisse über tierisches Verhalten gewonnen, sondern auch über menschliches Handeln. Ja, ich behaupte, daß man ohne diese Erkenntnisse menschliches Handeln gar nicht verstehen kann.

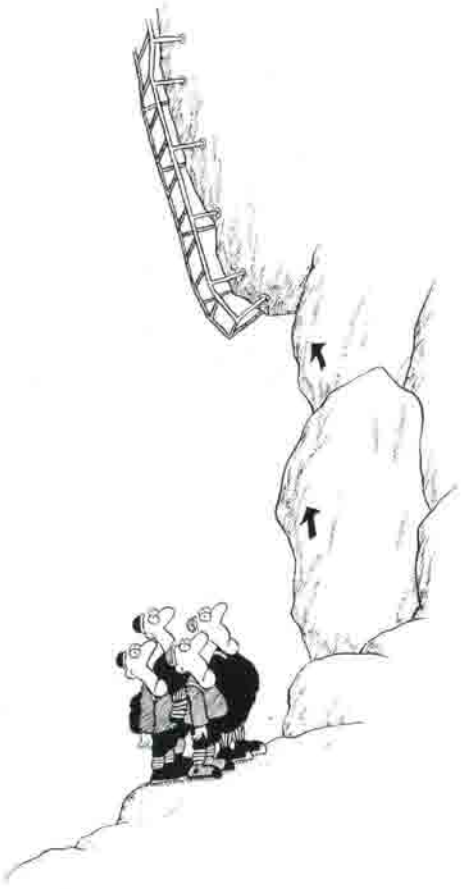
Erkenntnisse der Verhaltensbiologie

Das stammesgeschichtliche Erbe des Menschen besteht nicht nur aus seiner Anatomie, seinen Körperformen, Bewegungs- und Sinnesorganen, es umfaßt auch bestimmte vorprogrammierte Verhaltensdispositionen. Dazu gehören Triebe, wie Nahrungstrieb, Sexualtrieb, Neugiertrieb und „Werkzeuginstinkte" wie Laufen, Saugen, Beißen, Greifen. Auch Ausdrucksweisen wie Lachen, Weinen, Schmollen, Drohen sind dem Menschen angeboren. Dem Menschen aber eignet darüber hinaus eine charakteristische Mutation: das Großhirn. Mit ihm kann er seine triebhaften Verhaltenstendenzen reflektieren und bis zu einem gewissen Grade steuern. Er kann, wie die Umgangssprache treffend sagt, sich *beherrschen*. Er kann, auch wenn er Hunger hat, die Gabel einmal weglegen, er kann aber auch, wenn er keinen Hunger hat, des Genusses wegen weiter essen. Der Mensch kann seine Aggression beherrschen, er kann — man beachte wieder die Sprache — sich *zurückhalten*; er kann aber auch andere Menschen quälen oder foltern.

Kritiker der Verhaltensbiologie machen oft den Einwand, daß man von tierischem Verhalten nicht auf menschliches schließen könne. Dieser Einwand wird insbesondere gegen Konrad Lorenz vorgebracht. Doch gerade Lorenz hat immer wieder auf den fundamentalen Unterschied zwischen Tier und Mensch hingewiesen, nämlich auf das für den Menschen typische Großhirn, auf seine einzigartige Fähigkeit der Reflexion.

Ein zweites Ergebnis der Verhaltensforschung ist das Gesetz der doppelten Quantifizierung. Betrachten wir dieses zunächst bei Tieren. Eine Triebhandlung wie Fressen oder sexuelles Verhalten wird aus zwei Quellen gespeist: den äußeren Reizen, also Nahrungsreize oder sexuelle Reize, und der inneren Triebstärke. Zentral ist die Erkenntnis, daß das Tier nicht nur auf äußere Reize reagiert, sondern auch sich spontan aufladende Triebpotentiale und damit unterschiedliche Handlungsbereitschaften besitzt. Dabei gibt es nicht nur mehr oder weniger starke Reize, sondern auch mehr oder weniger hohe Triebstärken.

Das Gesetz der doppelten Quantifizierung besagt nun, daß eine Triebhandlung dann erfolgt, wenn die Triebstärke hoch ist (dann genügt auch ein niedriger Reiz), oder wenn der Reiz hoch ist (dann genügt auch eine



geringe Triebstärke). Wenn wir sehr hungrig sind, sind wir über ein Stück trockenen Brotes froh, wenn wir aber gut gegessen haben und — der Lust wegen — noch weiter essen wollen, brauchen wir etwas besonders Leckeres. Selbstverständlich erfolgt eine Triebhandlung auch dann, wenn beide Quantitäten hoch sind: Reizstärke und Triebstärke.

Das Gesetz der doppelten Quantifizierung gilt als stammesgeschichtliches Programm auch für den Menschen. Es sind jedoch zwei Unterschiede zum Tierverhalten zu nennen: Zum einen besitzt der Mensch enorme Lernfähigkeit. Das bedeutet, daß er sich ein großes Repertoire an Reizen zur Auslösung von Triebhandlungen aneignen kann; man denke an die seit altersher gepflegte Kochkunst. Zum anderen kann er sich bis zu einem bestimmten Grade selbst steuern. Er kann sich zurückhalten, er kann aber auch durch eine raffinierte Erhöhung der Reize ein niedriges Triebpotential zum Lustgewinn nutzen.

Das dritte Ergebnis der Verhaltensforschung schließt unmittelbar an das Gesetz der doppelten Quantifizierung an. Es betrifft das sogenannte Appetenzverhalten:

Bei steigender Triebstärke sucht das Tier die auslösenden Reize aktiv auf. Es sucht nach Nahrung, und zwar umso intensiver, je größer der Hunger ist; es sucht nach dem Sexualpartner, wenn die Triebstärke den auslösenden Reiz erforderlich macht. Lorenz nennt das Appetenzverhalten „ein urgewaltiges Streben, jene erlösende Umweltsituation herbeizuführen, in der sich ein gestauter Instinkt entladen kann".

Entscheidend ist, daß das Appetenzverhalten mit Anstrengung verbunden ist. Das Suchen nach Nahrung, das Erjagen der Beute erfordert den Einsatz der ganzen Energie. Auch das Leben des Urmenschen war hart und anstrengend. Schätzungen zufolge mußte er etwa 20—30 km täglich laufen, um seine Nahrung zu beschaffen. Auf dieses Laufpotential sind wir durch unsere Stammesgeschichte programmiert!

Das vierte Ergebnis der Verhaltensforschung ist nicht unumstritten. Es handelt sich um die Behauptung von Lorenz, daß auch die Aggression ein Trieb sei mit allen charakteristischen Eigenschaften: Spontaneität, auslösende Reize, Appetenzverhalten, Triebhandlung mit Lustempfindung. Für den Triebcharakter der Aggression sprechen zunächst drei gute Gründe: Revierverhalten, Rivalenkämpfe und Rangordnungskämpfe.

Das Revierverhalten zahlreicher Fische, Vögel und Säugetiere ist weithin bekannt. Sie brauchen ein Revier, das ihnen genügend Nahrung einbringt. Dringt ein anderes Tier derselben Art in dieses ein, so geht es um nichts weniger als die Existenz. Das Tier muß also sein Revier verteidigen, ein Jungtier muß sich ein Revier suchen oder erobern. Ist es so unstatthaft, eine Revieraggression auch beim Menschen festzustellen? Gegen wen wird denn ein Zahnarzt, der bislang als einziger in einem kleineren Ort praktiziert, Aggressionen entwickeln — den Fahrradhändler, der sich im Ort niederläßt, oder den Kollegen, der eine Praxis eröffnet?

Ein weiterer Grund für die Aggression als biologische Notwendigkeit ist der Rivalenkampf um die Fortpflanzung. Viele Tiere — meist sind es die männlichen — müssen einen Rivalen besiegen, bevor sie zur Begattung kommen. Oft sind sie dazu, wie etwa die Hirsche, mit besonderen Waffen ausgerüstet. Dennoch nehmen solche Kämpfe in der Regel keinen tödlichen Ausgang. Sie werden vielmehr nach bestimmten Regeln ausgefochten; der Unterlegene muß sich lediglich unterwerfen oder den Platz räumen. Entscheidend ist, daß wieder derjenige im Vorteil ist, der über die größere Aggressionsbereitschaft verfügt.

Schließlich sind noch die Rangordnungskämpfe zu nennen. Auch diese haben eine überlebenswichtige Funktion. Durch Rangordnungskämpfe gelangen die kräftigsten oder auch klügsten Tiere in Führungspositionen, was der gesamten Gruppe zugute kommt. Auch diese Erscheinung tritt uns beim Menschen entgegen: Wer spräche nicht von der Hackordnung im Büro oder im Betrieb, wer wüßte nicht, was ein „Platzhirsch" ist oder ein „Oberwolf"?

Damit erweist sich Aggression als Trieb: Auslösende Reize sind die Rivalen, sie machen das Revier streitig, den Sexualpartner, die Rangstellung. Die Triebhandlung ist der Kampf, die Endhandlung der Sieg: er wird mit Lust erlebt. Man denke etwa an den Triumph des Torschützen oder an den Sieger im Wahlkampf.

Der Einwand, daß der heutige Mensch keinen Aggressionstrieb habe, weil er ihn nicht mehr brauche, ist unhalt-

bar. Unter dem Aspekt der Evolution schrumpft die Zeit zwischen den Anfängen der Menschheit und dem heutigen „Kulturmenschen" auf eine vernachlässigbare Größe. Nein, wir müssen mit der Aggression leben, wir können sie nicht ignorieren oder wegerziehen, aber wir können mit ihr umgehen, menschlich oder unmenschlich, vernünftig oder unvernünftig.
Im übrigen hat auch die Aggression ihr Appetenzverhalten: Ist die Triebstärke groß genug, werden auslösende Reize aufgesucht. Goethe beschreibt dies treffend:

Nach Burgdorf kommt herauf: Gewiß, dort findet ihr
die schönsten Mädchen und das beste Bier,
und Händel von der ersten Sorte!

Wir kommen nun zum fünften Ergebnis der Verhaltensforschung. Dabei geht es um folgende Überlegungen: Das gesamte System der spontanen Triebe und Instinkte hat sich bei Tier und Mensch der Umwelt angepaßt; es steht, wie man auch sagen kann, mit der natürlichen Umwelt im Gleichgewicht. Es wird so viel Laufpotential erzeugt, wie man zum Überleben braucht, es wird soviel Aggressionsenergie erzeugt, wie man zum Kampf um Nahrung und Fortpflanzung braucht. Evolutionär gesehen ist es zweckmäßig, einen Überschuß an Triebenergien zu produzieren. Das Überleben wird eher garantiert, wenn ein Überschuß eingesetzt werden kann, als wenn das vorhandene Triebpotential nicht ausreicht.
Das Gleichgewicht zwischen dem stammesgeschichtlich programmierten Aktions- und Triebpotential und der natürlichen Umwelt nenne ich verhaltensökologisches Gleichgewicht. Die Vorstellung dieses Gleichgewichts wird noch deutlicher, wenn man den Begriff der Erwartung benutzt. Von unserer Anatomie und Physiologie her erwarten wir eine bestimmte Umwelt: Wir erwarten Luft und Licht, angemessene Temperaturen und Druckverhältnisse, wir erwarten aber auch — und das ist meines Erachtens nur selbstverständlich — den Gebrauch von Bewegungsapparaten, von Aggression, Sexualität, Neugier und anderen Trieben. Wir erwarten Gefahr, Streß, Anstrengung, Kampf und Bindung. Auf eine solche Umwelt, auf ein hartes und anstrengendes Leben als Jäger und Sammler, ist der Mensch angelegt. Die wenigen Jahre Zivilisation sind evolutionär bedeutungslos.

Verwöhnung und ihre Folgen

Unter den modernen Lebensbedingungen der technischen Entlastung und des materiellen Wohlstands braucht der Mensch nicht mehr auf anstrengende und gefährliche Nahrungssuche zu gehen; er braucht nicht mehr um den Sexualpartner zu kämpfen, er braucht, um seine Neugier zu befriedigen, die Welt nicht mehr unter Anstrengung und Gefahren zu erforschen; er genießt das Abenteuer im Lehnstuhl. Der Mensch kann seine Triebe rasch und leicht befriedigen, er kann Lust ohne Anstrengung haben, er kann sich, mit einem Wort, verwöhnen.
Verwöhnung als rasche und leichte Triebbefriedigung führt aber zu vier schwerwiegenden Konsequenzen: Unmäßigkeit, Krankheit, Gewalt, Umweltzerstörung.
Da Reize sich abschleifen, steigen — bei niedriger Triebstärke — die Ansprüche immer mehr. Der Verwöhnte will immer raffiniertere Delikatessen, schnellere Autos, weitere Reisen, mehr Luxus. Hier liegt eine zentrale Ursache für die Zerstörung unserer Umwelt. Vor kurzem wurde für ein neues Automodell mit dem Slogan geworben: „Das beste Mittel gegen Langeweile". Oder nehmen wir das Beispiel des Fernsehens. Der Zuschauer genießt die Lust der Endhandlung, etwa durch Identifikation mit dem Sieger, ohne jede Aktivität. Das ursprüngliche Appetenzverhalten des Menschen, die Laufleistung, der Kampf mit der Beute oder den Rivalen, das aufwendige Erkundungs- und Werbeverhalten, reduziert sich beim Fernsehen auf den Knopfdruck. Von ihm erwarten wir immer höhere Reize.
Verwöhnung kann auch zu schweren Krankheiten führen: Bewegungsmangel führt zu Kreislauferkrankungen, Herzinfarkt, Magen- und Darmkrankheiten; mangelndes Kauen führt zu schlechten Zähnen oder Stoffwechselkrankheiten. Auch die zunehmende Sucht in unserer Wohlstandsgesellschaft ist auf Verwöhnung zurückzuführen, sie reicht von der Fernsehsucht bis zu Alkoholismus und Drogensucht. Ja, die Droge ist Lust ohne Anstrengung in Reinkultur, sie ist der Gipfel von Verwöhnung. Mich wundert es nicht, daß der Drogenkonsum in der Wohlstandsgesellschaft ansteigt.
Nicht eingesetzte Aktions- und Aggressionspotentiale können zu Gewalt- und Selbstzerstörung führen: Der Anstieg der Gewalt bei Jugendlichen ist großteils eine Folge von Verwöhnung und Unterforderung, nicht von Streß oder Überforderung.
Eine weitere katastrophale Konsequenz von Verwöhnung ist die fortschreitende Umweltzerstörung. Der Zusammenhang ist klar: Die Umwelt wird zerstört durch immer höhere Ansprüche, immer mehr Luxus, immer weniger Einsatz eigener Energie. Die Verwöhnten zerstören Umwelt, nicht diejenigen, die ihre Reize in der Natur finden und ihre eigene Energie einsetzen. Es ist absurd, ausgerechnet dem Bersteiger Umweltzerstörung vorzuwerfen.
Verwöhnung gab es im übrigen schon immer. Während aber früher die Verwöhnung nur wenigen Privilegierten vorbehalten war, den Königen, Fürsten, Besitzenden, konnte das Volk vom Schlaraffenland nur träumen. In der heutigen Wohlstandgesellschaft ist Verwöhnung eine massenhaft auftretende Störung des verhaltensökologischen Gleichgewichts. Diese Störung hat verheerende Konsequenzen, sofern es dem Menschen nicht gelingt, die überschüssigen Potentiale in humaner und vernünftiger Weise einzusetzen. Man stelle sich vor, daß in unserer Demokratie immer mehr Menschen nach Verwöhnung streben, nach Lust ohne Anstrengung, daß die

Ansprüche immer weiter steigen, die Leistung immer weiter zurückgeht, daß die Masse unserer Mitbürger Politiker wählt, die Verwöhnung versprechen und womöglich noch realisieren! Die Folgen wären katastrophal: Die Demokratie ginge zugrunde, und es wäre nicht das erste Mal, daß eine Gesellschaft an Verwöhnung zugrunde geht.
Wie läßt sich Verwöhnung vermeiden? Kann man das Streben nach Lust ohne Anstrengung umbiegen in „Anstrengung ohne Lust"? Nein, das wäre unmenschlich, denn der Mensch will selbstverständlich auch Lust erleben. Ständige Unlust führt ebenfalls in die Katastrophe, in Gewalt und Diktatur. Die Lösung des Problems kann also nicht heißen „Anstrengung ohne Lust" sondern einzig und allein „Lust-Unlust-Ökonomie" (Lorenz), Gleichgewicht von Anstrengung und Lust.

Lust an Leistung

Wie aber lassen sich in der heutigen Wohlstandsgesellschaft, in unserer technischen Zivilisation, Anstrengung und Lust wieder organisch miteinander verbinden? Ist es überhaupt möglich, Anstrengung mit Lust zu erleben? Oh ja! Ein Beispiel gibt der Bergsteiger.
Der Bergsteiger empfindet das Klettern selbst schon als lustvoll, nicht erst das Erreichen des Gipfels. „Eines der schönsten Erlebnisse beim Klettern", zitiert Mihaly Csikszentmihalyi in seinem Buch *Das Flow-Erlebnis* (1987) einen Bergsteiger, „besteht darin, die Möglichkeit jeder einzelnen Position herauszufinden. Jede weist unendlich viele Gleichgewichtsvariationen auf, und aus diesen nun die beste herauszutüfteln, sowohl in bezug auf die jetzige wie auf die nächste Position, das ist wirklich toll!"
Ähnlich äußerten sich andere von Csikszentmihalyi befragte Bergsteiger — und nicht nur diese. Auch Chirurgen, Schachspieler, Rocktänzer, Basketballspieler, Künstler erleben ihre anstrengenden Tätigkeiten mit intensiver Lust. Csikszentmihalyi bezeichnet diesen „besonderen dynamischen Zustand", dieses „holistische Gefühl bei völligem Aufgehen in einer Tätigkeit", insbesondere in einer anstrengenden Tätigkeit, als „Flow".
Csikszentmihalyi beschreibt das Flow-Erlebnis sehr ausführlich, aber er kann keine Erklärung dafür geben. Dies gelingt mit Hilfe der Verhaltensbiologie. Das Flow-Erlebnis erweist sich nämlich als Lust des Sicherheitstriebes! Es klingt zunächst paradox, doch bei näherer Betrachtung wird es klar: Der Mensch sucht die Herausforderung, das Risiko, um Sicherheit zu gewinnen! Worin liegt denn der Sinn des Erkundens neuer Länder? Er liegt im Kennenlernen dieser Länder, im Bekanntmachen des Unbekannten, im Gewinn an Sicherheit! Auch wenn wir einen neuen Menschen kennenlernen, vergrößern wir unsere Sicherheit: Der Unbekannte wird zum Bekannten, zum Berechenbaren, zum Vertrauten. Warum will man ein Problem lösen? Man löst es, damit es kein Problem mehr ist. Man macht aus dem Unbekannten etwas Bekanntes, aus dem Neuen etwas Vertrautes, aus der Unsicherheit Sicherheit.
Das Neue ist also nur der auslösende Reiz der Neugier; der Sinn der Neugier ist Sicherheit. Dabei ist es nicht nur sinnvoll, das Neue zu erforschen, das in unserer Lebenswelt auftaucht. Noch wirkungsvoller ist es, das Neue aktiv aufzusuchen, die Grenzen des Reviers zu überschreiten, neue Länder zu erforschen, neue Probleme zu suchen. Gewiß, das Neue, das Unbekannte ist mit Risiko behaftet, mit Unsicherheit. Doch der Einsatz lohnt sich. Je größer die erforschte Umgebung ist, je mehr Probleme gelöst sind, je mehr Wissen man hat, je mehr Neues zu Bekanntem geworden ist, desto größer ist die erreichte Sicherheit. In einer bekannten Umgebung bewegen wir uns sicher, wir wissen, was wir zu erwarten haben, wir können unsere Aufmerksamkeit wiederum auf Neues richten.
Wir stellen fest: Der Neugiertrieb ist in Wirklichkeit ein Sicherheitstrieb. Der auslösende Reiz ist das Neue, das Unbekannte, Unsichere. Ist der Reiz nicht vorhanden, suchen wir ihn auf. Wir sind „neugierig" auf das Neue, wir strengen uns an, Neues zu finden. Haben wir es gefunden, machen wir es uns bekannt, es wird unserem Sicherheitssystem einverleibt, wir verwandeln Unsicherheit in Sicherheit.
Für die Anstrengung, die mit dem Aufsuchen des Neuen und mit der Verwandlung von Unsicherheit in Sicherheit verbunden ist, werden wir mit Lust belohnt. Jeder kennt die Lust, die mit der Lösung eines Problems oder der Bewältigung einer Gefahr verbunden ist: Sie reicht vom Aha-Erlebnis über das Flow-Erlebnis bis zum Freudentanz. Die Tatsache, daß es sich beim Flow um ein Triebgeschehen handelt, erklärt nicht nur die Gleichartigkeit solcher Erlebnisse in unterschiedlichsten Bereichen wie Klettern, Schachspielen, Managen, sondern stellt das Flow-Erleben auch in einen größeren Zusammenhang. Das Flow-Erlebnis erweist sich als eine Verdichtung des Triebgeschehens, das sich als solches auch beim Erkunden oder Problemlösen vorfindet, wenn auch nicht unbedingt so gerafft.
Diese Erkenntnis steht im Einklang mit Aussagen von Konrad Lorenz über die „Funktionslust". Diese ist die Lust, die wir bei der Ausübung von sportlichen oder handwerklichen Aktivitäten oder dem Spielen von Musikinstrumenten erleben. Die Erkenntnis, daß der Neugiertrieb in Wirklichkeit ein Sicherheitstrieb ist, führt zu einer Präzisierung der „Funktionslust": Sie tritt nur dann auf, wenn es sich bei der Anstrengung um die Triebhandlung des Sicherheitstriebs handelt, also wenn es sich um die Verwandlung von Unsicherheit in Sicherheit handelt. Eine routinierte Tätigkeit, auch wenn sie noch so gekonnt durchgeführt wird, läßt keine Lust aufkommen; sie führt vielmehr zu Langeweile, zu einem Zustand „toter" Sicherheit, zu einem Mangel an Unsicherheit.
Leistung als Anstrengung mit explorativer Komponente,

als Bewältigung von Aufgaben, als Lösen von Problemen, als Meistern von Risiken, als Verwandeln von Unsicherheit in Sicherheit, als Flow, wird mit Lust belohnt: mit der Lust des Sicherheitstriebes. Die Evolution hat uns auf Anstrengung programmiert, nicht auf das Schlaraffenland. Sie belohnt uns für Anstrengung: durch die Lust der Triebbefriedigung.

Ein weiteres starkes Motiv für Leistung erleben wir, wie gesagt, durch Aggression. Gewiß hat der Mensch auch in diesem Bereich viele Methoden erfunden, die Lust des Sieges ohne Anstrengung zu erreichen: Geld, Macht, Besitz, Imponiermittel jeder Art. Doch auch hier gilt, daß die höchste Lust, die soziale Anerkennung, nur durch Leistung zu erreichen ist, durch Anstrengung mit sozial anerkanntem Ergebnis. Nur Leistung führt zum höheren Rang, zur Befriedigung des Aggressionstriebes in einer Gemeinschaft.

Das Prinzip, daß hohe Lust nur durch hohe Anstrengung zu erreichen ist, gilt auch für die Bindung. Echte und tiefe Bindungen — Freundschaft, Liebe, Sympathie — bestehen nur dann auf Dauer, wenn man sich um den anderen bemüht, wenn man nicht nur nimmt, sondern auch gibt, wenn man Anstrengung nicht scheut.

Naturgesetze menschlichen Handelns

Lust an Leistung ist das Prinzip der Anti-Verwöhnung. Nur durch dieses Prinzip läßt sich Verwöhnung mit all ihren negativen Folgen dauerhaft vermeiden: Flow vermeidet Krankheiten, Drogenkonsum und Gewalt. Tatsächlich zeigen neuere Untersuchungen, daß Jugendliche, die etwas leisten, Freude an dieser Leistung haben und außerdem noch Anerkennung und Bindung genießen, nicht diejenigen sind, die zu Gewalt oder Drogen greifen. Flow vermeidet aber auch Umweltzerstörung. Die Reize werden nicht sinnlos gesteigert, die eigene Energie wird permanent eingesetzt.

Im Grunde handelt es sich bei Lust an Leistung um ein Naturgesetz des Verhaltens, um die Aufrechterhaltung des verhaltensökologischen Gleichgewichts. Schon der Urmensch mußte sich als Jäger und Sammler anstrengen, aber wer will bestreiten, daß diese Anstrengung lustvoll ist? Lust an Leistung ist ein evolutionäres Verhaltensgesetz; für den reflektierenden Menschen, insbesondere im Wohlstand, ist es nicht selbstverständlich. Er kann sich darüber hinwegsetzen, aber die Konsequenzen sind katastrophal. Tatsächlich ist es töricht, sich über dieses Verhaltensgesetz hinwegzusetzen. Es geht ja nicht nur um die Erhaltung des verhaltensökologischen Gleichgewichts, es geht um Lebensqualität schlechthin.

Wie erreicht man Flow? Flow stellt sich dann ein, wenn Herausforderung und Leistungsfähigkeit im Gleichgewicht stehen. Wird die Herausforderung zu groß, kommt man in die Zone der Angst, ist die Leistungsfähigkeit größer als die Herausforderung, kommt man in die Zone der Langeweile. Nicht umsonst hat Csikszentmihalyi sein Buch *Das Flow-Erlebnis* mit dem Untertitel *Jenseits von Angst und Langeweile* versehen.

In Bezug auf die Arbeitswelt läßt das Flow-Konzept einen gravierenden Fehler erkennen: Die strikte Trennung von Arbeit als Maloche, als Unlust, von der Freizeit als Lust oder „Selbstverwirklichung". Diese Trennung bedeutet, daß man der Arbeit das Wesentliche nimmt, nämlich den Flow, und die fehlende Lust in der Freizeit erwartet. Wenn die Arbeit zur Maloche wird, zum Übel, zu etwas, was man verkürzen muß, so sucht man in der Freizeit logischerweise Lust ohne Anstrengung, also Verwöhnung. Nein, mit der strikten Trennung von Arbeit als Unlust und Freizeit als Lust greift man ignorant in das verhaltensbiologische Gleichgewicht der Evolution ein. Im übrigen möchte ich darauf hinweisen, daß es durchaus möglich ist, die Arbeitswelt so zu gestalten, daß Lust an Leistung entsteht, und zwar auf allen Ebenen.

Eine weitere fundamentale Erkenntnis folgt aus dem Flow-Prinzip: Das ständige „Wachstum" von Leistung und Lust und damit von Lebensqualität. Es ist klar, daß mit höherer Qualifikation auch höhere Herausforderungen erforderlich sind. Reinhold Messner erlebt im Allgäu keinen Flow mehr, ich erlebe ihn sehr wohl. Genauso verhält es sich auch in der Arbeitswelt und allen anderen Bereichen. Mit steigender Qualifikation müssen auch die Herausforderungen steigen, sonst erlebt man keinen Flow. Die höhere Qualifikation wird belohnt: Der „Tiefenflow" wird intensiver erlebt als der „Oberflächenflow" oder „Breitenflow". Für die Arbeitswelt bedeutet dies, daß die beste Lösung darin besteht, die Mitarbeiter da zu fördern, wo sie ihre Stärken haben, wo sie Tiefenflow erleben und Anerkennung bekommen.

Die Verhaltensbiologie gehört zur Naturwissenschaft, und deren Erkenntnisse sind allgemein und überprüfbar. Lust an Leistung ist eine evolutionäre Gesetzmäßigkeit. Wir müssen zurück zu diesem Prinzip, nur so können wir für die Zukunft Leben und Lebensqualität sichern. Konrad Lorenz hat einmal gesagt: „Die Evolution hat den Menschen unter die Arme gefaßt und auf die Füße gestellt und dann die Hände von ihm weggezogen. Stehe oder falle, wie es dir gelingt!" Ich bin fest davon überzeugt, daß er nur dann nicht fällt, wenn er die Gesetze der Natur, der Ökologie, aber auch die Gesetze seiner eigenen Natur besser versteht.

Literatur: Mihaly Csikszentmihalyi, Das Flow-Erlebnis, Stuttgart 1987.
Felix v. Cube / Dietger Alshuth, Fordern statt Verwöhnen — Die Erkenntnisse der Verhaltensbiologie in Erziehung und Führung, München 1986, 8. Aufl. 1995.
Felix v. Cube, Besiege deinen Nächsten wie dich selbst. Aggression im Alltag, München 1988, 4. Aufl. 1994.
Felix v. Cube, Gefährliche Sicherheit — Die Verhaltensbiologie des Risikos, München 1990. 2. Aufl. Stuttgart 1995.
Konrad Lorenz, Das sogenannte Böse, München 1974.



Die Fotos zu diesem Text zeigen
Details aus den Arbeiten des
Bildhauers Magnus Pöhacker

Ich weiß nicht, daß ich weiß ...

Über die Zusammenhänge zwischen Erfahrung, Information und Literatur

Martin Sexl

Wir fühlen, daß, selbst wenn alle möglichen *wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind.*

Ludwig Wittgenstein

Das Fahren einer Kurve mit dem Fahrrad ist ein sehr komplexer Vorgang, bei dem zwischen so verschiedenen Faktoren wie Fliehkraft, Schwerkraft, Reibungseigenschaften, Gleichgewichtssinn, Sehsinn ständiges Gleichgewicht hergestellt werden muß, um die Kurve meistern zu können. Eine genaue wissenschaftliche Untersuchung darüber, wie alle beim Kurvenfahren beteiligten Faktoren zusammenwirken, müßte eine Unmenge an Datenmaterial verarbeiten und würde zu einem ganzen Buch anwachsen. Trotzdem beherrschen schon Kinder diese Tätigkeit meist perfekt, und selbst professionelle Radler sind selten imstande zu erklären, in welchem Ausmaße beispielsweise die Schräglage des Rades vom Zusammenspiel von Schwer- und Fliehkraft abhängt.

Unter Hunderten von Gesichtern können wir ein uns bekanntes Gesicht mit großer Sicherheit wiedererkennen, selbst dann, wenn wir dieses Gesicht erst wenige Male und kurz gesehen haben. Müßten wir jedoch angeben, *warum* wir es als bekannt identifizieren konnten, so könnten wir meist keine genauen Angaben darüber machen. Wir sind im Falle des Gesichtererkennens fähig, eine sehr große Anzahl von einzelnen Merkmalen (wie Gesichtsfarbe, Haare, Nasen- und Ohrenform) in Bruchteilen von Sekunden zu einer Gesamtheit zusammenzufassen, ohne diesen Prozeß bewußt nachvollziehen zu können.

Diese beiden Beispiele zeigen, daß wir viel mehr *wissen*, als wir *formulieren* können: Wir beherrschen Regeln, ohne diese Regeln formulieren zu können, ohne sie jemals gehört zu haben; wir besitzen ein Wissen, das uns erlaubt, Handlungen auszuführen, ohne daß wir dieses Wissen beschreiben könnten. Bei komplexeren Tätigkeiten wie beispielsweise bei Durchführung einer hochalpinen, kombinierten Tour, ist die Anzahl und Komplexität der daran beteiligten Faktoren ungemein groß: sie reicht von physischer Leistungsstärke (was auch das richtige Einschätzen dieser Stärke beinhaltet, um eine Tour richtig planen zu können) über das Zusammenstellen der Ausrüstung bis hin zur Beurteilung von Wettersituation, Länge und Schwierigkeit der Tour, objektiven Gefahren oder der Einschätzung der physischen und psychischen Tagesverfassung. Die Menge an einzelnen Faktoren macht es unmöglich, von all diesen Teilen ein formulierbares Wissen zu besitzen. Jedoch sind wir — mehr oder weniger „unbewußt" — fähig, die einzelnen Teile zu einem Ganzen zusammenzufügen. Dazu benötigen wir Erfahrung, die nicht angeboren ist, sondern aus (sehr viel) Übung resultiert — wenn wir auch nicht *sagen* können, so können wir doch *tun*.

Es ist nicht nur die große Menge und Komplexität der Faktoren, die sich einer bewußten (wissenschaftlichen) Erfassung entziehen; darüberhinaus gibt es auch Wissens- und Wahrnehmungsbereiche, die prinzipiell nicht sprachlich vermittelt werden können. Der Philosoph Ludwig Wittgenstein hat die Unterscheidung zwischen einem sprachlich erfaßbaren (und damit standardisierbaren und meßbaren) und einem unformulierbaren Wissen mit folgenden zwei Fragen zu verdeutlichen versucht: „Wie hoch ist der Mont Blanc?" und „Wie schmeckt Kaffee?" Innerhalb eines definierten Systems (Meter, Fuß) ist die Antwort auf die erste Frage mit genügend hoher Exaktheit (die Schneehöhe kann variieren) feststellbar. Die zweite Frage hingegen muß eigentlich unbeantwortbar bleiben: Entweder man verwendet Beispiele („schmeckt so ähnlich wie ...") oder man versucht ihn selbst. Die Kenntnis von der Zusammensetzung der Duft- und Geschmacksstoffe ist dabei wertlos, genauso wie einem Radfahrer die Kenntnis von Flieh- und Schwerkraft, Reibung und Muskelkoordination das Fahren einer Kurve nicht erleichtert.

Der englisch-ungarische Arzt und Wissenschaftsphilosoph Michael Polanyi hat diese beiden Wissensarten mit den Begriffen *implizites* und *explizites* Wissen bezeichnet (was nicht dasselbe ist wie bewußt und unbewußt, da wir mit dem Fahrrad eine Kurve sehr bewußt fahren, dabei auch denken, jedoch nicht an einzelne Faktoren, sondern an die Gesamtheit des Kurvenfahrens). Auch das Bergsteigen

— und dabei vor allem schwierige Touren im hochalpinen Gelände — ist eine Form impliziten Wissens. Die explizite Kenntnis von Regeln (also die Fähigkeit, Regeln formulieren zu können) — von Sicherungstechnik bis hin zu Wetterfaktoren — ist dabei vielleicht hilfreich, kann jedoch unseren impliziten Erfahrungsschatz niemals ersetzen.

Denken wir uns das Beispiel eines Tischlerlehrlings: Zu Beginn seiner Ausbildung ist er noch nicht fähig, ein Brett zu hobeln, selbst wenn er — durch die Berufschule — den Vorgang genauestens beschreiben könnte. Für das Hobeln selbst benötigt er die Erfahrung des Tuns. Wir sehen hier auch, daß diese Praxis nicht über Worte erlernt werden kann, sondern nur durch Hinschauen (Anschauung) und Ausprobieren.

Ähnliches gilt für das (hochalpine) Bergsteigen: Selbst die beste (explizite) Kenntnis von möglichst vielen dabei beteiligten Faktoren erleichtert uns nicht wesentlich die Tätigkeit. Erst durch häufiges Bergsteigen eignen wir uns jene Erfahrung an, die für die Ausübung einer jeden Handlung notwendig ist. Heute stellt sich oft das Problem, daß Anfänger über großes formulierbares Wissen verfügen (durch Kurse, Lehrbücher, Gebietsführer) und dieses für ausreichend halten: Die Tragik vieler schwerer Bergunfälle resultiert keineswegs aus einer schlechten Ausbildung (die ist besser als je zuvor), sondern aus einer Verwechslung von explizitem und implizitem Wissen, also aus einem Zuwenig an Erfahrung.

Dieses Erfahrungswissen — unser intuitives „Gespür" — läßt sich nicht oder nur sehr schwer vermitteln und weitergeben. Das Wittgensteinsche Beispiel zeigt dies deutlich: In einem Meßsystem, das vorher festgelegt wird, ist die Höhe des Mont Blanc fast eindeutig zu ermitteln und auch problemlos zu formulieren. Somit kann sie auch leicht gelehrt und erlernt werden. Aber wie soll ein Lehrer beispielsweise den Geschmack von Kaffee erklären und vermitteln? Oder den Klang einer Klarinette? Oder die Beschaffenheit von brüchigem Kalkgestein in einer Karwendelwand? Oder wie man eine lawinengefährliche Situation zu erkennen vermag?

An der Grenze zum impliziten Wissen scheitern wissenschaftliche und rein sprachliche Zugänge. Ohne die Praxis selbst ist dieses Wissen nicht erlernbar. Ausbildungskurse im Hochgebirge tragen dem zwar Rechnung, können jedoch eine vielfache Anwendung und wiederholte Übung genausowenig ersetzen.

Es ist nicht nur der implizite Charakter dieses Wissens (der Informationen oder der einzelnen Faktoren), der eine Vermittlung schwierig macht. Hinzu kommt die Abhängigkeit dieser Faktoren oder Informationen von subjektiven und regionalen Gegebenheiten: Die Gesteinsqualität beispielsweise der Dolomiten, des Wilden Kaisers und des Karwendels weichen stark voneinander ab, selbst wenn alles Kalk ist. Und der Hinweis, daß eine Route brüchig ist, hilft nicht immer weiter, da die Brüchigkeit einer Kalkkögeltour anders sein kann als die einer Karwendeltour — und was heißt brüchig? Was für einen südfranzösischen Sportkletterer schon sehr brüchig ist, mag für einen anderen noch als fest gelten. Was für Heinz Mariacher V+ ist, ist für mich einen Grad schwerer. Oft ist es wichtig zu wissen, wer die Erstbegehung unternommen hat, welche Gepflogenheiten der Schwierigkeitsbewertung in einem Gebiet oder in einem Club herrschen, wer die Beschreibung verfaßte, was der Beschreiber unter „ausreichend mit Haken versehen" versteht und dergleichen. Ein im Klettergarten bewältigter sechster Schwierigkeitsgrad ist nicht Garant für die Bewältigung einer Kletterstelle sechsten Grades im alpinen Gelände. Es könnte fatal sein zu glauben, daß diese kontextabhängigen Faktoren ohne weiteres durch standardisierbare, explizite und überregionale Informationen ersetzt werden können, besonders was den hochalpinen Extrembereich betrifft. Trotz der zunehmenden Perfektionierung von Kletterführern und Routenskizzen wird es auch in Zukunft notwendig sein, sich mit den Gegebenheiten eines Gebiets oder einer Tour an Ort und Stelle vertraut zu machen sowie sich Erfahrungen und Praxis in der Anwendung selbst anzueignen, also: in eine gewählte Tätigkeit hineinzuwachsen.

Wir wissen viel mehr, als wir zu sagen wissen.
Michael Polanyi

Trotzdem wird versucht, den Erfahrungsanteil mehr und mehr durch leicht vermittelbares, explizites Wissen zu ersetzen (Vorträge, theoretische Fortbildungen, internationalisierte Schwierigkeitsskala), wobei sich diese Entwicklung nicht nur im Alpinismus, sondern in allen Bereichen des Lebens zeigt. Anhand der Entwicklung des Alpinismus und des Bergsteigens allgemein möchte ich zeigen, warum und wie es zu dieser Entwicklung gekommen ist.

Das Bergsteigen, wie wir es bis heute kennen, beginnt vor ungefähr zweihundert Jahren, wobei die Erstbesteigung des Mont Blanc 1786 als Startpunkt genommen werden kann. Die Wende zum neuzeitlichen Alpinismus bestand darin, daß Bergsteigen zum Selbstzweck wurde, zum Selbstzweck für persönliche oder nationale Profilierung, daß Berge zu einem Spielplatz „sinnlosen Tuns" wurden. Die Alpen waren nicht mehr ausschließlich Lebensraum, der für die Jagd (in selteneren Fällen auch als religiöser Kultplatz) genutzt wurde, sondern wurde zum Spielraum für Menschen, die im eigentlichen Sinne in den Bergen nichts zu suchen hatten. Für die von den Bergen unmittelbar „Betroffenen" (die dort lebenden Bauern oder Jäger) waren diese lebensbedrohlich und außerhalb von Jagd sowie land- und forstwirtschaftlicher Nutzung uninteressant. Auch heute noch gibt es kaum „Naturvölker", die freiwillig Berge besteigen, weder Andenbewohner noch Nepali.

Damit das Bergsteigen überhaupt entstehen konnte, bedurfte es einer Loslösung und Distanzierung von den Bergen, um überhaupt mit Sehnsucht („zurück zur Natur") zu diesen zurückkehren zu können. Damit parallel läuft eine zunehmende Idealisierung der Berge. Diese Distanz, die notwendig ist, um die Sehnsucht zu entwik-

Bauern, der tagtäglich mit Natur zu tun hat, ist diese etwas Unspektakuläres, Alltägliches, manchmal Gefährliches und für die freie Zeit uninteressant. (Die Romantiker haben das Bauerntum verherrlicht, aber es war keine Bauern unter ihnen.)
Die Jäger, die in einem Gebiet jagten, wuchsen dort auf



keln, einen Berg sozusagen ohne (religiöse, wissenschaftliche, jagdbezogene) Motivation besteigen zu wollen, ergibt sich — nicht nur im räumlichen Sinne — vor allem für das (gehobene) Bürgertum. Anfangs waren es vor allem Briten, die auch die finanziellen Mittel besaßen, um diese Pläne zu verwirklichen. Nicht umsonst fällt der Beginn des Bergsteigens in die Zeit der Aufklärung und der französischen Revolution, die unter anderem durch ein rationalistisches Weltbild geprägt waren. Die Romantik zu Beginn des 19.Jahrhunderts scheint zwar diesem Weltbild zu widersprechen, bildet jedoch die Kehrseite derselben Medaille, da erst die Distanz zur Natur eine romantische Rückkehr zu dieser ermöglichte. Für einen

und kannten es auf eine sehr selbstverständliche Art und Weise. Sie besaßen ein perfektes Erfahrungswissen, und es bestand keinerlei Notwendigkeit, dieses mitzuteilen oder gar zu verschriftlichen: Der unerfahrene Jäger ging mit dem erfahrenen solange mit und schaute ihm zu, bis er selbst dessen Wissen erworben hatte. Erst die zunehmende Distanzierung vom Bereich Natur oder Berg machte es notwendig, das Wissen sprachlich vermittelbar zu machen. Vorher wurde die Bergwelt sprachlich vielleicht in religiösen oder ästhetischen Zusammenhängen thematisiert, nicht jedoch im Sinne einer (sachlichen) Information. Der Bedarf an Information (für die Bergsteiger von außerhalb) zog eine Umwandlung des impliziten Erfah-

rungswissens in explizites Wissen nach sich: Altes Wissen um Gamswechsel, Steinschlag- und Lawinenrinnen, um Zusammenhänge zwischen Temperatur, Verhalten der Tiere und der Wetterentwicklung mußten versprachlicht werden, um mitgeteilt werden zu können. Anfangs war diese Information noch kaum verschriftlicht, sondern wurde von Jägern und Bauern eingeholt. Somit war solches Wissen auch weiterhin stark regional und subjektiv eingebunden.
Dessen Loslösung vom konkreten Zusammenhang wurde durch die Berichte der Erst- und Zweitbegeher weiter verstärkt: Je mehr „Zwischenstationen" diese Information passierte, umso mehr verlor sich die Einbindung in die Bedingungen des Ausgangspunktes. Sie mußte auch für jene verständlich werden, die das Gebiet nicht kannten. Durch diese Entwicklung wurde das Wissen standardisiert und vereinfacht. Explizites Wissen, das auch für jene verständlich sein sollte, die die Umgebung und (aktuelle) Situation nicht kennen, muß schnell veränderliche Faktoren aussparen (Hakenausbrüche, Wegverwaschungen durch Muren, Neutouren), muß standardisierbar und für viele — sehr verschiedene — Menschen verständlich sein. Zudem können viele implizite Faktoren — wie wir gesehen haben — nicht in Sprache umgesetzt werden: Erfahrung, das Gespür (Trittsicherheit, Einschätzen von Lawinensituationen und Wetterentwicklung, schnelles Reagieren in gefährlichen Situationen, Tourenplanung).
Diese Distanzierung von Bergsteiger und Berg und die damit einhergehende Loslösung des Wissens (der Information) von seiner konkreten Umgebung hat sich in der Entwicklung des Bergsteigens immer weiter verstärkt. Die Zahl der Extrembergsteiger hat sich von relativ kleinen Gruppen (deren Mitglieder einander meist kannten und Informationen persönlich austauschten) zu einem breiteren Spektrum erweitert, was Kletterführer notwendig machte, die inzwischen international verständlich sind. Um den Ansprüchen eines Breitensports genüge zu tun, mußte Information zunehmend internationalisiert und standardisiert werden.
Die Einführung der Welzenbachschen Schwierigkeitsskala in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts ist ein markanter Punkt in dieser Entwicklung: Nunmehr konnten hunderte verschiedene Touren mit den verschiedensten Eigenheiten in fünf (und später in sechs) Stufen übersetzt und ausgedrückt werden, was eine noch stärkere Abstraktion von den örtlichen Gegebenheiten zur Folge hatte.
Ein Beispiel zeigt diese Diskrepanz zwischen konkreter Realität und Information darüber deutlich: Offiziell wurde der siebte Grad erst 1977 eingeführt und anerkannt, während das Niveau des Kletterns schon früher weit darüber lag. Heute ist die verfügbare Information fast vollständig von ihrer ursprünglichen Umgebung losgelöst (der „Medienkrieg" im Golf ist ein frappantes Beispiel, da er kaum mehr als „real" empfunden wurde — obgleich er es natürlich für Kuweit, den Irak oder Israel in grausamer Weise war). Dabei darf jedoch nicht übersehen werden — wie oben bereits angemerkt —, daß das implizite Wissen niemals vollständig ersetzt werden kann. Warum wird dann das Erfahrungswissen immer mehr zurückgedrängt?

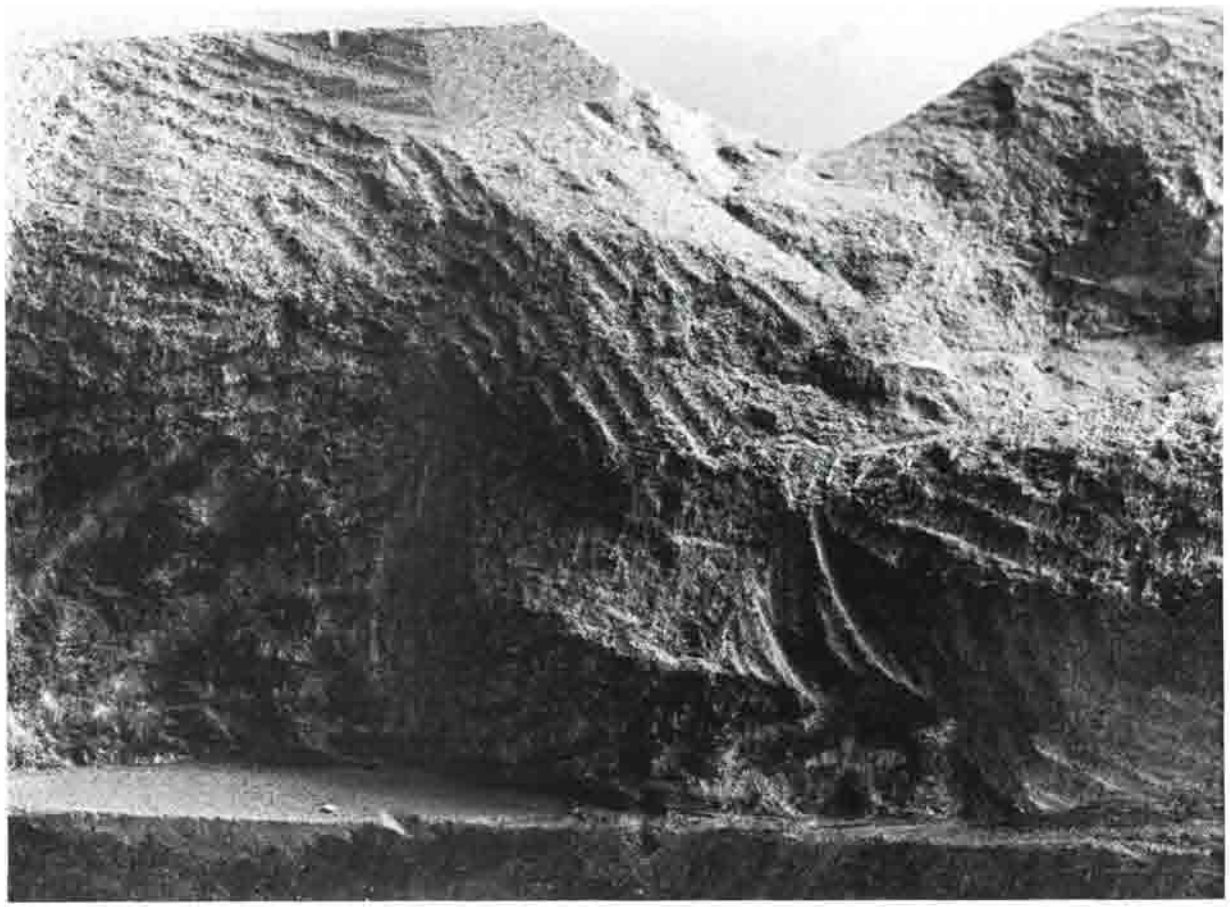
Wir erfahren nichts über Wirklichkeit, wenn wir sie erklären.

Ein Grund wurde bereits kurz angesprochen: Die Welt ist kleiner geworden. Der amerikanische Kommunikationswissenschaftler Marshall McLuhan meinte treffend, daß wir heute in einem „globalen Dorf" leben: Der Lebensstandard der westlichen Welt sowie die technischen Möglichkeiten erlauben uns relativ problemlos das Bergsteigen etwa in Asien oder Südamerika. Da uns jedoch meist die Zeit fehlt, um uns auf asiatische oder südamerikanische Infrastrukturen und Lebensbedingungen einzulassen, sind wir auf schnell umsetzbare Informationen angewiesen. Hinzu kommt auch eine zunehmende Rationalisierung unseres Denkens, wobei überprüfbare (wissenschaftliche) Information im allgemeinen für „wahrer" gehalten wird als das implizite Wissen. Die Bezeichnung „unwissenschaftlich" wird in der westlichen Welt daher häufig als Abwertung verstanden. Es ginge hier zu weit, die Gründe dafür zu suchen, warum in der westlichen Welt rational überprüfbares Wissen für wertvoller gehalten wird. Jedenfalls reichen die Ursachen zurück bis ins 17. und 18. Jahrhundert, als sich der Rationalismus eines René Descartes und die französische Aufklärung entwikkelten.
Ich möchte festhalten, daß ich mit der Gegenüberstellung von explizitem und implizitem Wissen keine Wertung verbinde. Beide Teile unserer menschlichen Erfahrung sind unverzichtbar im Umgang mit der Wirklichkeit, beim Bergsteigen oder anderswo. Verwachsensein mit der Natur ohne kritische Distanz ist keineswegs moralisch höher einzustufen als rationales Umgehen mit der Natur, und umgekehrt ist die rationale Distanz nicht wertvoller. Zentral ist die Erkenntnis, wann welche Form des Wissens angebracht ist: Ein Arbeiter, der eine Maschine bedient, muß über das Innenleben und das genaue Funktionieren der Maschine nicht Bescheid wissen. Sollte die Maschine jedoch ausfallen, benötigt man einen Techniker, der dieses explizite Wissen hat.
Ein Beispiel soll das Gesagte deutlicher werden lassen: 1987 unternahm ich eine längere Reise nach Peru. Da ich alleine unterwegs war, rechnete ich nicht damit, dort schwierigere und ausgedehntere Bergtouren zu unternehmen und kümmerte mich daher auch in Österreich nicht um genauere Informationen. Doch lernte ich in Peru einen Schweizer in gleicher Situation kennen, und Besteigungen in der Cordillera Blanca wurden für uns nun möglich. Wir waren nun allerdings auf Informationen angewiesen, die wir an Ort und Stelle „organisieren" konnten. Es war immer wieder erstaunlich zu bemerken,

wie sehr beispielsweise Zeitangaben bei verschiedenen Personen variierten: Ein junger und ausdauernder Eseltreiber benötigt für die Strecke von einem Dorf zum anderen möglicherweise nur ein Drittel der Zeit einer alten Frau, die ihre Tochter besucht. Die weitergegebene Information ist von den jeweiligen Bedingungen abhängig, ohne daß es für diese Personen notwendig wäre, davon zu abstrahieren: Es gibt keine standardisierte Zeitangabe. Wenn man die alte Frau fragt, ist die Strecke eine Tagesetappe, während der junge Mann eine Zeit von vier Stunden angibt. Hinzu kommen Faktoren wie Höflichkeit, Stolz oder Angst: Der junge Mann möchte vor den unerfahrenen Gringos angeben und halbiert die Zeitdauer, die alte Frau hat Angst vor der Strecke und übertreibt maßlos, während Menschen, die die Strecke nicht kennen, aus Höflichkeit irgendwelche Angaben machen. Um diese situativen Bedingungen einschätzen zu können, muß man sie schon öfter erfahren haben, die Menschen kennen oder einfach selber probieren. Das alles braucht viel Zeit, die wir oft nicht haben.

Von zwei peruanischen Bergführern wollten wir den Zugang und den Aufstieg auf den Alpamayo erfahren, von dem wir nur ein Foto und einen Artikel Toni Hiebelers aus den sechziger Jahren besaßen. Die beiden konnten uns, obwohl sie den Alpamayo schon mehrmals bestiegen hatten, die von Europäern gewohnten Angaben (Höhenmeter, Steilheit in Grad, Zerklüftung des Gletschers, Möglichkeiten des Biwakierens) nicht oder nur sehr unvollständig geben. Das geschah keineswegs aus Bosheit oder aus Unwissen, sondern weil sie ein anderes Verständnis von Information besaßen, in dem es viel mehr um Vergleiche, anschauliche Beschreibungen und Umschreibungen geht. Dabei spielen Wörter wie „relativ", „ungefähr", „so ähnlich wie", „viel", „sehr" eine große Rolle.

Europäer können mit dieser informellen Gesellschafts-



struktur (in der Wissen häufig mündlich weitergegeben wird und sehr stark von Personen und Situationen abhängig ist) schwer umgehen, da die Beschaffung von Information zeit- und energieaufwendig ist, gutes Gespür braucht, da es wenig schriftliche Aufzeichnungen (Fahrpläne, Führerliteratur) gibt, scheinbar ungenaue und voneinander abweichende Angaben existieren, und Information stark kontextgebunden ist. Da europäische Bergsteiger selten die Zeit besitzen, sich auf dieses Spiel — das im übrigen sehr viel Spaß macht — einzulassen und das Geld haben, eigene Spielregeln zu definieren, werden immer mehr europäische (Infra-)Strukturen auf Lateinamerika übertragen: Vom Flughafen geht es nicht mit dem Linienbus, sondern mit dem bereits wartenden Taxi ins Hotel und in die Cordillera; die Hotels und Reisebüros sind von Europäern und Nordamerikanern geführt, die schneller arbeiten und für uns genauere Informationen geben können. Das Ganze geht meist sehr viel schneller und nervenschonender, ist natürlich auch teurer und nimmt auf die örtlichen Infrastrukturen keine Rücksicht. Genau hier liegt das Problem. Mir geht es dabei nicht um die romantische Verklärung des Abenteuers, sondern um Rücksichtnahme auf kulturelle Strukturen und nicht zuletzt um die ökonomische Seite: Unser Geld soll — wenn schon — bei den Peruanern liegen bleiben und nicht bei von Europäern geführten Organisationen (tourismussensible Tiroler können diese Gedanken sicher nachvollziehen).

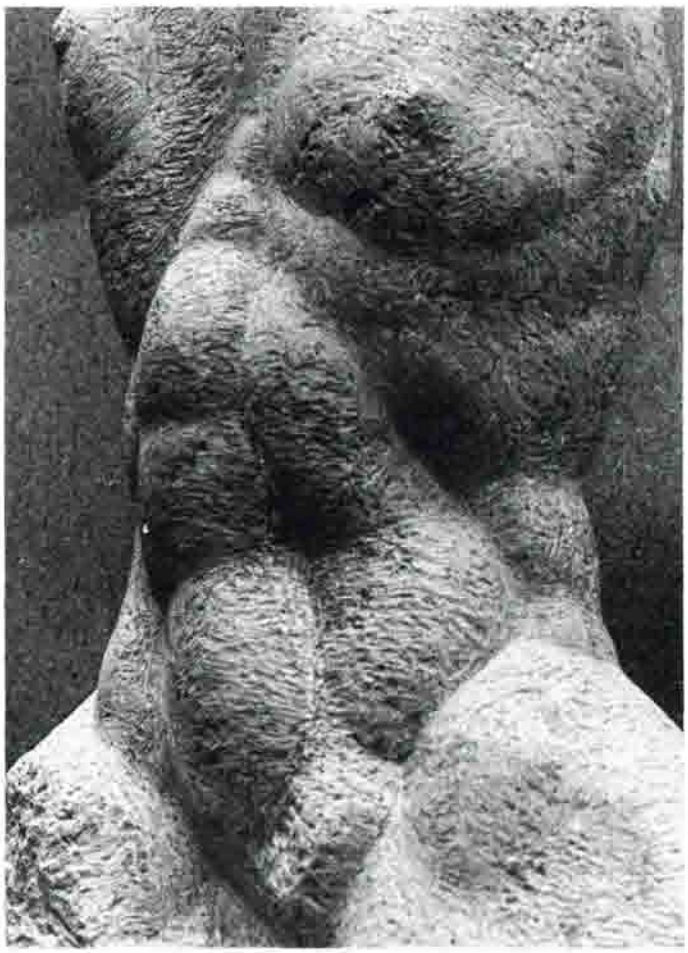
Lesen ist zu langwierig, wenn Erfolg sich am Zeitgewinn mißt.

Jean-François Lyotard

Mit der Distanzierung vom Berg entsteht in der Literatur die Thematisierung der Berge. In den 200 Jahren Entwicklung des neuzeitlichen Bergsteigens verändern sich auch die Texte, die sich mit den Bergen befassen. Neben der literarischen Beschäftigung und den Abenteuerschilderungen, Berichten der Erstbegeher und der (auto)biographischen Bearbeitung entsteht aus dem Bedarf an Information eine neue Textsorte: die Führerliteratur. Somit haben wir es vereinfacht mit drei Textsorten zu tun — Literatur, Sachbücher und Führer —, die je nach Epoche eine unterschiedliche Entwicklung durchmachen und eine unterschiedliche Rolle spielen.
Die Führerliteratur ist das jüngste Kind des Bergsteigens, da sie erst notwendig wurde, als mehr und mehr Bergsteiger immer entferntere Ziele ins Auge faßten (und fassen konnten). In der Entwicklung dieser Führer sieht man sehr deutlich die zunehmende Ablösung der Information von ihrer konkreten Umgebung (also von den speziellen Bedingungen eines Gebiets, von den Vorlieben des Herausgebers, den Eigenheiten des Verfassers): Heute sind die Ziffern für die Schwierigkeitsbewertung oder die Symbole für eine Verschneidung, einen Kamin oder einen Haken wohl auf der ganzen Welt dieselben und werden überall verstanden, können jedoch beispielsweise nichts über die Qualität der Haken aussagen. Führer vom Anfang unseres Jahrhunderts sind noch nicht in diesem hohen Maße von standardisierter Information geprägt, sondern sind nach heutigem Maßstab ungenauer, „literarischer". Sie erscheinen uns heute ein wenig bizarr oder gar unverständlich: Routenbeschreibungen sind — ähnlich den Erklärungen der beiden peruanischen Bergführer — mit vielen Eigenschaftswörtern (einige, ziemlich, sehr, viel, etwas, wenig, meist, schwierig) garniert, die man erst interpretieren mußte, und zwar auf Basis der gesammelten (impliziten) Erfahrung.
Bevor es die Führerliteratur gab, leisteten Berichte der Erst- oder Zweitbegeher die Vermittlung von Information. Diese Berichte standen irgendwo zwischen einer literarischen Behandlung des Themas „Berg" und einem rein informativen Text, da sie Sachliches mit Subjektivem mischten. Es ging um eine konkrete Tour auf einen konkreten Berg, und meist war genug Platz vorhanden — den es kaum gibt, wenn man Hunderte von Routenbeschreibungen in einem Buch versammeln will —, um „Nebensächliches" mitaufzunehmen — Gefühle, Umstände der Begehung, den Anmarsch. Diese Berichte, wie auch (Auto-)Biographisches, informierten umfassender und konnten das ganze Umfeld und die Atmosphäre einer Route oder eines Berges vermitteln. Bei Wiederholungen einer Route konnten sie über veränderliche Faktoren (Hakenausbrüche, Bergstürze) informieren. Der Einsatz von Fotos — mit eingezeichneten Wegverläufen — und genauen Landkarten war sehr begrenzt, man mußte sich also auf sprachliche Mittel verlassen. Das war ungenauer, aber auch umfassender und sicherlich spannender. Durch die Entwicklung der Fotografie hat die Malerei ihre dokumentarische Funktion verloren. Ähnliches passiert der Literatur. Durch den Einsatz von Fotos und Routenskizzen und durch die Standardisierung von Schwierigkeitsgraden und ähnlichen exakten Angaben hat sie ihre Rolle als Medium (als Instanz der Informationsvermittlung) verloren. Darum ist es auch nicht mehr sinnvoll, von „Bergliteratur" zu sprechen. Es war nie besonders sinnvoll, diesen Begriff zu verwenden, da sich Literatur nicht durch ihren Gegenstand (ihren Inhalt), sondern durch die Art der Behandlung dieses Gegenstandes (Form) charakterisiert. Interessanterweise ist die literarische Diskussion nur im Umkreis des Themas „Berg" in die Zwickmühle geraten, über die Qualität oder die Krise oder das Ende der Bergliteratur zu lamentieren. Kein Mensch würde auf die Idee kommen, den Roman *Brot und Spiele* von Siegfried Lenz als „Leichtathletikliteratur" zu bezeichnen, und die leidige Auseinandersetzung über die Qualität der Bergliteratur wäre zu Ende, wenn man zugestehen würde, daß es keine Bergliteratur gibt, so wie es keine „Tennisliteratur", keine „Tischlerliteratur" und keine „Flachlandliteratur" gibt. Und wie niemand von Boris Becker ver-

langt, literarisch Qualitätvolles von sich zu geben, so verlange man es auch nicht von Messner, Bubendorfer oder Orgler. Sinnvoller ist es, vom Motiv Berg und Bergsteigen in der Literatur zu sprechen, und hier wende man sich an Schriftsteller, nicht an Bergsteiger.

Obwohl die Literatur ihre Funktion als Informationsvermittler zunehmend verliert, glaube ich, daß sie über den Unterhaltungswert hinaus eine Funktion besitzt, auch wenn es keine informative im eigentlichen Sinne ist. Wie gezeigt wurde, ist das implizite Wissen — unsere Erfahrung — sehr schwer in Worten auszudrücken („Wie klingt eine Klarinette?"). Nun glaube ich, daß Literatur (und Kunst allgemein) *eher* dieses implizite Wissen als menschliche Erfahrung ausdrücken und vermitteln kann, da literarische Texte keine Regeln aufstellen und keine generalisierten Wahrheiten vermitteln, sondern Beispiele bringen. Literatur ist exemplarisch, sie spricht von Situationen, von kontextgebundenem Wissen, von Erfahrung. Das implizite Wissen, das uns die Literatur vermitteln kann, ist keine erlernbare Information, die erklärbar wäre, sondern handelt von menschlicher Erfahrung, die nur intuitiv verstehbar ist. Kunst vermag etwas zu vermitteln, was rational konstruierte Systeme nicht vermitteln können: Erfahrungen von Sinnlichkeit, Bewegung, Zeit, Schmerz, Berührung, Freude, Fremdheit. Freude oder Schmerz oder der Klang einer Klarinette sind nur erfahrbar, nicht erklärbar. So wie einem Radfahrer das explizite Wissen um Fliehkraft, Schwerkraft und Reibung nicht hilft, eine Kurve zu meistern, so erfahren wir auch nichts über Schmerz oder Freude, wenn wir deren Entstehung oder Regeln zu erklären vermögen. Erst die Erfahrung selbst, und Kunst *ist* eine Erfahrung — eröffnet uns dazu Zugänge.



Natürlich lernt man nicht Klettern, wenn man einen Roman liest, in dem es um das Klettern geht. Aber man bekommt gewissermaßen einen Eindruck der Atmosphäre, der Umgebung, der beteiligten Emotionen, der sozialen Strukturen, die beim Bergsteigen eine Rolle spielen. Die Gesellschaftsstruktur in Südamerika, wie ich sie oben kurz beschrieben habe, kann nur der verstehen, der sie selbst erlebt. Eine Erklärung dieser Lebensweise bringt nichts. *Hundert Jahre Einsamkeit* von Gabriel García Márquez oder *Der Kuß der Spinnenfrau* von Manuel Puig bringen den Leser dem Verständnis vom Funktionieren dieser Gesellschaft näher. Statistiken oder sozial-psychologische Untersuchungen vermögen einem nicht beizubringen, was es für eine Frau heißen mag, ihren Mann am Berg zu verlieren. Wer Rudi Mayrs *Am Ende der Nacht* gelesen hat, versteht es vielleicht eher. All die Geschichtsbücher konnten mir jenes Leid, das der Nationalsozialismus bedeutete, nicht erklärbar machen. Erst Paul Celans Gedicht *Todesfuge* hat mir zumindest eine Ahnung davon gegeben. Um wirklich zu verstehen, muß man Betroffenheit entwickeln. So unverzichtbar (wissenschaftliche) Erklärungen sind, sie können diese Betroffenheit nicht hervorrufen. Kunst schafft dies — vielleicht.

Erfahrungen, die wir selbst machen müssen, kann literarisches Wissen nicht ersetzen: Wir müssen das Bergsteigen in der Praxis langsam erlernen. Aber die Erfahrungen, die wir in der Kunst erleben, können uns zumindest die Umstände, die Situationen und die Atmosphäre — mit einem Wort: die Bedeutung — des Bergsteigens zeigen.

Literatur
Ludwig Wittgenstein, Tracatus logico-philosophicus sowie Philosophische Untersuchungen. Frankfurt 1984 (Werkausgabe, Band 1).
Michael Polanyi, Implizites Wissen. Frankfurt 1984. (Personal Knowledge. London 1958)



Trinken ist (nicht nur) für Kinder wichtiger als Essen. Aus der eigenen Flasche schmeckt es am besten. Foto: Rudolf Weiss

Mit Kindern in die Berge

Lust, Frust und acht gute Gründe

Rudolf Weiss

Als „Berglehrer" meiner Kinder habe ich mich schon vor mehr als drei Jahrzehnten versucht — mit mäßigem Erfolg. Als „Berglehrer" meiner Enkelkinder war ich ungleich erfolgreicher.

Mit der Enkeltochter auf die Wildspitze: Reine Lust!

Der zwölfte Geburtstag meiner Enkeltochter Franziska steht unmittelbar bevor — der 25. Juni, ein Freitag. Das Telefon läutet. Es ist Franziska. „Opa, weißt du, was ich mir von dir zum Geburtstag wünsche? Die Wildspitze." Franziska wünscht sich diesen Gipfel schon lange. Von der Wildspitze hat sie Fotos gesehen. Auf der Landkarte haben wir die verschiedenen Anstiege besprochen. Jetzt ist es soweit.

Sonntag, 27. Juni. Das Wetter ist nicht besonders gut. Von den Bergen rund um Innsbruck ist wenig zu sehen, leichter Regen... Franziska hat um 6 Uhr früh angerufen, aus Sorge, wir könnten verschlafen. Sie freut sich schon auf „ihre" Wildspitze. Na, dann probieren wir es halt. Es reicht noch für ein geruhsames Frühstück und auch fürs Teekochen. Franziska wohnt ganz in der Nähe. Der Opa ist ein Pünktlichkeitsfanatiker. Das weiß sie und steht schon mit Rucksack, Ski und Stöcken um 7 Uhr vor der Haustür.

Viele Wege führen nicht nur nach Rom, sondern auch auf die Wildspitze. Wer sie als Tagestour angeht, hat keine Wahl: er muß ins Pitztal, er braucht die vielgeschmähten Aufstiegshilfen. Die erste Bahn des „Pitz-Express" fährt um 8 Uhr. Das schaffen wir leicht. Leider hat sich das Wetter eher verschlechtert. Aber was tut man nicht alles für eine Enkeltochter, die sich schlicht und einfach „die Wildspitze" zum Geburtstag wünscht?

Für Tourengeher gibt es eine eigene maßgeschneiderte „Tourenkarte", die nicht nur die Auffahrt bis zum günstigsten Ausgangspunkt, dem Mittelbergjoch, umfaßt, sondern auch den Sessellift, der einem nach der Tour den Gegenanstieg zur Bergstation erspart. Der „Pitz-Expreß", die unterirdische Standseilbahn, bringt Bergsteiger, Skifahrer, Sonnenhungrige und Schaulustige zum Mittelbergferner hinauf — in sieben Minuten von 1740 m auf 2860 m. An diesem Tag sind es nur ein paar Skibergsteiger. Sonnenhungrige und Schaulustige wären heute fehl am Platz. Die Sicht ist schlecht. Aber Franziska jubelt: Neuschnee!

Die Talstation verschwindet fast in einer kleinen Baumgruppe, von der Bahn selbst ist nichts zu sehen. Umweltfreundlicher geht es nicht. Das ändert sich bei der Bergstation. Sesselbahnen und Schlepplifte tragen vor allem spät im Jahr nicht zur Verschönerung der alpinen Umwelt bei. Wir fahren zur Talstation eines Schleppers ab. Franziska hat es gut — zwischen ihrer Omi und mir hat sie keine Sichtprobleme. Der Schlepper bringt uns in wenigen Minuten ein ansehnliches Stück höher, bis in die Nähe des Mittelbergjochs (3166 m). Wir queren ins Joch hinüber, steil geht es hinunter zum Taschachferner. Kein Problem für Franziska. Sie hat von Anfang an gelernt, kontrolliert Ski zu fahren.

Wir fellen an. Erst geht es flach dahin. Von der Nordflanke der Wildspitze, die sich sonst in diesem Teil des Anstiegs eindrucksvoll darbietet, ist nichts zu sehen. Aber ein wenig heller ist es doch geworden. Nach rechts ausholend überwinden wir die Steilstufe des Gletschers und ziehen am Nordgrat des Hinteren Brochkogels vorbei in die Gletschermulde unterhalb des Doppelgipfels der Wildspitze. Franziska berichtet von der Schule, gibt uns Rätsel auf, erzählt Witze. An Luft mangelt es ihr nicht — und an Erzählstoff auch nicht. Wir halten uns etwas rechts und steigen mit Fellen ziemlich hoch hinauf. Franziska wird angeseilt. Das mag sie. Schon vor Jahren hat sie einmal voll Begeisterung gesagt: „Ich freu mich so, wenn du das Seil auspackst. Weil dann wird's lustig." Damals hat sie zwar einen Klettersteig gemeint, aber ein wenig von dem erwartungsvollen Kribbeln, das Anseilen hervorruft, spürt sie offenbar auch hier.

Kurze Zeit später stehen wir beim Gipfelkreuz. Die Ski haben wir auf den Rucksack geschnallt und mitgenommen. Von den Gipfeln ist nicht viel zu sehen. Ein wenig Similaun und etwas Weißkugel, das ist alles. Dabei hätte Franziska lieber die Fineilspitze gesehen, in deren Nähe der „Ötzi" gefunden worden ist. Die wäre dazwischen,

und da ist es zu. Die Stimmung ist dennoch gut und Franziska bedankt sich artig für die erste Hälfte ihres Geburtstagsgeschenks. Dann gehen wir weiter. Der Grat ist überwächtet und erfordert bei Neuschnee und schlechter Sicht Aufmerksamkeit. Nach zehn Minuten stehen wir auf dem Nordgipfel. Zweite Hälfte des Geburtstagsgeschenks. Die Gipfelrast ist fällig. Wir sind flott gegangen und deshalb ein wenig verschwitzt. Der Biwaksack wird ausgepackt. Wir sitzen zu dritt in der roten Perlonhaut. Es wird gemütlich warm. „Opa, wann warst du zum ersten Mal auf der Wildspitze?"

Ja, wann? Vor fast fünfzig Jahren, 1948, drei Jahre nach dem Krieg. Damals war alles ganz, ganz anders. Der Opa erzählt. Franziska hört aufmerksam zu. Sie ist nicht nur eine Plaudertasche; sie kann auch gut zuhören.

Wie man sich verplaudern kann. Ältere Leute erzählen gerne von ihrer Jugend. Diesmal war's kein Nachteil. Die Sicht ist erheblich besser geworden. Franziska sieht sogar die Fineilspitze und das Hauslabjoch. Sie ist ein wenig enttäuscht, als sie hört, daß der Ötzi nicht dort, sondern nur in der Nähe, beim Tisenjoch, gefunden wurde. Und dort sähen wir auch bei guter Sicht nicht hin. Sie ist aber gleich wieder guter Dinge, als sie erfährt, der lustige Name „Hauslab" sei der Name eines österreichischen Vermessungsoffiziers gewesen und hätte mit einem „Hauslaib" Brot nichts zu tun. Am meisten freut sie, daß der Christian das ganz bestimmt nicht weiß — ihr Cousin und schärfster Konkurrent in Sachen Alpinismus.

Wir rüsten uns zur Abfahrt. Der Nordgipfel hat den Vorteil, daß man von ihm mit Ski abfahren kann. Die Omi fährt voraus. Franziska hinterher, der Opa macht den Schluß. Der Beginn der Abfahrt ist sehr steil und erfordert eine kontrollierte Fahrweise. Nach einer weiteren Steilstufe erreichen wir das große flache Becken. Von hier aus könnten wir unseren großen Bogen abkürzen, den wir beim Anstieg gezogen haben. Diese unmittelbare Abfahrt führt aber durch einen Gletscherbruch — lieber nicht bei Neuschnee. Obwohl die Sicht ganz gut ist, halten wir uns ziemlich genau an die Aufstiegsspur. Franziska darf mit der Anweisung vorausfahren, daß sie einen Zopf um diese flechten muß. Für den Gegenanstieg zum Mittelbergjoch kleben wir nochmals die Felle auf. Den zweiten Gegenanstieg, zur Bergstation des Pitz-Expreß, nimmt uns ein Sessellift ab. Acht Minuten später sind wir auf dem Parkplatz, eine Stunde später daheim in Innsbruck. Wir gehen noch mit zu ihren Eltern, auf einen Kaffee. Franziska erklärt ihnen ganz genau, wie wir gegangen sind. Besonders stolz ist sie, daß wir vom Gipfel weg „da heruntergefahren sind, wo in der Karte gar keine Skiroute eingezeichnet ist".

Ein wunderschöner Tag trotz des wenig einladenden Wetters — für alle Beteiligten.

Vor vielen Jahren als Vater: Mit den Kindern ins Gebirge — Lust und Frust

Auch bei den alpinen Unternehmungen mit den Kindern gab es „Lust", aber keineswegs immer — wie heute bei den Enkelkindern. Sicher ist jedenfalls, daß ich eines meiner „Erziehungsziele" nicht erreicht habe: Unsere Kinder sind lebenstüchtige und liebenswerte Erwachsene geworden, aber keine Bergsteiger, wie es ihr Vater gerne gesehen hätte.

Mit den Enkelkindern war es ganz anders, da gab es von Anfang an keinen Ärger, keinen Mißton, keine verdrossenen Gesichter. Ich habe begonnen, über die Gründe dafür nachzudenken.

Großeltern haben es ungleich leichter als Eltern, wenn sie Kinder in die Berge mitnehmen. Häufig sind Kinder, die in ihrer Familie unterwegs sind, reichlich unleidlich. Ein sportlicher Achtjähriger klagt nach einer halben Stunde über eine unsagbare Erschöpfung, verdreht die Augen und ist nach energischem Zuspruch gerade noch fähig, in einigem Abstand hinter der Familie dreinzutrotten. Sein zehnjähriger Bruder leidet Höllenqualen an einer Blase, und alle beide an grenzenlosem Durst. Der Vater erregt sich zunehmend, und nur die vorangegangene Lektüre von Büchern über Kindererziehung hält ihn davon zurück, seinen Kindern handgreiflich zu zeigen, wo ihre wahren Leistungsgrenzen liegen.

Warum ist das in vielen Familien so? Kinder und Eltern sind in der Familie ungemein stark aufeinander angewiesen. Das wird als *Zwang* empfunden. Das Kind ist innerhalb dieser zwanghaften Verbindung natürlich der schwächere Teil. Unbewußt nützt es Chancen, sich an den Eltern zu „rächen", wenn sich dazu die Gelegenheit bietet. Eine der Möglichkeiten besteht darin, den Eltern die sonntägliche Bergwanderung zu vermasseln. Je mehr das Kind weiß, wie sehr dem Vater daran gelegen ist, den Gipfel zu erreichen, desto rascher wird es ermüden ... Das Kind hat die Möglichkeit, dem sonst so mächtigen Vater einen Wunsch zu versagen. (Natürlich trifft diese Schilderung nicht für alle Familien zu und schon gar nicht für alle Familien im gleichen Ausmaß.)

Das Verhältnis zwischen Großeltern und Enkelkindern ist von diesem Zwang entlastet. Im Gegensatz zu den Eltern sind beide Teile in ihrer Entscheidung frei: Das Kind muß mit den Großeltern nicht mitgehen, wenn es nicht will. Die Großeltern müssen das Kind nicht mitnehmen, wenn sie nicht wollen. Das Kind weiß, wenn es ungerechtfertigt jammert, wird es das nächste Mal nicht mehr eingeladen. Die Großeltern wissen: Wenn sie ein unvernünftiges Ziel auswählen, wird das Enkelkind das nächste Mal nicht mehr mitgehen wollen. Dieses beiderseitige Gefühl der *Entscheidungsfreiheit* entspannt das Verhältnis zwischen den Jungen und den Alten.

Aus meiner persönlichen Erfahrung muß ich weitere Gründe „beichten". Als Vater war ich selbst ungleich

stärker interessiert, einen Gipfel zu erreichen. Ich habe vielfach die Touren mehr für mich ausgesucht als für die Kinder; schon einen „kurzen" Gipfel, aber doch einen, den ich noch nicht bestiegen hatte. Ich war verärgert, wenn ich der Kinder wegen den geplanten Gipfel nicht erreichte. Als Großvater genieße ich zur Abwechslung die geringen Anstrengungen der „Kindertour". Nach fünfzig Jahren großen bergsteigerischen Fleißes ist in der näheren und weiteren Umgebung ohnehin kein Gipfel mehr zu finden, den ich nicht schon mehrfach bestiegen hätte. Wozu also der Ehrgeiz? Mir ist daran gelegen, daß das Kind seinen Spaß hat. Ich bin auf der „Kindertour" für das Kind da. Es macht mir nichts aus, wenn es diesen Spaß bereits eine Stunde unterhalb des Gipfels findet, bei einem sprudelnden Bach, auf einem Kletterfelsen, oder in einer Blumenwiese. Und seltsam: Jetzt, wo es mir nichts mehr ausmacht, auf einen Gipfel zu verzichten, jetzt entwickeln auf einmal die Enkelkinder einen diesbezüglichen Ehrgeiz, zählen die Gipfel, fangen an, Dreitausender zu sammeln und wünschen sich zum Geburtstag eine Berg- oder Skitour. Verkehrte Welt!

Warum überhaupt mit Kindern in die Berge?

Diese Erfahrungen haben mich nachdenklich gestimmt. Der Grund für die negativen Erlebnisse war offensichtlich, daß ich in die Berge wollte und ganz selbstverständlich annahm, die Kinder müßten auch überglücklich darüber sein, sich plagen zu dürfen, um einen Gipfel zu erreichen. Nachträglich suchte ich nach einer Rechtfertigung, nach Gründen. Ich wollte „im Recht gewesen" sein. Bergsteigen ist doch etwas Tolles, oder?

Begründungen für das Bergsteigen (der Erwachsenen) gibt es viele. Sie sind häufig nicht beweisbar — wie Bergsteigen als „Eroberung des Unnützen" oder Bergsteigen als „Ich-Erweiterung". Der Mythos der *Freiheit* spielt in vielen Begründungen eine große Rolle: Menschen, die im Berufsleben ein „Rädchendasein" führen, suchen selbstbestimmtes Handeln in den Bergen als Gegensatz zum fremdbestimmten in ihrer Arbeitswelt. (Auch das trifft vielfach nicht zu. Unter den Bergsteigern finden sich sehr viele Personen, die auch im Beruf eine führende Rolle spielen, die also keineswegs bloße „Rädchen" sind.)

Auch die *Religion* sucht Bergsteigen zu begründen — mit der symbolischen Bedeutung von „oben" und „unten", mit den Bergen als „Wohnsitzen der Götter", aber auch mit der „Ekstase", dem „Außer-sich-Sein" etwa auf einer Abfahrt im stäubenden Pulverschnee, im mystischen Erleben der Wirklichkeit, in der Bewunderung es Schöpfers. Wieder andere Begründungen stellen die *Askese* in den Vordergrund. Der Mensch sei gewissermaßen „biologisch unterfordert" und suche deshalb freiwillig inmitten seines Wohlstandes Situationen des (zeitlich befristeten) Notstandes.

Wesentlich seltener finden sich in der Literatur Hinweise darauf, daß das Bergsteigen auch weniger positive Begründungen haben kann. Es kann auch der *Flucht* vor der Realität dienen, der Flucht vor Problemen mit seinem Ehepartner ebenso wie der Flucht vor Problemen im Beruf. Daß der *Geltungsdrang* schließlich eine bedeutende Rolle spielen kann, wird jedem klar, der Berichte über Expeditionen und Erstbegehungen liest — oder Leserbriefe, die in Alpinzeitschriften dazu Stellung nehmen ...

Mitunter wird auf eine Begründung im eigentlichen Sinne oft verzichtet. Auf die Frage eines Journalisten, warum er sich denn die Plagen des Bergsteigens antue, antwortete Anderl Heckmair, Erstdurchsteiger der Eiger-Nordwand (21.—24. Juli 1938) kurz: „Weil es mich freut."

Mir ging es bei meiner Suche nicht um die Erwachsenen, sondern um Ziele und Begründungen des *Kinderbergsteigens*. Warum soll das Kind eigentlich mit uns wandern, bergsteigen, Ski laufen, klettern, auf Skitouren unterwegs sein? Eltern sollten sich die Antwort auf diese Frage nicht leicht machen. Daß sie das Bergsteigen freut, gibt ihnen nicht das Recht anzunehmen, daß es auch ihre Kinder freuen muß. Da braucht es schon weniger subjektive Begründungen, meine ich.

Eltern sind dazu da, die Entwicklung ihres Kindes zu fördern und nicht das Kind dazu, den Eltern durch seine Begleitung den geliebten Bergsport zu ermöglichen. Erst wenn wir zeigen können, daß Bergwandern/Bergsteigen dem Kind in seiner Entwicklung hilft, können wir uns mit gutem Gewissen den eher „technischen" Fragen zuwenden, wie man das Kind dabei am besten motiviert, anleitet, führt. Dafür, für das „Bergsteigen als Entwicklungshilfe", gibt es tatsächlich gute Gründe.

1. Bergsteigen fördert die *körperliche Entwicklung.*

Wer seine Kinder zum Bergwandern/Bergsteigen führt, trägt nicht nur dazu bei, ihr späteres Leben zu bereichern. Er trägt auch beträchtlich dazu bei, es zu verlängern. Herz- und Kreislauferkrankungen sind die häufigste Todesursache in den Industriestaaten. Die Risikofaktoren, die unsere Lebenserwartung verkürzen, sind in Zusammenhang mit dieser Todesursache *Übergewicht* und *Bewegungsarmut*. Diesen beiden Risikofaktoren wirken vor allem Ausdauersportarten entgegen, zumal wenn sie regelmäßig betrieben werden.

Insbesondere der Aufstieg bietet ein hervorragendes *Organtraining*. Er erfordert Anstrengung und Ausdauer und trainiert dadurch das Kreislaufsystem. Ohne Ausdauerleistungen kann beim Bergsteigen das Ziel nicht erreicht werden. Diese körperliche Beanspruchung fördert unsere Gesundheit und steigert auf lange Sicht die Lebenserwartung. Sie bietet den zusätzlichen Vorteil eines Ausgleichs zu den zumeist einseitigen „Nervenbelastungen" im Alltag, wie sie sich nicht nur bei Erwachsenen, sondern bereits bei Schülern ergeben. Lediglich vor dem Schuleintritt haben Kinder eine Chance, sich ausreichend und vielfältig zu bewegen — eine entsprechende Umgebung

Mit Kindern in die Berge: Sommer

Rechts: Ein lohnendes Ziel für die ersten Versuche auf eigenen Beinen (die Kinder sind 2 und 3 Jahre alt): Maximiliangrotte (bei Zirl). Natürlich darf die Puppe auch mit. Das Führen an der Hand reicht auf diesen teilweise ausgesetzten Wegen nicht aus. Die Kinder wurden deshalb angeseilt und an einer Reepschnur mit einer Handschlaufe geführt.
Foto: Siegrun Weiss



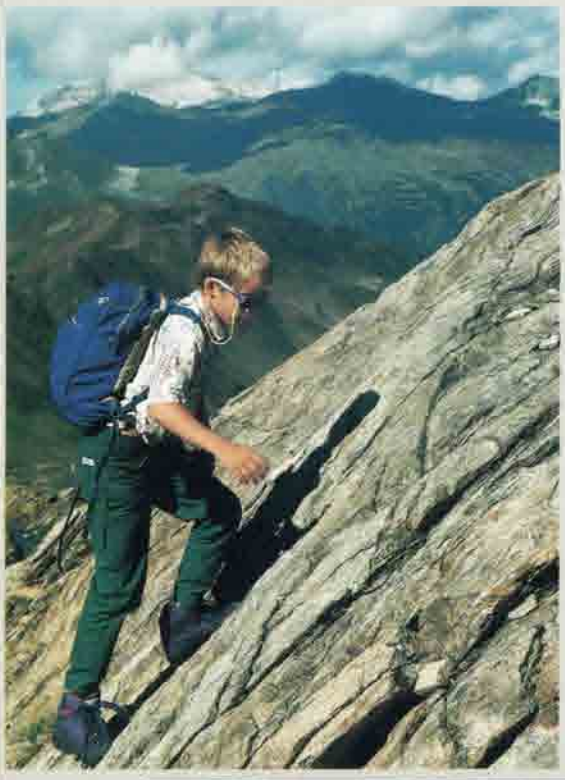




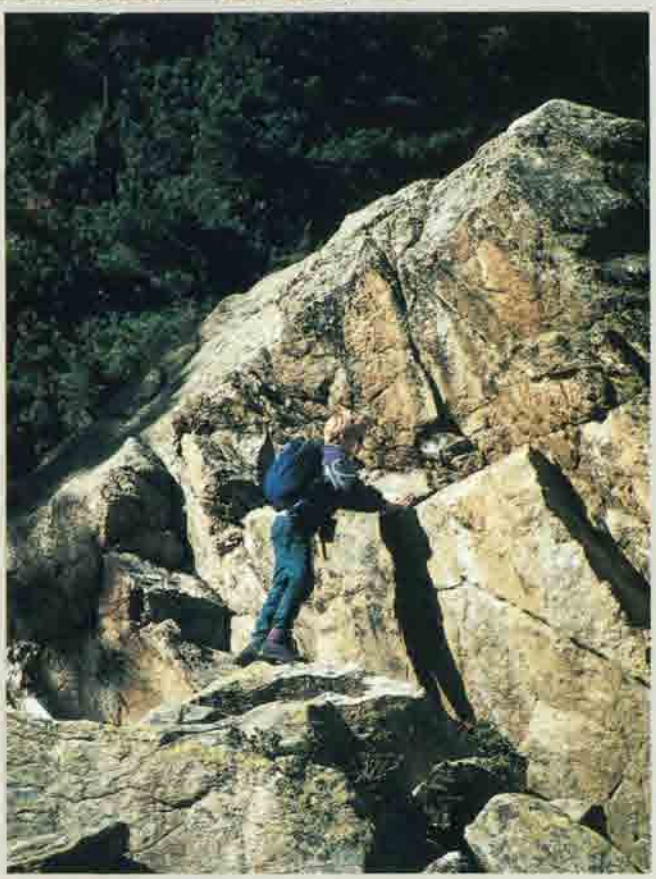
Oben: Das übliche Gipfelfoto darf auch bei Kindern nicht fehlen. Schließlich sollen auch die Eltern, vor allem aber die kleineren Geschwister und der alpinkonkurrierende Cousin sehen, wie toll man mit Opa und Omi unterwegs war. Hier auf dem Averau (Dolomiten) mit Blick auf die gewaltige Südwand der Tofana di Rozes.
Rechts: Die achtjährige Franziska beim Anstieg zum Averau. Man beachte, daß sie die Versicherungen des Klettersteiges nicht benützt — durchaus kein Nachteil für ihre bergsteigerische Entwicklung.
Beide Fotos: Siegrun Weiss

Rechts: Nach der Bergwanderung auf das Pischahorn (Silvretta), in der Bildmitte gut erkennbar, werden alle Spielgeräte ausprobiert — keine Spur von Müdigkeit! Foto: Siegrun Weiss





Links: Ein Erfolgserlebnis für den jungen Mann: „Ich kann auf steilen Platten gehen ohne abzurutschen!" Große Felsblöcke sind willkommene natürliche „Spielgeräte" auf Bergwanderungen.
Unten links: Dreijährige Kinder erbringen bereits ansehnliche Gehleistungen — wenn es sie freut, also wenn der Weg abwechslungsreich und lustig ist. Dennoch ist es günstig, die Kraxe „für den Fall des Falles" mitzuführen.
Unten rechts: Der Abstieg ist weglos und mühsam — gerade deshalb aber spannender als eine bequeme Forststraße! Im Hintergrund der Große Zwölferkogel, ein selten bestiegener Gipfel in den Stubaier Alpen.
Fotos: Rudolf Weiss





vorausgesetzt. Die Städte bieten sie zumeist nicht, sodaß das Argument des Ausgleichs zumeist auch für die Zeit vor dem Schuleintritt, zutrifft.

2. Ausdauerleistungen führen zur Kenntnis der eigenen *Belastbarkeit*, der eigenen Grenzen.

Das ist eine wichtige Erfahrung für die *Selbsteinschätzung*. Anders ausgedrückt: Beim Bergsteigen lernen wir, Härten durchzustehen. Man kann diese Unternehmungen meist nicht wie ein Tennismatch abbrechen, wenn man keine Lust mehr hat. Diese Anstrengung ist aber nicht (nur) eine Schinderei, sondern auch eine hohe Befriedigung, ein Genuß für den (entsprechend geübten) Körper. Was die bevorstehende Steuerprüfung für den Erwachsenen ist, kann die nahe Schularbeit für das Kind sein — sie belastet unsere Nerven. „Härte", „Kampf" im Sinne eines körperlichen Einsatzes erleben wir weitgehend aus zweiter Hand, im Fernsehen, im Kino, beim Lesen. Beim Bergsteigen spüren wir die ursprüngliche Freude am Kämpfen, am Durchhalten, am Sich-Überwinden im körperlichen Einsatz. Die Leistung, die man erbringt, wird beim Bergsteigen fortwährend und dadurch besonders nachdrücklich erlebt: beim allmählichen Höherkommen bis zum Erreichen des Gipfels oder auch eines anderen Zieles.

3. Trittsicherheit und *Bewegungsgeschicklichkeit* werden geschult.

Beides ist nicht nur ein Beitrag zur alpinen Sicherheit, sondern auch zur allgemeinen Förderung der Gelenkigkeit und Geschicklichkeit des Kindes. Die Förderung der Körperkraft und der Geschicklichkeit hat günstige Auswirkungen auf die gesamte Persönlichkeitsentwicklung. Insbesondere im Schulalter hängt das Selbstbewußtsein von Kindern damit zusammen. Stärke und Geschicklichkeit erhöhen auch die wichtige Anerkennung durch Alterskameraden.

4. Bergsteigen fördert die geistigen Fähigkeiten des Kindes.

Jede Form des Bergsteigens verlangt eine *geistige Leistung*. Die Planung erfordert wegen des Ernstcharakters von Unternehmungen in den Bergen entsprechende Sorgfalt. Man muß lernen, mit der Landkarte umzugehen. Insbesondere im Winter braucht man mitunter zusätzlich Höhenmesser und Bussole, damit man den Berg überhaupt findet, den man ersteigen möchte. Zu der Auseinandersetzung mit der geplanten Route und ihrer Schwierigkeit kommt die Beschäftigung mit dem Wetter, sowohl bei der Planung als auch bei der Beobachtung der Wetterentwicklung während der Tour. *Eigenverantwortung* und *Selbständigkeit* von Kindern werden natürlich nur gefördert, wenn die Kinder bereits — nach ihren altersmäßigen Möglichkeiten — in die Planung einbezogen werden. Die damit verbundene Mitsprachemöglichkeit steigert die Motivation. Während der Tour fördert die Mitarbeit bei der Orientierung das Raum- und Zeitgefühl.

5. Bergsteigen fördert *Gefühlsleben* und *Erlebnisfähigkeit*.

Bergsteigen bedeutet auch Abenteuer. Der junge Mensch erlernt den Umgang mit der Gefahr und dadurch die Überwindung von Ängsten. Das hat im Regelfall nichts zu tun mit ungebührlichem Risiko, sondern ist die einfache Folge des Ernstcharakters jeder Unternehmung in den Bergen. Was damit gemeint ist, drückt der Psychiater und Philosoph Viktor Frankl so aus: „Was mag mich zum Klettern bewogen haben? Offen gesagt, die Angst davor." Und bei Nestroy heißt es (in *Judith und Holofernes*): „Jetzt bin ich neugierig, wer stärker ist, ich oder ich!"

Beim Bergsteigen kommen die Gefühle auch sonst nicht zu kurz. *Einsamkeit* und *Landschaftserlebnis* schaffen tiefe und abwechslungsreiche Eindrücke. Es ist ein Vorurteil vieler Erwachsener, wenn sie meinen, Kinder seien unempfänglich für landschaftliche Schönheiten. Wenn man sie nicht hetzt und ihnen Zeit zum Schauen gönnt, ihnen vielleicht sogar dabei hilft, dann lernen sie rasch, auch die Einsamkeit eines Hochtales, den Rauhreif in einem Winterwald oder die großartige Rundsicht zu genießen. „Da ist es so schön!" rief eines unserer Enkelkinder spontan aus, als wir einen Gipfel erreichten. Der Gipfel hieß allerdings auch bezeichnenderweise „Paradis" und war ein Logenplatz genau gegenüber von Piz Palü, Bellavista, Piz Bernina und Piz Morteratsch. Doch es müssen nicht derartige Glanzpunkte der Alpenwelt sein, um ein Kind die Schönheit unserer Berge spüren zu lassen.

Nicht zu vergessen ist die Freude, einen Gipfel zu erreichen, ein *Ziel*. Auch wenn der Wettbewerb beim Bergsteigen eine Rolle spielt, zeigt sich doch ein Unterschied zu vielen anderen Sportarten. Das Ziel wird nämlich (im Normalfall) von allen erreicht. In diesem Sinne gibt es keinen „Sieger" und keinen „Verlierer".

Auf Skitouren kommt die *Abfahrt* dazu, für viele Kinder (und nicht nur für sie) die größte Freude. Gewiß, es gibt den bösen Bruchharsch und den tiefen Sumpf. Aber hier zeigt sich die Ganzheit des Bergsteigens durch die Verbindung mit der geistigen Leistung. Bei geschickter Auswahl der Höhe von Ausgangspunkt und Gipfel unter Einbeziehen der Aufstiegs- und Abfahrtsrichtung wird meist die Freude überwiegen. Sie hängt in hohem Maße mit unserer geistigen Leistung bei der Planung zusammen.

Im Alltag sind wir in unseren Sorgen gefangen — die Erwachsenen in ihrem Beruf, die Kinder in der Schule. Beim Bergwandern/Bergsteigen kehren wir gewissermaßen zu den Wurzeln unseres Seins zurück. Wir leben im Augenblick und können dieses Leben ganz intensiv spüren. Die Probleme sind überschaubar, die Genüsse einfach und intensiv. Wir lernen das „einfache Leben" wieder kennen, wenn auch zeitlich begrenzt, mit den einfachen, aber stark empfundenen Freuden des Essen-Dürfens, Trinken-Dürfens, Ruhen-Dürfens.

6. Bergsteigen fördert die *soziale Entwicklung* unserer Kinder.

Das gemeinsame Erleben, das enge Miteinander schaffen ein starkes Wir-Bewußtsein. Das gilt für Erwachsene eben-

so wie für Kinder. Das *Gemeinschaftsgefühl* ist während und nach einer Wanderung oder Bergtour ungleich stärker als während oder nach dem Aufenthalt auf dem Tennisplatz. Auch die Familie ist eine „Gruppe" und die geschilderten Vorteile gelten auch für sie. Zudem ergeben sich Gesprächsmöglichkeiten zwischen Eltern und Kindern, die sich im Alltag der Familie kaum finden.
Kinder lernen beim Bergsteigen früh und bei einigermaßen geschickter Führung, durch das Beispiel der Erwachsenen, geradezu von selbst, für jüngere oder weniger erfahrene Gruppenmitglieder Verantwortung zu übernehmen. Sie lernen *Hilfsbereitschaft, Rücksichtnahme und Kameradschaft.*
Auch *Geselligkeit* und *gemeinsame Lebensfreude* sind ein wichtiger Teil des Bergsteigens, nicht nur bei der Hüttengaudi.
7. Ein wichtiger Teil der sozialen Entwicklung in unserer Zeit ist die Förderung des *Umweltbewußseins*, so wichtig, daß ich ihn als „selbständigen Grund" nennen möchte. Gewiß, Sportarten, die in der Natur ausgeübt werden, belasten die Natur. Andererseits können junge Menschen nur in der Natur lernen, auf die Natur zu achten und schonend mit ihr umzugehen. In diesem Sinne kommt dem Bergwandern/Bergsteigen große Bedeutung zu. Wie soll man Verständnis für und Liebe zur Natur erlernen, wenn man sie nicht aus eigener Anschauung kennt? Es kann nicht Ziel des Umweltschutzes sein, Menschen von der Natur auszusperren. Wohl aber gilt es, sie frühzeitig zum behutsamen Umgang mit ihr zu führen.
Ein *Naturerlebnis*, das man sich durch seine eigene Anstrengung erwirbt, führt zu einem anderen Verhältnis zur Natur. Es ist an Tiefe und Eindringlichkeit nicht zu vergleichen mit dem mühelos erreichbaren Panoramablick einer Seilbahn-Bergstation. In diesem Sinne setzen wir mit der Förderung des Bergwanderns/Bergsteigens auch ein „politisches Zeichen", eine *Alternative zum Massentourismus* mit seinen Gefahren für die Umwelt, eine Werbung für sanften, umweltverträglichen Tourismus.
Insbesondere in den Städten führen Menschen ein Dasein weit entfernt von der Natur. Dadurch leiden das Verständnis für und die Einfühlung in die Natur. Entgegen den Horrorvisionen, die manche Umweltschützer entwerfen, ist das Gebirge noch weitgehend unversehrte Natur und damit ein geeignetes Lernfeld für eine *Sensibilisierung für ökologische Zusammenhänge*, für die Förderung des *Engagements für Natur und Umwelt.* Ohne diesen ganz persönlichen Umgang mit der Natur bleibt für unsere Kinder die Forderung nach Umweltschutz abstrakt und wirkt sich wenig auf das Verhalten aus. Naturliebe kann sich nur bei umfassenden Naturerfahrungen einstellen.
8. Wandern und Bergsteigen mit Kindern dient in einer „Langzeitwirkung" der *Freizeitpädagogik.*
Es fördert nicht nur die Entwicklung in der Kindheit. Bergsteigen mit Kindern wirkt weit über diesen Altersabschnitt hinaus bis ins *Erwachsenenalter* hinein.
Wenn wir mit unseren Kindern in die Berge gehen, fördern wir nicht nur ihre motorische, kognitive, emotionale und soziale Entwicklung in der Kindheit. Wir bieten ihnen auch die Grundlage für eine gesunde und erfüllende *Freizeitbetätigung im Erwachsenenalter.* Das Bergsteigen gehört nicht nur zu den Sportarten, die den ganzen Menschen erfassen. Es handelt sich zugleich um eine Sportart, die man lebenslang betreiben kann.

Bergsteigen mit Kindern — wie machen wir's?

Wie man sieht, ist es verhältnismäßig einfach, Gründe zu finden, die das Wandern und Bergsteigen mit Kindern erstrebenswert erscheinen lassen. Ebenso klar ist aber, daß die Förderung der kindlichen Entwicklung durch das Bergsteigen nur erfolgt, wenn das Kind selbst *will.*
Was man dem jungen Menschen in welchem Alter auf welche Weise vermittelt, ist Gegenstand einer (ein bißchen hochgestochen formuliert) *Alpinpädagogik auf entwicklungspsychologischer Grundlage.* Sie reicht vom Säugling im Tragetuch bis zum Jugendlichen an der Kletterwand, vom Bergwanderer bis zum Hochtouristen, vom Pistenfloh bis zum Skibergsteiger. Die vollständige Darstellung einer solchen „Alpinpädagogik" würde den Rahmen eines Jahrbuchbeitrages sprengen. Ich habe alle diese Themen in einem Buch dargestellt (*Mit Kindern in Berge*, Bergverlag Rudolf Rother, Ottobrunn 1996), und habe selbst in diesem Rahmen mit der vorgegebenen Seitenzahl kaum das Auslangen gefunden. Hier beschränke ich mich zwangsläufig auf ein paar Anmerkungen. Sie sollen beispielhaft zeigen, wie ich mir heute — nach vielen Erfahrungen als Begleiter von jungen Menschen in den Bergen — den Umgang mit Kindern im sommerlichen und winterlichen Gebirge vorstelle.
Natürlich kann man *Säuglinge* ins Gebirge mitnehmen, noch bevor sie sitzen können. Sie werden sich zwar nicht an der Landschaft erfreuen, aber an der frischen Luft gut schlafen. Für den „Träger" ist es immerhin ein ordentliches Training. Statt einer Kraxe muß man in diesem Alter einen Snugly (snug = behaglich, eng angeschmiegt) oder ein Tragetuch verwenden, bei dem sich das Kind in unmittelbarer Körperberührung mit dem Vater oder der Mutter befindet. Für die bergsteigerische Entwicklung des Kindes hat dieses Mitgeschlepptwerden natürlich keine Bedeutung. Den Eltern ermöglicht es, gemeinsam kleine Wanderungen zu unternehmen. Wenn man darauf achtet, daß das Kind nicht zu lange und in zu großer Höhe auf diese Art herumgeschleppt wird, wird es ihm nicht schaden.
Kann das Kind laufen, wird man die Ziele nicht länger, sondern eher kürzer wählen, um dem Zwei- oder Dreijährigen entsprechende „Eigenerfahrungen" zu ermöglichen. Langes Tragen in der *Kraxe* ist ihm meist nicht allzu angenehm. Drei- und Vierjährige schätzen es bereits, wenn

Mit Kindern in die Berge: Winter



Links: Aufstieg zu einem ziemlich schwierigen Skigipfel: Piz da las Sterlas (Livigno-Alpen). Foto: Siegrun Weiss
Unten: Einsamkeit auf dem Munt Pers. Gegenüber ein überlaufener Modegipfel: der Piz Palü. Foto: Rudolf Weiss



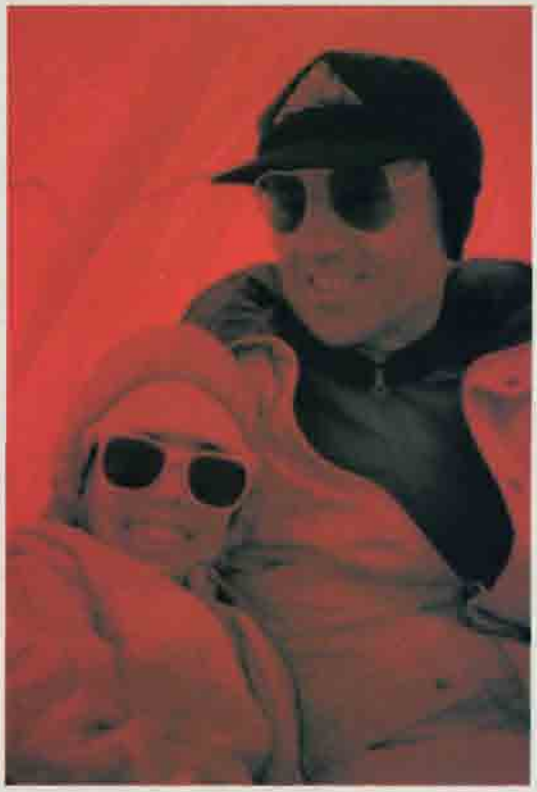


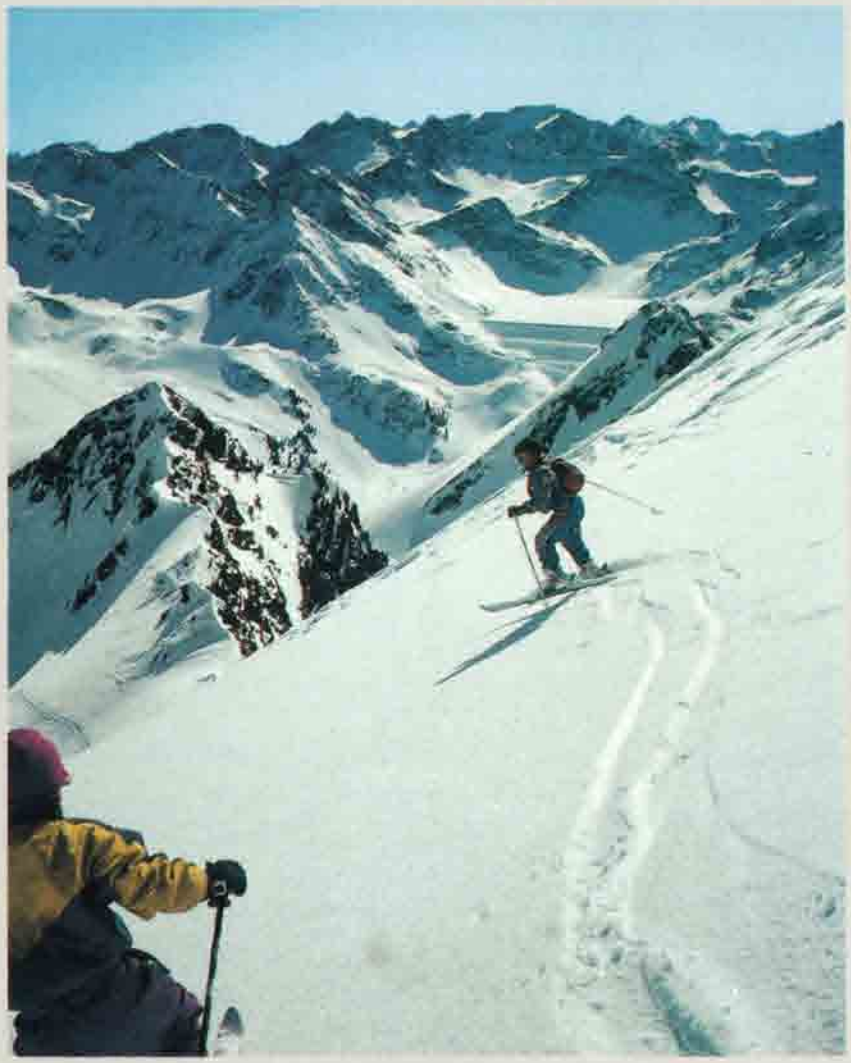
Links: Aufstieg zum Munt Pers (Bernina).
Unten: Blick vom Piz Muragl auf berühmte Gipfel — Piz Cambrena, Piz Palü, Bellavista, und den spaltenreichen Morteratschgletscher. Übrigens: Es ist ein Vorurteil der Erwachsenen, Kinder seien (noch) nicht fähig, die Großartigkeit einer Landschaft zu erleben. Fotos: Siegrun Weiss



Nebenstehend: Ein Biwaksack ermöglicht auch bei Schneetreiben eine gemütliche Gipfelrast — hier auf dem Piz Griatschouls (Silvretta) Foto: Siegrun Weiss







Oben: Abfahrt im Firn am 1. Juni! Man beachte die recht typische Fahrweise der sechsjährigen Anna und die deutlich verbesserte der achtjährigen Franziska!

Rechts: Christian bei der Abfahrt vom Pirchkogel (Stubaier Alpen).
Fotos: Rudolf Weiss

man ihnen nicht nur Geh-, sondern auch ihrem Alter angepaßte „Klettererfahrungen" gönnt. Als meine Enkelkinder in diesem Alter waren, stieg ich mit ihnen auf die Hochtennspitze, die Nockspitze, die Gleirschspitze und viele andere Gipfel in der näheren Umgebung von Innsbruck (Höhe um die 2300 m). Auf dem Heimweg habe ich sie streckenweise in einer umgehängten Bandschlinge getragen. Dabei sind sie häufig eingeschlafen. Grauslicher Opa, der den Kindern im frühen Alter schon Herzschäden züchtet? Nach der Meinung von Sportmedizinern ist es unmöglich, Herz und Kreislauf eines gesunden Kindes zu schädigen. Lange vor einer solchen Schädigung würden die Muskeln den Dienst verweigern. Den Kindern hat's jedenfalls Spaß gemacht. Sie wären am liebsten jeden Tag mit Opa und Omi in die Berge gegangen.

Im Alter von drei Jahren kann man recht gut mit dem *Skilaufen* beginnen. Vor diesem Alter sind die Lernfortschritte mäßig, von Ausnahmen abgesehen. Für ungünstig halte ich es, das Kind anfangs zwischen die Beine zu nehmen, um ihm die Freude an einer sausenden Abfahrt zu vermitteln. Dem Kind gefällt's, das ist keine Frage. Es gewöhnt sich aber eine ungünstige Haltung an, wenn die Möglichkeit besteht, sich nach hinten zu lehnen.

Besser ist es, das Kind hält sich am Skistock des Erwachsenen (bei der Schlaufe, um es nicht zu verletzen). Es lernt dann rasch, das Gleichgewicht zu halten. Gut geeignet sind kleine Schlepplifte auf sanft geneigten Hängen. Kann das Kind selbständig mit einem solchen Mini-Lift fahren, hat man schon gewonnen — man braucht dann nur mehr oft genug Geld in eine Tageskarte zu investieren. Tellerlifte, wie sie in Südtirol üblich sind, wären übrigens am besten für die Kleinen geeignet.

Immer sollte es *spielerisch* zugehen. Lange Hatscher auf einer Forststraße schätzt das Kind nicht. Dafür blüht es geradezu auf, wenn es ein wenig zum Kraxeln gibt. Klettern bedeutet offenbar für das Kind nicht Anstrengung, sondern Spiel.

Den Ausspruch der damals sechsjährigen Franziska habe ich bereits erwähnt: „Ich freu' mich so, wenn du das Seil auspackst. Weil dann wird's lustig!" Weiß das Kind, daß solche Einlagen bevorstehen, ist es meist auch bereit, einen eher unangenehmen Zustieg in Kauf zu nehmen. Das Mädchen ging mit sichtlicher Freude vom Würzjoch auf den Peitlerkofel, obwohl der Klettersteig nur etwa ein Fünftel des (für eine Neunjährige ganz schön langen) Weges ausmacht.

Muß ich erwähnen, daß Kinder auf schwierigeren Klettersteigen „sicherungstechnisch" wie beim Klettern behandelt werden sollten? Selbstverständlich ist auch, daß die Ausrüstung „stimmen" muß — Brust-Sitzgürtel, Kletterhelm ... Klettern als Motivationshilfe steht natürlich nur Eltern zur Verfügung, die selbst über ausreichende Erfahrungen verfügen. Die „Nicht-Kletterer" müssen nicht verzagen. Als Motivationshilfen können auch Blumen und Steine, Höhlen und Burgen, Bäche und Seen eingesetzt werden. Eine nahezu unerschöpfliche Quelle von Gelegenheiten zu Spiel und Spaß auf Wanderungen — und häufig unmittelbar neben der langweiligen Forststraße.

Mit kurzen *Skitouren* kann man nach meinen Erfahrungen mit etwa sechs Jahren beginnen. Kinder, denen man reichlich Gelegenheit zum Skifahren geboten hat, fahren in diesem Alter schon sicher Ski. Wie den Erwachsenen wird ihnen die glattgebügelte Piste langweilig, und sie genießen es, von der Piste in den Tiefschnee zu wechseln. Skitouren sind anstrengender als Bergwanderungen, das Gehen mit Fellen ist eintöniger. Es ist deshalb wichtig, an bestehende Motivationen anzuknüpfen. Besonders leicht lassen sich Kinder für eine erste Skitour gewinnen, wenn im November oder schon im Oktober Schnee liegt, die Lifte aber noch nicht in Betrieb sind.

Als „Versuchsgelände" wählt man im Spätherbst am besten Pisten, weil die „entsteint" sind und nach jedem Schneefall gewalzt werden. Für den Anfang reicht als Ziel eine Hütte oder Alm, die in einem einstündigen Anstieg erreicht werden kann. Sind die Liftanlagen bereits in Betrieb, eignen sich natürlich Touren besonders, die nach verkürzten Anstiegen lange Abfahrten ermöglichen, wie die Rofanabfahrt nach Wiesing. Damit die Freude erhalten bleibt, wird allerdings eine ordentliche Ausrüstung (voll abhebbare Bindung, Steighilfe) fällig. Ein brauchbarer Behelf ist „Secura fix", ein Tourenzusatz, der auf die Sohlenlänge eingestellt und in der Pistenbindung fixiert werden kann.

Auch die Zeit *nach* der Liftsaison kann anregen, es mit dem Tourenskilauf zu versuchen. Es gibt viele kurze Anstiege, die noch im Mai oder Juni eine Abfahrt bis zum Ausgangspunkt ermöglichen. Sehr beliebt sind bei meinen Enkelkindern die Mute oder die Plenderlesseen im Kühtai, für die älteren auch die ziemlich steilen Anstiege auf Hochwanner und Schafzoll. Mit Benützung der Stubaier Gletscherbahn ist der Hintere Daunkopf (mit anschließender Abfahrt durch die Wilde Grube oder gar über den Daunkopfferner) ein besonders geschätztes Ziel. Kinder genießen den Kontrast: sich am Vormittag im Firn zu tummeln, am Nachmittag mit dem Fahrrad durch die Gegend zu sausen.

Schließlich fördert es die *Motivation*, wenn man beim Bergsteigen mit Kindern alles einsetzt, was einerseits das Wissen vermehrt und andererseits Spaß macht: das Biwakzelt ausprobieren, mit umgehängtem Höhenmesser fortlaufend über die „Höhenfortschritte" berichten, mit Landkarte und Bussole Orientierungsaufgaben lösen, Blumen fotografieren oder Steine sammeln.

Auch Skitouren sind nicht arm an Attraktionen: ein Schneeprofil graben und seine „Geschichte" von den ersten Schneefällen an erforschen ist ebenso lustig wie eine Suche mit VS-Geräten oder der Bau einer Schneehöhle.

Und was ist mit den Jugendlichen?

Vom Bergsteigen mit *Kindern* war hier die Rede, nicht vom Bergsteigen mit Jugendlichen. Das hat seinen guten Grund.

Die unmittelbaren Einflußmöglichkeiten der Eltern auf Jugendliche nehmen im Bereich der Freizeitgestaltung stark ab, die der Gleichaltrigen („peer groups") zu. Das ist nicht nur unvermeidlich, es ist auch wünschenswert. Zu den wichtigsten Entwicklungsaufgaben im Jugendalter zählt ja die allmähliche *Ablösung von der Familie*. Sie vollzieht sich anfangs in besonderem Maße im Freizeitverhalten.

Das bedeutet nicht, daß Eltern auf jede Einflußnahme verzichten müssen. Diese Einflußnahme muß aber nun mittelbar, möglichst unmerklich erfolgen, weil sie sonst eher den Widerstand des jungen Menschen hervorrufen würde. Das Kind geht mit seinen Eltern in die Berge, der Jugendliche (wenn überhaupt) mit der *Jugendgruppe*.

Dazu kommt, daß Jugendliche im motorischen Bereich nur in Ausnahmefällen noch von ihren Eltern lernen können. In der Jugendgruppe, etwa der *Jungmannschaft einer Alpenvereinssektion*, haben sie dagegen geschulte Betreuer.

Eltern, die sich zumeist im Rahmen des „klassischen" Bergwanderns/Bergsteigens betätigen, werden vielleicht bekümmert feststellen, daß ihre Tochter/ihr Sohn sich in der Jugendgruppe dem *Sportklettern* verschrieben hat und im Winter statt auf Skitouren mit dem *Snowboard* unterwegs ist.

In vielen Fällen ist das ein Übergangsstadium. Ein Vorteil der „klassischen" Formen des Bergsteigens ist es, daß sie bis ins hohe Alter betrieben werden können. Andere Formen, wie das Sportklettern, sind zumeist den Jungen vorbehalten. Wir sollten sie den jungen Menschen gönnen. Sie sind für sie eine wichtige Möglichkeit, sich von den „Alten" (vorübergehend) abzugrenzen.

Zurück an den Ausgangspunkt ...

„Mit Kindern in die Berge" — das ist etwas Schönes, im Sommer wie im Winter. Ich möchte aber noch einmal bekennen, daß es mir bei meinen Kindern bei weitem nicht so gut gelungen ist, sie für das Bergsteigen zu gewinnen, wie bei den Enkelkindern und ihren Freunden. Die Liste meiner Fehler ist lang. Vielleicht ist der eine oder andere Leser geschickter als ich und kann sie vermeiden. Gerade beim Bergsteigen mit Kindern ist mir in der Praxis deutlich klar geworden, was ich von der Theorie her wohl wußte: „Erziehung" ist keine Einbahnstraße. Sie erfolgt immer gegenseitig. Wir lernen voneinander. In diesem Sinne danke ich meinen Enkelkindern. Sie haben mir nicht nur den „aktuellen Bezug zum Thema" und neue Einsichten verschafft. Von ihrer Begeisterung, ihrer Lebenslust, ihrer Phantasie und ihrem Entdeckungsdrang habe ich gelernt. Sie waren mir eine große Freude und Bereicherung auf unseren gemeinsamen Unternehmungen.

Literatur

Ulrich Aufmuth, Zur Psychologie des Bergsteigens. Frankfurt, 1988.

Peter Baumgartner / Manfred Pils, Wandern. Wie man's vorbereitet, Spaß daran hat und gesund heimkommt. Wien, 1985.

Wilfried Dewald / Mayr Wolfgang / Klaus Umbach, Mit Kindern ins Gebirge. München, 1994.

Viktor E. Frankl, Bergerlebnis und Sinneserfahrung. Innsbruck, 1992.

Hans Fuchs / Arnold Hasenkopf, Bergwandern — Bergsteigen mit Kindern. Alpin-Lehrplan 5. München, 1980.

Isabell Hauser-Schoener, Kinder brauchen ihre Großeltern. Stuttgart, 1994.

Bernd Heckmair / Werner Michl, Erleben und Lernen. Einstieg in die Erlebnispädagogik. Neuwied, 1993.

Klaus Hurrelmann (Hrsg.), Lebensphase Jugend. Weinheim, 1993 (Neuauflage).

Herbert Janig / Bernhard Rathmayr (Hrsg.), Wartezeit. Studien zu den Lebensverhältnissen Jugendlicher. Innsbruck, 1994.

Jost Krippendorf / Peter Zimmer / Hans Glauber (Hrsg.), Für einen anderen Tourismus. Frankfurt, 1988.

Werner Mohr, Wandern mit Kindern und Jugendlichen. Stuttgart, 1989 (2. Auflage).

Franz Pöggeler, Vom Sinn des Wanderns. Siegen, 1985

Fred Ritzhaupt, Wegzeichen — Bergsteigen und christliche Existenz. Bozen, 1980.

Dieter Seibert, Erlebnistouren mit Kindern. München, 1986.

Reinhold Stecher, Botschaft der Berge. Innsbruck, 1994 (10. Auflage).

Klaus Umbach (Hrsg.), Mit Kindern und Jugendlichen im Gebirge. Dargestellt von der Jugend des Deutschen Alpenvereins. Stuttgart, 1991.

Werner Waldmann / Marlon Zerbst, Spaß beim Wandern. Ein Ratgeber für alle, die mit Kindern wandern. Zürich, 1986.

Rudolf Weiss, Unser Kind von 5 bis 10. Kinder verstehen, um ihnen helfen zu können. Innsbruck, 1991.

Rudolf Weiss, Kindheit und Jugend. Eine Entwicklungspsychologie. Innsbruck, 1991 (2. Auflage).

Rudolf Weiss, Mit Kindern in die Berge. Eine Alpinpädagogik auf entwicklungspsychologischer Grundlage. Ottobrunn. Bergverlag Rudolf Rother, 1996.

Unter Gottes weiten Wolken. Kunst, Kultur, Geschichte

Hans Jöchl
Rudolf Alexander Mayr
Henriette Klier
Horst Wirth
Gernot Krestan
Ernst Insam



Hans Jöchl arbeitete zwischen 1979 und 1994 an der Reihe seiner Farbstift-Wolkenbilder.
Eine Auswahl daraus begleitet den auf den folgenden Seiten abgedruckten Ausschnitt aus dem neuen Roman von Rudolf Alexander Mayr.

Seite 162: 1992, 70x94 cm
Seite 164: 1993, 70x94 cm
Seite 166 und 168: 1992, 70x94 cm
Seite 170: 1993, 70x94 cm
Seite 175: 1983, 70x95 cm

Karls Abstieg

Aus einem neuen Roman

Rudolf Alexander Mayr

X

Solange Josef Aleppi zurückdenken konnte, hatte er seinen Namen gehaßt. Als Kind von Optanten, die 1938 über die Brennergrenze nach Nordtirol gekommen waren, die ganze Habe auf einem Handwägelchen verschnürt, war er in der Schule der Mittelpunkt ständiger Hänseleien gewesen. Aufgewachsen bei der Großmutter, hatte er seine Eltern nie richtig kennengelernt. Der Vater war, wie man sich erzählte, mit einer Kellnerin durchgebrannt, die Mutter kurze Zeit später von einem Auto überfahren worden. An keinen von ihnen konnte er sich mehr erinnern. Mit achtzehn Jahren hatte er sich aufgemacht, um seinen Vater zu suchen, war monatelang von Amt zu Amt, von Ort zu Ort gepilgert und hatte schließlich resigniert. Josef Aleppi. Nicht Fisch, nicht Fleisch. Vielleicht war aus dieser dunklen Ecke seine Vorliebe für extreme Lösungen erklärbar.

Die Großmutter war jetzt im Altersheim. Er hatte sie am Nachmittag besucht. Sie erzählte ihm von der Fernsehsendung, in der sie ihn gesehen hatte. Von seinen Plänen hatte sie nichts behalten können, verwechselte die Berge, die Länder, die Kontinente. Nach einer halben Stunde hatte er es aufgegeben, ihr irgendetwas zu erklären.

An diesem Abend gab es keine Veranlassung, zu Fuß zu gehen. Doch er ging. Er hatte kein Ziel. Nur zu Fuß konnte er immer stehenbleiben und in die erleuchteten Vierecke der Fenster schauen. Er überlegte sich, wieviele Menschen hinter diesen Fenstern genauso empfänden wie er. Er überlegte, wen er besuchen könnte. Er ging die Liste aller Bekannten durch. Es fiel ihm niemand ein.

Fern und groß stand der Chomolungma vor ihm, dunkel und geheimnisvoll-tröstend. Er versuchte, sich seine Eltern vorzustellen. Sie mußten jung gewesen sein und schön. Sie mußten ja zueinander gesagt haben, auf irgendeine verstecktere oder offene Weise.

Doch war dies alles nicht als Gewißheit zu bezeichnen. Gewiß waren die erleuchteten Fenster, hinter denen Josef Aleppi nur sah, was ihm jetzt zu sehen übrig blieb. Alleinsein, beleuchtet vom Morgenrot der vagen Hoffnungen. Gewißheit. War der Kaiser von China gewiß? Gewiß nur, weil es Millionen von Menschen eine Freude bereitete, ihn zum Kaiser von China zu erklären. War Karl ein besserer Bergsteiger als andere? Da könnte ja gleich jemand behaupten, daß zwei mal zwei vier sei. Unter Pestalozzi hatten die Kinder lernen müssen, daß zwei mal zwei gleich vier mal eins sei. Sosehr bereitete es den vielen Millionen ein Vergnügen, diese Grundlagen ernst zu nehmen, diese Zahl vier oder sechs oder acht, und die Scheinbarkeit der Gewißheit eines Kaisers von China oder eines Bürgermeisters von Innsbruck, daß man jeden anderen, der dasselbe von sich behauptete, nämlich Napoleon oder Jesus zu sein, in der Psychiatrie verwahren ließ. Dabei unterschied sich dieser von jenen nur durch eine geringere Annäherung an die Behauptung; der Bürgermeister entsprach seinem Amt mit ähnlicher Wahrscheinlichkeit, daß zwei mal zwei der Idee von vier nahekäme, bewiesen war damit noch nichts. Also nur die Gewißheit der erleuchteten Vierecke über ihm, als Josef duch die K.-Straße wanderte und weiter um den ganzen Häuserblock und durch andere, von mächtigen, noch unbelaubten Bäumen bestandenen Straßen. Die Zahl vier und die Bürgermeister und die Kaiser von China waren es nicht wert, betrachtet zu werden, denn sie waren sowieso immer um ihn, wie die sogenannte Wirklichkeit. War Liebe, Heimat, Glück wirklich?

Aus einer Bar drangen Licht und Lärm. Zwei junge Paare standen auf dem Gehsteig. Aleppi überlegte, ob er die Bar betreten sollte. Wider seinen Wunsch stand er vor dem Tresen und bestellte Wein. Aus den Augenwinkeln sah er die Brüste eines Mädchens unter ihrem engen Pullover sich abzeichnen. Er lud sie auf ein Getränk ein. Sie betrachtete ihn abschätzend und verzog ihren Mund. Der war groß; sie hatte etwas vorstehende Zähne. Nein. Er trank sein Glas leer und legte eine Banknote daneben. Halb im Umdrehen sagte er: „Schön die Zähne putzen. Morgen ist Pferderennen."

Die zwei Pärchen standen noch immer vor dem Eingang. Aleppi ging zu einer Laterne und legte die Hände um das kühle, schlanke Metall. Er umschloß es fest und spannte seine Arme. Langsam hob er den Körper vom Gehsteig, bis er waagerecht in der Schwebe stand, nur gehalten von



seinen Armen. Er blieb so für einige Atemzüge und stand dann wieder aufrecht. Die jungen Leute klatschten. Er klopfte sich die Handflächen an den Oberschenkeln ab und atmete tief durch. Er dachte an Karl. Dachte an Theresa. Karl schien ihm schon wieder voraus zu sein. Einmal nur zu jemandem ja sagen, auch auf die Gefahr des Scheiterns hin. Er hatte ihn mit dem Artikel nicht kränken wollen. Außerdem entsprach er der Wahrheit.
Auf dem Weg zu seiner Wohnung war er sosehr in Gedanken, daß er den Hauseingang verpaßte und zurückgehen mußte. Er hatte sich vorgestellt, wie es wäre, wenn er von einem großen, monatelangen Alleingang zurückkäme, schweigsam, ja sprachlos, und einige Tage bei Karl und Theresa verbringen dürfte, in einer Ecke sitzend, als Teil der Gemeinschaft, in deren Hülle er geborgen wäre mit der Möglichkeit, sie trotzdem von außen zu betrachten. Ich bin ein Dieb, dachte er. Aus Mangel an Überzeugung will ich mich am Feuer anderer Leute wärmen.
Er öffnete die Haustüre und stieg zu seiner Wohnung hoch. Wenigstens sie war ihm geblieben, nach dem Auszug der Großmutter in das Altersheim. Das Wohnzimmer war beinahe unpassierbar. Über die Fläche des Parketts verstreut lagen die Haufen von Ausrüstung. In der Mitte standen gelb leuchtend die Sauerstoffflaschen, an einer von ihnen hing schwarz und geschmeidig die Atemmaske. Er setzte sie auf und trat zu einem Spiegel im Vorraum. Er kniff die Augen zusammen und atmete tief durch. Dann hängte er die Maske wieder an ihren Platz. Er entkleidete sich und legte sich ins Bett. Die Augen brannten ihm. Trotzdem nahm er noch einen Kletterführer, der auf dem Nachttisch lag. Immer mehrere Seiten auf einmal überschlagend, sah er ihn durch. Er las seinen eigenen Namen. Es schien ihm, als hätte er damit überhaupt nichts mehr zu tun. Gedruckte Buchstaben auf Papier. Er schloß die Augen und sah sich die letzten Meter zum Chomolungma hochsteigen. Morgen würde er Korff treffen. Er schaltete das Licht aus. In das Dunkel des Raumes hineinsinkend, bewegte er sich mit dem Rücken voraus in die Zukunft, die er schon jetzt wie aus großer Ferne, sich weiter und weiter von ihr entfernend, gelassen besah.

Am zweiten Tag seiner Heimkehr aus Patagonien wachte Aleppi um vier Uhr morgens auf. Aus Erfahrung wußte er, daß es sinnlos war, weiterschlafen zu wollen, der Zeitunterschied zwischen den Kontinenten würde noch für einige Tage seine innere Uhr bestimmen. Doch fühlte er sich frisch und voller Spannkraft. Mit wenigen Handgriffen bereitete er sich ein kleines Frühstück. Während das Wasser brodelnd durch den Kaffeefilter sank, absolvierte er seine täglichen Dehnungsübungen und danach sein Pensum an Liegestützen. Hundert im ersten Durchgang, dann eine Minute Pause, dann achtzig, wieder eine Minute Pause, dann sechzig, vierzig und zwanzig. Er liebte die Stunden des Tagesanbruchs. Als es hell wurde, trat er vor das Haus. Er trug einen Trainingsanzug und Laufschuhe. Durch die stillen Straßen lief er locker dem durch bewaldete Hänge beschlossenen Stadtrand zu. Am Beginn eines steilen Weges sah er auf die Uhr. Dann dehnte er sich, lockerte die Beine und lief los.
Tausend Meter höher, am selben Punkt wie immer, blieb er stehen, lockerte die Beine, blickte schwer atmend wieder auf die Uhr. Er hatte fünfunddreißig Minuten gebraucht. Für den Abstieg ließ er sich Zeit. Er wollte seine Knie schonen. Zuhause duschte er sich und trank einen Orangenjuice. Acht Uhr. Er machte sich auf den Weg in die Stadt.

Die braungebrannten, stark geäderten Hände Korffs spielten mit einem schweren, goldenen Feuerzeug. Er stand nicht auf, um ihn zu begrüßen, doch lächelte er ihm freundlich zu und ließ ihn auf einem Sessel vor dem Schreibtisch Platz nehmen.
„Wie war's in Patagonien?" fragte er.
„Gut", antwortete Aleppi.
„Also erfolgreich."
„Ja", sagte der Bergsteiger und wollte schon beginnen, in kurzen Worte zu erzählen, aber irgendetwas an Korffs Steifheit hielt ihn davon ab.
„Hast du schon die Zeitungen gelesen?" fragte er.
Nein, erklärte Aleppi, er sei gerade vor vierzig Stunden angekommen.
„Solltest du aber", sagte Korff und ließ eine Pause entstehen, bevor er fortfuhr: „Karl hat dich schon wieder überlistet."
„Überlistet?"
„Er befindet sich in Nepal. Er ist auf dem Weg zum Everest."
Aleppi hatte sich zurückgelehnt und spielte mit seinem Daumen an den Lippen.
„Das ist allerdings eine Überraschung", sagte er schließlich leise.
„Ja, nicht wahr?" lächelte Korff sardonisch. Er hatte sich eine Zigarette angezündet und bot auch Aleppi aus der Schachtel an, obwohl er wissen mußte, daß der nicht rauchte. Aleppi schüttelte den Kopf. Im gleichen Moment war Korffs Lächeln eingefroren. Er spitzte die Lippen und blies einen Rauchstrahl an Aleppis Gesicht vorbei.
„Du wirst deine Luft noch gebrauchen können", sagte er.
„Anzunehmen."
„Karl geht nämlich ohne künstlichen Sauerstoff."
Mit leicht gesenktem, seitwärts gewandtem Kopf beobachtete er die Reaktion an seinem Gegenüber.
„Er ist wahnsinnig geworden", sagte Aleppi mit unbewegtem Gesicht.
„Hier", sagte Korff, die flache Hand auf einen Stoß von Zeitungen legend, „alles voll von ihm. Willst du nachlesen?"
Aleppi schüttelte den Kopf.
„Nun", fragte Korff lauernd, „Was wirst du tun?"



„Was kann ich tun", sagte Aleppi, mehr zu sich selbst. „Er wird einige Wochen Vorsprung haben."
„Vierzehn Tage", berichtigte Korff.
„Das ist viel."
„Du gibst also nicht auf?" gab sich Korff befriedigt.
Aleppi schüttelte langsam und bestimmt den Kopf.
„Gut. Ich habe alles in die Wege geleitet. Du wirst dich am Nachmittag mit Oberst Cattivo in M. treffen. Hier ist seine Adresse. Du wirst mit dem Auto drei bis vier Stunden Fahrtzeit benötigen." Er schob ihm einen Zettel zu. „Er ist Militärarzt und hat die medizinische Aufsicht über die dort stationierte Staffel von Kampfpiloten. Du kannst die Unterdruckkammer für vierzehn Tage verwenden. Du wirst sie jeweils zum Schlafen beziehen. In den ersten zwei Nächten werden viertausendfünfhundert Meter simuliert und dann immer dreihundert Meter mehr, bis du auf sechstausendfünfhundert Metern schläfst. Während des Tages kannst du an den umliegenden Bergen deine Läufe absolvieren. Nach vierzehn Tagen wirst du perfekt akklimatisiert sein. Zwei Tage vor dem Abflug nach Nepal wirst du nachhause kommen, um alles für den Flug bereit zu haben. Drüben wird dich ein Hubschrauber ins Basislager bringen. Das wird dir eine Woche Anmarsch ersparen. Mit den Zollbehörden ist alles geklärt."
Er drückte die Zigarette in einem schweren, kristallenen Aschenbecher aus.
„Bist du einverstanden?"
Aleppi nickte.
„Noch Fragen?"
„Nein."
Korff erhob sich von seinem Sessel und begleitete ihn zur Türe.
„Du wirst es schaffen", sagte er, „ich weiß es", und dabei blickte er dem Bergsteiger so tief in die Augen, als gebe es für ihn nur einen Menschen von Wichtigkeit auf der Welt, Aleppi.
„Danke für alles", sagte der Bergsteiger.
„Du sollst nicht nocheinmal um einen Gipfel betrogen werden", sagte Korff.
„Ich weiß dies alles zu schätzen. Und ..., Hans-Dieter ..."
„Ja?"
Aleppi blickte verlegen zu Boden.
„Tut mir leid, das mit Theresa."
Als er wieder aufblickte, sagte Korff immer noch nichts. Er hatte die Türe geöffnet und stand da wie ein König, dem man die Nachricht von der verlorenen Schlacht bringt, über deren Ausgang er schon lang gewußt hat, und dem Boten trotzdem grollt.

XI

Das milchig graue Wasser eines Gletscherbachs, einmal über kurze Abgründe tosend, dann wieder zwischen hausgroßen Findlingen zur Ruhe kommend, aus diesem Stehen erneut in die Tiefe gezogen. Das ist der Dudh Khosi, der Milchfluß. Zuerst an seinem rechten, dann am linken Ufer stiegen die Yaks höher, auch sie in denselben Farben, grau und weiß, seltener mit schwarzen Flecken. Voraus ging ein Treiber, ständig pfeifend und singend, hintennach Nima, und hinter ihm folgte Karl. Es schneite, und auch die Flocken schienen grau zu sein. Die Yaks trugen an jeder Seite eine Last, es waren Packsäcke in verschiedenen Farben, auf denen sich kleine Hauben aus Schnee gebildet hatten.
Dann gewann man flacheres Terrain, und auch der Weg wurde breiter, und der Treiber mußte weniger pfeifen, um die Tiere in Bewegung zu halten. Über die Rücken der Yaks sah Karl einige Steinhütten an den Berghang gelehnt, aus ihren Dächern Rauch, der keineswegs zum Himmel stieg, sondern dick und zähe über die Dächer quoll, als folgte er dem Weg der Flocken. Man roch ihn, den Rauch, und auch entfernte Rufe drangen tiefer, in den Kessel herunter, aus dem die kleine Karawane kam, und dessen Grund nun nicht mehr sichtbar war. Vor den Steinmauern der Hütten blieben die Tiere stehen. Sie dampften, und ihr langes Fell streifte beinahe den Boden, den eine handhohe Schneeschicht bedeckte. Sie atmeten schnell, oder hechelten sie? und rührten sich nicht mehr vom Fleck, auch wenn das eine oder andere hustete, als hätte es sich erkältet, und dabei seinen Rücken bogenförmig nach oben warf.
Der Treiber entlud das erste Yak, gleichmütig ließ es sich die Handgriffe gefallen. Man stellte die Lasten in den Schnee. Das zweite Yak war unruhig, es wich dem Treiber aus, wann immer er es berühren wollte, und Nima eilte zu Hilfe. An jeder Seite zerrten die Männer an den Lasten, wollten die Knöpfe lösen, das Tier erleichtern. Ruhig und mit leise zischenden Lauten redeten sie auf das Yak ein, das bei jedem vorgebrachten Laut nur zuckte. Dann begann es, sich im Kreis zu drehen, in einem seltsamen Tanz die zwei Männer mit sich zwingend, bis Karl hinzulief und es bei einem Horn packte. Es war ein großes Horn, dem Lenker eines amerikanischen Motorrads vergleichbar, und Karl dachte sich, daß man daran nur mehr Blinker anzubringen hätte, und die Fahrt könnte beginnen, doch das Yak verübelte ihm seine Absichten und sprang mit allen Vieren zugleich vom Boden auf, schüttelte den mächtigen Kopf und damit Karl, der das Horn schleunig losließ und das Weite suchte.
Er hatte den kürzeren gezogen, doch für das Yak schien damit noch gar nichts erledigt. Es war beleidigt, hatte sich ihm doch jemand Ungewohnter genähert, und gar noch ein Tourist.
Es scharrte mit den Klauen auf dem gefrorenen Boden, schüttelte den Kopf und machte Anstalten, ihn zu senken und auf Karl loszustürmen, dem nichts anderes übrig blieb, als den Schutz der Hütte zu suchen. Er drückte die Holztüre hinter sich zu und verschnaufte. Durch ein kleines Fenster beobachtete er, wie die beiden Männer



mit Mühe das Tier beruhigten und es schließlich entluden.
Endlos war der Nachmittag. Karl litt Hunger und spürte doch große Abneigung gegen das, was dieser Ort ihm bot. Eine Zeitlang war er um das Feuer der Hütte gesessen, hatte die Kartoffeln verschmäht, die man ihm bot, hatte den Tschang abgelehnt, den man ihm reichte. Draußen konnte man noch immer das zornige Yak grunzen hören, es schien ihm zuzurufen: Komm heraus, du Feigling. Hin und her vor der Tür trabte das mächtige Vieh, offensichtlich darauf wartend, daß sie sich öffnete, und Karl mußte sich den Wunsch verkneifen, seine Blase zu erleichtern. Es schneite noch immer.
„Eine kleine Expedition", sagte Nima, das Gesicht vom Feuer aus Yakdung erhitzt.
„Ja", sagte Karl.
Die Hausfrau trank mit einem Besucher aus einem anderen Haus selbstgebrannten Rakshi. Der Mann zeigte sich von seiner besten Seite. Der Angetraute der Frau war nicht da. Der Besucher fing bald an, langsamer zu sprechen und verstohlen nach dem Knie der Frau zu greifen. Sie lachten viel. Nima bemühte sich, nicht hinzusehen. Die Frau schenkte dem Besucher immer wieder nach.
„Trink, trink!" forderte sie ihn auf. Wie in den Alpen, dachte Karl. Die Gastfreundschaft der Bauern. Lachend die Zähne blecken und der Gesinnung des Besuchers mit Hilfe von Alkohol auf den Grund kommen. Karl fröstelte. Da war Nima, da war die Wärme des Feuers, der Wind, der sich außerhalb an den Hausmauern brach. Und trotzdem etwas wie Heimweh. Ob Heimweh auch nur etwas war, das man aus Assoziationen bezog wie die Vergangenheit. Er spürte Sehnsucht nach dem Widerschein der Stadt, die er liebte, nach den Gassen mit ihren Bars, aus denen ihm Gemurmel entgegenschlug wie die Brandung eines anderen Meeres.
Aber jetzt saß er am Feuer und lauschte dem Gemurmel der Sherpa. Wie ein Hund saß er da und starrte in die Flammen und erkannte am Tonfall, wenn man über ihn sprach. Ein besonders starker Windstoß drang durch die Ritzen des Hauses und stand wie ein flüchtiger kalter Hauch im Raum. Für einen Moment setzte die Unterhaltung aus. Vor der Tür hörten sie das Yak grunzen.
Nicht derjenige war degeneriert, der die Zentralheizung und den Widerschein einer großen Stadt liebte, sondern der, der glaubte, künstlich die Abwendung von dem herbeiführen zu müssen, was der Mensch in jahrtausendelanger Anstrengung der Natur abgetrotzt hatte. Karl dachte an die Reisebücher, an die Bergbildbände. Sie waren voll mit Bildern von Menschen am rauchigen Kamin. Er selbst hatte das gleiche getan und würde es wieder tun, eine Verunglimpfung der Abgebildeten als prähistorische Urtiere, durch die Art der Abbildung zum Glücklichsein vergewaltigt.
Nima hatte ihre Schlafmatten in einer Ecke der Hütte ausgerollt. Er schien schon zu schlafen. Das Gemurmel am Feuer war leiser geworden. Im Knistern der Flammen, im Gespräch der Sherpa, im Rauschen des Baches, der an der Hütte vorbeiführte und den Gerüchen, die es schon immer gab und die immer da sein würden, sah, hörte, roch Karl seine Gefährtin, nur für Sekunden, sah sich selbst in einer gleichen und zugleich anderen und doch wieder gleichen Hütte wie vor einem Jahr, wie im Jahr vorher, wie im Jahr vor dem Vorjahr liegen und wie sehr er Theresa begehrte, auch damals schon, als er sie noch nicht kannte, er sah seine Zukunft für Jahre im voraus und sein Versagen den Nächsten gegenüber, das niemals weniger werdende Soll im Buch des Lebens, das er immer erst dann aufschlüge, wenn es zu spät war. Und mit einem Mal war ihm, als zöge eine unsichtbare Kraft die Matratze unter seinem Körper weg und zugleich stürzte alles über ihm und in ihm zusammen. So würde es einmal zu Ende gehen.
In diesen Momenten des Einschlafens, bevor die Tablette ihren Dienst tat, kannte Karl keinen Menschen, der in so hohem Maß wie er unfähig war, zu leben, denn Leben mußte doch heißen, Glück oder etwas ähnliches empfinden zu können. Darüber dachte er nach. Die Lösung konnte nur lauten: Er kannte deswegen keinen, weil er niemanden kannte. Niemanden zu kennen, das war das wahre Unglück, denn hätte er jemanden wirklich gekannt, wäre er froh gewesen, in einer eigenen Haut zu stecken. Die Kontinuität einer Zuneigung, das ist es, wovor ich mich fürchte.
Er wollte vor dem Einschlafen noch urinieren und wagte sich nicht ins Freie, weil er das Yak noch immer auf sich warten hörte. Er neigte sich aus dem Schlafsack auf die Seite und führte sein Wasser dem Lehmboden zu, sorgfältig den Gesprächen der Umgebenden lauschend, die eigenen Geräusche so gut wie möglich unterdrückend.
Das Feuer war klein geworden. Der Besucher hatte den letzten Rakshi ausgetrunken. Abrupt stand er auf. Leicht schwankend, warf er seinen Schatten über Karl und den schlafenden Nima. In schneller Folge sprach er einige Sätze, die von der Gastgeberin in leisem Tonfall erwidert wurden. Sie haben sich nicht verständigt, dachte Karl, als der Besucher schon auf der Schwelle der Hütte stand, deren grobgehackte Holztüre sich in das Dunkel der Nacht öffnete.

Der nachmittägliche Schneefall hatte auf die Steine und Graspolster eine dünne, glitzernde Decke gelegt, die in der beginnenden Wärme des Morgens dahinschmolz wie die Gespenster, die Karl beim Einschlafen umgeben hatten. Nima war mit dem Treiber und den Yaks schon im Morgengrauen aufgebrochen, und Karl genoß es, alleine zu sein und in weiten Schritten auszugreifen, dem Weg zu folgen, der über dem Dorf verlief, taleinwärts seinem Berg zu, der sich verstohlen und weiß am Horizont zu zeigen begann. Der Tag gehörte ihm. Die kleinen, unentschlossen-hellen, aus der Nachtfeuchte gebildeten Wolken waren



in Auflösung begriffen, stiegen noch in wattigen Fetzen die grünschwarzen Hänge hoch und hielten sich am felsigen Aufbau des einen oder anderen Gipfels, um sich bald dem Blau des Himmels zu ergeben. Karl querte lange Hänge, die Wegränder überwachsen mit dürrem Gras und Blumen, die ihn ähnlich wie zuhause dünkten, bald in ein kleines Tal absteigend, eine Hängebrücke querend, den Gegenhang gewinnend, immer wieder im warmen Schein der Wand eines Teehauses sitzenbleibend, eine Schale in der Hand, die sonnen- und schattenüberspielte Landschaft betrachtend wie ein mit ihr in die Jahre gekommener Liebender.

So vollkommen spürte er die Einheit mit seiner Umgebung, daß er in diesen Tagen nur einmal erschrak: Er war schon so nahe am Berg, daß er glaubte, dessen Stille tosend nennen zu müssen, derartig unübersehbar liefen seine Pfeiler und Flanken auf dem darunterliegenden Gletscher aus.

Mit einem Mal erfüllte ihn eine Mischung aus Hoffnung und Überdruß, denn er war sicher, daß die Unbeschwertheit des Wanderns bald ein Ende hätte, daß der Geist sich wieder vom Körper fortbegäbe und dieser zum Tier würde, das hinauf wollte, nur hinauf, ein Tier mit freilich menschlichen Eigenschaften. Einem verzehrenden Wollen, das sich wie ein uneingeladener Gast zwischen Karl und sein Weiterleben schob. Doch glaubte er, im Umgang mit diesen Schatten dazugelernt zu haben, und dafür war ein kleiner Friedensschluß vonnöten, mit Teilen seiner Vergangenheit, seinen Assoziationen, die Gegnerschaft der letzten Jahre schien ihm ohnedies ein Denkfehler gewesen zu sein, den er hier, in unwirklich entfernter und doch nahe verwandter Landschaft sich bewegend, im Stillen gerne bereit war zu revidieren. So sind nun einmal die Sinne, dachte er: Der Duft von Blumen, das Wehen einer sommerlichen Brise, der Geruch der Erde eines freundlich dahingestreckten Weges, der zackige Horizont, bewegt durch weiße, spielerisch dahineilende Wolken bedürfen keines festgelegten Rahmens einer Lebenszeit, und jeder Zorn konnte nicht anders, als sich in einem Vertrauen aufzulösen, dessen Wurzeln tiefer schlugen, als es das Denken alleine vermochte. Irgendwann, davon war Karl überzeugt, würde ein Bergsteiger kommen, oder eine Generation von Bergsteigern, die dieses absichtsloses Dahinwandern auf die höheren Berge übertragen würden; im Wollen keinem bestimmten Höhepunkt mehr zugewandt und ihn gerade deshalb erreichend, das friedliche Auf und Ab eines Waldweges in jedem Teil der Erde, in kältesten Stürmen, in entlegensten Wüsten, auf der Unendlichkeit der Überschreitungen der höchsten Berge der Welt, Tranceläufern gleich, der öffentlichen Aufmerksamkeit ab- und einem ausschließlich inneren Ziel zugewandt.

Das wäre die Geburt des wahren Bergsteigens, die Sternstunde der völligen Hingebung, des Einsseins, der Aufhebung der Unfreiheit. Sich für Minuten auf einen angewärmten Stein setzend, faßte Karl an einem dieser Nachmittage einen Vorsatz: Diese Art des Wanderns, diesen Frieden der Bewegung soweit den Berg hinauf zu tragen, wie es nur möglich war. Wie es die Umstände, die Schwierigkeiten, die Höhe, die eigenen Fähigkeiten zulassen würden.

Als hätte sein Körper ein Erinnerungsvermögen an das entwickelt, was ihn in den Jahren vorher auf große Höhen hatte steigen lassen, schöpfte Karl schon in den ersten Tagen nach der Ankunft im Basislager aus diesen Reserven. Das Steigen fiel ihm leicht. Wo sich früher die ersten Kopfschmerzen auf sechstausend Metern ankündigten, stieg er jetzt in einem Zug vom Basislager bis auf sechseinhalbtausend, dabei eine schwere Last tragend, die aus Firnankern, Seilen, einem Zelt, zwei ausziehbaren Aluminiumleitern bestand.

Mit einer der Leitern deckte er eine große Spalte ab, die zu umgehen unmöglich schien, weil sie den Gletscher über die gesamte Breite durchzog.

Überhaupt der Gletscher! Ein zerhacktes Gewirr von flachen Becken, blauschimmernden Steilrinnen, abschüssigen Bändern und haushohen, senkrecht aufragenden Eisblöcken, getrennt durch längs- und querlaufende, unergründlich tiefe Spalten, manche von ihnen oben schmal und in die Tiefe sich verbreitend, andere an der Oberfläche weit und unübersteigbar und nach unten sich verengend, viele mit stabileren oder zerbrechlicheren Brücken versehen. Ein Eisstrom, der niemals stillhielt, in dessen Mitte haushohe Türme in sich zusammensanken und die darunterliegenden Spalten mit zersprengten, noch immer schreibtischgroßen, von der Wärme des Tages wasserüberronnenen Eisquadern füllten, die in der Kälte der Nacht zusammenfroren und für einen, zwei, drei Tage einen Weg auftaten, der bei der nächsten Bewegung des Eises ins Nichts verschwände. Und umgekehrt: Daß die stetige Fließbewegung über den hunderte Meter tiefer gelegenen runden und doch stufigen Felsuntergrund die Eisdecke ständig weiter zerriß, wo eine Brücke einen halbwegs sicheren Übergang zu gewährleisten schien, am folgenden Tag ein großes Loch klaffte, manchmal einen Meter breit, manchmal drei oder nicht selten zehn, und der fassungslos an ihrem Spaltenrand angekommende Bergsteiger in das bläuliche Dunkel des Grundes blickte und sich einen neuen Weg, oftmals über weite Strecken, suchen mußte. Zehn Tage benötigte Karl, um dieses Chaos gangbar zu machen, und er durfte es seiner Erfahrung und seinem Glück zuschreiben, nicht in der Grundlosigkeit verschwunden zu sein.

Der elfte Tag diente dem Ausruhen, und am zwölften Tag stieg er wieder schwer beladen vom Basislager bis auf siebentausend Meter, fünfzehn Stunden ununterbrochen steigend, baute an diesem vorläufigen Endpunkt ein Zelt auf, füllte es mit Matratze, Schlafsack, Proviant, Reservehandschuhen, Brillen und Sturmanzug und stieg — es war schon spät geworden — wieder ins Basislager ab, zu

einer letzten Erholung. An einem sicher scheinenden Ort in der Mitte des Gletscherbruchs fühlte er seine Müdigkeit, als dürfe er sie sich mit dem Abschluß seiner ersten und wichtigsten Vorbereitungen endlich eingestehen, er setzte sich nieder, sah auf die untergehende Sonne, freute sich auf das Abendessen, das Nima bereitet haben mußte und über die Stille, die ihn umgab, von einem gelegentlichen Knacken und Krachen des Eises abgesehen. Auch einige Dohlen waren bis hierher gestiegen, Karl fütterte sie mit Brotresten aus seinem Rucksack, als ihn ein tiefes Grollen zusammenfahren ließ. Oder war es ein Donnern? Für einen Moment setzte sein Herzschlag aus, denn er glaubte, der ganze Berg erzittere, und blickte sich instinktiv nach einem Fluchtweg um — den es hier nicht geben konnte — als das vorher noch ferne Donnern sich plötzlich über ihm befand, sich zugleich ein Schatten über die Eisfläche bewegte, wie der eines großen Vogels, und für den Hauch einer Sekunde den Bergsteiger streifte.
Es war ein Hubschrauber. Das Wummern der Rotorblätter entfernte sich, und bald sah ihn Karl über dem Basislager kreisen. Er blieb noch für Momente in der Luft stehen und dann sah er ihn vorsichtig auf der flachen Kuppe eines Moränenhügels, unweit seiner eigenen Zelte, aufsetzen.

XII

Zwei Tage lang geschah nichts. Oder beinahe nichts. Als sei eine gläserne Wand zwischen ihnen gezogen. Oder eine Wand, die durchsichtig war und zugleich reflektierte; ihr gegenseitiges Spiegelbild, Duellanten gleich oder Rittern vor einem Turnier, jede eigene Bewegung die des anderen zwanghaft nach sich ziehend.
Einzig die beiden Sherpa hatten sich verständigt, Sekundanten gleich, oder doch ein wenig verwandter; schließlich hatte Nima sogar geholfen, Aleppis Zelt aufzustellen. Sie lebten auf fünftausendvierhundert Metern, ihre Zelte nur fünfzig Schritte voneinander entfernt, vier farbige Punkte in einem Meer aus Steinen und Eis, über sich die höchste Erhebung der Erde, der nächste belebte Ort mehrere Tagesmärsche entfernt. Und jeder der beiden rüstete sich, scheinbar verborgen hinter Zeltwänden, sortierte die Ausrüstung, wog jedes Stück prüfend in der Hand und nicht selten mit der Federwaage, ob sein Gewicht die Mitnahme rechtfertige. Besonders über eine mögliche Umgehung der ungeschriebenen Abmachung — die der auslösende Teil der öffentlichen Aufmerksamkeit zuhause war — waren die zu Kontrahenten Gewordenen beunruhigt. Daß sich der andere einer geheimen Sauerstoffausrüstung bediente, bestehend nur aus einer Maske und einer kleinen, im Normalfall medizinischen Zwecken vorbehaltenen Flasche, die nicht größer als der Unterarm eines erwachsenen Mannes wäre, und die in einem Rucksack zu verstecken leicht fiele und bei Bedarf dem Benützer, einer Sauerstoffdusche gleich, entscheidende Vorteile bringen konnte. Wer anders konnte sich zum Ausspionieren solcher Geheimnisse eignen als Nima und Norbu, ihre Sherpa. Doch beide Kundschafter berichteten auf Befragen das gleiche, nämlich nichts derartiges im gegnerischen Gepäck gesehen zu haben. Um alle weiteren Hilfsmittel und Gegenstände konnte kein Geheimnis bestehen, sie waren vom besten, das die Industrie in den letzten Jahren, ja Monaten gefertigt hatte. Steigeisen und Pickel aus federleichtem Titan, seidene Unterwäsche, darüber Transtex-Gewebe und verschiedene andere Schichten neuartigen Materials einschließlich des bereits selbstverständlich gewordenen Goretex, verstärkt mit Einlagen aus Alveolit.
Einzig der Inhalt ihrer Apotheken blieb geheimnisvoll, denn Nima und Norbu verstanden davon nichts, während sie über Ausrüstung mindestens so gut Bescheid wußten wie ihre europäischen Kollegen. Denn die Mittel der Sherpa, der Höhenkrankheit vorzubeugen, waren schon immer roher Knoblauch gewesen und selbstgemachtes Popcorn: von einem Diamox, einem herzstärkenden Adalat oder schmerzstillenden Tonopan wußten sie nichts oder nur wenig, und deshalb blieben auch einige Fläschchen rötlichblasser Flüssigkeit, die Aleppi in seinem Rucksack verstaut hatte, unentdeckt. Doktor Cattivo, der Oberstarzt, hatte sie beim Abschied Josef in die Hand gedrückt, mit dem Rat, das Mittel nur im äußersten Notfall zu nehmen, wenn die Kräfte für einen Abstieg nicht mehr reichten, beispielsweise. Der Mensch könne auf natürliche Weise nur fünfundsiebzig Prozent seiner Leistungsfähigkeit ausschöpfen, im Gegensatz zu Tieren, respektive Hunden oder jagdbarem Wild, und nach Ausschöpfung dieser fünfundsiebzig Prozent breche er zusammen, eine Art Schutzschalter bewahre ihn vor einem hundertprozentigen Ausschöpfen seiner Kapazität und einem auf diese Exploitation erfolgenden Erschöpfungstod. Deshalb sei dieses Mittel nur in äußersten Fällen gerechtfertigt und nur für einen Abstieg, zum Erreichen des rettenden Zeltes bei Sturm beispielsweise, bei völliger Erschöpfung und dem daraus resultierenden Wunsch, sich in den Schnee zu setzen und einfach einzuschlafen. Aleppi hatte sich interessiert gezeigt über die Ingredienzien dieser Flüssigkeit, doch Oberst Cattivo hatte sich in allgemeine Erläuterungen geflüchtet, freilich angedeutet, daß es sich hiebei um ein neues, von ihm selbst mitentwickeltes Produkt handle, dem unter anderem dieses Adalat beigegeben war und das nach erfolgter Erprobung seinen Eingang in gewisse Bereiche von Heeres- oder genauer Luftwaffenorganisationen finden würde.
Der dritte Tag ihres Zusammentreffens — zugleich der Zeitpunkt des Aufbruchs, der sie endgültig trennen und doch einem gemeinsamen Ziel zuführen mußte, sie zu Zwillingsbrüdern machend, in Ursache und Wirkung gleichend — begann mit einer kalten, klaren Nacht. Sie hatten dieselbe Stunde gewählt, um die Reißverschlüsse

ihrer Zelte für viele Tage hinter sich zu schließen, und standen sich endlich und zum letzten Mal gegenüber. Im Lichtschein der Stirnlampe sah Karl das Gesicht seines Gegenübers ihn stumm anblicken. Die Kälte hatte seinen Wangen schattige Dreiecke verliehen und seinem Alter einige Jahre hinzugefügt.
Sie sahen sich an, sie waren vielleicht zwei Meter voneinander entfernt. Wie damals, an der Schwarzen Wand, als der eine im Aufstieg und der andere im Abstieg begriffen war. Nur einmal die Hand ausstrecken, und die Sache wäre erledigt, dachte Karl, und ähnliches auch Josef: Zusammen wären sie unwiderstehlich. Doch diese, durch die unheimliche Finsternis eines ungewissen Aufbruchs begünstigte Handlung wollte nicht vor sich gehen, jeder der beiden stand da, barhäuptig, die Hände an den Seiten untätig herunterhängend.
Wie tollkühn war es gewesen, sich gegen Assoziationen aufzulehnen, dachte Karl. Denn einer der Gründe, warum sie hier waren, der literarische Grund, bestand in der Erinnerung an alte Bergbücher, die er in der Kindheit gelesen hatte, die auch Aleppi geformt haben mußten, und Karl erinnerte sich an die schwarz-weißen Fotos der Bergsteiger, die genauso wie jetzt Aleppi dreinschauten, einen unwirklich träumerischen Glanz in den Augen.

In seiner Erinnerung sah er die Ochsenkarren inmitten einer autolosen Stadt Kathmandu, in der niemand Hunger litt, er sah sie heute auf der Flucht in die Anonymität von Videos, Konservenmusik und betonierten Hotelklötzen der schnellen Geschäftemacherei weniger und des Elends vieler und die gelangweilte Gesichtslosigkeit der Touristen, mit Köpfen wie Schmirgelsteine, die durch die Gassen schliffen, jedesmal ein wenig von der Substanz mitnehmend, das ihnen der Wind des schnellen Reisens wieder davontragen würde, um sie endlich, ärmer an Umfang, zuhause ankommen zu lassen. Landschaften, die noch nicht von Reiseveranstaltern feilgeboten wurden wie ein Menü dem übersättigten Restaurantbesucher, hie Bali, dort Thailand, da ein Trekking zu den höchsten Bergen der Welt oder eine Tauchfahrt zum Roten Meer. Er sah noch die Idee dahinter, der Morgenlandfahrt eines Hesse näher als den Ereignissen in einer Sportarena, und der ursprüngliche Vergleich mit den alten olympischen Spielen drängte sich auf: Nicht derjenige gewann die Gunst des Publikums, der am höchsten springen oder am schnellsten laufen oder am weitesten den Diskus werfen konnte, sondern der, welcher ein Gedicht vortragen *und* rasch laufen *und* hoch springen konnte.
Er sah sich selbst in Aleppi. Nur ein nach innen gewendeter Zorn, einer Selbstzerstörung ähnlich, war fähig gewesen, mit derartig unverhältnismäßigen Waffen zurückzuschießen auf eine Bedrohung, die der Liebe näher stand als der Feindschaft. Warum habe ich Angst vor einer Kontinuität der Zuneigung, dachte Karl zum wiederholten Mal, wie Tage vorher, beim Anmarsch. Nur einmal die Hand ausstrecken. Jetzt.
Als hätten sich in der dünnen, trockenen, durch keine atmosphärische Störung beeinträchtigten Luft seine Gedanken auf Aleppi übertragen, brach der das Schweigen. „Tut mir leid, das mit dem Interview."
Karl dachte an sein in Druck befindliches Buch, leise antwortete er: „Vielleicht hattest du recht."
„Nein", sagte Aleppi, „es war nicht rechtens, was ich getan hab."
„Ich bin ja auf deinen Spuren, an deinen Seilen zum Gipfel gegangen."
„Jetzt werde ich das gleiche tun."
„Ja", sagte Karl, „tu' es nur."
„Warum haben wir nicht früher geredet?"
„Du warst in Patagonien."
„Die Kommunikation unter Bergsteigern entspricht derjenigen von Kartenspielern", sagte Aleppi. „Von denen könnte man sagen, sie teilten sich mit, durch Grimassen, durch Gestik, durch verräterische Hinweise. Aber hätten wir uns nicht mehr zu sagen?"
Karl schwieg.
Aleppi blickte zu Boden, in die Steine hinein, als könne er von ihnen erfahren, was sein Gegenüber ihm antwortete.
„Wie ist die Südwestwand?" fragte er.
Karl zuckte mit den Schultern. „Weiß ich noch nicht."
„Du weißt es nicht?" Er hob den Blick von den Steinen, wie unter großer Auflehnung: „Ich habe ein Zelt stehen sehen. Weit oben. Und deine Spuren."
„Sie ist steil", sagte Karl, „und komplex."
„Das Absteigen bei schlechter Sicht muß die Hölle sein."
„Ja", sagte Karl. „Die Wand hat ein Gewirr von Bändern, Schluchten und Eisfeldern wie ein ganzes Gebirge zusammengenommen."
Wieder blickte Aleppi zu Boden, in die Steine hinein. „Idealer wäre der Abstieg über den Normalweg", sagte er. „Über den Südcol."
Nun hatte auch Karl den Kopf gesenkt, schweigend, und die Lampe bestrahlte ihrer beider Füße. Beide in den gleichen, neongelben Plastikschuhen, beide auf demselben Grund.
„Laß uns zusammen gehen", sagte Aleppi. Karl hob den Kopf, den Strahl der Lampe für Bruchteile einer Sekunde auf das Gesicht des anderen gerichtet. Er sah ein Gesicht, das aus Starrheit bestand. Nicht ein Gesicht, sondern ganze Lagen von Gesichtern, durchsichtigen Folien bei der Herstellung von Landkarten gleich, eine dieser Folien gezeichnet mit dem, was von Menschenhand in der Natur geschaffen wird, Häuser, Straßen, Wege, Namen, die nächste den Verlauf der Höhenlinien zeigend, eine weitere die Furchen der Hochtäler und den Verlauf der Flüsse. Ein Flickwerk aus verschiedenen Altern, Hoffnungen, Mühen, Enttäuschungen.
„Jeder von uns hat seinen Weg angefangen und muß ihn zu Ende führen", sagte Karl, wie durch eine außerhalb

seiner Macht stehende Schranke gehindert, auf das Angebot einzugehen. Und trotzdem hoffend, daß Aleppi beharrlich bliebe.
„Ja", sagte Josef. Seine Stimme klang enttäuscht, und er bewegte sich nicht von der Stelle.
„Du hast deine Sponsoren hinter dir versammelt und ich die meinen. Sie bezahlen uns nur für die erste Alleinbegehung und sonst für gar nichts", hörte sich Karl sagen, dem metallischen Klang seiner Stimme unglücklich lauschend.
„Wir haben ja noch Zeit zum Überlegen", sagte Aleppi. „Heute werden sich unsere Routen noch nicht trennen. Geh nur voran, ich werde noch ein wenig Tee trinken und dir später folgen."
Karl setzte sich in Bewegung, mit den Plastikschuhen über die feindlich-losen Geröllhänge, und es war ihm, als hätte er diese Worte schon einmal gehört.

XIII

Aleppi stieg durch den Eisfall höher, vertrauensvoll in Karls Spuren, versunken in die eigenen Gedanken. Die blasser werdende Scheibe des Mondes war von einem großen Hof umgeben. Eiskristalle. Das Wetter würde noch zwei Tage halten, oder drei. Falls unerwartet günstige Höhenströmungen aufkamen, vielleicht fünf. Doch war eine Wetterverschlechterung gewiß zu erwarten, denn der Mond war im Abnehmen begriffen, nach seinem Wechsel ein zusätzlicher, verläßlicher Hinweis. Fünf Tage vielleicht, das würde genügen. Bei Tagesanbruch erreichte er das Ende des Eisfalls, der hier in ein riesiges, weites Becken überleitete, einem Tal ähnlich, dessen Ende durch querlaufende Wellenberge aus Eis und Schnee uneinsehbar blieb. Ein Becken, das seinerseits wiederum Becken gebar, jedes weitere sich dem Berg zu erhebend, langsam ansteigend, sie alle in Bewegung, unmerklich zwar wie eine erstarrte See, doch zweifellos nach unten fließend wie jeder Gletscher, auf den Erhöhungen der Wellenberge durch Spalten zerrissen, die von einer großen Spannung zeugten. Eine schweigende Welt, die ständig gebar, zersetzte, begrub.
Hier teilten sich ihre Wege. Die Spur Karls verlief nach links, hinauf gegen die Südwestwand zu, und Aleppis Weg mußte dem beckenartigen Tal weiter folgen. Hier nahm er seine Last vom Rücken und stellte sie in den Schnee. Er entnahm dem Rucksack eine Trinkflasche und etwas Schokolade. Er setzte sich hin und trank. Der Spur Karls mit den Augen folgend, sah er ihn an seiner Route höher steigen. Er mußte mehr als einen Kilometer von ihm entfernt sein, denn man konnte die Farben seiner Kleidung nicht mehr ausmachen. Karl hatte also nicht gewartet.
Aleppi stand auf. Er hielt seinen Blick nur mehr gegen das Ende des Gletscherbeckens, hin über die glitzernde Schneedecke gerichtet. Keine Spur durchbrach sie. Er tat die ersten Schritte in den unzerstörten Schnee. Sie fielen schwerer als erwartet. Die plötzliche Einsamkeit lastete auf ihm, und wieder schien sich die Luft entgegenzustellen wie Wellen aus dickflüssigem Gas. Kein Zweifel konnte darüber bestehen, daß in diesen Minuten sein Bewußtsein geschwächt war, seine Aufmerksamkeit durch Reibungsverluste verringert und er so die Zeichen, die vor ihm lagen, zu spät erkannte.
Zufällig war Karl in seiner Eisflanke stehengeblieben und hatte auf den winzigen Aleppi hinuntergesehen, der langsam, regelmäßig, Schritt für Schritt, seinem Weg folgte. Vielleicht war Karl für einen Moment unaufmerksam gewesen, denn mit einem Mal verlor sich Aleppis Spur in der Mitte des Gletscherbeckens. Eine Spalte mußte ihn verschluckt haben. Dem ersten Anstoß, zu Aleppi abzusteigen, widerstand Karl. Er trug kein Seil bei sich, sämtliches Gerät befand sich im Zelt noch weit entfernt in der Wand über ihm, und ohne Seil wäre eine Bergung nicht möglich. Er wartete.
Aleppi hörte die Geräusche seines Körpers beim Aufschlagen an den Spaltenwänden. Er war ganz ruhig und betrachtete sich wie von außen. Er ahnte, daß er die Möglichkeit einer friedlichen Wendung verspielt hatte. Doch der Sturz nahm ein plötzliches Ende. Ein Schneepolster, wie zufällig hineingeweht in die sich verengenden, trichtergleichen Glasmauern, holte ihn ins Leben zurück. Trotz der Grabeskälte war er, auf dem Schneepolster stehend, mit einem Mal schweißnaß und klapperte mit den Zähnen. Um ihn war matt glänzendes Blaugrün, nach oben heller werdend, führte es seinen Blick zum Einbruchsloch, das — scharf gerändert vom Sonnenlicht — von einer anderen Welt erzählte. Der zerbrechliche Polster, auf dem er kaum zu atmen wagte, zeigte ihm das Maß seiner Existenz. Nur kurz blickte er über den Rand in die Tiefe, das Blaugrün verlor sich in tiefem Schwarz. Doch unmittelbar darauf schöpfte er Hoffnung, denn seine Augen wieder höher richtend, hatte er einen kleinen Steg entdeckt, vom Wind aus Schnee an den Spaltenrand gelegt. Den Atem anhaltend, behutsam einen Fuß vor den anderen setzend, gelangte er ans Licht. Er setzte sich in den Schnee und fühlte Übelkeit in sich hochsteigen aus dem Nachlassen der Spannung und der Anstrengung. Als er aufsah, konnte er noch immer die kleine Gestalt Karls in der Wand erkennen. Wie regungslos verharrte sie am Berg. Aleppi stand auf, klopfte sich den Schnee von den Oberschenkeln. Die Gestalt in der Wand war wieder in Bewegung.
Auch er selbst ging weiter. Nach oben.
Ohne Zwischenfälle erreichte er den Fuß der Steilflanke, die sich, von Felsriegeln unterbrochen, eintausendfünfhundert Meter aufschwang, um auf dem Südcol zu enden, der zugleich die Grenze zwischen Tibet und Nepal darstellt. Am Fuß dieser Flanke stellte er am frühen Nachmittag sein Zelt auf und den Kocher und brachte kleine Schneestücke zum Schmelzen, widmete sich für die näch-

sten zwei oder drei Stunden sorgfältig dem Essen und Trinken. Er zwang sich trotz der Müdigkeit, wieder und wieder im Topf neuen Schnee zum Schmelzen zu bringen und die lauwarme, mit Teebeuteln und Zucker verfeinerte Flüssigkeit zu trinken, kroch schließlich in das Zelt und schlief bis Mitternacht. Die Flanke am nächsten Tag hochzusteigen, benötigte er fünfzehn Stunden, die vielen Rastpausen nicht mitgerechnet, in denen er den Kocher in Gang setzte, sich gegen seinen inneren Widerwillen die Flüssigkeit aufnötigte, die der ausgedörrte Körper brauchte. Es war fast dunkel, als er den Paß erreichte, der eher einem Sattel gleicht, einem Sattel auf achttausend Metern Höhe freilich, dessen Unwirtlichkeit nicht mehr zu überbieten ist. Alles, was Aleppi sehen und fühlen und hören konnte, abbrechende Steine, Kälte, Lawinen, war aus einer menschenfernen Welt. Kein noch so kleines Wässerchen rann hier, nichts wuchs hier — nur Zerstörung und unaufhaltsamer Verfall.





Eine der ungewöhnlichen Darstellungen der heiligen drei Jungfrauen von Meransen (um 1730). Aus: Arunda 6 (1978). Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Karl Gruber
Die Aufnahmen auf den folgenden Seiten stammen von der Autorin.
Sie zeigen die Prozession des Jahres 1994

Aubet, Cubet, Quere

Drei Göttinnen aus Tirol

Henriette Klier

Erste Impression

Ein Herbsttag. Kühler Wind, die Berggipfel zeigen ersten Schnee, vorgestern ist er hier in Meransen auf 1400 Meter Höhe fußtief gelegen.

Jetzt bricht die Sonne durch, es wird gleich merklich wärmer, auch die Farben der Fahnen leuchten auf, in Rot, Grün und Gold. Noch stehen die Männer mit ihnen am Rand des Weges, den die Prozession zu Ehren der drei heiligen Jungfrauen von Meransen heute nehmen wird. Früher fand der *Ummegang* am 16. September statt, jetzt am darauffolgenden Sonntag.

Aus der kleinen Kirche dringen Orgelklang und Weihrauchduft, der feierliche Gottesdienst ist zu Ende. Bei der Kirche beginnend, bewegt der Zug sich langsam, bedächtig, mit vielen Stationen durch die Wiesen. Er macht einen weiten Bogen zurück zum Gotteshaus. Die Altäre gleich zu Beginn am Wiesenrand sind mit Bildern der drei Frauen versehen, ein altes, barockes Fahnenblatt gibt es da und ein modernes, gesticktes. In hergebrachter Ordnung marschieren Schützen, Männer, Frauen, Mädchen, die zwei Geistlichen in weißgoldroten Gewändern mit der Monstranz unter dem Baldachin. Eine Schar von Ministrantinnen und Ministranten wuselt davor herum, die Männer lassen die riesenlangen Fahnen heraldisch und fotogen wehen, sie haben sich in den Zug eingereiht. Aber das wichtigste und glänzendste Stück des ganzen Aufmarsches sind auf jeden Fall die Statuen der „drei heiligen Jungfrauen", wie sie überall genannt werden. Auf dem *Ferggele*, dem schweren Traggestell, das von vier kräftigen Männern auf den Schultern getragen wird, schweben sie unbewegt, aber lebendig-zeitlos über der Anbetung der gläubigen Bewohner von Meransen. Mit ihren goldglitzernden Gewändern und goldenen Kronen sind sie von weitem zu sehen. An die Hände hat man ihnen je eine sehr große Weintraube gehängt, der Figur in der Mitte eine hellgrüne, die links und rechts Thronenden tragen je eine dunkelblaue.

Vor und hinter diesem Mittel- und Höhepunkt des Umzuges gehen weißgekleidete und weißbekränzte Mädchen, vorne drei, hintennach zwei. Bei jedem Halt wird der geistliche Segen gesprochen, Gebete gesagt, der Schützenhauptmann ruft Befehle, die Kapelle spielt. An Weihrauchwolken ist kein Mangel. Nach dem letzten Wettersegen am letzten Halt ist die Prozession zurückgelangt zur Kirche. Hier gibt es nun links des Einganges die schönsten Bildwerke zu sehen, die der kleine Ort beherbergt, die gotischen Statuen der drei heiligen Jungfrauen. Auch an ihren Händen sind Weintrauben befestigt, hellgrün und üppig.

Die Musikkapelle gibt zum Abschluß ein Ständchen auf dem Platz vor dem alten Schulhaus.

Das Fest ist noch lange nicht zu Ende. Es beginnt erst am Nachmittag so richtig. Im Freien stehen Tische und Bänke, Musik gibt es, ein großes Zelt für den Abend und die Nacht. Der große Tag von Meransen wird ein langer Tag sein. Viele von auswärts nehmen teil, bei dem Umzug waren die Dorfbewohner unter sich. Nur-Zuschauer hat es wenige gegeben.

In manchen Gegenden unseres Landes hat das Mythische sich gesammelt, haben die Kristalle sich aus welchen Zufällen auch immer erhalten, sind herübergerettet worden. So wie das Brixner Becken Sammelpunkt vieler Wasser und Kulturen zu sein scheint, so scheint hier heroben auf dem kargen Höhenland ein alter Kultort seine magischen Kräfte und seinen geheimnisvollen Zauber bewahrt zu haben.

Legende und Wirklichkeit

Aubet, Cubet, Quere, so heißen die drei jungen Frauen. Und weitgereist sind sie: von Köln am Rhein fliehen sie nach Süden; sie nehmen den tausend Kilometer langen Weg bis nach Latzfons, über Klausen im Eisacktal, auf sich, um Leben und Unschuld zu retten. Jeder in Meransen, von der Großmutter bis zum Schulkind, weiß die Legende zu erzählen, und erzählt sie gerne. Die drei heiligen Jungfrauen werden von Latzfons wiederum verjagt — sogar mit Steinen (beinahe „gstoaniget") sollen die Latzfonser gegen sie gewütet haben — und gelangen schließlich nach weiteren Fährnissen zum Meransner Berg. Es ist Sommer. Bei großer Hitze müssen sie den



steilen Hang emporklimmen. Auf halber Höhe sinken sie entkräftet zu Boden. Da sprudelt eine Quelle neben ihnen aus dem Felsen, und eine Linde spendet Schatten.
Schließlich gelangen die Jungfrauen auf die Hochfläche von Meransen. Hier endlich finden sie Aufnahme und hier bleiben sie, Wohltaten und Segen spendend. Später verschwinden sie; man erzählt, sie seien zurück in ihre Heimat gewandert. Falls die Latzfonser ein Anliegen haben, müssen sie nach Meransen pilgern. Zu Fuß, versteht sich, bei jedem Wetter. Dort beten sie, und daraufhin gewähren die drei Jungfrauen die Bitten, meist den lang ersehnten Regen. 1909 öffnete der Himmel das letzte Mal in so augenfälliger Erhörung der Bitten seine Schleusen, aber erst, da die Latzfonser zum dritten Mal in einem Sommer hingegangen waren, und beim dritten Mal alle barfuß.
Die Leute sagen, die Wanderung der drei Frauen habe sich zur Zeit der Völkerwanderung zugetragen. Chaotische Zeiten. Zeiten des Wandels. Eine neue Religion erreicht das Pustertal. Kommt das Christentum von Säben herauf, von Aquilaea herüber?
Drei junge Frauen, als Prinzessinnen schauen sie von vielen Bildern, gehen von zu Hause weg, nehmen Gefahren und Entbehrungen einer Reise auf sich und finden Zuflucht an einem sicheren Ort.

Verfolgung, Irrfahrt, Flucht, Aufnahme und Rettung in fremdem Land, Verschwinden oder Rückkehr in die Heimat, das sind Motive, die in vielen Mythen und Sagen wiederkehren.
Die Verehrung der Drei Frauen hat zu Nachforschungen und Untersuchungen angeregt. Wo kamen sie her, wo gingen sie hin? Die Namen scheinen germanischen Ursprungs. Manchmal tragen die drei an anderen Plätzen der Verehrung andere, aber ähnliche Namen. An allen Orten sind sie die Anlaufstelle in Sachen Fruchtbarkeit — man bittet um Kindersegen im besonderen und glückliche Geburt, um Regen oder Schutz vor Katastrophen.
An der Stelle, wo sich die drei Frauen einst am Hang niedersetzten, fließt noch immer die kleine Quelle; dem Wasser wird wundertätige Kraft zugeschrieben. Auch bei größter Trockenheit quillt Wasser aus dem Felsenhang. Im letzten Jahr hat man den Platz *Zur Linde* nach der Verwüstung durch den Straßenbau neu gestaltet.
Viele Fragen stellen sich beim Lesen der Historie. Wissenschaftlicher Schweiß wurde an die Lösung des Rätsels der Herkunft der drei Frauen verwendet. Gelöst hat man es trotz allem Eifer nicht.

Geographisches Umfeld

Meransen ist nicht allein Dorf, sondern vorgeschobene Schulter der Zentralalpen, der Zillertaler.
Es liegt auf den Resten des alten Talbodens, der sich in einigen Mittelgebirgsflächen erhalten hat, am Ochsenbüchel bei Spinges, im Pfalzener Mittelgebirge und hier, auf der Terrasse von Meransen. Und hier, durch die Talfurche der Rienz äußerlich begrenzt, verläuft auch die Grenze zwischen den sogenannten Urgesteins-Bergen, also den Zentralalpen im Norden und den Dolomit-Kalkgebirgen im Süden.
Der Ort Meransen breitet sich mit verstreuten Häusern über eine mehrere Quadratkilometer große Wiesenfläche. Höhenunterschiede von ganz unten, 1250 m, bis ganz oben, 1550 m, beim Walderhof machen den Reiz der Landschaft aus. Früher war hier reines Bauernland. Heute gibt es Pensionen, Hotels, florierendes Gastgewerbe. Der Rundblick, den der Besucher von Meransen an klaren Tagen hat, sucht in der Tat seinesgleichen und es lohnt sich, allein deshalb hierher zu pilgern.
Der Gitschberg steht im Norden, in unserem Rücken, mit seinen 2512 m schützt er Meransen gegen rauhes Wetter. Nach Osten liegt die Bilderbuchlandschaft des nächsten Mittelgebirges von Terenten, jenseits der Schlucht des Pfunderer Baches, darüber einige Gipfel, der höchste die 2738 m hohe Eidechsspitze.
Dem Lauf des sich gegen Osten erweiternden Pustertals kann man bis Bruneck folgen. Auffällig dort der Kronplatz, rundköpfig und kahl mit seiner Skipiste am Nordabhang. Gerade im Süden des Beschauers der Rodenecker Wald, eine Baumwildnis, Schloß und Örtchen sehr klein an

seinem Rand. Dahinter bereits in vielen Rücken, Köpfchen, Gupfen sich aufbauend die Vorberge der Dolomiten.
Von den Dolomiten selbst nur schattenhaft, zart der Peitlerkofel, die Fermeda-Zacken, der Langkofel. Breit, ebenfalls rundköpfig davor die Plose.
Das Brixner Becken tief drunten, meist im Dunst; im Westen die Sarntaler Berge, ihr nördlichster Zacken das Tagewaldhorn, 2706 m. Damit der Himmel im Nordwesten nicht leer bleibt, gibt es noch einige Berge der westlichen Begrenzung des Valler Tales zu sehen. Sie gehören ebenso wie Gitsch und Eidechsspitze zu den Pfunderer Bergen, bekannt unter dem Namen *Grüne Berge*. Sie sind sehr grün, aber weiter droben tückisch schottrig und rutschig. Der Bergsteiger nennt sie liebevoll *die Berge mit dem senkrechten Schotter*.
Wie auf einem Natur-Kuchen-Tableau sind die Schönheiten hier aufgetischt. Und wie auf ein solches Tableau, mit einem Füßchen, versteht sich, kein Mäuslein hinaufklettern kann, so konnten auch auf das Kuchentablett Meransen weder Autos noch Lastwagen, auch keine Fuhrwerke oder Mopeds oder was auch immer auf vier Rädern fährt, heraufgelangen. Bis vor kurzem wenigstens.
Ein aufwendiger Straßenbau, wie er für steiles Gelände notwendig ist, unterblieb, rentierte sich nicht für den kleinen Ort. Meransen blieb auf Gedeih und Verderb auf die Gehwerkzeuge seiner Bewohner, Besucher, Wallfahrer angewiesen.
Bernhard Rieder aus Meransen erzählt von früher: „Zu Fuß ist man eine Stund gegangen, von Mühlbach."
„Mit Last?"
„Auch mit Last, man ist es gewohnt gewesen, leer ist man nie gegangen. Weil, heroben im Dorf hat man ja nix gekriegt."
„Hat es Verbindung ins Tal gegeben?"
„Überhaupt keine, gar keine, nur an Fußsteig."
„Die Sachen?"
„Auertragen mit dem Buggelkorb."
Antonia Rieder berichtet dazu: „I kann mi erinnern, im Ersten Weltkrieg, da sein ja die Kirchenglocken zamgschlagen worden und weg, und wie die neuen gekauft worden sind, da is die größte auergezogen worden, 1360 Kilo hat sie gewogen, der Maria geweiht, auf so an Weg, der ist gewesen, vom Badwirt in Vals, aber lei im Winter. Im Sommer nit. Da haben sie gekennt a Roß vorspannen. 50.000 Lire in italienischem Geld hat sie gekostet. [Die große Glocke]
Aber da auer.
Auf an Schlitten haben sie sie gemecht aulegen [...] Und da haben sie so Stricke und so Knüttel [...] und bei die steilen Stellen mit an Seil sichern [...] und die Schulkinder waren da, die größeren haben gederft mitgehen ziehen [...] Aner hat das Kommando gehabt — ho ruck, ho ruck, und es ist nit langsam gegangen, da sein ja Leut kemmen! In a paar Stunden war die Glocken heroben."
„Und der Weg über Vals?"
„Da war über Vals der bessere Weg als wie da herauf, ja. Aber viel weiter. Zu Fuß ist man alleweil da herauf gegangen. Da is es näher."
„Und wie war das mit dem Wagen von Vals her?"
„Der Lechner hat a Rößl gehabt und so ein zweirädriges Grattl, und da hat er gekennt hundert Kilo auflegen. Aber nur im Winter. Über Mühlbach nach Vals und da herauf, da hat er fünf Stunden gebraucht."
„Geht man heute den Weg von Vals herüber?"
„Der Weg von Vals her ist kaum mehr begangen, ist in schlechtem Zustand."
Bernhard Rieder erzählt: „Mein Vater war Brotträger, der hat einen Korb voll Brot von Mühlbach nach Meransen heraufgetragen. Weißbrot hat man nie gekauft, außer für die Kinder, oder wenn wer krank war. Man hat ja kein Geld gehabt."
Eine Seilbahn für Personen und kleinere Transporte wurde 1957 gebaut. Die Straße gibt es seit 1978.
Wie Meransen erhielt auch das benachbarte Valler Tal erst vor 15 Jahren eine Straße. Sie zweigt unterhalb von Meransen nach Norden ab und überwindet die steile Bachschlucht mit einem Tunnel.
Was für die Bewohner von Vals galt, muß auch für die Meransener gegolten haben: „Bis 1528 mußten also die Leute von Vals zum Gottesdienst nach Rodeneck; sie sollen im Winter klirrende Eisenketten nachgezogen haben, um mit diesem Lärm die Wölfe zu verscheuchen."[1]
Warum man gerade hier und schon lange gesiedelt hat: „Die Standortwahl für Siedlungen im alpinen Raum ist geländebedingt stark eingeengt. Versumpfte Talböden in den Haupttälern mit wechselndem Flußlauf, Lawinen und Muren, der Bedarf an Wasser ließ sie [...] Terrassen und Kuppen, aber auch Schwemmkegel der Seitenbäche als Siedlungsplätze wählen."[2]

Die dreifache Göttin oder: Wer den Pelz wäscht, muß ihn naß machen

Die jüngeren Bildnisse der drei heiligen Jungfrauen, nennen wir sie die Barock-Statuen, stehen in der Kirche zu Meransen am rechten Seitenaltar. Über die weißen Kleider fallen goldene mantelartige Schals, auf den Köpfen tragen sie goldene Kronen.
Alle drei sind jung und schön, dunkle Locken fallen über ihre Schultern. Das Kleid der mittleren ist ein wenig prächtiger, am Hals weit ausgeschnitten, der Besatz ihres Mantels rot, der Umhang fällt reicher, ihr Haar ist länger als das ihrer Gefährtinnen. Die rechts Stehende hält einen Pfeil in der Hand, die Mittlere ein Buch, die Linke einen Zipfel ihres Mantels.
An der Kirchendecke befindet sich ein Gemälde des Barockmalers Johann Mitterwurzer (1776), das die drei Mädchen auf Wolken sitzend im Kreis vieler Engel darstellt, Palmwedel in Händen, die mittlere rot gewandet.







Beim alljährlichen Umgang werden die goldenen Statuen von ihrem Platz gehoben und auf einem Altar mitgetragen; die gotischen Statuen von Aubet, Cubet, Quere, weit wertvoller, weil älter und origineller, werden streng verwahrt. Nur beim Umzug stellt man sie im Freien vor der Kirche auf.

In der weiteren und näheren Umgebung von Meransen finden sich mehrere ähnliche Darstellungen auf Bildstökken, an den Wänden von Häusern und Kirchen, auf Bildern. Im Brixener Diözesanmuseum befinden sich gotische Statuengruppen, ebenfalls drei göttliche/heilige Frauen darstellend. Einmal bildet Maria mit dem Kind den Mittelpunkt, je eine gekrönte Frau links und rechts. In anderen Dreiergruppen gibt es die Frauen in wechselnder Zusammensetzung, Margarete, Ursula, Barbara und ähnlich.

Um Entsprechungen für unsere Dreiheit zu finden, muß man ein wenig zurückblättern. Im Nordirak und in Ninive hat man Frauenfigürchen ausgegraben (5000 und 4000 v. Chr.), an denen deutlich zu erkennen ist, daß hier eine lebensspendende weibliche Gottheit gemeint ist.[3]

Wurde sie zuerst als unterirdische Erd-Göttin in einer einzigen Person verehrt, finden wir die Dreiheit in deutlicher Ausprägung zwei Jahrtausende später bei den hochentwickelten Kulturen im Vorderen Orient, in den östlichen Mittelmeerländern, und auch in Europa. Bilder, Statuen, Mythen zeugen von ihr.

Sie gewähren vor allem Fruchtbarkeit in jeder Hinsicht. Die drei Göttinnen sind die Autorität für Kindersegen, glückliche Geburt und den Schutz der Kinder, für Gesundheit und Sicherheit; Herrinnen der wilden Tiere, der wilden Natur werden sie genannt. Aber auch Kriegsglück, Tod und Wiedergeburt fallen in ihr Ressort.

„Gewöhnlich sind die Göttinnen zu dritt. Im Rheingebiet sitzen sie meist alle drei und haben ein Körbchen mit Früchten auf dem Schoß; manchmal sitzt bloß die mittlere, während die beiden anderen zu beiden Seiten neben ihr stehen. Die mittlere wird oft als junges Mädchen mit lose herabhängendem Haar dargestellt, die anderen sind oft durch eine eigenartige Haube als verheiratete Frauen dargestellt."[4] Sie sind „Zeugnis der Verehrung", und ihre Denkmäler, sogenannte Matronensteine, hat man in großer Zahl im römisch-germanischen Grenzgebiet gefunden.[5] Daß sie stets zu dritt sind, muß seinen Grund haben. Die Vorstellung einer solchen Trinität, wobei jede Gottheit mit besonderen Attributen und Bereichen menschlicher Belange ausgestattet war, scheint leichter vorstellbar. Und wie man sieht, hat sich diese Trinität zäh erhalten. Auch der Katholizismus kommt nicht ohne sie aus, wobei jetzt die göttliche Dreiheit männlich ist, und durch die Funktion der Taube als dritten Aspekt nicht leichter verständlich gemacht wurde. Unbarmherzige Kriege gehen darauf zurück, daß die einen die Einheit in der Dreiheit glauben wollten, die anderen nicht.

Von den alten drei Aspekten ist in der heutigen Vorstel-

lung unserer drei Frauen nichts mehr erhalten geblieben. Sie treten zwar in der alten Dreigestalt auf, haben jedoch keine speziell zugeteilten Ressorts mehr und sehen alle drei gleich aus.
Die alte Vorstellung war signifikant anders. Da hatte jede ihre eigene Aufgabe: Der erste Göttin ist die des Frühlings. Sie läßt die Vegetation erstehen, ist die jugendliche Jägerin mit dem silbernen Bogen. Sie „steht auf der linken Seite, der Seite des Lebens, und sie steht am höchsten, denn sie beherrscht die oberste Region der Welt, den Himmel."[6] Ihr Symbol ist die weiße Sichel, der aufgehende Mond. Darum wird Maria häufig mit der Mondsichel dargestellt, als Zeichen ihrer mädchenhaften Jungfräulichkeit.
Die zweite ist die Göttin als erwachsene Frau, sie ist die Schützerin der Liebe, der Fruchtbarkeit, die Schöpferin der Welt. Sie herrscht über Land und Meer, darum steht sie in der Mitte. Oft wird sie als Schnitterin bezeichnet. In der Hand trägt sie Gerstenähren. Ihr Zeichen ist der rote Vollmond, auch die Doppelsichel.
Die dritte muß, folgerichtig, die Greisin sein, „sie steht rechts und auf dem tiefsten Punkt, denn die rechte Seite ist die des Todes, und die Greisingöttin ist die Herrin der tiefsten Region, der Unterwelt. Dort herrscht sie als winterliche Todesgöttin, die alles Leben mit sich in die Tiefe nimmt."[7] Ihr Symbol ist der Neumond, nicht sichtbar zwar, vorhanden aber als mächtiges Gestirn.
Neben den vielfach bezeugten Muttergöttinnen, Kubaba (Anatolien), Kybele (Kleinasien), Atagartis (Syrien), Anat/Astarte (Palästina), Aphrodite (die römische Venus), ursprünglich als Aphrodite Urania die universale Schöpfergöttin, später die Dreifaltige Artemis in Griechenland, ist auch die Frigga/Freya der Germanen dreigestaltig, ebenso die keltisch-irische Morrigain/Morgane.
In England taucht Kybele viel später wieder als Mai-Königin (May Queen)[8] auf. Bräuche um ihr Erscheinen im Frühjahr haben sich erhalten. Zwar haben sie den religiösen Charakter eingebüßt, Kinder üben sie zu ihrer Unterhaltung aus. Die ursprünglichen Wesenszüge der Gestalt jedoch, die sich durch die Jahrtausende kaum verändert haben, sind auch hier erhalten.
Die dreifache Gottheit war stets Ausdruck „eines vitalen Elements", und so wie sie „in Mesopotamien Fruchtbarkeit sendet in Gestalt von Regen, wie sie in Kreta Herrin der wilden Tiere, des Waldes, der Berge ist, kann man die Vorstellung von einer Gottheit mit undeutlichen Zügen aus der frühesten Zeit heraufverfolgen zur *Erd-Mutter* und schließlich zur *Dreiheit der großen Göttin* [...] die durch die Jahrtausende eine beharrliche Tradition darstellt, welche unzählige Verwandlungen, Verschmelzungen, Wachstumsschübe und Abstraktionen mitgemacht hat, dabei jedoch eine ähnliche Struktur und einen ähnlichen Inhalt beibehielt".[9]
Mit diesen Feststellungen des englischen Forschers O.E. James muß man sich wohl zufrieden geben. Man weiß, was es mit den Dreien auf sich hat und wofür sie standen. Ich kann mir vorstellen, daß sie im Reisegepäck als fester Bestandteil religiöser Übungen mitgenommen wurden, als die ersten Jäger vor 10.000 Jahren die Alpen-Gegend erkundeten, nachdem das schmelzende Eis der letzten Vergletscherung sich zurückgezogen hatte.

Falken oder Tauben

Die ersten Missionare, die nicht lange nach den ersten Siedlern in das heidnische Island kamen, scheinen richtiggehende Softies, Täubchen, gewesen sein. Der Ausübung alter Bräuche, heidnischer Religion gegenüber nahmen sie eine ausgesprochen tolerante, ja sträflich läßliche Haltung ein, entstammten doch die meisten von ihnen selbst dieser heidnischen Insel. Zu allem Überfluß glaubten sie wohl selbst noch an die alten Götter. Das hatte Folgen. Nicht nur, daß die Isländer auch heute noch an die wohlwollenden Frauen glauben, die in den Felsen wohnen. Selbst aufgeklärte Ingenieure weigern sich, an solchen Stellen Felsen zu sprengen und Straßen zu bauen. Denn würden sie das tun, erginge es ihnen schlecht. Sie erzählen, wie die nagelneue Baumaschine, die dort im Einsatz war, wo die Fee wohnt, kaputt ging, sogar dreimal hintereinander. Und zuhauf ähnlich unerklärlich Schauriges.
Durch die laxe Haltung der ersten Verkünder konnte sich das Alte erhalten. Generationen von Germanisten forschen nun mit ungebrochener Gelehrtenlust in den alten Texten.
Ein paar solcher Tauben im Missionsbetrieb muß es auch hier in die Abgelegenheit verschlagen haben.
Im 16. Jahrhundert taucht allerdings ein Falke auf. Sogleich hat er Lunte gerochen, den teuflischen Geruch des Heidentums geschmeckt: „Seltsam ist / was sich mit einem Priester begeben / diser predigte einsmahls zu Meransen / und sagte offentlich auf der Cantzel. Er wolle es nit leiden / weil er Pfarrer allda wäre / daß seine untergebenen Pfarr = und Beicht = Kinder die drey heiligen Jungfrauen umb dero Fürbitt bey Gott anruffen sollten; dann dises setzte er verwegen hinzu / wäre nit recht / sonder ein Abgötterey. Als er das redete / und sprach / unverzüglich überfallt ihne ein grosses Augen = Wehe / dass der Schmertzen ohne Unterlaß zunahme / und er völlig erblindete. Der unvorsichtige Priester gienge in sein Gewissen / und erkennte / daß er sehr übel getan [...] er solle auch / nach dargelegtem Opfer / sein falsche Lehr offentlich in der Kirchen wiederrufen / [...] er inständig die Fürbitt der drey heiligen Jungfrauen angeruffen / mit gäntzlichem Gesicht der Augen wiederum begnadet worden." Bezeugt durch den Rev. D. Franciscus Pfeiffinger, Pastor in Meransen, 1723 [...][10]
Das war „noch ein Glück".
Die Drei heiligen Jungfrauen von Meransen blieben, wo sie immer gewesen waren.











Goldener Faden

Wie die jetzigen Bewohner unseres Ortes berichten, war bis vor kurzem eine zahlreiche Pilgerschar jahraus jahrein zu den Drei Frauen unterwegs. Darunter gab es viele, deren Bitten erhört worden waren. Sie hinterließen der Kirche Zeugnisse ihres Dankes.

Vinzenz Lechner: „Ist früher so a Kasten gewesen, da haben sie Bildlen aufgehängt, es sind viel mehrer gewesen [...] sind a wieder gestohlen worden, genau so wie die Uhr vom Solderer vom Ersten Weltkrieg. Der hat ein besonderes Vertrauen zu den drei Jungfrauen gehabt. Der hat a alte Sackuhr in den Krieg mitgehabt, und da hat ihn eine Kugel getroffen, und da ist die Kugel ingangen. Die Uhr ist lang in der Kirche gehangen, dann ist sie verschwunden. Die Kugel ist mit so an Goldfaden an der Uhr befestigt gewesen, da hat man gesehen, wo sie ingangen ist."

Wie alte Fotografien zeigen, hingen in der Kirche Wachs-Herzen, nachgebildete und geschnitzte Ärmchen und Beinchen, jedes mit einer großen roten Masche geziert. Jetzt gibt es noch ein Kästchen mit einigen solchen Votivgaben an der Kirchenwand, einen kärglichen Rest der früher ausgestellten. Antonia berichtet dazu: „Da sein Hänte gewesen, Füeße, Kinderfüeße [...]"

Ein Fatschen-Poppele (Säugling) war auch da, mit Spitzenhäubchen und einer Masche um den Hals, gemalte und gestickte Bilder, wie man sie von vielen Wallfahrtskirchen kennt.

Jeder erzählt, daß man früher ein besonderes Vertrauen in die Frauen gehabt habe. Denn Hilfe von außen war in keinem Fall zu erwarten. Die Verbindung ins Tal, nach Mühlbach am Eingang des Pustertales, war ein steiler Plattenweg, genannt *Katzenleiter*. Den gibt es noch. Da hing wohl manches Leben an einem Faden. Arzt war keiner vor Ort, weder bei Unfall, noch bei Krankheit, noch bei einer schwierigen Entbindung. Für Hilfe im letzteren Fall waren (und sind) die Drei Frauen zuständig, und an sie wendet man sich auch mit der Bitte um Kindersegen.

Irgendwann ist eine männliche Mittlerfigur eingeschaltet worden: an der südlichen Kirchenwand ist das Fresko einer großen gotischen Christophorusfigur zu sehen. Die rechte Zehe des Heiligen weist an der Spitze ein Loch auf. Dort kratzten schwangere Frauen Mörtelbrösel heraus. Dieser heilige Staub wurde in den Krapfenteig gemischt, er sollte der Bittenden Kraft und Festigkeit für die Geburt geben. Außer dem, was selbst hergestellt wurde, gab es nichts hier heroben. Antonia erzählt: „Weil heroben im Dorf hat man früher ja gar nix gekriegt. Ein Laden war da, da hat es aber fast nichts gegeben."

Auch seien die Leute viel zu arm gewesen, um etwas zu kaufen. Da habe sich ein Laden nicht rentiert.

Hilfe und Trost waren stets im Dorf selbst zu erlangen gewesen.

Die Kreuzigung

„Einige haben zwar vermeint, es wären dise [...] drei bekandte Christliche Heldinnen u. Schwestern Fides/ Spes/Caritas: darumben ich dahin beflißen geweset / durch Beyhilf eines mir sehr geneigten Freunds von dem zu Meransen bestellten Wohl=Ehrwürdigen Seel=Sorger selbsten eine eigentlichere Kundschaft u. mehrere Gewißheit einzuhohlen. Diser aber / obwohlen mir zu willfahren bereit / hat ebenfalls zuruck geschriben / daß von denen heiligen drey Jungfrauen und Martyrinnen kein außführlicher Bericht vorhanden / noch wer sie gewesen / oder geheissen / und wie sie gemarteret worden [...] weilen also von dem Leben [...] dieser [...] Jungfrauen nichts gewißes zu errathen / habe ich dennoch alle hier zu End dises ersten Bands / oder Theils [...] daß dannoch ihr glorreicher Martyr Todt umb die Zeit der ersten tausend Jahren von Anfang der Christlichen Kirchen sich muthmaßlich müsse zugetragen haben [...][1] Solches schreibt Pater J. Schmid 1732 in seinem Buch *Ehren=Glantz*. Und er gibt zu bedenken, daß, wenn diese „heiligen Jungfrauen" so heftig und unausrottbar verehrt werden, dann müsse da auch ein ordentliches und grausames Martyrium stattgefunden haben.

So dachte augenscheinlich auch der Maler des einzigen uns erhalten gebliebenen Votivbildes. Auch ihm stellt sich die Schwierigkeit, wie die drei Frauen in dieses Thema einzubringen wären.

Wir haben ein 30 mal 27 cm großes auf Holz gemaltes Ölbild aus der Zeit um 1730 vor uns; oben hat man zwei Löcher durch das Holz gebohrt, da war das Bild an einem dicken Nagel oder Haken aufgehängt. Unser Künstler hat die Aufgabe gelöst, indem er das bekannte Bild der Kreuzigungsgruppe nimmt, und zwar so, daß Quere als Gekreuzigte in der Position von Jesus in der Mitte hängt. Sie ist an den Ästen von zwei gegenüberstehenden Bäumen festgebunden. Auch die Füße sind an einen Baum gefesselt. Den Platz von Maria und Johannes zur Seite haben Aubet und Cubet eingenommen.

Eine weitere Kuriosität stellt die Darstellung des Äußeren der drei dar: Von allen anderen Bildern und Statuen blicken sie stets jung, stolz und schön; auf jeden Fall gleichaltrig, mit Kronen auf dem Kopf und in prächtiger Kleidung.

Hier sehen wir drei weibliche Personen, verschiedenen Alters, in bescheidener Attitüde. Die linke ist ein junges Mädchen, die rechte hingegen eine ältere, bekümmert dreinblickende Frau, beide scheinen Frauen aus dem Volke zu sein.

Von Prinzessinnengehabe ist nichts zu finden. Die Gekreuzigte in der Mitte hält auch dem Alter und Aussehen nach die Mitte, eine kräftige Frau in mittleren Jahren.

Die Knieenden, Aubet links und Cubet rechts, tragen schwarze Kleider, Quere in der Mitte ist nackt. Ihr Körper zeigt keine Wunden. Auffallend ist ihr offenes, dichtes,

langes Haar, das wie ein Mantel in flockiger Fülle den Rücken bis über die Taille hinabflutet; eine Locke ringelt sich noch weiter hinunter und nach vorne und bedeckt zierlich gekräuselt eine Stelle ihres Körpers, die aber außerdem durch ein elegantes Lendentuch verhüllt wird. *Auffallend langes Haar* besitzen in zahllosen Legenden, Mythen, Sagen stets herausragende Menschen, Zauberinnen, vor allem Feen, Elfen, Götter und Göttinnen, die Farbe ihres Haars wird oft als gelb oder goldfarbig geschildert.
Haar steht für übersinnliche Macht. Mit schönem Haar locken die Feen ihre Liebhaber, die Göttin erscheint in der Aura ihres glänzenden Haares.[12] Langes Haar steht für sinnliche Gewalt über andere, später für Sünde (Magdalena), Schönheit und Jugend meint es noch immer. Solche Haarpracht bedeutete auch gute Ernten.[13]
Die mit dem langen Haar ist hier die Leidende. Vielleicht will sie der Maler mit dem Haarmantel ein wenig schützen. Mit ihrem Tod, der zwar programmiert, aber nicht augenscheinlich ist, ist — vielleicht — die Vorstellung verknüpft, daß mit der gekreuzigten Quere etwas nicht Christliches sterben soll. Quere hängt an den Zweigen üppig belaubter Bäume. Die grünen Blätter wecken vage Hoffnung, daß sie nicht wirklich sterben wird.
In den alten mythischen Vorstellung sichert der Opfertod des Gottes die Wiederkehr der Fruchtbarkeit im nächsten Jahr. Nur daß hier anstelle des Heros die Frau geopfert wird. Das hat irgendwie die ganze Angelegenheit noch ein bißchen mehr durcheinandergebracht.

Klinge aus Kristall

„Die durchsichtige Bildung ist nun die, an der unserem Blick Tiefe und Oberfläche zugleich einleuchten. Sie ist am Kristall zu beobachten, den man als ein Wesen beschreiben könnte, das sowohl innere Oberfläche zu bilden als seine Tiefe nach außen zu kehren vermag. Ich möchte nun den Verdacht aussprechen, ob nicht die Welt im großen und kleinen überhaupt nach dem Muster der Kristalle gebildet sei — doch so, daß unser Auge sie nur selten in dieser Eigenschaft durchdringt [...]"[14]
Von Meransen ging ein alter und beschwerlicher Weg den Steilhang nordwestwärts hinüber ins Valler Tal und vom Ort Vals empor zum Valler Joch.
Hier auf der flachen und ziemlich breiten Einsattelung ist der Treffpunkt der Wege Valler Jöchl — Spingeser Alm — Jochtal — Planner Alm. Vom Scheitelpunkt westwärts führt der alte Weg über Ritzail hinab ins Eisacktal, den die Meransener Wallfahrer einschlugen, wenn sie nach Maria Trens gingen.
Hier auf der flachen Jochsenke, die Bergstation Jochtal-Lifte liegt in Reichweite, wurde der nördlichste Rastplatz steinzeitlicher Jäger entdeckt, nach Reimo Lunz eine Mesolith-Fundstelle. Zu dieser Zeit, etwa 5800 bis 4500 v. Chr., beginnt eine zunächst noch ziemlich kühle, aber bereits eisfreie, stetig wärmer werdende Zeitspanne in den Alpen.
Auf dem Jochtal zeigt sich eine Besonderheit. Hier haben die Menschen Bergkristall als Material zur Werkzeug- und Waffenherstellung verwendet, und zwar in viel höherem Maße als anderswo. „Im allgemeinen nimmt Bergkristall [...] nur einen Anteil von 1—10% im Fundbestand ein, hier sind es beinahe die Hälfte der Werkstücke, die aus Kristall bestehen. Die übrigen sind aus Silex gearbeitet [...]"[15] Der Platz, wo der Bergkristall gewonnen wurde, befindet sich in der Nähe der Brixner Hütte, über der Fane-Alm im hinteren Valler Tal.
Die Vorstellung von einer menschenleeren Ödnis in den Alpen kann man fallen lassen. Ebenso muß sich unsere Vorstellung von den „Primitiven" der Steinzeit ändern: Es waren Gemeinschaften, die einen gewissen Stand an kultureller Höhe besaßen und einem bestimmten Kult anhingen. Ob der sehr verschieden von den Gedankengängen mancher Heutiger war, kann man ebenfalls bezweifeln.

Die Tiroler Göttin

Die ausgegrabenen oder von zeitgenössischen Schriftstellern verfaßten Zeugnisse über die Göttin Reitia/Rätia sind zwar nicht zahlreich, aber umso bedeutsamer — wobei wir den erst in den letzten Jahren in Südtirol und im Trentino ausgegrabenen stilisierten Frauenfigürchen natürlich den Vorrang einräumen.
Ihr Name, der Taufpate für den Namen der Provinz Rätien, ist durch die Römer überliefert, nicht ganz gedeutet und entziffert findet er sich auf Hirschhorngriffen und Steinen in etruskischen/rätischen Buchstaben eingeritzt. Für die Göttin selbst ist er eher ein schmückendes Beiwort gewesen als ein Name, denn „eine direkte Anrufung der Gottheit in der heimischen Sprache wäre aus Ehrfurcht und Scheu unterblieben [...] Diese Reitia wäre unseren Ausführungen zufolge als Mutter-, Fruchtbarkeits- und Heils- sowie als Jenseitsgöttin zu verstehen. Sie dürfte zudem den kriegerischen Bereich abgedeckt haben und damit allumfassend gewesen sein [...]
Einiges deutet darauf hin, daß wir in jenen Frauenfigürchen, deren Arme zu Pferdeköpfen stilisiert sind und auf dessen Brust ein bis drei Gesichtsappliken [auf der Brust der stilisierten Frauenfigur ist ein reliefartig hervorgehobenes Gesicht angebracht; bei einem anderen Figürchen sieht man an der nun leeren Ausnehmung auf der Brust, daß hier ursprünglich drei solcher maskenartiger Gesichtsreliefs vorhanden gewesen sein müssen. D. Verf.] sein können, die weibliche Hauptgottheit der Räter und damit vermutlich jene Reitia erblicken dürfen [...] Die Dreigestaltigkeit, ein altertümlicher Zug, zeigt eine starke Ausrichtung auf die Unterwelt, die Macht über Fruchtbarkeit und das Reich der Toten [...] Reitia dürfte auch Kriegsgottheit gewesen sein."[16]

Noch viele Jahrhunderte früher entstanden, weisen die Algunder Menhire, große Steinblöcke, der größte über zwei Meter hoch, Ritzzeichnungen auf, die sie als Götter-Standbilder ausweisen. Weibliche Attribute gibt es auch hier. Wehrhafte Damen? Umrisse von Dolchen quer über der Gürtelmitte eingraviert, die Taille ist ebenfalls zu sehen. Ist das ein Röckchen? Und darunter gibt es einen vierrädrigen Wagen mit Ochsengespann.
Auch die alten kleinasiatischen Göttinnen gingen nicht zu Fuß. Eine saß in einem von Löwen gezogenen Wagen, eine andere, in Kreta, hatte Greifenvögel vorgespannt. Freya reiste in Germanien mit einem Ziegen/Katzenwagen, und auch der mit Hirschen bespannte Wagen ist uns nicht fremd.
Ein stilisiertes Figürchen der Reitia, ein bronzener Anhänger mit Ösen, trägt das Vogelsymbol auf der Brust.

Die lebendigen Opfergaben

Um etwas Wertvolles zu erhalten, muß man etwas ebenso Wertvolles geben. Wünscht man Wohlergehen, Glück, Segen, so muß man dafür etwas auf den Tisch legen.
Die alte Landestradition war und ist es, ein ordentliches Opferfest zu veranstalten, die Überreste jener früheren hat man an vielen Brandopferplätzen im Land gefunden. Daß die Räter Tier-, gelegentlich Menschenopfer dargebracht haben, glauben die Fachkundigen zu wissen. Zu unserer Beruhigung sagen sie uns, daß die zu solchem Anlaß Getöteten meist *nur* gefangene Feinde, Verräter oder Verbrecher waren.
Bei allen Völkern war es üblich, den höheren Wesen Opfergaben darzubringen, auf daß der göttliche Plan zugunsten des Spenders geändert wurde, und das allmächtige Wohlwollen eintraf, und je karger die Natur, desto mehr Aufwand war in solchem Fall nötig. Jahre des Mißgeschicks und Unheils führten mehr als einmal zum Rückfall in das Heidentum, so wird berichtet. In der Not kehrt man gern zum Altbewährten zurück.[17]
Entbehrungsreiche, auch tagelange Pilgerfahrten und Wallfahrten zählen seit je zu beliebten Sühne- und Bittopfern.
Die Pitztaler klimmen jedes Jahr vier Stunden (1400 Höhenmeter) steil bergauf auf das Wallfahrtsjöchl und auf der anderen Seite des Joches wiederum vier Wegstunden bergab nach Kaltenbrunn im Kaunertal, um dort vor dem Gnadenbild der Maria zu beten.
Ebenfalls drei Tage sind die Ladiner aus dem Gadertal unterwegs. Bei ihrem „Kreuzgang" steigen sie über hohe Jöcher ins Eisacktal hinab und bergauf zur Kirche von Säben, wonach die Strecke in umgekehrter Richtung bewältigt werden muß.
Für die Wallfahrt nach Meransen gibt es aus dem Jahr 1577 ein Dokument, welches bestätigt, daß die Summe 60 fl (quas oblationes offerunt peregrinantes ex devotione), an Opfergeldern zusammengekommen ist.[18]
Zahlreiche Gaben von hohen Geldsummen durch die Bittsteller sind überliefert: „Die vornehmlichen Wunder oder die die Natur übersteigenden erwiesenen Guttaten sind in einer auf Pergament geschriebenen Tafel in der Kirche zu Meransen verzeichnet zu finden [...]
Zu Läns (Lans) einem Tyrolischen Flecken, war eine Frau, welcher ein von der Amme verwahrlostes Kind ertrunken war. Die Frau hatte das Kind hierher auf Maranza (Meransen) zu den Heiligen Drei Jungfrauen verlobt mit drei Pfund Perner, das ist eine gewisse Münze, von der Stunde an ist das Kind wiederum lebendig geworden."[19]
„Eine andere Frau, aus der Sterzinger Pfarre, hatte eine Tochter, die schon fünf Jahre blind war, als sie zu den drei Jungfrauen nach Meransen versprochen mit drei Pfund Wachs, ist die Erblindete den elften Tag hernach zum vollständigen Gesicht gelangt. [...]
In der Stadt Lienz wohnte ein Mann, dieser hatte einen Sohn, welcher schon in die sechzehn Jahre stumm und sprachlos war. Dem betrübten Vater kam einstmals im Schlaf vor, als wäre eine Kirche im Brixner Bistum, zu den Drei Heiligen Jungfrauen zu Meransen genannt, hierhero sollte er seinen Sohn mit einem Opfer verheißen [...] und der Sohn hat bald den ungehinderten Gebrauch der Zunge und die Sprache erhalten."[19]
Auch von anderen Gaben lesen und hören wir: Lorenz Rogger, Alpenhirt zu Niederndorf im Pustertal, schaute am 28. Juli 1666 nach einer verlaufenen Kuh auf der Alm. Als der Vater mit seiner Kuh zurückkehrte, war sein kleiner Sohn Thomas, sieben Jahre alt, verschwunden. Mit seiner Frau Cordula suchte der Vater vierzehn Tage lang vergeblich das Kind. „Endlich ist dem betrübten Vater zu nachts im Schlafe vorgekommen, sich mit einem *lebendigem Opfer* zur Kirchfahrt nach Meransen zu den Drei heiligen Jungfrauen zu versprechen [...]"[20]
Das tat der Vater. Das Kind fand sich zwar nur mehr tot, aber an einem dem Vater im Traum bezeichneten Ort, weit weg von der Alm, wo es verschwunden war. Es konnte daheim in Niederndorf christlich begraben werden.
Die zweite Nachricht lautet so: „Als namentlich ein Mann von Gossensaß, der mit abscheulichem Siechtum und Gebrechen der Pestilenz [...] behaftet war. Dieser, als er sich mit einem *lebendigem Opfer* nach Meransen verheißen, denn die Drei Jungfrauen waren ihm erschienen in einem weißen Kleid, ist alsobald gesund geworden und hat darauf die versprochene Kirchfahrt ausgerichtet [...]"[21]
Leider ist dieses orignielle *Pergament*, wie es allenthalben genannt wird, verloren gegangen. Wir kennen nur das, was Pater Schmid in seinem Buch *Ehren=Glantz* nachträglich davon aufgezeichnet hat.
Ernst Büch[22] behauptet zu wissen, daß den Drei Frauen schwarze Hennen geopfert worden seien.
Heute, im Jahr 1995, können meine Gewährsleute solches nicht bestätigen.
Wissen möchte man schon, wer oder was da geopfert

worden ist. Wurden die Tiere verkauft oder brutzelten sie im Kochtopf des Pfarrers?
In Meransen — wie in vielen anderen Orten Tirols — gab es den alten Brauch des Widderopfers. Überliefert ist dieses Tun aus einer Zeit, da dem Widder kein Haar mehr gekrümmt wurde. Sorgfältig gewaschen wurde das Tier zur Kirche geführt; sein langes Haar (es war nie geschoren worden) zierten bunte Bänder, vor dem Altar wurde es schließlich gesegnet. Dann fand seine Versteigerung statt. Es wird berichtet, daß in Meransen der frischgewaschene bänderverzierte Widder am Tag der großen Prozession beim kirchennahen Gasthaus zur Schau gestellt war. Er fiel dem zu, der den ersten Preis beim Wettkegeln errang. Keine schlechte Leistung bot ein Valler Hirte:
„In den Fünziger Jahren kamen auch die Valler noch eifrig zum Fest nach Meransen. Ein Hirte der Fane-Alm war auch beim Patrozinium und ihm gefiel der schöne Preiswidder dermaßen, daß er schon beim 'Ummegang' sich dachte, das prachtvolle Tier 'müsse nach Vals mitgehen'. Tatsächlich hat er dann beim sogenannten 'weiten Kegeln' den ersten Preis bekommen und er trug spät abends das Tier auf den Schultern heim nach Vals, über den steilen gefährlichen Weg, der von Meransen zum Valler Bad und ins Bergdorf mit seinen weitverstreuten Höfen führt."[23]
Heute hat sich hier in Meransen „alls a wenig gelockert. Es kemen no einzelne Wallfahrer, ältere Leut, dö no an Glauben haben. Früher sein viel mehr Wallfahrer kemen. Sein Bittgänge gewesen, wenn es sehr trocken ist gewesen. Die Latzfonser sind immer daher gegangen. In der Kirche hat man an Platz gelassen für sie [...] der Pfarrer ist auf einem Schimmel geritten [...]", erzählt Antonia Rieder.
In Meransen hat man bis vor nicht allzulanger Zeit zehn Prozessionen veranstaltet.
Lebendige Opfer gibt es nicht (mehr). Auch andere Opfer sind heute etwas weniger geworden, wächst aber die Not, „wächst das Rettende auch", sagt Hölderlin.

Literatur

Ernst Büch, Mythos und Legende um den Kult der heiligen drei Jungfrauen von Meransen, in: Schlern, 1974, S. 504ff.
ErnstBüch, Über den Kult der heiligen drei Jungfrauen von Meransen und seine Beziehungen zu Worms, in: Schlern, 1971, S. 209 ff.
R.L.M. Derolez, Götter und Mythen der Germanen. Benziger, Einsiedeln-Zürich-Köln, 1963.
Paul Gleirscher, Die Räter, Katalog zur Räter-Ausstellung im Museum Ferdinandeum Innsbruck, Rätisches Museum, Chur 1991.
Paul Gleirscher, Die Räter, Rätisches Museum, Chur 1991
Paul Gleirscher, *Reitia*, in: Schlern 60, 1986, S. 178 ff.
Heide Göttner-Abendroth, *Die Göttin und ihr Heros*, Verlag Frauenoffensive, München 1984.
Hans Haid, *Mythos und Kult in den Alpen*, Edition Tau, Mattersburg-Bad Sauerbrunn 1990.
Karl Hofer, *Die Heiligen Drei Jungfrauen auf dem Meransnerberge*, in: Schlern, 1929, S. 408 ff.
O.E. James, *The Cult of the Mother-Goddess*, Thames and Hudson, London 1959.
Christian Graf von Krockow, *Grübler, Deuter, Wegbereiter, Ernst Jünger wird 100 Jahre alt*. Zeit Magazin, 12, 1995.
Reimo Lunz (Hrsg.), *Vor- und Frühgeschichte Südtirols, Band 1, Steinzeit*, Bruneck 1986.
Reimo Lunz, *Studien zur End-Bronzezeit und älteren Eisenzeit im Südalpenraum*, Phil. Dissertation, Innsbruck 1974.
Reimo Lunz, *Ur- und Frühgeschichte Südtirols*, Athesia, Bozen 1973.
Josef Rampold, *Pustertal*, Athesia, Bozen 1975.
Robert von Ranke-Graves, *Die weiße Göttin*, Rowohlt, Reinbek 1985.
Franz Prinz zu Sayn-Wittgenstein, *Südtirol und das Trentino*, Prestel, München 1964.
Jakob Schmid, Rev. P., S.J., Heiliger Ehren=Glantz der Gefürsteten Graffschafft TYROL, Das ist Geschicht/und Lebens-Verfassung Aller der jenigen Heiligen/Seligen u. Gottseeligen Personen, 1. Theil, Augsburg, 1732.
Interview der Autorin in Meransen, 9. Februar 1995, mit: Antonia Rieder-Fischnaller, 80 Jahre, ehemalige Bäuerin aus Meransen; Bernhard Rieder, 75 Jahre, Schneider, aus Meransen; Vinzenz Lechner, 75 Jahre, Bauer am Winklerhof, Meransen.

Anmerkungen

[1] Fink, zit. nach Rampold, Pustertal, S. 422)
[2] P. Gleirscher, Die Räter, S. 21
[3] O. E. James, S. 23
[4] Derolez, S. 173
[5] Derolez, S. 171
[6] Göttner-Abendroth, S. 5
[7] Göttner-Abendroth, S. 5
[8] O. E. James, S. 189
[9] O. E. James, S. 259
[10] P. J. Schmid, S. 208
[11] P. J. Schmid, Ehren=Glantz, S.204ff
[12] Ranke Graves, S. 484
[13] Ranke Graves, S. 484
[14] Ernst Jünger, Zeit-Magazin, 17. März 1995
[15] Reimo Lunz, Vor- und Frühgeschichte Südtirols, S. 22
[16] P. Gleirscher, S. 56ff
[17] Derolez, S. 312
[18] Karl Hofer, Schlern, S. 408
[19] Karl Hofer, Schlern, S. 413
[20] Karl Hofer, Schlern, S. 414
[21] Karl Hofer, Schlern, S. 414
[22] Karl Hofer, Schlern, S. 504ff
[23] K. Gruber, Einleitung
[24] Rampold, S. 38
[25] Rampold, S. 39
[26] Sayn, S. 50
[27] Rampold, S. 83
[28] Rampold, S. 83



Fragile Zeugen frommer Vergangenheit

Holzkirchen in den Gebirgen der Slowakei

Horst Wirth

Die Slowakei ist ein gebirgiges Land. Die Hohe und die südlich von ihr verlaufende Niedere Tatra bilden einen bedeutenden Abschnitt im 3000 Kilometer langen Karpatenbogen. Im Westen schließen sich Große und Kleine Fatra an, während im Osten das Slowakische Paradies liegt. Alle Bergzüge tragen mit Ausnahme der höchsten Felspartien Nadelwald im Norden, Mischwald im Süden, wobei die Niedere Tatra, Kleine Fatra und Slowakisches Erzgebirge die am dichtesten bewaldeten Gebirge sind. Außer den felsigen Hängen, Kämmen und Kesseln sind fast alle Berghänge, Rücken und Täler mit Wäldern bedeckt,wobei die Fichte überwiegt. Rottannen, Buchen, Ahorne und Föhren haben eigene Standorte, vereinzelt kommen Lärchen, Kiefern und in höheren Lagen auch Birken vor.

Kristallklare Bergluft, weite, nach Harz duftende Wälder, blumenreiche Bergwiesen sowie Ruhe und Abgeschiedenheit der Bergdörfer und Weiler ziehen viele Naturfreunde an.

Am Fuß dieser Gebirge oder in Tälern liegen Dörfer mit einer reizvollen Volksarchitektur. Die meisten Häuser, oft ganze Häuserreihen, sind aus Holzbalken gefertigt. Das schindelbedeckte Satteldach ist übergekragt aufgesetzt. Viele Bergbewohner sind Zimmerleute und versehen ihr Haus mit volkstümlichen Schnitzereien. In den abgelegenen slowakischen Dörfern hat der Fortschritt seinen Einzug gehalten. Auch in der Slowakei werden die Holzhäuser durch Steinbauten ersetzt. Die auf Lehnen und Wiesen in Tälern stehenden hölzernen Heuschober baut man zu Wochenendhäuschen um.

In den vergangenen Jahrhunderten errichtete man neben den Holzhäusern auch Holzkirchen mit umgebenden Holzzäunen, einzeln stehende Glockentürme und Grabkreuze aus Holz. Nicht jede Gemeinde konnte es sich leisten, teure Steinbauten mit kostbarer Innenausstattung zu errichten. Es gibt Holzkirchen verschiedener Glaubensbekenntnisse, der Katholiken, Protestanten, Griechisch-Katholischen und Orthodoxen, wobei die wertvollsten unter staatlichen Denkmalschutz gestellt wurden. Erbaut wurden sie aus alten Fichten-, Lärchen- und Eibenstämmen.

Man teilt die Holzkirchen in drei Typen ein. Der erste besitzt einen hohen viereckigen Turm, der vor dem Eingang zum Hauptschiff der Kirche steht und einen eigenen, von der Kirche unabhängigen Glockenturm besitzt (in Hervatov und Hranicné). Der zweite Typ hat einen höheren oder niedrigeren viereckigen Turm, der mit dem Hauptschiff verbunden oder unmittelbar auf das Dach des Schiffes aufgesetzt ist (Krivé und Matysová). Der dritte, östliche Typ besitzt Barockcharakter und hat drei turmähnliche Aufbauten über der Vorhalle, dem Hauptschiff und über der Apsis, die im Inneren durch eine Ikonenwand vom Hauptschiff getrennt wird. Jeder dieser Räume mündet in einem Turm aus. Am vorderen Kirchenteil erhebt sich ein Zwiebelturm. Niedriger ist der Mittelturm, und auch der niedrigste, rückwärtige Teil über der Apsis mündet in ein Türmchen aus (Zboj). Wer Urlaub zum Bergsteigen und Wandern in der Hohen oder Niederen Tatra, in den Pienin-Bergen macht, wer auf botanischen oder folkloristischen Wegen wandert, wird immer wieder rein zufällig auf eine Holzkirche in einem abgelegenen slowakischen Dorf stoßen.

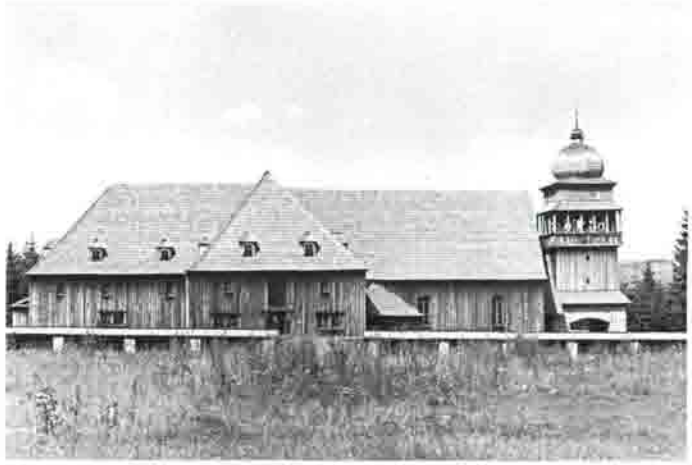
Auf der Suche nach diesen Kirchen sind wir weite Strekken über holprige Bergstraßen in entlegene slowakische Dörfer gefahren, wohin nur wenige Touristen gelangen, wo die Slowakin ihre Wäsche im eiskalten Gebirgsbach mit der Hand wäscht, wo Bären in den weiten Wäldern leben und Wölfe im Winter heulen.

In der alten Zipser Stadt Käsmark (Kezmarok), berühmt geworden durch viele Renaissance- und Barock-Bürgerhäuser sowie künstlerische Portale, steht eine Artikularkirche aus dem Jahr 1717. Zur Zeit der Gegenreformation durften die Protestanten gemäß Ödenburger Landtagsbeschluß von 1681 ihre Kirchen nur an einem bestimmten Platz außerhalb der Stadt und nur aus Holz ohne Grundmauern bauen. Übriggeblieben sind aus dieser Zeit nur die vier Artikularkirchen von Kezmarok, Palúzda, Hronsek und Istebné.

Zum Bau der Käsmarker Kirche wurden Rotfichte und Eibenholz verwendet. Reiche Malereien an Wänden und Decke verzieren die Holzwände im Inneren. 1922 brach in der Nähe der Kirche ein Feuer aus. Aus Angst, daß die



Kirche abbrennen könnte, wurde sie so sehr mit Wasser bespritzt, daß die Malereien schweren Schaden nahmen. Seit 1967 steht die Kirche unter Denkmalschutz, wurde restauriert und gehört zu den schönsten der Slowakei.
Die größte Holzkirche von Europa, auch eine Artikularkirche, stand einstmals in Palúzda im Kreis Liptovsky Mikulás und wurde 1693 erbaut. Dort hat man jedoch einen großen Stausee angelegt, den im Sommer viele Segelboote und Brettsegler bevölkern. Man setzte die Kirche nach dem Dorf Heilig Kreuz (Svaty Kríz) um. Sie ist von Fichtenbäumen umgeben, ist 43 m lang und 24 m breit, besitzt zwölf Türen und 72 Fenster. 6000 Personen finden Platz.
Am interessantesten sind die alten Holzkirchen in der Ostslowakei, die zumeist orthodox oder griechisch-katholisch sind. Viele von ihnen stehen in den Dörfern nahe des im letzten Kriege sehr umkämpften Dukla-Passes. Insgesamt wurden dort 27 der wertvollsten Holzkirchen zum nationalen Kulturdenknal erklärt. Sie zeichnen sich nicht nur durch ihren Reichtum an Ikonen sowie Wand- und Deckengemälden aus, sondern auch durch ihre malerische Lage in dem östlichen Bergland.
Von Bedeutung und Interesse ist auch das Alter dieser Kirchen. Die älteste erhaltene, jene von Trocany wird erstmals 1270 erwähnt und liegt 17 km von Bardejov entfernt in der Ostslowakei. Von 1593 bis 1596 erbaute man die gotische römisch-katholische Holzkirche von Hervatov, gefolgt von der frühgotischen römisch-katholischen Kirche von Zábrez, eine der ältesten aus dem Orava-Gebiet, mit hölzernem Glockenturm. Diese Kirche wurde im Orava-Freilichtmuseum zu Brestová bei Zuberec wieder aufgebaut, wo sie am Berghang steht.
Wer zum Dunajec, dem Grenzfluß zu Polen, fährt, um den Pienin-Nationalpark kennenzulernen, sollte den Be-





such des kleinen Dörfchens Hranicné einbeziehen, denn hier steht am Ortseingang die fast 300 Jahre alte Marienkirche. Die Straße führt an einem Berghang entlang, von wo man einen weiten Blick in die Ebene hat, bis es dann in steilen Serpentinen wieder abwärts geht.
Der Dunajec-Fluß durchbricht die schroffen Kalkklippen des Pienin-Gebirges in einer in zahlreichen Windungen und Schleifen verlaufenden Schlucht, in der die Goralen, die Bewohner der Pieninberge, der Beskiden und der polnischen Hohen Tatra, die Touristen abwärts flößen. In manchen Goralendörfern der Pieninberge stehen auch auf polnischer Seite für das Goralenbauwesen typische Holzkirchen, worunter die aus Lärchenholz gearbeitete von Debno als älteste Polens sehr wertvoll ist. Sie stammt aus dem 15. Jahrhundert, ist mit Schindeln gedeckt und das Innere mit Brettern ausgeschlagen, die unten musterartig ausgesägt sind. Weitere Holzkirchen finden sich in Nowy Targ, Lopuszna und Harklowa.

Rechts:
Die Kirche von Debno, nahe dem Pienin-Gebirge

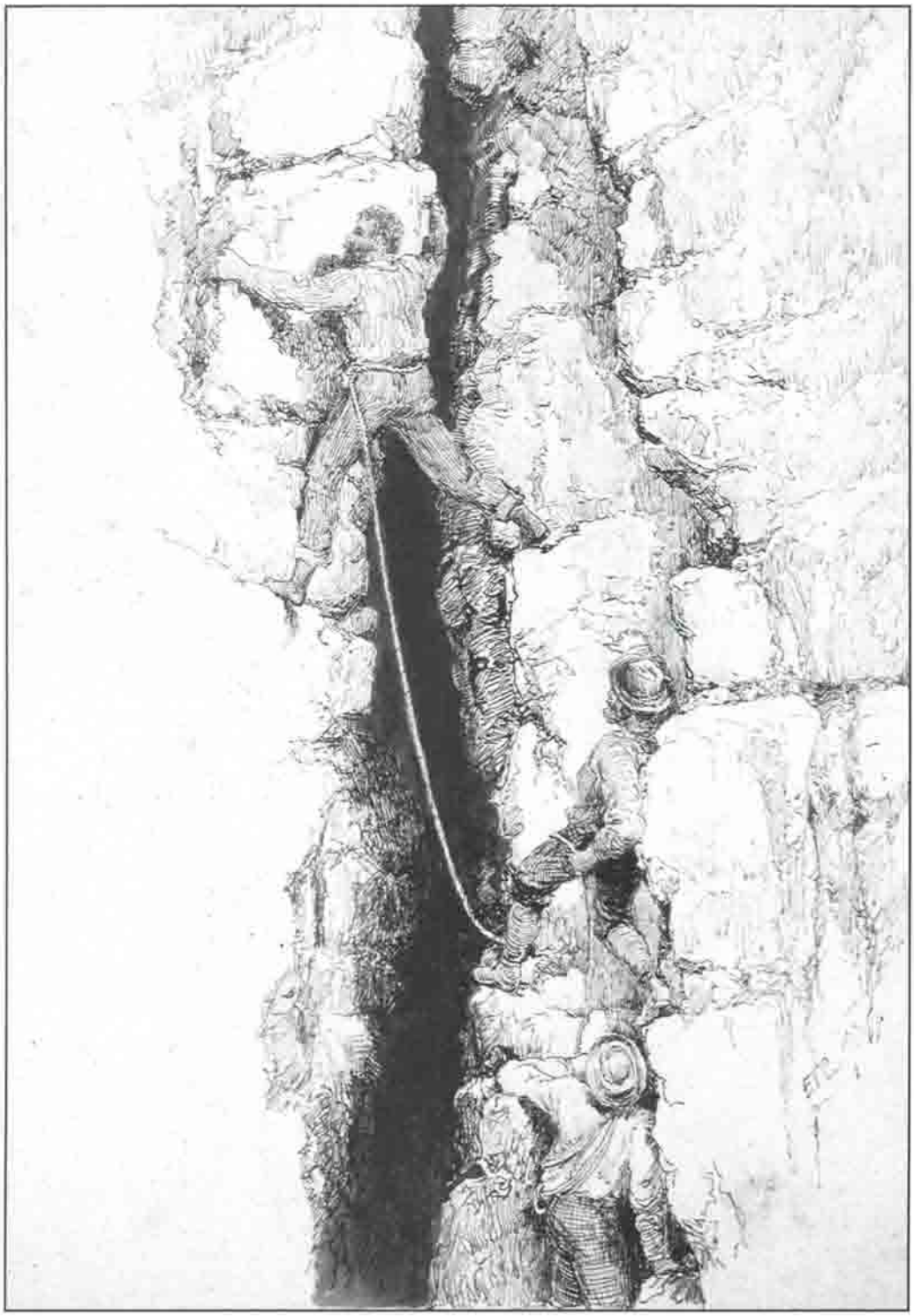
Linke Seite oben:
Die Kirche von Matysová

Mitte:
Heilig Kreuz (Svaty Kríz), die größte europäische Holzkirche, die ursprünglich in Dalúzda stand und anläßlich der Anlage eines Stausees versetzt wurde

Unten:
Die griechisch-katholische Kirche in Równia in Südostpolen



Wer über den Dukla-Paß (Slowakei-Grenzübergang: Vysny Komárnik, Polen: Barwinek) in die Südostecke Polens fährt, wo die drei Länder Polen, Rußland und Slowakei zusammenstoßen und wo der ursprüngliche Nationalpark Bieszczady mit seinen weitläufigen Almen oberhalb der Baumgrenze sich ausdehnt, finden sich in den Dörfern Rownia, Lutowiska, Hoszów und Zolobek sowie im 35 Hektar großen Skansen-Museum von Sanok am San-Fluß alte Holzkirchen.
Auch die Stabkirche Wang im kleinen Ort Bierutowice (885 m) im polnischen Riesengebirge, drei Kilometer vom bekannten Erholungsort Karpacz (Krummhübel) entfernt, ist zu einem Besuchermagnet geworden. Sie stammt aus Norwegen, wo sie im 12. Jahrhundert am Wang-See errichtet wurde. Das Bauwerk ist ein Beispiel für die altskandinavische Architektur und verbindet Wikingermotive mit romanischen Elementen. Das schönste Fragment sind die kunstvoll in norwegischem Fichtenholz geschnitzten Türflügel mit allegorischen Szenen und pflanzlichen Verzierungen. Der im gleichen Stil hinzugefügte freistehende Turm ist aus Stein erbaut.
Von der Terrasse hinter der Kirche hat man eine schöne Aussicht auf die Berge. Der Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. erwarb 1841 die norwegische Kirche, ließ sie restaurieren und vor 150 Jahren im Riesengebirge, in Brückenberg (885 m) aufstellen.
Die Slowakei ist immer noch ein Land der Entdeckungen, voll reicher Volkskunstschätze, wozu die verbliebenen Holzkirchen gehören. Nirgends hat sich die Holzbauweise so lebendig erhalten wie in den abseits gelegenen Dörfern der Slowakei. Diese Bauweise wird aber kaum, wenigstens was die Häuser anbelangt, dem Ansturm moderner Baumittel standhalten. Es wurde daher in den letzten Jahren höchste Zeit, besonders wertvolle Häuser mit ihrer Inneneinrichtung, Kirchen und Glockentürme in Freilandmuseen zu überführen und zu retten, denn allzu lange haben schon Regen, Schnee und Sturm an den hölzernen Denkmälern genagt und Zerstörungen verursacht.



Edward Theodore Compton, *Es geht ganz gut!*
Federzeichnung
Die Abbildungen zu diesem Beitrag stammen aus dem Alpenvereinsmuseum Innsbruck.
Auswahl vom Autor

Der Glanz vergangener Zeiten

Zur Geschichte des Bergführerwesens in Tirol

Gernot Krestan

Anhand des Tiroler Raumes soll hier ein Überblick über die Entwicklungsgeschichte des Bergführerberufs gegeben werden, wobei ein Aspekt besonders betont wird: die Weiterentwicklung der „Hochgebirgstouristik" zur Bergsteigerei und Kletterei in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Diese Phase der alpinen Geschichte stellte einen Einschnitt in das Berufsleben der Bergführer dar, weil die körperlichen und geistigen Anforderungen an die Führer plötzlich in die Höhe schnellten. Damit wurde das Führerwesen aber auch ein Beruf für Spezialisten und auf lange Sicht überlebensfähig.

Doch wollen wir vorher einen kleinen Überblick über die Entstehung dieses heute für die alpinen Gegenden so selbstverständlichen Berufes geben.

Als die Anfänge des Metiers kann man die Führungen der Einheimischen betrachten. Ob es nun die einheimischen Führer waren, die Hannibal über die Alpen führten, oder diejenigen, die unbedeutende Reisende und Händler geleiteten — diese „Vorläufer" der Bergführer waren reine Gelegenheitsführer, und man kann sie deshalb wohl auch nur als Begleiter, „Wegweiser" und Träger bezeichnen. Sie stammten in der Regel aus unteren sozialen Schichten und suchten in der Bergführerei eine Nebenerwerbsbeschäftigung. Dieser Nebenerwerb, den sie zu Beginn auch nicht immer freudig ausübten, wurde mit der Zahl der Bergsteiger immer häufiger zu einem echten Hauptberuf. Zuerst wurden die Älpler durch Reisende, Forscher und Expeditionen verpflichtet. Später sorgte der breiter werdende Strom der Touristen für ihren Lebensunterhalt.

Mit der Gründung des Alpenvereins und der unermüdlichen Tätigkeit einiger eifriger Förderer des Bergführerwesens konnte in die bisher ungeregelte Führerschaft ein gewisses Maß an Ordnung und Überschaubarkeit gebracht werden. Besonders der Initiative von Franz Senn und Johann Stüdl ist es zu verdanken, daß es ab 1871 ein eigenes Bergführergesetz gab. Damit waren die Bergführer einerseits verpflichtet, sich an gewisse Regeln zu halten, andererseits auch gesetzlich anerkannt und geschützt. Nach dieser Ordnung von außen her gingen die Verantwortlichen im Alpenverein daran, die Bergführerschaft auch von innen heraus zu organisieren. Es kam zur Bildung von Führervereinen, die an den Führerstandpunkten für einen geregelten Führungsbetrieb und die Auswahl von geeignetem Führernachwuchs sorgten. Doch die Führerschaft sollte nicht ohne Aufsicht durch die Vertretung des Arbeitgebers bleiben. Der Alpenverein bestimmte sogenannte „Aufsichtssektionen", die sich ein Bild von den jeweiligen lokalen Verhältnissen machen sollten. Diese Führeraufsicht war nicht auf die reine Kontrolle beschränkt. Die betreffenden Sektionen sollten den Führern auch in Fragen der Autorisierung, also bei Behördenwegen, hilfreich zur Seite stehen.

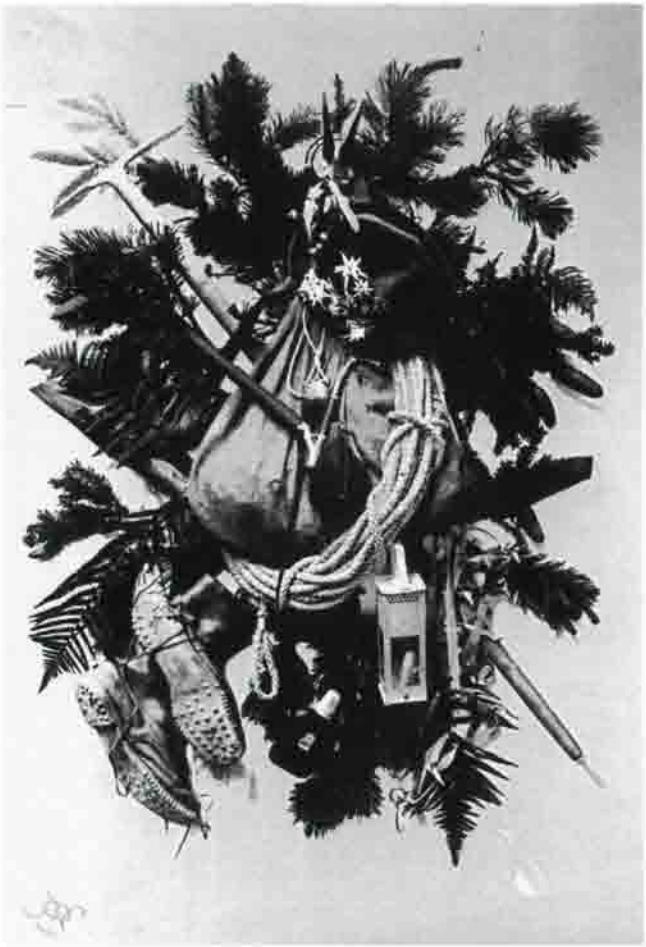
Mit der steigenden Anzahl der Bergtouristen wurde das Bergführergeschäft zu einer lukrativen Einnahmequelle. Diese Attraktivität förderte aber auch das „wilde" Führen. Die unautorisierten und oft auch ungeeigneten Führer waren dem Alpenverein und der autorisierten Führerschaft ein Dorn im Auge. Mit der Einführung des Bergführerabzeichens wollte man den Bergführer nach außen erkennbar machen und das Unwesen der „wilden" Führer abstellen.

In dieser Zeit, in der das Bergsteigen „salonfähig" wurde, fällt auch der enorme Aufschwung der Bergsteigerei und damit auch des Bergführerwesens.

So kommen wir zum zentralen Teil dieser kleinen „Bergführergeschichte".

Die große Zeit der Führeralpinistik «Vom Gipfelkult zum 6. Grad»

In den 70-er Jahren des vorigen Jahrhunderts begann sich die Einstellung zum Bergsteigen allgemein zu ändern. Der neue Gesichtspunkt lag in der Überwindung der Schwierigkeiten, die die Bergwelt dem Begeher bot. Nicht mehr die Freude an der Schönheit der Natur, ihrem Arten- und Formenreichtum oder das unbändige Streben nach neuen Entdeckungen, nach dem Erschließen des ganzen Alpenbogens waren die alleinigen Triebfedern der Bergsteiger, sondern die bergsteigerischen Fähigkeiten, die der Berg forderte. Das Bergsteigen war zum Selbstzweck geworden. Das sportliche Element rückte in den Vordergrund. Eingeleitet wurde diese Entwicklung ein weiteres Mal durch



die Engländer, und hier vor allem durch Albert Frederick Mummery, William Penhall, John Stafford Anderson und Henry Seymour King, die das Bergsteigen um seiner selbst willen betrieben.[1]
Mummery schrieb: „Ich gestehe gern, daß ich auch noch steigen würde, selbst wenn es keine Landschaft mehr zu betrachten gäbe, selbst wenn die einzig erreichbare Kletterei in den dunklen, greulichen Kesseln der Schluchten von Yorkshire zu finden wäre. [...] Das Wesen und der Wert des alpinen Sportes liegen nicht in der Ersteigung eines Gipfels, sondern im Kampf zur Überwindung der Schwierigkeiten."[2]
So begann die, wie Peter Scheiber es nennt, „Zweite klassische Zeit des Alpinismus". Die Bergsteiger gingen daran, zweitrangige Gipfel zu erobern, oder die Hauptgipfel auf anderen, schwierigeren Wegen zu besteigen.[3] Die Wandlung vom „Höhen-" zum „Schwierigkeitsalpinismus" war in vollem Gange.[4]
Natürlich nahmen auch die Bergführer an dieser Art des Bergsteigens teil. Damit war die Zeit der reinen Wegweiser und Träger vorbei. Ein Bergführer, der an solch schwierigen Unternehmungen teilnehmen und sie führen wollte, mußte körperlich und geistig in ausgezeichneten Zustand sein. Als Antwort auf die neuen Anforderungen wurde im Jahre 1881 in Innsbruck der erste „Führer-Instructionscurs" abgehalten. Denn die Gefahren, die den Führern bis zu diesem Zeitpunkt drohten, waren ihnen durch ihr Aufwachsen in den Bergen bekannt. Nun da es an die Überwindung von Wänden und Graten ging, betraten auch sie Neuland.[5]

Nun zu einigen der wichtigsten Touren, die von Führern mitgetragen wurden.
Da diese Entwicklung von den Engländern ausging, ist es nicht verwunderlich, daß die ersten waghalsigen Touren durch sie unternommen wurden. Bei ihren Unternehmungen, die oft in den Westalpen durchgeführt wurden, waren auch Bergführer aus Österreich engagiert. Gabriel Spechtenhauser, ein Ötztaler, bezwang 1872 mit den Brüdern Pendlebury die Monte-Rosa-Ostwand. Auch die Aiguille de Blaitière erstieg Spechtenhauser — diesmal mit seinem Bruder Josef — mit englischen Touristen als erster.[6]
In diesem Zusammenhang treffen wir auf einen der angesehensten seiner Zunft, Johann Grill, genannt Kederbacher, der sich in der Zeit von 1870 bis 1887 einen guten Ruf als Bergführer erwarb. 1870 stieg er mit seinem Gast Pöschl als erster vom Watzmann-Schneefeld aus auf die Watzmann-Mittelspitze, im darauffolgenden Jahr durchstieg er mit Otto Schück die bisher noch nicht begangene Watzmann-Ostwand. Elf Jahre später, 1882, gelang ihm mit Bruno Wagner trotz schlechter Schneeverhältnisse die erste Winterbesteigung des Hochkönigs. Alle Bergsteiger, die im deutschen Sprachraum Rang und Namen hatten, vertrauten sich ihm bei schwierigen Fahrten an.[7]
Otto Schück war einer der aktivsten Alpinisten seiner Zeit. Nachdem er mit dem „Kederbacher" die Watzmann-Ostwand bezwungen hatte, überschritt er 1875 mit den Führern Peter Dangl und Alois Pinggera den Hochjochgrat am Ortler. 1879 durchstieg er mit Peter Dangl und Peter Reinstadler die nach ihm benannte Eisrinne am Ortler.[8]
Auch die Eistour[9] des Markgrafen Pallavicini, der mit den Heiligenbluter Führern G. Bäuerle, J. Kramser und J. Tribusser im Jahre 1876 die nach ihm benannte Rinne am Großglockner bezwang, war ein Ergebnis dieses Dranges nach Überwindung von unbezwingbar scheinenden Rinnen, Wänden und Graten.[10]
Das Große Wiesbachhorn, das 1841 durch den Fürsten Schwarzenberg erstmals erstiegen worden war[11], wurde 1879 ebenfalls auf einer neuen Route begangen, und zwar von Demeter Diamantidi und zwei Führern über den Nordgrat.[12] Im gleichen Jahr legte Christian Ranggetiner, einer der bekannten Kalser Führer, einen neuen Weg auf den Großglockner über den Nordwestgrat an. Mehr als 400 Stufen hackte er in steiles Eis, bis er oberhalb des Glocknerhorns den Grat erreichte.[13]
Auch über die Südostflanke wurde der Glockner bezwungen. Am 29. Juli 1891 gelang Viktor Pillwax vom Ködnitzkees aus die Ersteigung. Unentbehrlich, aber nur nebenbei erwähnt, zwei tüchtige Führer, Peter Unterberger und Sebastian Huter aus Kals. Pillwax war noch nicht zufrieden, und eröffnete mit den Führern J. Unterberger und A. Huter am 23. August 1905 einen neuen Weg über

die 600 Meter hohe Westwand des Glockners.[14]
Es gab auch Rückschläge. Nicht jedes der oben genannten, zuletzt erfolgreichen Unternehmen gelang im ersten Anlauf. So berannte Christian Ranggetiner den Nordwestgrat des Glockners am 19. Juli 1879 vergeblich, bevor er am 29. August schlußendlich Erfolg hatte. Manchmal kam es noch schlimmer, wie bei dem Unfall der Bergsteigergruppe um den Markgrafen Pallavicini, die 1886 zu viert tödlich verunglückten.
Und so kommen wir zur Problematik, die sich aus diesen Tatsachen für den Bergführerberuf ergeben. Der Tourist sieht in der Ersteigung einer schwierigen Spitze, in der Überquerung eines ausgesetzten Grates immer die Herausforderung, das sportliche Element, während der Führer ganz andere Motive hat, diese Gefahrenstellen aufzusuchen. Für den Gast ist das Bergsteigen ein Selbstzweck, für den Führer Lebensunterhalt, Erwerbsquelle für sich und in vielen Fällen auch für seine Familie.
Eugen Guido Lammer, einer der großen Alpinisten seiner Zeit, meint dazu in seiner Abhandlung *Sind die Führer frei?*: „Ganz ausnahmsweise nur sind Führer selbst alpine Sportsmänner, meist treibt sie dann ein materieller Hintergedanke, wie in der Schweiz manche first climbs von Führern vorher ganz oder theilweise gemacht und dann an Touristen gewissermaassen verkauft werden, oder der Führer will sich einen Ruf erwerben, d.h. später in Folge dessen günstige Einnahmen erzielen."[15]
Der Führer sucht die Gefahr nicht, er ist aber gezwungen, die Gefahr aufzusuchen. Eugen Guido Lammer bezeichnet dies als „socialen Zwang".[16] Der hauptberuflich führende Alpenbewohner muß sich in Touristenkreisen, aber auch in Führerkreisen, einen Namen machen. Dies ist nötig, um genügend große Anzahl von Gästen für eine Mindestzahl an Führungstagen zu bekommen. Weiters wird ein bekannter und tüchtiger Führer ins Ausland und zu interessanten Bergtouren mitgenommen, die seinem Ruf dienlich und überdies besser bezahlt sind als die „normalen" Routen in den heimatlichen Bergen. Die Konkurrenz junger oder auswärtiger Führer erzeugt einen ständigen Leistungsdruck. Sollte sich einer der arrivierten Führer weigern, eine bestimmte Tour zu machen, würde dies für die aufstrebenden Jungführer ein besonderer Anreiz sein, die Tour zu unternehmen, die ihn auf einen Schlag bekannt machen würde. Ein Teufelskreis, bei dem sich Führer wie Geführte immer gefährlicheren Unternehmungen hineinsteigerten.[17]
Die Gefahren, die bei den alpinen Touren eingegangen wurden, vermehrten sich also. Hier sind nicht nur die objektiven Gefahren, wie Lawinen, Steinschlag und Gletscherspalten, gemeint sondern auch die subjektiven, die durch mangelndes Können oder mäßige körperliche Eignung zustande kommen. Selbst wenn der Führer das eigene Können immer richtig beurteilen sollte, so bleibt für ihn immer noch die Schwierigkeit, das Können des ihm anvertrauten Gastes einzuschätzen. Kommt er in unwegsamem Gelände zu Fall, so ist es kein Einzelfall, daß er den (angeseilten) Bergführer mit sich in die Tiefe reißt.[18] Nicht von ungefähr taucht zu Beginn der 90er Jahre des 19. Jahrhunderts die Frage nach einer Neuregelung der Tarifgestaltung auf, die eine Einteilung nach Gefahrenklassen fordert.
Auch die Einführung der Führerversicherung und -versorgung wird so begreiflich. Immer wieder wurde in diesem Zusammenhang um die Art der Versicherung



Cyprian Granbichler

gestritten — ob es sich um eine Selbstversicherung oder um eine Versicherung durch die alpinen Vereine handeln sollte. Die Vertreter der Selbstversicherung sprechen der Eigenverantwortung der Führer für ihren Beruf das Wort. Aus der Richtung, die die alpine Bewegung insgesamt genommen hat, wird uns auch die Blickweise der Gegner der Selbstversicherung verständlich. Sie meinen, daß die Touristen, die die Gefahren absichtlich aufsuchen, und dabei die Führer in ihr Tun miteinbeziehen, für die Folgen verantwortlich sind.
Eugen Guido Lammer meint: „Versicherung des einzelnen Führers für eine einzelne Tour oder für eine Tourenserie, aber nicht durch die Vereine, auch nicht durch den schuldlosen, unfreien Führer, sondern einzig und allein durch den betreffenden Touristen selbst, weil diesem beständig seine eigene grosse Verantwortlichkeit dem Führer und dessen Familie gegenüber vor Augen gehalten werden soll."[19]

Und etwas später, um die eigene Aussage abzuschwächen, da er erkannte, daß nicht ein einzelner Führertourist einen Führer versichern sollte, sondern die Gesamtheit der Gäste dieses tun sollte:
„Wenn z.B. auf einer Route statistisch jeder zweihundertste Führer umkommen muss, so ist klar, dass auf den einzelnen Führer nur ein halbes Procent Wahrscheinlichkeit der Verunglückung entfällt. Es hat daher der Tourist auf dieser Route für seinen Führer auch blos für diesen Bruchtheil die Verantwortung, und daher blos diesen Procentsatz zur Versicherungssumme zu tragen."[20]



Angelo Dibona

Mit den Veränderungen, die der Alpinismus durchmachte, veränderten sich die Anforderungen an die Führerschaft. War in der Anfangszeit die Kenntnis über Wege und Steige die Hauptanforderung an den Führer, so verlagerte sich in den folgenden Jahren, die von englischen Schriftstellern als „die goldene Zeit der Hochtouristik"[21] bezeichnet werden, der Aufgabenbereich eher in Richtung der technischen Fähigkeiten zur Überwindung von schwierigen Passagen. Es reichte nicht mehr, nur den gefragten Weg voranzugehen und vielleicht auch Teile des Gepäcks zu tragen. Die Unterstützung des Gastes in gefährlichen Situationen, also das Sichern und Helfen, trat in den Vordergrund. Es war nötig, Leute zu finden, die höheren Ansprüchen genügen mußten als ihre Vorgänger. Hieraus wird deutlich, warum die Gründung der wichtigsten Führervereine in das dritte Drittel des vorigen Jahrhunderts fällt. Dies war aus zweierlei Gründen notwendig: Erstens ist es nur einem organisierten Berufsstand möglich, eine Qualitätsverbesserung zu erreichen, denn nur dieser kann Ausbildungen organisieren und beschicken.
Zum zweiten können nur vereinte Kräfte genügend andere, fähige Menschen mobilisieren, um die Berufssparte in quantitativer Hinsicht den Erfordernissen der Zeit anzupassen.
Weiters wird durch die Notwendigkeit, geeignete Kräfte für die Touristen bereitzustellen, einsichtig, daß schon diejenigen Führerpersönlichkeiten unter den Bergführern, die die Statuten der ersten Führervereine erarbeiteten, „die Heranbildung von tauglichem Führernachwuchs und die Erstattung von Vorschlägen über die behördliche Zulassung neuer Führer"[22] für unumgänglich erachteten.
In diese Zeit fällt eine deutlichere Trennung zwischen Führern und Trägern, die früher in dieser Schärfe nicht notwendig war. Auch die Einführung einer Zwischenstufe zwischen diesen beiden Ausbildungsgraden erfolgte unter dem Gesichtspunkt der wachsenden Anforderungen an diese Berufssparte. Der „Bergführer-Aspirant"wurde geschaffen, also einer, der die Ausbildung schon absolviert hatte, aber erst vor der Autorisierung stand.[23]
Die Veränderungen und Wandlungen, die die Alpinistik in dieser Zeit durchmachte, betrafen auch die bevorzugten Gebiete, in denen sich die Bergsteiger ihre Routen aussuchten. In den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts verlagerte sich das alpine Geschehen von den überwiegend vergletscherten Alpenteilen zu den bis dahin weniger beachteten reinen Felsgebirgen. Besonders die Dolomiten erfreuten sich vor allem bei den deutschsprachigen Bergsteigern steigender Beliebtheit. So waren in den Grödner Dolomiten Albert Wachtler, Bruno Wagner und Johann Santner als Erschließer tätig.[24] In den östlichen Dolomiten war der Führer Michael Innerkofler mit seinem Gast Roland Eötvös erfolgreich, die gemeinsam 1877 den Zwölferkogel, 1878 die Sextener Rotwand, 1879 den Elferkogel und 1883 die Crodo da Lago bezwangen.[25]
Unter dem Eindruck dieser Erfolge kann man annehmen, daß sich das vor 1850 unauffällige Führerwesen in den Dolomiten erst in dieser Zeit so richtig entwickelt hat, wobei hier vor allem die Brüder Michael und Johann Innerkofler aus Schluderbach die bedeutendsten bergsteigerischen Leistungen aufzuweisen hatten.[26]
Zu beliebten Klettergebieten entwickelten sich der Wilde Kaiser und das Gesäuse. Hier soll aber nur das Tiroler Kaisergebirge behandelt werden. Bekannte Bergführer im Wilden Kaiser waren der Mallhansl (vor allem in den siebziger Jahren), der Steinackerer und Thomas Widauer (in den Achtzigern). Diese drei haben das sportliche Element des Alpinismus zwar aktiv miterlebt, können aber nicht zu seinen Gestaltern gezählt werden. Mitgestaltet haben die Bewegung drei andere Kaiserführer, und

zwar Johann Tavonaro, Alois Straßer und Michael Kaindl. Sie führten zwischen 1890 und 1914, woraus ersehen werden kann, daß die sportliche Kletterei im Kaisergebirge etwa zehn Jahre später als in den Dolomiten begonnen hat.[27]
Die Entwicklung schritt weiter voran. Verfeinerte Technik und verbesserte Ausrüstung gab den besten Kletterern der letzten Jahrzehnte vor dem Ende des Jahrhunderts die Möglichkeit, immer schwerere Routen zu durchklettern.



Antonio Dimai

Vor allem die nicht unumstrittene Einführung des Mauerhakens eröffnete bisher ungeahnte Möglichkeiten der Absicherung und damit ein Hinaufsetzen der Leistungsgrenze.
Die Entwicklung des Karabiners war ein weiterer Meilenstein in der Geschichte der Kletterei. Er wurde erstmals von Otto Herzog 1910 verwendet.
Kletterschuhe gab es in der Anfangszeit des sportlichen Kletterns überhaupt nicht. Michael Innerkofler absolvierte schwierige Stellen barfuß oder bei großer Kälte in Wollsocken.[28] Die ersten speziellen Kletterschuhe waren aus Stoffresten gefertigt, später wurden durch den Bergführer Hans Kreß Kletterschuhe mit Sohlen aus Filz auf den Markt gebracht.[29]
Die schwierigsten Routen damals waren die Guglia di Brenta, die Überschreitung der drei südlichen Vajolettürme und die Marmolata-Südwand. Sie werden mit dem 4. Grad bewertet.[30] Heute hat sich die Skala bis zum 11. Grad hinaufgehangelt, bei der Bergführer-Aufnahmeprüfung wird von jedem Aspiranten der 4. Grad verlangt. So weit haben sich die Relationen ein Jahrhundert später verschoben, und dennoch wären nur wenige in der Lage, mit der damaligen Ausrüstung, mit genagelten Schuhen statt der Profilgummisohle, diese Unternehmungen heil durchzustehen.
Ohne Zweifel waren die Kletterer vor hundert und mehr Jahren Meister ihres Fachs. Die bekanntesten dieses Metiers waren Angelo Dibona (1879—1956), Luigi Rizzi, Antonio Dimai, Hans Fiechtl und Gianbattista Piaz.[31]

Bergführerzentren

Die Bergführer jener Zeit stammten vor allem aus der Schicht der kleinen Handwerker, also vor allem Zimmerer, Schuster, Schmiede und Weber (etwa 30%). Auch die Bauernschaft engagierte sich im Bergführergeschäft. Sie stellte 25—30% der Führer, wobei man annehmen kann, daß vor allem Klein- und Kleinstbauern als Führer tätig waren, da sie einen Nebenerwerb brauchten, um zu überleben. Generell ist die Bauernschaft schwach vertreten. Sie hatte im Vergleich zu ihrem Anteil an der Bevölkerung (etwa 70%) relativ wenige Bergführer in ihren Reihen. Umgekehrt ist es bei den Taglöhnern, die etwa 14% der Bergführerschaft stellten aber in der Gesamtbevölkerung nur einige Prozentpunkte ausmachten.
Nach dem Verzeichnis von 1881 gab es damals auf Tiroler Boden 201 Führer[32]. Diese Zahl erhöhte sich bis 1884 auf 372 autorisierte Bergführer.[33] Sie stieg bis zum Ende des Jahrhunderts relativ stark an, um dann auf diesem Niveau fast konstant zu bleiben: 1899 zählte man 695, 1905 712 und 1913 781 Führer.[34]
Damit ergibt sich für die durchschnittliche Steigerung der Bergführeranzahl von 1884 bis 1899 pro Jahr ein Plus von 5,8%, während dieselbe durchschnittliche Steigerung von 1899 bis 1913 pro Jahr nur mehr 0,9% ausmacht. Das heißt, daß um die Jahrhundertwende ein Knick im Zustrom zum Bergführerberuf einsetzte.
Die Gründe dafür reichen von der starken Zunahme der Führerlosen über ein Nachlassen des Touristenstromes bis zur generellen Sättigung der Nachfrage. Die Ausschöpfung des Reservoirs an fähigen Männern könnte eine weitere Ursache sein.
Doch nun zu den Bergführerzentren. Wenn man nach der üblichen Gliederung der Alpen in Nördliche Kalkalpen, Zentralalpen und Südliche Kalkalpen vorgeht, so fällt auf, daß in den Nördlichen Kalkalpen im Raum Tirol kein Führerzentrum von erwähnenswerter Größe bestanden hat. Dies mag mit der Tatsache zusammenhängen, daß, im Gegensatz zum Osten Österreichs, die für Bergsteiger wesentlich attraktiveren Zentralalpen sehr nahe waren und diese einen Großteil der Führertouristen anzogen.

In den Zentralalpen stößt man auf eine ganze Reihe von Bergführerzentren[35]:

	1881	1884	1899	1905	1913
Galtür	?	3	8	8	10
Feichten i.K.	?	2	13	12	17
St. Leonhard i.P.	12	14	11	9	13
Vent	6	6	4	9	21
Sölden	4	12	13	14	28
Gurgl	8	8	10	12	13
Neustift	7	10	10	19	32
Neder i.St.	3	3	8	10	10
Ginzling-Dornauberg	3	2	7	10	13
Mayrhofen	1	5	9	9	10
Trafoi	4	3	13	15	19
Sulden	11	7	29	27	38
Ridnaun	?	?	10	16	15
Sand i. Taufers	?	9	13	16	13
Matrei i.O.	11	9	10	12	12
Kals	15	21	20	20	17
Heiligenblut	12	10	26	25	25

Von der regionalen Verteilung her gesehen, ist zu bemerken, daß in jedem Nordtiroler Seitental in den Zentralalpen mindestens ein Führerzentrum bestand. Beginnend mit dem Paznauntal über das Kaunertal, Pitztal, Ötztal, Stubaital bis zum Zillertal fehlt, vom verkehrsreichen Wipptal einmal abgesehen, kein Tal.
Bemerkenswert ist auch, daß sich neben dem Hauptstandpunkt eines Tales meistens kein weiterer großer Führerverein bilden konnte. Ob hier die Konkurrenz zu dominierend war oder ob alle Führer eines Tales lieber in diesem großen als in diversen kleinen Vereinen führten, ist aus der heutigen zeitlichen Entfernung nicht mehr zu sagen. Ausnahmen gibt es auch hier, so bestanden im längsten Tiroler Seitental, dem Ötztal, gleich drei nennenswerte Führerstandorte.
Einer, Sölden, liegt im Haupttal, die beiden anderen befinden sich jeweils am Ende der beiden Talschaften des hinteren Ötztales, dem Venter Tal und dem Gurgltal. Die zweite Ausnahme ist das Stubaital, wo neben Neustift auch in Neder ein Führerverein bestand. Dieser Führerstand in Neder stand immer im Schatten des größeren Nachbarn (Entfernung ca. 3 km), und hat sich, während sich die Führerzahl in Neustift verdreifachte, nur geringfügig vergrößert.
Südlich des Alpenhauptkammes findet man zwei bedeutende Gebiete, nämlich das Ortlermassiv und die Großglocknerregion. Außerhalb dieser Zentren bestanden nur zwei etwas größere Führervereine, einer im Ridnauntal und einer im Tauferertal. Sonst gab es in den südlichen Tälern auf Grund ihrer schlechten Erreichbarkeit keine größeren Führerstandpunkte.
Bei genauer Analyse der Tabelle fallen einige Besonderheiten ins Auge. Da ist zunächst die enorme Zunahme der Führer in Feichten im Kaunertal, die von zwei im Jahre 1884 auf dreizehn 15 Jahre später zunahmen. Eine Erklärung dafür wäre die Entdeckung des relativ versteckten, aber alpinistisch sehr reizvollen Tales durch den Fremdenverkehr. Die Vergrößerung des Führerstandes im Kaunertal fällt zeitlich genau mit der Fertigstellung einer durchgehenden Ost-West-Bahnverbindung durch Tirol zusammen, die 1884 mit der Eröffnung des Arlbergtunnels ihren Abschluß fand.[36]



Johann Grill sen., genannt Kederbacher

Im Falle des Anstiegs der Führerzahlen in Vent und in Sölden kann bei genauerer Durchsicht der Führerverzeichnisse der Jahre 1905 und 1913 festgestellt werden, daß die „Führervermehrung" auf den Zuzug von Führern des äußeren Ötztales in den hinteren Teil des Tales zurückzuführen ist. Ob sich damit eine Verlagerung des Arbeitsgebietes der betroffenen Führer verbindet, oder ob sie nur ihren Wohnort wegen eines Wechsels des Führervereins verlegt haben, ist aus heutiger Sicht nur mehr schwer zu sagen.
Bemerkenswert ist auch die Zunahme der Führer in

Neustift im Stubaital von 1905—1913. Interessant auch deswegen, weil die Führerzahl im Nachbarort Neder konstant blieb. Hervorgerufen wurde dieser Zuwachs einerseits durch eine relativ junge Führerschaft in Neustift im Jahre 1905 (Durchschnitt ca. 40—45 Jahre), andererseits durch sehr zahlreichen Führernachwuchs. Neustift hatte 1905 fünf geprüfte Aspiranten und drei ungeprüfte Träger, während Neder nur einen Aspiranten aufzuweisen hatte.[37]

Sulden am Ortler ist ab der Jahrhundertwende der größte Standpunkt dieser Art auf Tiroler Gebiet. Diese große Zahl an Führern ist umso bemerkenswerter, da mit Trafoi (1899: 13 Führer) und Gomagoi (1899: 12 Führer) zwei weitere große Führervereine in unmittelbarer Nähe Konkurrenz machten. Damit war das Ortlergebiet jenes Tiroler Gebiet, das die größte Dichte an Bergführern aufwies. 84 Bergführer gingen dort im Jahre 1899 ihrer Tätigkeit nach. Übertroffen wurde dieses Gebiet nur durch die Großglocknergruppe mit 87 Bergführern.[38]

Im Gegensatz zu den an Bergführerzentren armen Nördlichen Kalkalpen stößt man in den Südlichen Kalkalpen auf drei sehr bedeutende Führerstandorte. Diese waren Sexten, Cortina d'Ampezzo und Gröden.

	1881	1884	1899	1905	1913
Sexten	4	4	9	10	11
Cortina d'Ampezzo	?	14	28	23	22
Gröden	4	4	14	20	23

Das augenscheinliche Übergewicht der Ampezzaner Führer resultiert aus der Tatsache, daß im Führerstandpunkt Cortina auch die Führer der umliegenden Weiler inkludiert sind.

Bedeutende Bergführer

Die Auswahl der hier behandelten Bergführerpersönlichkeiten ist unvollständig. Einerseits ist es unmöglich, alle einigermaßen bekannten Bergführer zu erwähnen, andererseits gibt es über viele Bergführer keine Literatur. Von diesen, sicherlich die Mehrzahl, ist oft nur der Name überliefert.

Als erstes sei der bekannteste Führer der Nördlichen Kalkalpen, Johann Grill (1835—1917), der Kederbacher (nach dem Namen seines Hofes). Er führte in den Dolomiten, in der Ortler-Gruppe, in der Adamello-Presanella-Gruppe und in der Brenta. Ein bekannt guter Kletterer, begann er seine Laufbahn 1870/71 zunächst als „wilder", Führer, wobei er durch seine Watzmannbesteigungen bekannt wurde. Aber auch die Eroberung des „Stubaier Matterhorns", des Pflerscher Tribulauns, bei der er die steile Felsrinne an der Schlußwand barfuß hinaufkletterte und der einheimische Führer zurückblieb, mehrte seinen Ruhm. Seine bekanntesten Gäste waren Ludwig Purtscheller, Theodor Trautwein. Er wurde aber auch in die Schweiz als Führer mitgenommen, das erste Mal 1879. Schon in diesem Jahr bezwang er zehn Viertausender; wieviele es insgesamt waren, ist nicht mehr festzustellen. Die bekanntesten sind: Finsteraarhorn (4274 m), Aletschhorn (4195 m), Jungfrau (4158 m), Mönch (4099 m), Eiger (3970 m), Schreckhorn (4078 m), Monte Rosa (4634 m), Matterhorn (4478 m), Zinalrothorn (4221 m) und der Mont Blanc (4807 m).[39]

Auch sein Sohn Johann Grill der Jüngere (1862—1929) wurde ein ausgezeichneter Bergführer, der ihm technisch ebenbürtig und im Fels sogar überlegen war.[40]



Thomas Groder aus Kals

Der erste aus den Zentralalpen stammende Führer ist Gabriel Spechtenhauser, genannt „Jochengaber" oder „Gaber". Er stammte aus der Ortschaft Unser Frau im heute italienischen Schnalstal.[41] Er war noch einer derer, die aus der Schule Franz Senns kamen. Sein Tätigkeitsbereich erstreckte sich über die gesamten Alpen, da er, vor allem von den Engländern, auch in die Schweiz mitgenommen wurde. Zillertaler Alpen, Dolomiten, Ortler und Adamello waren neben den heimatlichen Ötztaler Bergen seine Hauptführungsgebiete.[42]

In Kals, dem Ort mit dem ältesten ostalpinen Führerverein[43], sind zwei bedeutende Bergführer zu nennen. Zunächst ist da Thomas Groder, der mit Johann Stüdl das

Führerwesen in Kals organisierte. Er wurde später Obmann des Führervereins.[44] Seine alpinen Leistungen konzentriereten sich auf den Großglockner. Er war Miterschließer des „Neuen Kalser Weges", der 1869 eröffnet wurde, und fand mit Karl Hofmann und dem Kalser Führer Josef Kerer im selben Jahr den heute meistbegangenen Weg auf den Glockner von der Pasterze direkt zur Adlersruhe. Auch die erste Überschreitung des Glocknerkammes geht auf ihn zurück.[45] Aber auch in einem ganz anderen Zusammenhang ist Thomas Groder interessant: Johann Stüdl schenkte ihm die nach ihm benannte Stüdlhütte, da er selbst nicht in der Lage war, diese zu



Christian Ranggetiner

bewirtschaften. Thomas Groder hatte also in seinem Rahmen viel erreicht, besonders als er den Unteren Wirt in Kals durch Erbschaft erworben hatte. Diesen sozialen Aufstieg dürfte er nicht verkraftet haben. Er wurde immer herrischer und in der Hüttenerhaltung immer nachlässiger. Die Unruhe im Ort legte sich erst wieder, als Stüdl die Abwahl Groders als Führerobmann durchsetzte und ihm die Hütte wieder abkaufte.[46]
Auch Christian Ranggetiner, einem anderen berühmten Kalser Führer, war aufgrund seines führerischen Könnens der soziale Aufstieg innerhalb der Dorfgemeinschaft gelungen, und auch er hatte gegen Neid und die Mißgunst seiner Nachbarn zu kämpfen. Er war einer der großen Glocknerführer der siebziger und achtziger Jahre, der auch in der Schweiz tätig werden konnte. Im Jahre 1886 wurde er von Markgraf Pallavicini und Alfred Crommelin auf der Erzherzog-Rainer-Hütte engagiert, um mit ihnen und dem Führer Engelbert Rubisoier den noch unbegangenen Nord-West-Grat zu begehen. Ranggetiner dürfte diese Tour nicht gerne angetreten haben, hat sich aber auf Grund der sozialen Stellung des Markgrafen gebeugt.[47] Am 26. Juni 1886 stürzte er mit seinen drei Seilgefährten an der Glocknerwand ab.
Nun zu den Führern, die im heutigen italienischen Südtirol ihre Wirkungsstätte hatten. Michael Innerkofler (1848—1888), ein Jäger aus Schluderbach, dürfte als einer der ersten den neuen Trend, im damaligen Alpinismus erkannt haben. Obwohl er schon zum Ende der 70er Jahre ein arrivierter Bergführer war, folgte er dem Zug der Zeit und schaffte mit seinem Bergführerbruder Hans im Juli 1881 die Erstbegehung der Kleinen Zinne.[48] Auch Zwölferkogel, Grohmannspitze und Croda da Lago wurden durch ihn das erste Mal bezwungen.[49] Den „Führerkönig" nannte man ihn in Sexten. 1888 wurde er durch seinen jungen Gast beim Abstieg vom Monte Cristallo in eine Gletscherspalte gezogen.[50]
Johann Niederwieser (1853—1901), genannt „Stabeler", machte sich vor allem als Miterschließer der Dolomiten einen Namen, er führte aber auch in den Tauern, Stubaier-, Ötztaler- und Zillertaler Alpen — sowie in der Adamello-, Ortler- und Silvrettagruppe. In seiner fast 25jährigen Laufbahn (1877—1901) wurde er als Führer auch in die Schweiz mitgenommen. Neben elf Erstbesteigungen in den Monti Marmarole gelangen solche auch in der Rosengartengruppe, den Sextener Dolomiten und in der Pala. Als Bergführer hoben ihn seine Orientierungsfähigkeit, seine gute Eistechnik, seine Kletterfähigkeiten sowie seine Freundlichkeit heraus. Auch ihn ereilte der Bergtod.[51]
Angelo Dibona (1879—1956) aus Cortina d'Ampezzo kam ebenfalls weit über sein angestammtes Gebiet hinaus, so ins Gesäuse, ins Karwendel, in die Julischen Alpen, in die Dauphiné, ins Wallis und in die Mont-Blanc-Gruppe. Er war ein reiner Vertreter der neuen Richtung. Erstbegehungen in Fels und Eis gehen auf ihn zurück, darunter viele als Führungstouren.[52]

Das war also die Zeit, in der sich das Bergsteigen, und mit ihm das Führerwesen, in seiner charakteristischen Form veränderte und unserer heutigen Art, Berge zu bezwingen, ähnlicher wurde.
Durch die besseren Kenntnisse der Bergsteiger in bezug auf die alpinen Gegebenheiten wagten sich mehr und mehr Touristen auch allein ins Gebirge. Die „Führerlosen" gaben dem Bergsteigen neue Impulse. Ein neuer Schub von Eroberungen setzte ein, der sechste Grad wurde zum Inbegriff dieser neuen Art des Bergsteigens.
Und auch eine neue Methode, die Berge im Winter zu bezwingen und auf ihren schneebedeckten Hängen zu Tal zu gleiten, fand sehr schnell ihre Anhänger. Der Schnee-

„Traversieren."
Aus: C.T. Dent, Hochtouren. Ein Handbuch für Bergsteiger. Deutsche Ausgabe von Walther Schultze. Duncker & Humblot, Leipzig 1893.

schuh, den man später Schi nannte, eroberte dank einiger fanatischer Pioniere das Herz der Touristen. Der steigenden Nachfrage nach Schikursen und dem Aufkommen des Schibergsteigens konnte sich auch die Führerschaft nicht verschließen. Für die Bergführer war dies die Gelegenheit, aus ihrer Halbjahresbeschäftigung einen Ganzjahresberuf zu machen, und so fand schon 1902 der erste Schiführerkurs statt. Wiederum war der Alpenverein zur Stelle, um dem Metier des Bergführers einen neuen Impuls zu geben.



Doch dann war es plötzlich still in den Bergen, denn der Erste Weltkrieg brach aus. Zum ersten Mal in der an Kriegen so reichen Geschichte wurde auch das Hochgebirge zum Kriegsschauplatz. Dies hatte drastische Auswirkungen auf die Bergführerschaft. Denn wer sonst war dazu befähigt, den hochspeziellen Anforderungen des Gebirgskrieges zu genügen? Für die Bergführerschaft gab es aber neben dem zu verzeichnenden hohen Blutzoll einige positive Auswirkungen. So war mit der Gründung von reinen Bergführerkompanien und der alpinen Ausbildungsstätte St. Christina im Grödnertal ein reger Erfahrungsaustausch möglich. Durch den militärischen Drill war aber auch eine gewisse Vereinheitlichung der Techniken und eine Aussonderung von unbrauchbaren Methoden die Folge. Nicht zuletzt trugen die durch viele menschliche Verluste gewonnenen Erkenntnisse in Sachen Lawinen- und Gefahreneinschätzung zur Weiterentwicklung des alpinen Wissensstandes bei.

Als der Krieg zu Ende war, begann für die überlebenden Bergführer eine schwierige Zeit. Nur wenige Menschen hatten über die Wirren des Krieges genügend Mittel herübergerettet, daß sie sich einen Bergführer leisten konnten. Die anderen, die im Krieg die Berge kennengelernt hatten oder schon vorher begeisterte Alpinisten waren, gingen lieber kostengünstig, das heißt allein in die Berge. Die goldene Zeit der Führeralpinistik ging mit dem Ersten Weltkrieg zu Ende und erstand in dieser Art und Weise nie mehr wieder.

Das Bergführerwesen rettete sich über die Zwischenkriegszeit und den darauffolgenden Zweiten Weltkrieg hinüber. Nach diesem zweiten großen Krieg innerhalb von nur drei Jahrzehnten brach die alte, vom Alpenverein geschaffene und getragene Struktur der Bergführerorganisation zusammen. Nach anfänglichen Schwierigkeiten in der Nachkriegszeit koppelten sich die Bergführer in den frühen sechziger Jahren vom Alpenverein ab und gründeten 1963 einen eigenen Verband.

Der Aufgabenbereich des Bergführers änderte sich ebenfalls. Mit der Gründung der Alpinschulen, in denen viele Bergführer arbeiteten, wurde der Bergführer eigentlich mehr und mehr zum „Berglehrer", der seine Schüler in die verschiedenen bergsteigerischen Techniken einweiht und in diesen weiterbildet. Für die eigentliche Arbeit des Bergführens ist er wohl nicht mehr so unentbehrlich wie einst, denn mit der großflächigen Erschließung der Alpen durch Straßen, Schutzhütten, befestigte Wege, Lifte und Seilbahnen ist die Ersteigung eines Berges für den Durchschnittsbergsteiger wesentlich erleichtert worden.

Das beste Beispiel dafür ist wohl am Matterhorn in der Schweiz zu finden. Mit der Seilbahn aufs Kleinmatterhorn bis auf etwa 3800 m befördert, ist es sogar für einen relativ ungeübten Bergsteiger möglich, mit der Ersteigung des Breithorns einen Viertausender zu bezwingen.

Anmerkungen

[1] Vgl. Roy OPPENHEIM, *Die Entdeckung der Alpen*, Frauenfeld 1974, 168.
[2] Albert Frederick MUMMERY, *My Climbs in the Alps and Caucasus 1895*, zitiert aus: Roy OPPENHEIM, Die Entdeckung der Alpen, Frauenfeld 1974, 168.
[3] Peter SCHEIBER, *125 Jahre Ötztaler Bergführer — 75 Jahre Katholischer Bergführerverein Sölden*, Innsbruck 1983, o.S.
[4] Vgl. Wilhelm LEHNER, *Die Eroberung der Alpen*, München 1924, 173f.
[5] Vgl. Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1886, 177.

[6] Vgl. Wolfgang RABENSTEINER, *Alpenverein und Bergführer*, in: Jahrbuch des ÖAV 1962, Bd. 87, Innsbruck 1962, 66.
[7] Vgl. A. DREYER, Der Kederbacher. Zum 100. Geburtstage (22. Oktober 1935) des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1935, Bd. 61, Wien 1935, 261.
[8] Vgl. Peter MOSER, *Die Entwicklung des Alpinismus*, Innsbruck 1987/88, 79/80.
[9] 1876 stieg er durch die nach ihm benannte „Pallavicini-Rinne" auf den Glockner.
[10] Vgl. Fritz SCHMITT, *Großglockner-Chronik*, in: Jahrbuch des ÖAV 1965, Bd. 90, Innsbruck 1965, 25.
[11] Vgl. Fritz SCHMITT, *Großglockner-Chronik*, in: Jahrbuch des ÖAV 1965, Bd. 90, Innsbruck 1965, 19.
[12] Vgl. Peter MOSER, Die Entwicklung des Alpinismus, Innsbruck 1987/88, 80.
[13] Vgl. Fritz SCHMITT, *Großglockner-Chronik*, in: Jahrbuch des ÖAV 1965, Bd. 90, Innsbruck 1965, 28.
[14] Vgl. Fritz SCHMITT, *Großglockner-Chronik*, in: Jahrbuch des ÖAV 1965, Bd. 90, Innsbruck 1965, 28.
[15] Eugen Guido LAMMER, *Sind die Führer frei?*, in: Oesterreichische Alpenzeitung 1886, Wien 1886, 303.
[16] Vgl. Eugen Guido LAMMER, *Sind die Führer frei?*, in: Oesterreichische Alpenzeitung 1886, Wien 1886, 304..
[17] Vgl. Eugen Guido LAMMER, *Sind die Führer frei?*, in: Oesterreichische Alpenzeitung 1886, Wien 1886, 304/305.
[18] Vgl. Eugen Guido LAMMER, *Sind die Führer frei?*, in: Oesterreichische Alpenzeitung 1886, Wien 1886, 306.
[19] Eugen Guido LAMMER, Berggefahren, Führer und „Herren", in: Oesterreichische Touristenzeitung 1886, Bd. 6, Wien 1886, 247.
[20] Eugen Guido LAMMER, *Sind die Führer frei?*, in: Oesterreichische Alpenzeitung 1886, Wien 1886, 306.
[21] Vgl. Roy OPPENHEIM, *Die Entdeckung der Alpen*, Frauenfeld 1974, 171.
[22] Statuten des Führer-Vereins, hrsg. v. Deutschen und Österreichischen Alpenverein, Wien o.J., in: Archiv des ÖAV.
[23] Vgl. Peter SCHEIBER, *125 Jahre Ötztaler Bergführer — 75 Jahre Katholischer Bergführerverein Sölden*, Innsbruck 1983, o.S.
[24] Vgl. Peter MOSER, *Die Entwicklung des Alpinismus*, Innsbruck 1987/88, 83.
[25] Vgl. Wilhelm LEHNER, *Die Eroberung der Alpen*, München 1924, 179.
[26] Vgl. Peter MOSER, *Die Entwicklung des Alpinismus*, Innsbruck 1987/88, 85.
[27] Vgl. Paul ASCHENBRENNER, Alte und Junge „Kaiser"führer, in: *Der Bergsteiger*, 7. Jg., München 1936/37, 619.
[28] Vgl. Karl LUKAN, Kleine Plauderei über große Dolomitenführer, in: *Jahrbuch des ÖAV 1980*, Bd. 105, Innsbruck 1980, 62/63.
[29] Vgl. Fritz SCHMITT, Vom Gipfelkult zum 6. Grad, in: *Jahrbuch des ÖAV 1962*, Bd. 87, Innsbruck 1962, 38.
[30] Vgl. Fritz SCHMITT, Vom Gipfelkult zum 6. Grad, in: *Jahrbuch des ÖAV 1962*, Bd. 87, Innsbruck 1962, 38.
[31] Vgl. Fritz SCHMITT, Vom Gipfelkult zum 6. Grad, in: *Jahrbuch des ÖAV 1962*, Bd. 87, Innsbruck 1962, 38; Karl LUKAN, Kleine Plauderei über große Dolomitenführer, in: *Jahrbuch des ÖAV 1980*, Bd. 105, Innsbruck 1980, 58—62.
[32] Übrigens werden in diesem Abschnitt zu den „Tiroler Alpen" auch noch diejenigen Gebiete gezählt, die bis 1914 zum österreichischen Staatsgebiet gehört haben und die heute in Italien liegen.
[33] Vgl. Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1881, 219—226; ebd. 1884, 206—211, 246—256.
[34] Vgl. Verzeichnis der Autorisirten Führer in den Deutschen und Oesterreichischen Alpen, hrsg. v.d. Sektion Berlin des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, 14. Aufl., Berlin 1899. Verzeichnis der autorisierten Bergführer, hrsg. v.d. Sektion Berlin des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, München 1905; Verzeichnis der Bergführer in den Alpen, hrsg. v. Hauptausschuß des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, Wien 1913.
[35] Vgl. Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1881, 219—226; ebd. 1884, 206—211, 246—256. Verzeichnis der Autorisirten Führer in den Deutschen und Oesterreichischen Alpen, hrsg. v.d. Sektion Berlin des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, 14. Aufl., Berlin 1899. Verzeichnis der autorisierten Bergführer, hrsg. v.d. Sektion Berlin des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, München 1905. Verzeichnis der Bergführer in den Alpen, hrsg. v. Hauptausschuß des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, Wien 1913.
[36] Vgl. Chronik der Tiroler Wirtschaft, hrsg. v. Gesellschaft für Wirtschaftsdokumentation, Wien 1992, I/121.
[37] Vgl. Verzeichnis der autorisierten Bergführer 1905, 15/16.
[38] Vgl. Verzeichnis der Autorisirten Führer in den Deutschen und Oesterreichischen Alpen 1899, 38—44, 31—35.
[39] Vgl. A. DREYER, Der Kederbacher. Zu seinem 100. Geburtstage (22. Oktober 1935), in: Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1935, Bd. 61, Wien 1935, 261; W. v. FRERIKS, Die Kederbacher aus der Ramsau. Eine deutsche Führerfamilie, in: Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1929, Bd. 60, München 1929, 169—180.
[40] Vgl. Oesterreichische Alpenzeitung 1930, 36.
[41] Vgl. Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1884, 248.
[42] Vgl. Peter SCHEIBER, *125 Jahre Ötztaler Bergführer — 75 Jahre Katholischer Bergführerverein Sölden*, Innsbruck 1983, o.S.
[43] Gegründet 1869 durch Johann STÜDL.
[44] Vgl. *Berg' 90*, Jahrbuch des ÖAV, 230.
[45] Vgl. Fritz SCHMITT, Großglockner-Chronik, in: *Jahrbuch des ÖAV 1965*, Bd. 90, Innsbruck 1965, 22/23.
[46] Vgl. Berg' 90, Jahrbuch des ÖAV, 230.
[47] Vgl. Moriz BENEDICT, Erinnerungen an Rangetiner, in: Oesterreichische Touristenzeitung 1887, Bd. 7, Wien 1887, 3/4.
[48] Vgl. Karl LUKAN, Kleine Plauderei über große Dolomitenführer, in: *Jahrbuch des ÖAV 1980*, Bd. 105, Innsbruck 1980, 60.
[49] Vgl. Peter MOSER, *Die Entwicklung des Alpinismus*, Innsbruck 1987/88, 85/86.
[50] Vgl. Karl LUKAN, Kleine Plauderei über große Dolomitenführer, in: *Jahrbuch des ÖAV 1980*, Bd. 105, Innsbruck 1980, 58—60.
[51] Vgl. Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1901/2, 241—244.
[52] Vgl. Karl LUKAN, Kleine Plauderei über große Dolomitenführer, in: *Jahrbuch des ÖAV 1980*, Bd. 105, Innsbruck 1980, 61—62.

Berge

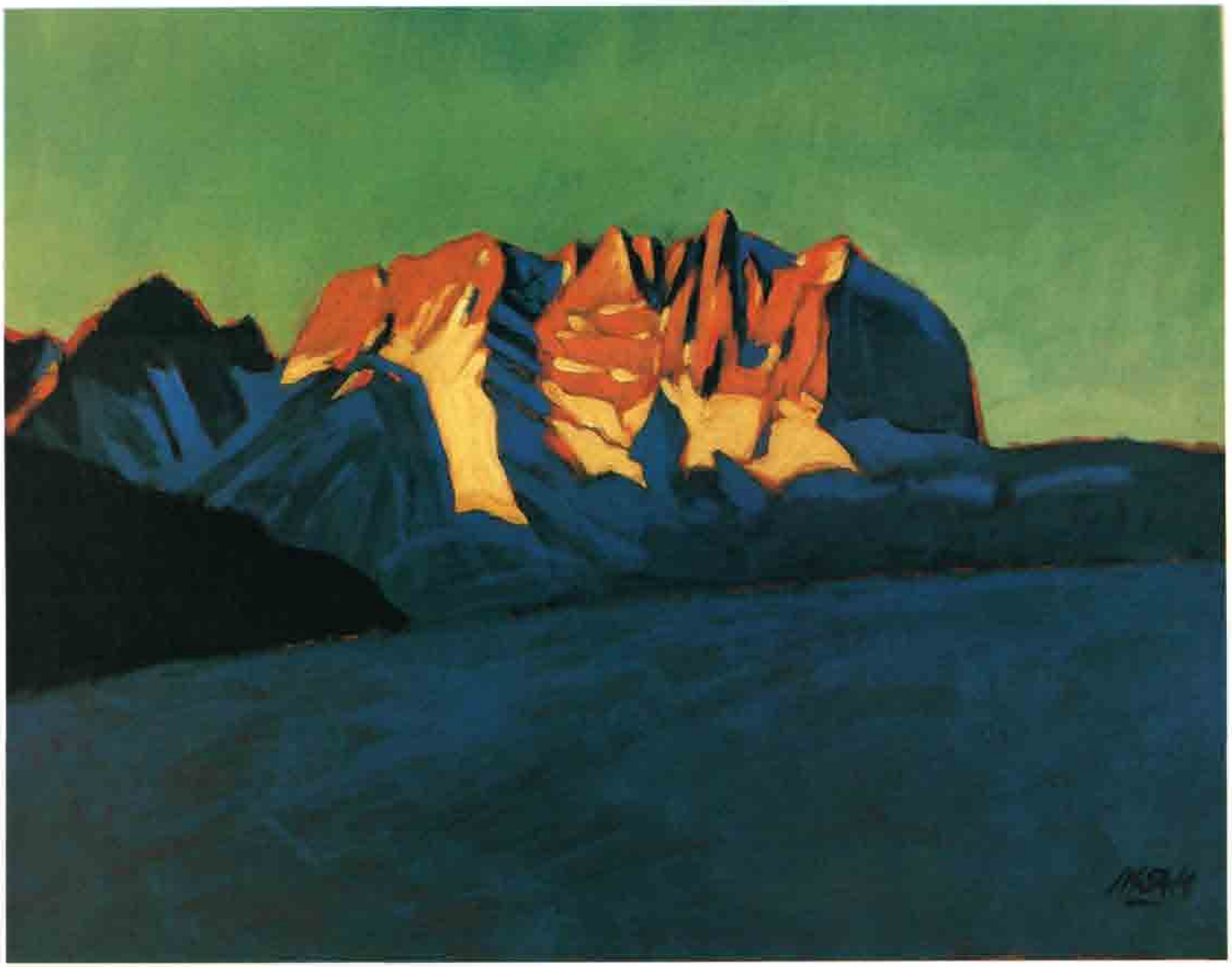
Ernst Insam: Acrylbilder 1990—1994



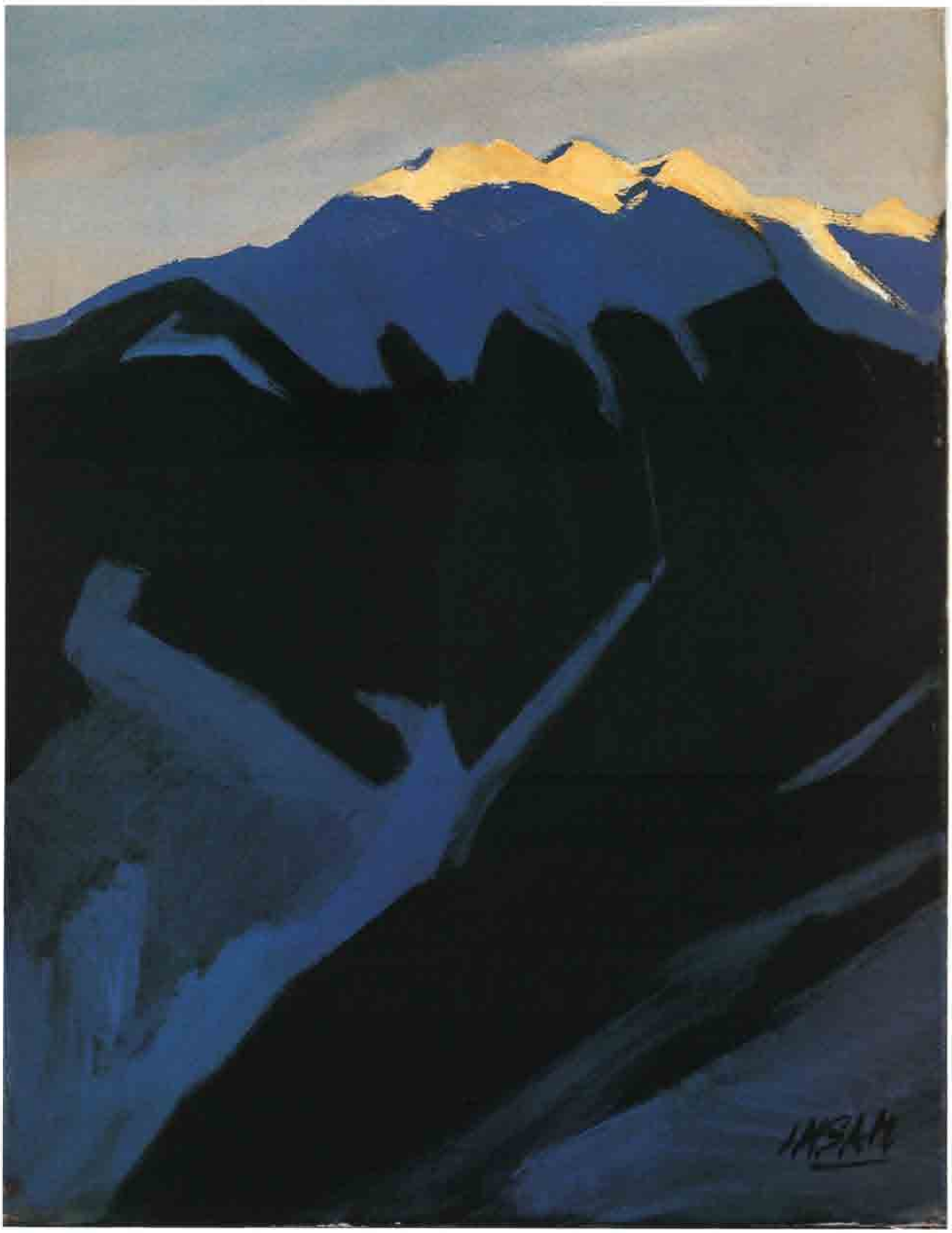
I

I Gebirge 1990 (140x140 cm)
II In den Hohen Tauern (70x100 cm)
III Kaisergebirge (65x50 cm)
IV Abend in den Bergen (40x30 cm)
V Streiflicht (80x100 cm)
VI Felsberge (65x50 cm)
VII Hochgebirge (80x60 cm)





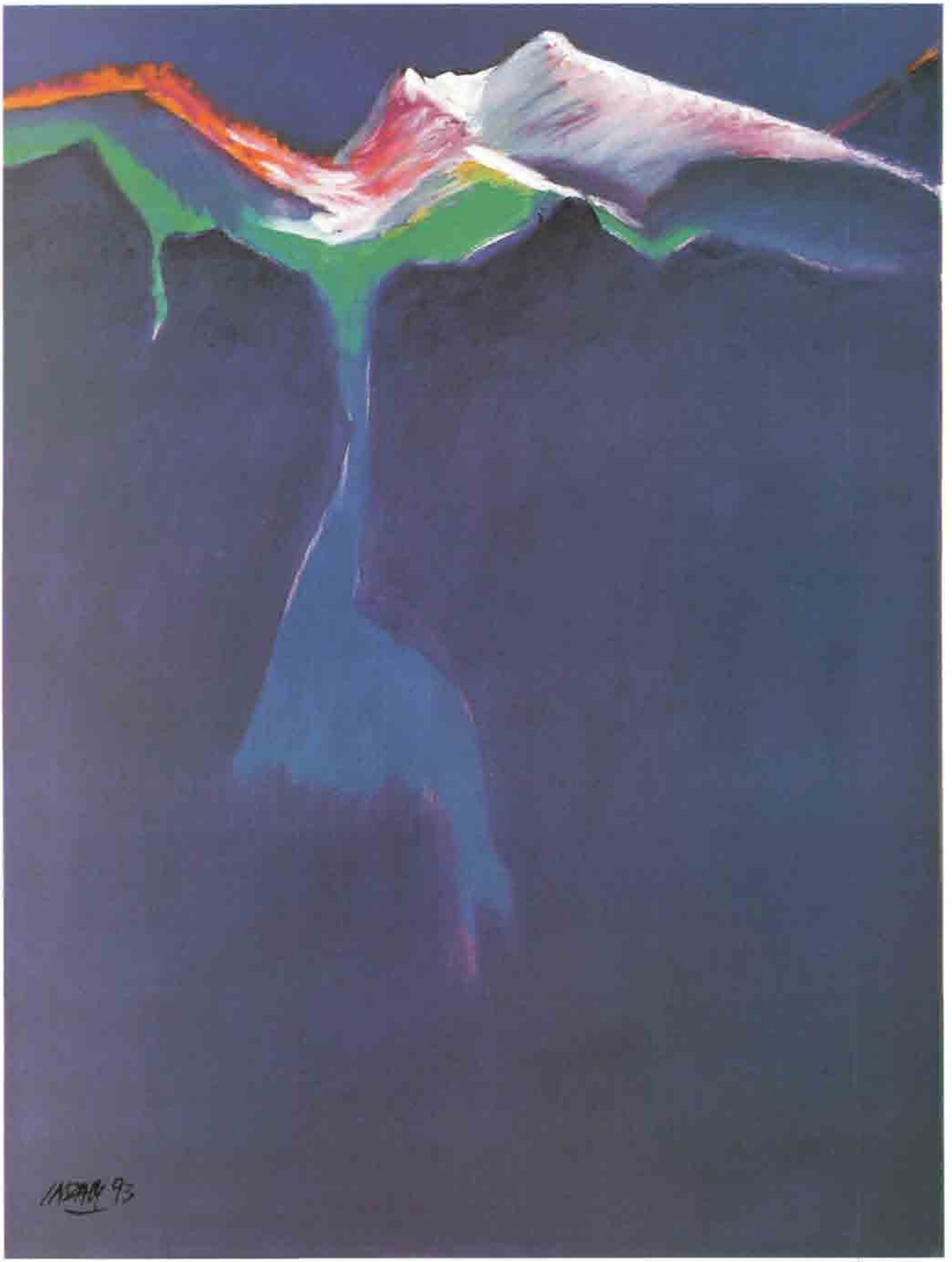
IV





VI





In die Ferne: Ausland / Expeditionen

Alexander Huber
Heinz Zak
Michael Vogeley
Martin Kind
Martina Muckenthaler
Harry Neumann
Dieter Elsner



Heinz Zak war dabei. Deshalb besteht der Bericht von der ersten Rotpunktbegehung der Salathé-Route auf den folgenden Seiten nicht nur aus dem Text Alexander Hubers, sondern auch aus einer exquisiten Bild-Erzählung von Heinz Zak.

Ende einer Regenzeit

Die erste Rotpunktbegehung der Salathé am El Capitan

Alexander Huber (Text) / Heinz Zak (Fotos)

Sous Le Toit — ein winziges Band hoch oben am El Capitan. Gottfried Wallner und ich haben uns hier unser Biwak eingerichtet. Warm und wolkenlos präsentiert sich heute die Nacht. Wir teilen gerade die Platzkarten auf, als uns plötzlich ein Wolkenbruch aus heiterem Himmel überrascht. Fünf Sekunden später ist der Spuk wieder vorbei und wir sind naß. Es ist wie verhext im „sunny California". Nach Schnee und Regen in der Wüste von Joshua Tree und wochenlangem Schlechtwetter im Yosemite Valley jetzt auch noch Regen bei wolkenloser Nacht! Hundert Meter über uns und fünfzig Meter rechts von uns endet ein Schmelzwasserstreifen an einem riesigen Dach, und der mit dem Sonnenuntergang einsetzende Talwind versorgt uns jetzt während der ganzen Nacht mit seiner Dusche. Genug hatte ich eigentlich schon heute morgen nach der Seillänge vor dem „Block", bekannt auch als die Seillänge mit dem Frosch. Durch die andauernden Schneefälle der letzten Zeit gleicht diese Seillänge mehr einem Wasserfall, das Wasser rinnt von Kopf bis Fuß und läßt keinen Quadratzentimeter auf der Haut trocken. Ausgefroren wie nach einem Bad im Eismeer verkrieche ich mich für eine Stunde im Schlafsack. Und trotzdem konnte ich dem heutigen Tag auch etwas Gutes abringen. Mit 5.13a bewerteten Todd Skinner und Paul Piana die lange und schmale Verschneidung vor dem El Cap Spire. Doch schon von den El Cap Meadows aus fiel mir der der breite Riß auf, der etwa sechs Meter links parallel zur Originalführe nach oben zieht. Eine feine, nach links abfallende Untergriffschuppe ermöglicht die luftige Querung vom „Ear" nach links in das fünfzig Meter lange „Offwidth"-Monster. Kraftvolle, dafür technisch einfache Züge bringen mich zum Riß, doch quere ich sofort wieder zurück, um auf der Originalführe weiterzuklettern. Nach der Hälfte der Seillänge schließt sich der Handriß, und nur noch dünne Hakenlöcher zieren diese äußerst schmale Verschneidung, die der Schlüsselseillänge der Nose nicht unähnlich ist. Obwohl diese Seillänge ohne Zweifel frei kletterbar ist, zweifle ich wie so viele andere an der Korrektheit der Bewertung dieser Seillänge.

Die zweite Hürde ist eine von Skinner und Piana eingerichtete freie Variante zwischen El Cap Spire und dem „Block". Die Schlüsselstelle am Ende dieser Seillänge ist eine mit 5.12d bewertete aalglatte Verschneidung, die ich mit einer Querung zurück zur Orginalführe umging. Obwohl ich die Wandkletterei mit 5.13a schwieriger einstufe, so ist sie jedoch für mich der einzige sicher trockene Weg.

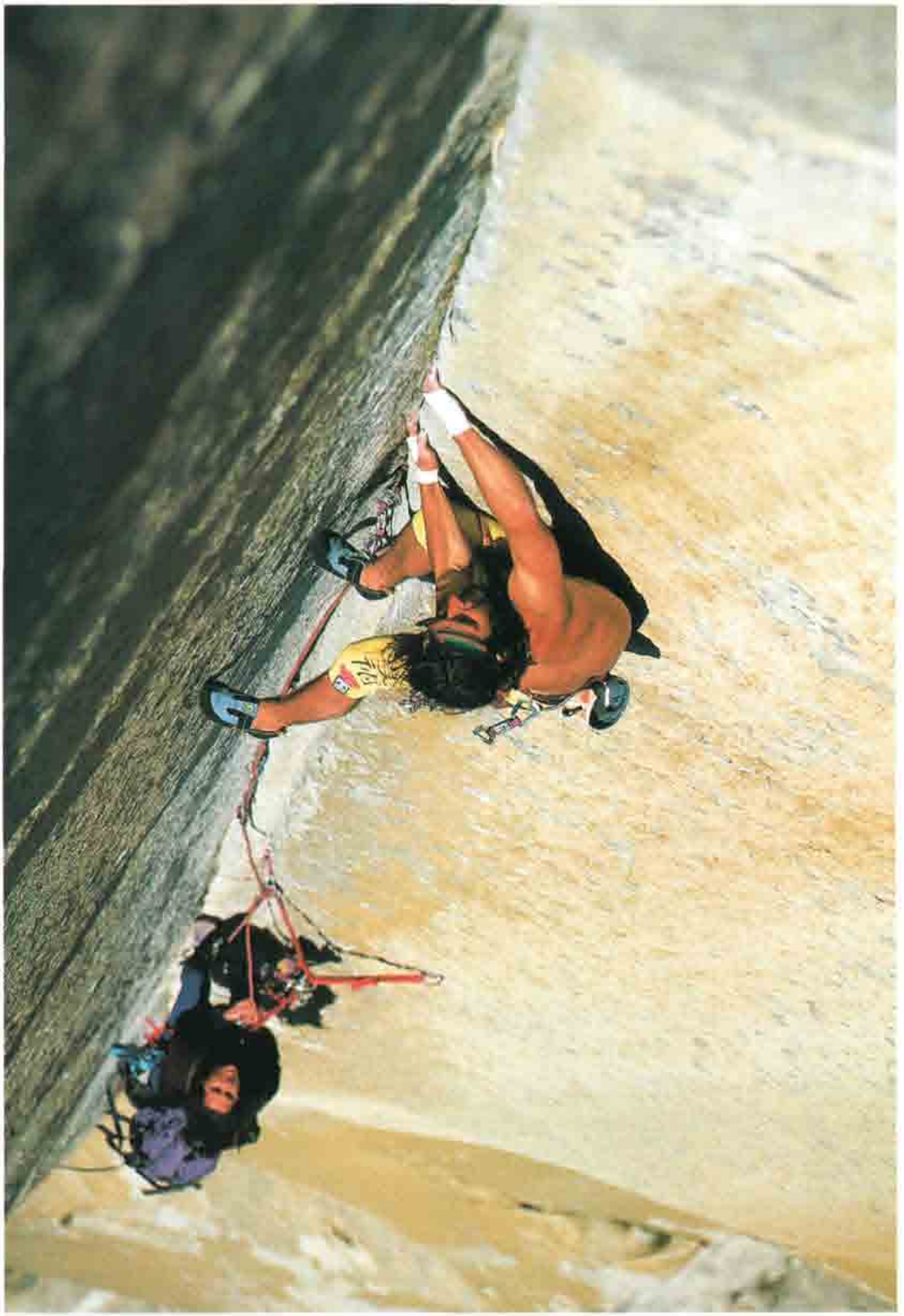
Ausgelaugt vom nassen Biwak steigen wir beim ersten Licht an den tags zuvor fixierten Seilen hinauf zur „Headwall". Obwohl ich heute nicht mehr in der Lage bin auch nur einen Meter der Headwall frei zu klettern, so gibt es doch für mich keinen Zweifel, daß diese frei kletterbar ist.

Nach einer Woche schneebedingter Pause hat Petrus endlich wieder Erbarmen. Bepackt mit 250 Meter Fixseil, Biwakausrüstung und Essen für fünf Tage, insgesamt mehr als dreißig Kilogramm, steige ich allein wieder über die „East Ledges" auf. Noch bevor ich meinen Biwakplatz unter einem Dach am Gipfel des El Capitan erreiche, stehe ich schon wieder mitten in einem Wettersturz. Mitten in der Nacht werde ich dann auch noch von dort von den eingewehten Schneemassen vertrieben.

Ich finde eine kleine Höhle, doch leider ist dieses Verlies schon belegt. Ein großer, bereits mumifizierter Vogel verleiht dem Platz einen morbiden Charakter — es hilft alles nichts, der Vogel muß raus. Mit einem Stock durchbohre ich die papyrusartige Haut. Als ich ihn an seiner zukünftigen Ruhestätte niederlege, bricht er mit einer kleinen Staubwolke in sich zusammen. Zwei Tage verbringe ich mich ständig massierend in meinem „Hotel", bevor mich endlich das prophezeite Schönwetter davon erlöst. Die nächsten zwei Tage bin ich ausschließlich mit dem Ausbouldern der Headwall beschäftigt. Die Headwall besteht aus drei Seillängen, zweimal 5.13a und einmal 5.13b, wobei ich den von Skinner und Piana eingerichteten Stand nach der ersten Seillänge nicht als solchen akzeptiere. Ich will die ersten zwei Seillängen zusammenhängen, da der Stand dazwischen weder ein Rastpunkt noch ein no-hand-rest ist. Für mich gehört es jedoch zu einer freien Begehung, daß die einzelnen Seillängen immer mit einem no-hand-rest am Stand miteinander verbunden sind. Was sonst als diese Regel verbietet, die

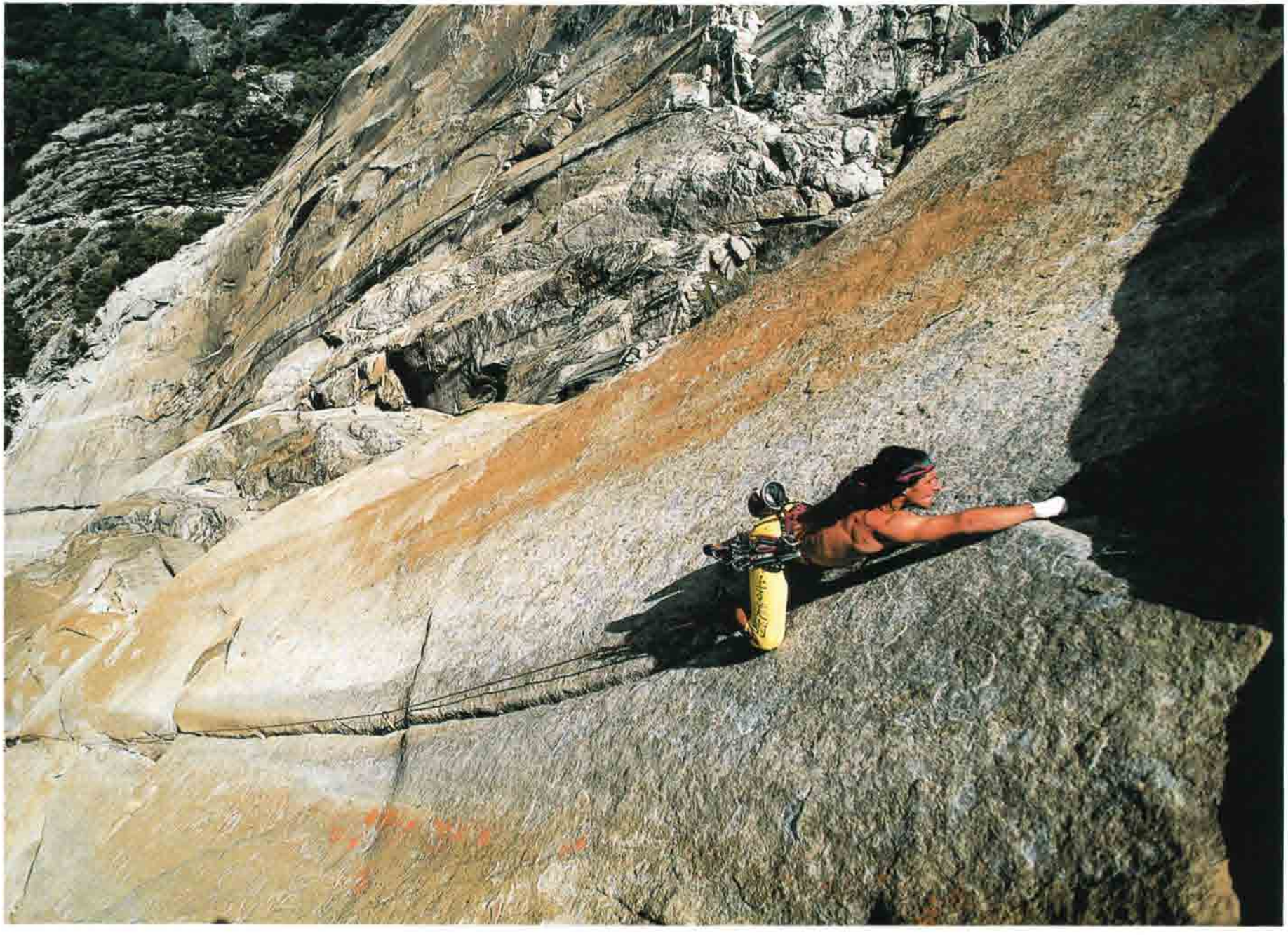
Rechts und folgende Doppelseite: In der Verschneidung unter dem Dach, 31. Länge
Seite 216/217: Headwall, erste Länge (33. Länge)
Seite 218/219: Headwall, zweite Länge (34. Länge)

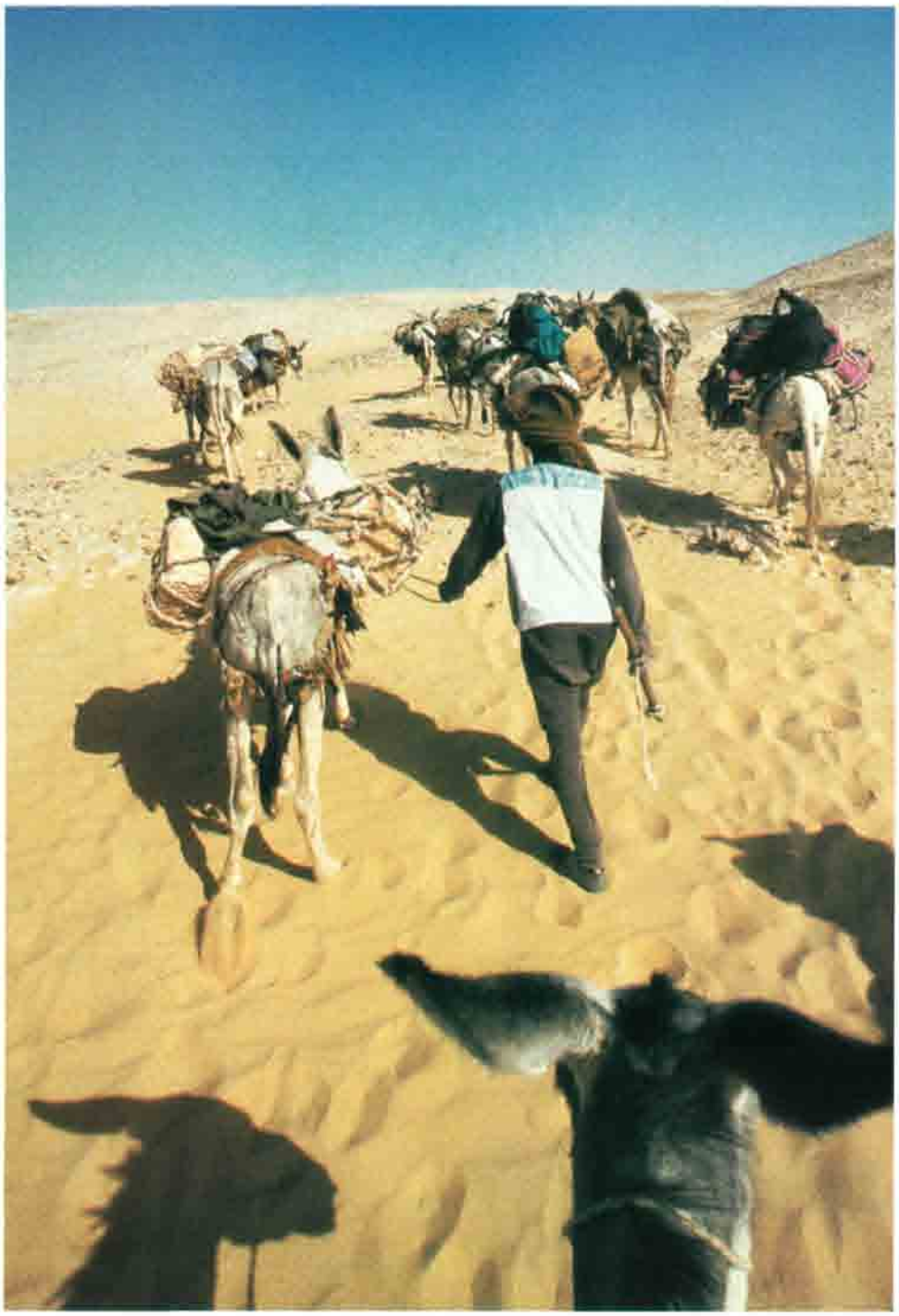
Headwall nicht in sechs oder mehr Seillängen zu zerlegen?
Viel Aufsehen erregte die erste freie Begehung der Salathé durch Todd Skinner und Paul Piana. Alle Seillängen sollen dabei frei geklettert worden sein, doch teilten sich die beiden die 38 Seillängen untereinander auf, so daß jeder von beiden jeweils nur die Hälfte der Seillängen kletterte, während die andere Hälfte mit Steigklemmen nachgestiegen wurde. Daß die amerikanische Kletterszene nicht einmal der freien Begehung der einzelnen Seillängen durch Skinner und Piana Glauben schenkt, ist für mich dabei nicht einmal so interessant. Denn weder Todd Skinner noch Paul Piana können von sich behaupten, alle Seillängen und somit *die* Salathé frei geklettert zu haben. Mein Ziel ist es, in möglichst wenigen Tagen jede Seillänge der Salathé rotpunkt zu klettern, eben auch mit dem Legen aller Sicherungen während des Durchstiegs.
Den Anfang der Headwall bildet ein V-förmiger Riß. Kleinste Schuppen an den abgerundeten Kanten lassen hier die freie Kletterei zu, bis man dynamisch den Beginn des Hauptrisses, der siebzig Meter ohne Unterbrechung die Headwall durchreißt, erreicht. Bis zum ersten no-hand-rest dominieren dann vor allem offene Handklemmer die Schwierigkeiten. Neben dem Ausbouldern markiere ich gleichzeitig alle Rastpunkte, die mir kraftloses Legen der Keile und Friends ermöglichen. Ich versuche mit möglichst wenig Material zurechtzukommen und plane für die 55 Meter lange Seillänge zehn Sicherungen ein. Daß man dabei auch größere Abstände in Kauf nehmen muß, gehört beim Rißklettern dazu. Die zweite Seillänge beginnt mit einem offenen Fingerriß und verengt sich nach einem zweiten no-hand-rest in einem großen Loch zu einer Rißspur. Scheinbar unberührt ist diese wohl schwierigste Einzelstelle der Headwall, immer wieder brechen die wenigen als Tritte brauchbaren Schuppen ab. Trotzdem komme ich mit der mir vertrauten Wandkletterei schnell zurecht.
Einsetzender Schneefall zwingt mich, schnellstens die Wand und den El Capitan zu verlassen, um nicht zu einem erneuten Biwak in meinem grausamen Verlies gezwungen zu werden. Nach der obligatorischen Schlechtwetterpause steige ich wieder auf, ohne jedoch diesmal auf den Komfort eines Zeltes zu verzichten. Nocheinmal arbeite ich die Headwall durch, bevor mich Mark Chapman zwei Tage später besucht, um mich in der Headwall im Vorstieg zu sichern.
Trotz meiner Nervosität klettere ich schnell und sicher, drei Meter vor dem Stand ist die letzte Sicherung geplant. Der Friend ist schnell plaziert, doch der Seilzug verhindert das Einhängen. Obwohl die letzten Meter die Schlüsselstelle sind und die letzte Sicherung bereits zehn Meter unter mir ist, riskiere ich den Versuch, den Stand mit einer Flucht nach vorne zu erreichen. „Hey you guy, this runout was fucking crazy", gratuliert Mark und schüttelt dabei den Kopf. Zwei Stunden später feiern Mark und ich mit Budweiser und Chips die erste Rotpunktbegehung einer der wohl besten Seillängen der Welt.
Nach einer erneuten Runde Schnee und Regen bin ich wieder am El Cap, diesmal von unten und mit Heinz Zak. Für den ersten Tag hat sich Jeff Achey bereiterklärt, Heinz beim Schleppen des Haulbags am Freeblast, den leichten ersten elf Seillängen der Salathé, zu unterstützen. Doch wieder einmal zeigt Petrus kein Erbarmen und spült uns mit einem Wolkenbruch zurück ins Tal.
Wieder sind wir zum Warten verbannt, bis endlich und endgültig das Ende der Regenzeit prophezeit wird. Am frühen Morgen hat Heinz noch ein shooting mit Ron Kauk. Um zehn Uhr sind wir dann endlich am El Cap und steigen wieder auf zu den Heart Ledges. An der Hollow Flake zwingt uns eine langsame Seilschaft zu einem Überholmanöver, doch deren mangelnde Einsicht erschwert das Manöver. „It's my only week of vacation and all I want to have is fun." Und zum „fun" gehört offensichtlich auf gar keinen Fall, von anderen überholt zu werden. So endet der ganze Vorgang im Chaos und kostet Zeit und Nerven. Selbiges gilt auch für den Offwidth vor dem El Cap Spire. Offwidth ist eben im Klettersport mehr als alles andere assoziiert mit Kampf und Abenteuer.
Um sechs Uhr kommen wir am El Cap Spire an, fünf Seillängen über uns ist der „Block", Ziel des heutigen Tages. An der letzten großen Hürde, der 5.13a Seillänge vor dem Block, stolpere ich. Zwei Minuten hänge ich an kleinen Leisten und versuche vergeblich, mich an die richtige Fußstellung für den letzten Überkreuzzug zu erinnern. Noch dreimal klettere ich zu dieser Stelle, bis ich das Problem durch einen Griffwechsel lösen kann. Noch einmal springe ich ab, um die Seillänge von unten weg zu klettern. Die einbrechende Dunkelheit zwingt mich zum sofortigen Start. Ich nehme die letzte Chance wahr und rette mich mit gelähmten Armen die abschließende Verschneidung hinauf. Bereits im Dunkeln richten wir uns auf das Biwak auf dem Block ein, in der Gewißheit, einen großen Schritt in Richtung Gipfel gemacht zu haben.
Nur noch zehn Seillängen sind es bis zum Ausstieg, und wir haben viel Zeit. Wir schlafen uns so richtig aus, bevor ich gegen Mittag noch etwas steif in die Seillänge zum „Sous Le Toit" starte. Obwohl mich diese Seillänge pumpt, spüre ich doch, wie das frische Blut den Müll von gestern aus den Unterarmen spült. Am Beginn der Headwall bin ich wieder sehr nervös, und prompt kippe ich beim Zug in den Hauptriß mit einem brechenden Tritt aus der Wand. Mit dem Ärger verschwindet jedoch auch die Anspannung, wesentlich gelassener starte ich erneut. Fest plane ich diesmal ein, auf das Legen der vorletzten Sicherung zu verzichten, um Kraft für das Legen eines Friends vor der letzten Stelle zu sparen. Kurz nachdem ich den Friend perfekt plaziert habe, rutscht die Hand und erneut bin ich gezwungen, ohne die letzten Sicherungen



zum Stand durchzuziehen. Betrunken vom Adrenalin schreie ich meine ganze Freude in die Welt hinaus. Bereits jetzt bin ich mir meines Erfolges sicher. Obwohl auch die nächste Seillänge noch genauso schwierig ist, so ist die Wandkletterei an der Rißspur mir als Europäer wesentlich vertrauter, und mit viel Selbstvertrauen gelingt mir diese letzte Hürde heute auf Anhieb.

Heinz und ich sitzen am Ausstieg der Salathé, tausend Meter Granit unter den Füßen. Mit auf unendlich gestellten Linsen starre ich in die Landschaft. Immer wieder träume ich meinen Film, sehe Bilder von meinen Freunden, von unendlich langen Rissen und dem vielen Schnee. Es ist ein herrlicher Film.
Ein Film, den man nie vergißt.





„Die Tiere sind Hochleistungssportler. Sie, die in Relation zu ihrem Körpergewicht enorme Lasten tragen, sind die wahren Helden dieser Karawane."
Alle Fotos zu diesem Beitrag stammen vom Autor.

Djeballah
Auf der Suche nach Alabaster

Durch die Bergwildnis der Libyschen Wüste

Michael Vogeley

Eigentlich wollte ich in Ägyptens Wüsten bergsteigen. Meiner Frau zuliebe steuerte ich — wie jeder Tourist — das berühmte Tal der Könige in der Nähe von Luxor an — und fand nicht nur die Pharaonenzeit gegenwärtig, sondern auch eines der letzten unverfälschten Bergvölker Afrikas. Im ehemaligen Theben weht der Atem der Antike: Seit viertausend Jahren pulsiert diese Stadt, deren Tempel, Paläste und Gräber sich im ewigen Nil spiegeln. Hier wird noch immer Alabaster, einer der bedeutendsten Werkstoffe der Pharaonenzeit, in zahlreichen Handwerksbetrieben zu Kitsch und Kunst verarbeitet. Seit Jahrtausenden ziehen die Djeballahs, die „Männer der Berge", auf Eseln unter den sengenden Strahlen der Sonne über das unwirtliche, zerrissene Limestone-Plateau ins Gebirge und brechen das begehrte Gestein aus dem Fels, heute wie zu Zeiten der Pharaonen. Wir begleiteten als erste Europäer eine solche Karawane und dokumentierten diese seit Jahrtausenden gleichgebliebene Tradition.

Out of Luxor

Der Schmerz in meiner Brust ist höllisch, als ich zwischen scharfkantige Steinblöcke knalle und mir die fünfte Rippe anknackse. Nur der Rucksack auf meinem Rücken verhindert, daß ich mir das Kreuz breche. Der um meinen Kopf geschlungene, drei Meter lange Baumwollschech dämpft den größten Aufprall, als mein Schädel gegen einen Stein schlägt. Das Stakkato der kleinen, harten Eselshufe dröhnt in meinem Hirn. Gleichgültig ziehen die schwerbeladenen Tiere an mir vorbei. Humpelnd, die Hand an die Rippe gedrückt, haste ich durch das Geröll meinem Reitesel hinterher. Das brave Tier kann nichts dafür, daß ich nach 36stündigem Ritt auf seinem Rücken eingeschlafen bin. Wenn es dem Esel zu wohl wird...

Mein Freund Serge, Bergführerausbilder aus Chamonix und Mount-Everest-Besteiger, den ich für das Unternehmen gewinnen konnte, treibt seinen Esel mit den Hacken und dem Ruf „donkey" an. Lächerlich schleifen Martins lange Beine am Boden entlang. Klaglos trägt der kleine Graupelz den fast zwei Meter großen und neunzig Kilo schweren Mann, den ich beim Klettern im Schwabenjura schätzen gelernt habe. Er dokumentiert mit seiner Kamera unseren Zug durch die Bergwildnis, der, wie zu Pharaonenzeiten unter primitivsten Bedingungen, das seit Jahrtausenden begehrte Alabaster aus der Libyschen Wüste holt.

Alabaster, das „Weiße Gold der Pharaonen", ist ein helles, durchscheinendes, feinkörniges und polierfähiges Material, das seinen Namen von der antiken oberägyptischen Stadt Alabastron erhielt. Durch seine Struktur, die leicht zu bearbeiten ist, war es bevorzugter Werkstoff der bildenden Kunst. Er wurde zu Gefäßen, Lampen, Porträtköpfen und Kanopen verarbeitet, zu Vasen, Urnen und Reliefs — vielbewunderte Kunstschätze. Weiß dominiert; daneben finden sich auch Grau, Gelb, Grün oder Rot. Herausragendes Beispiel sind Gegenstände aus Tutenchamuns Grab, die Attraktionen im Ägyptischen Museum in Kairo sind. Alabaster war wegen seiner Seltenheit, weil es meist nur im unwirtlichen Gebirge zu finden war, und wegen seiner Haltbarkeit besonders geeignet, zum „Gestein der Pharaonen" erhoben zu werden.

Karawanen: Morgen gibt es sie nicht mehr

Als ich im Brockhaus nachschlage, finde ich folgende nüchterne Definition, die trotzdem das Abenteuer ahnen läßt: „Karawane (pers. 'Kerwan', 'Kamelzug', 'Reisegesellschaft'), [...] Gesellschaft von Kaufleuten und Pilgern in unwirtlichen [...] Gebieten [...] Die K. nehmen seit alter Zeit immer wieder denselben Weg. Sie kommen und gehen [...] und verwenden Trag- und Reittiere, die der Umwelt angepaßt sind [...]" Viele Schriftsteller hat das Thema fasziniert. Durch Karl May wurde einst meine kindliche Phantasie angeregt. Sven Hedin beschrieb sie in seinen Büchern, Heinrich Harrer hat an Karawanen teilgenommen und über seine Abenteuer in Büchern berichtet. Wir drei Europäer sind uns einig: Wir wollen bei diesem Abenteuer keine Voyeure sein, sondern als Mitglieder der Karawane ihre Arbeit mitverrichten und ihre Mühsal teilen.

Ich blicke zu den Freunden hinüber. Die glühende Sonne brennt auf Serges weißen Turban, den er aus einem



Michael Vogeley
Die Karawane zieht

Vom Nil zu den Alabastersteinbrüchen au
dem Limestone-Plateau und zurück



















Bettuch gewunden hat. Sein hageres Gesicht ist vom Staub wie gepudert. An Martins Wange zieht ein Schweißtropfen seine schmutzige Spur.
Die Sonne steht im Zenit und heizt das Gestein auf. Die Djeballahs, unsere Begleiter, sind in ihrem Element. Ungeachtet der Hitze reiten sie auf ihren Eseln, springen gewandt auf und ab, helfen den Lasteseln über schroffe Blöcke, schwingen ihre Bambusstöcke und treiben die müden Tiere gnadenlos an. Für uns ist der exotische Alltag der Karawane — eine Handvoll Männer und zwanzig Esel, die durch die bizarre Felswildnis der flirrenden Wüste ziehen — eine Herausforderung. Die Karawane bricht vom legendären Tal der Könige auf, ganz in der Nähe des unscheinbaren Grabs von Tutenchamun.
Howard Carter hatte 1922 die unberührte Grabkammer entdeckt — eine Weltsensation. Unter den erstaunlichen Schätzen befanden sich neben mehr als zwei Tonnen Gold auch eine Reihe hervorragender Alabasterkunstwerke. Tagsüber quillt die berühmte Schlucht von Touristenbussen und ihren Insassen über. In der Nacht ist sie verwaist und nur noch Wüste. Der Vollmond steht am Himmel und beleuchtet die Packesel, die durchtrainierten, hageren Männer in ihren weiten Gewändern und die zerrissenen Felsen. Erst treiben wir die Esel 400 Höhenmeter über einen steilen, unwegsamen Pfad hinauf zur Hochebene des Limestone-Plateaus. Später können wir reiten, und die Tiere spielen ihre traumwandlerische Trittsicherheit im unwegsamen Gelände aus.
„Wir werden in drei Tagen etwa 200 Kilometer reiten!" verkündet Hamdy, der Führer der Karawane.
Oft trabe ich im Dauerlauf durch die Felsblöcke, eingehüllt in eine Staubwolke, neben der Karawane her. Lieber in Bewegung sein, als sich wie in zwei Teile gespalten zu fühlen, weil die Beine immer länger werden. Nie werde ich mich an das steigbügellose Reiten auf dem harten Strohballen, der als Sattel dient, gewöhnen. Höher geht es, immer höher. Um drei Uhr morgens stoppt Abdullah mit einem langgezogenen „Hoooo!" den Treck und springt von seinem Esel. Wir werden bis zum Sonnenaufgang rasten. Zwei Stunden Schlaf erwarten uns, Balsam für Muskeln und Sehnen. Die Alabaster-Männer hüllen sich nur in ihre zerlumpten Decken. Martin, Serge und ich schütteln die Schlafsäcke auf und legen uns ins Geröll. Die Esel stellen sich hin und dösen ...
„Come on! Quick! The sun is coming!" Hamdy treibt uns aus den Säcken. Glutrot steigt der Sonnenball über den schroffen Bergen höher und höher, gewinnt mehr und mehr Kraft und heizt unser kaltes Lager auf. Bevor wir in die Schuhe schlüpfen, klopfen wir sie an einem Felsbrocken aus — Skorpione verkriechen sich gerne in Schuhen und in den schweißdurchtränkten Socken.
Schon leuchten die Cañons in der Sonne. Das Tafelgebirge mit seiner weiten Hochebene ist von erodierten Schluchten durchfurcht. Sandfelder wechseln mit harten Felsplatten. Die Luft flirrt in der Hitze.

Bar bela mar: Meer ohne Wasser —

so nennen die Araber die Wüste. Endlos, bis zum Horizont, nur Steine: Wüste ist vor allem Fels. Vor Äonen war die Sahara ein wirkliches Meer. Wir reiten über harten Fels, der von Ammoniten übersät ist, versteinerte prähistorische Lebewesen: Muscheln, Fische, Pflanzen. Wieder sind wir fünf Stunden auf unseren Tieren geschaukelt. Das Hinterteil fühlt sich wie rohes Fleisch an, die Beine sind lahm, und der Durst wird unerträglich. Dann, endlich: Die Tiere verharren vor einem Abbruch, der Rand des Plateaus ist erreicht. Das Gebirge verebbt wellenförmig in der Kieswüste des Reg und den Sanddünen des Erg. Hundert Kilometer liegen hinter uns — und weitere hundert vor uns. An der Kante des Gebirges beginnt die eigentliche Arbeit für die „Männer der Berge". „Djebel" heißt arabisch „Berg". Hier ist die traditionelle Fundstelle des Alabasters.
Die „Djeballahs" satteln ihre Esel ab, schwielige Hände packen primitive Werkzeuge: Brechstangen, handgeschmiedete Hämmer und Spitzhacken. Leichtfüßig klettern die hageren Gestalten die steile Flanke des Berges hinab. Stundenlang dröhnt es, poltern Steine, hört man das Ächzen und Stöhnen der schwerarbeitenden Männer. Fünf Stunden lang brechen sie in der Hitze des Tages bis zu fünfzig Kilogramm schwere Alabasterblöcke aus den Kalkschichten. Barfuß klettern sie über das Geröll, treiben Brechstangen in den Fels und lösen aus dem Trägermaterial die unscheinbaren wertvollen Gesteinsbrocken: Alabaster, das weiße Gold der Pharaonen.
Mohammed, der 60jährige spindeldürre Treiber, klopft die Blöcke in handliche Stücke, entfernt rundum mürbes Gestein, bis ein heller, milchig-weißer Block übrigbleibt. Die fußballgroßen Steine werden auf die Schultern gewuchtet und zu den Eseln geschleppt, die lethargisch in der Sonne dösen. In grobmaschigen, selbstgeknüpften Netzen laden wir die Alabasterrohlinge auf die schnaubenden Tiere. Eine Last von 120 Kilogramm ist für einen Esel üblich. Wir arbeiten mit den Djeballahs — das war unsere Idee. Als ich beladen mit einem zwanzig Kilogramm schweren Stein den Plateau-Rand erreiche, bin ich schweißgebadet. Abdullah steigt mit der gleichen Last hinter mir auf und lächelt mich mit blitzenden Zähnen an.
Wieselflink und konditionsstark klettert er mehrmals die steile Felsflanke hinauf. Für ihn, der die Mühsal im Gebirge gewohnt ist, ist es unverständlich, daß ein Fremder, ein Giaur, diese Strapazen freiwillig auf sich nimmt. „Warum?" scheint sein Blick zu fragen. Ich betrachte seine sehnigen Arme. Der schwarze Schnurrbart verleiht dem Gesicht unter dem grauen Turban etwas Martialisches. Als er beobachtet, daß auch Serge seine Last nach oben trägt, sehe ich Respekt in seinem Blick. Mohamed, der junge Chef, zieht sein weites Gewand zurecht und bindet den Schech neu. Seine Hände sind aufgerissen, die

Fingernägel kurz, stumpf und abgebrochen. Seine Füße ragen unter dem Kaftan vor. Es sind stolze Gestalten, die „Männer der Berge".

Esel: Hochleistungssportler durch Ansporn

Kaum sind die Esel beladen, schwingen die Djeballahs ihre Peitschen und treiben die Tiere zur letzten Hochleistung an: Heimwärts, zurück zu den Frauen und den Kindern, zum Wasser.

Das beeindruckende Panorama der Sandwüste versinkt am Horizont. Der lange Treck zurück beginnt. Wieder sind es hundert Kilometer durchs Gebirge — nun voll beladen. Mensch und Tier werden an die Grenze der Belastbarkeit kommen. „Hamdy! Abdullah!" Mohamed brüllt zu den beiden hinüber und flitzt wie eine Bergziege über das rauhe Geröll. Ein Esel ist gestürzt, liegt bewegungslos unter seiner Steinlast und kann sich nicht erheben. Beladen schafft er es nicht, ohne Hilfe wieder hochzukommen. Zu viert stemmen wir das Netz mit den Steinen auf und helfen ihm.

Die Tiere sind Hochleistungssportler. Sie, die in Relation zu ihrem Körpergewicht enorme Lasten tragen, sind die wahren Helden dieser Karawane.

Biwak: Unter dem Vollmond

Es dämmert, als unser Treck eine kleine, vom Wind erodierte Felshöhle erreicht. Bald prasselt ein Feuer aus dürrem Dornengestrüpp und wärmt uns. Wir sind kaum tausend Meter hoch, aber hier im Gebirge wird es im Februar nachts eiskalt. Die Treiber hüllen sich in ihre weiten Gewänder, wir schlüpfen in dicke Pullover. Beim flackernden Flammenschein kommen sich zwei Kulturkreise näher und versichern sich gegenseitig ihrer Hochachtung. Während wir diese harten Männer bewundern, die in einer feindlichen Umwelt und mit Mühsal ihren Lebensunterhalt verdienen, haben wir ihre Achtung errungen. „Ihr seid nicht so wie die Touristen, denen wir in Luxor tagtäglich begegnen", behaupten sie. „Wir sind Bergsteiger", versuchen wir erfolglos zu erklären. Für die Djeballahs ist die Bergwüste ein Arbeitsplatz. Ihre Schönheit bleibt ihnen verschlossen. Freiwillig würden sie nie die Felsen und Hochebenen aufsuchen.

Wir teilen das einfache Abendessen aus Fladenbrot und Früchten, lassen die Wasserflasche kreisen, blicken in das Spiel der Flammen, das sich in den hellen Kalktafeln widerspiegelt und genießen den Duft der Wasserpfeife. Mohamed erzählt lebhaft von der Kobra, die er an diesem Biwakplatz beim letzten Ritt erschlagen hat. Der arabische Vollmond beleuchtet eine Stimmung wie aus dem Film *Lawrence von Arabien*. Während ich fröstelnd den Schlafsack enger ziehe, erinnere ich mich an die Worte von Saint-Exupéry: „Die Wüste ist ein kaltes Land, in dem es auch heiß werden kann." Müde blicke ich zum Sternenhimmel, der wie ein weißes Vlies das Firmament bedeckt. Dann schlafe ich erschöpft ein.

Daheim: El-Korna

Beim ersten Licht des Tages beladen wir im Schatten eines Felsturmes die Esel. Dann reiten wir direkt in die aufsteigende Sonne. Die Hitze steht. Staub verkrustet Mund und Rachen, der Durst wird unerträglich, die Muskeln gehorchen nur noch schwer.

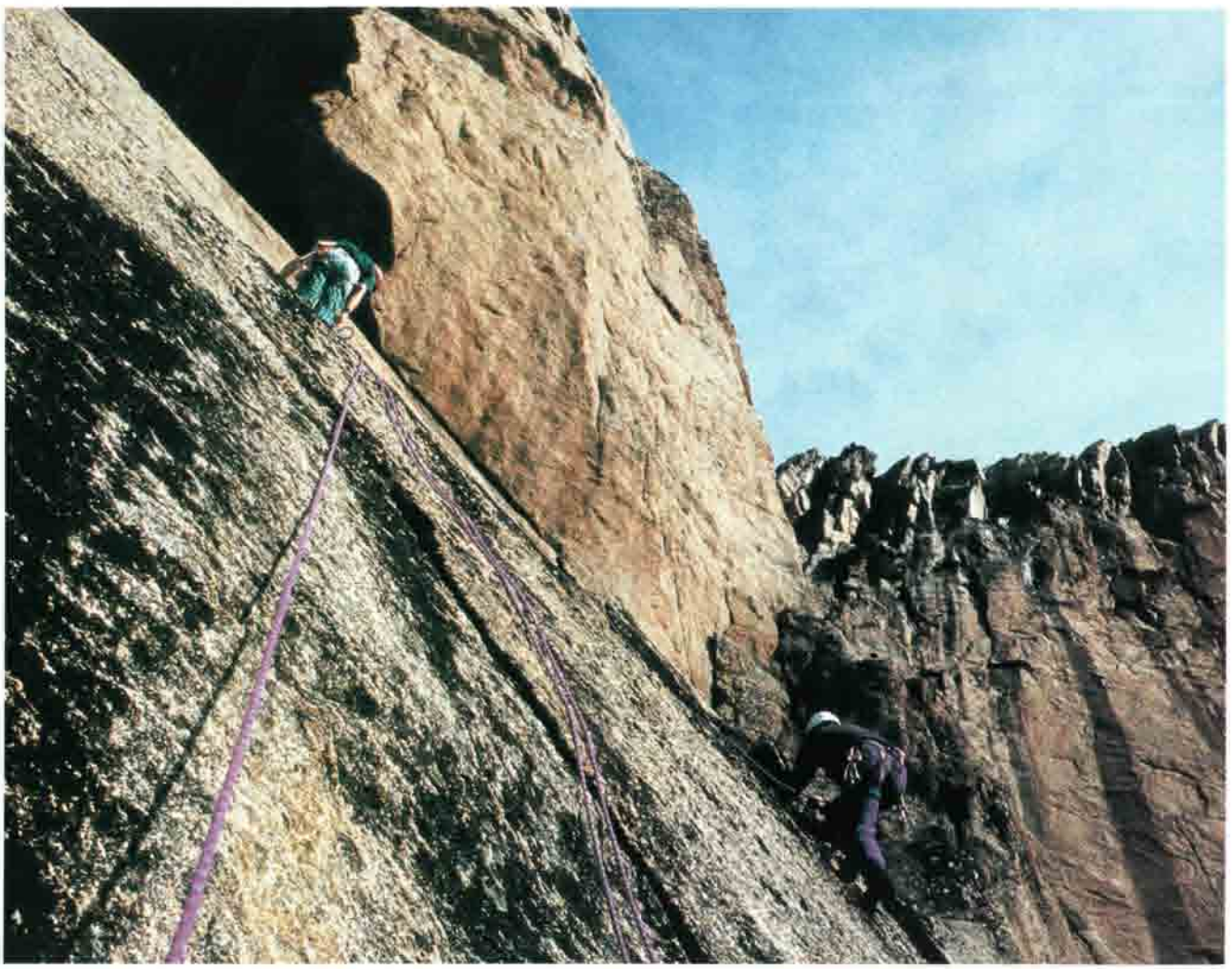
Plötzlich schreit Serge: „Luxor!" Er hat das grüne Band der Oasen und die bleichen Flecken der Häuser im Dunst entdeckt. Die berühmten Tempel sind nur zu ahnen. An der Abbruchkante des Hochplateaus öffnet sich der Blick auf das schmale, grüne Band des Niltals inmitten der Wüste. Dort gibt es Wasser! El-Korna, das Dorf, am Rande eines glühenden Gebirges, scheint zum Greifen nahe. Die weißen Schmetterlingssegel der Felukken leuchten auf dem Fluß.

Das Fest: Trommeln, Hammel und Kuskus

Steil geht es hinab. Immer wieder helfen wir den überladenen Eseln über glatte Felsplatten und zerrissene Erosionsfurchen. Am späten Nachmittag erreichen wir das kleine Dorf. Der Muezzin ruft vom brüchigen Minarett sein „Allah akbar!", Gott ist groß. Die Felswände werfen das Echo seines Singsangs zurück. Müde wanken die Tiere durch die staubigen Gassen mit den einfachen Lehmhütten. Meine Kehle ist trocken, ich spüre die Erschöpfung. Serges Gesicht ist eingefallen, Martin hängt schlapp auf seinem Tragtier. Obwohl wir nicht gerade auf der alpinen Brennsuppe dahergeschwommen sind, sind wir geschafft. „Salam!" Die Djeballahs scheinen nicht müde zu sein. Sie scherzen lebhaft mit den kichernden Frauen und begrüßen ihre fröhlich lärmenden Kinder. Wenig später sitzen wir in Hamdys Haus, trinken Tee, trinken, trinken ...

Samtschwarz und mild steigt die Nacht auf. Tam-tams dröhnen. Geigenklänge, für unsere Ohren unmelodisch, gellen durchs Dorf. Die Flammen des Feuers werden von den Kalkwänden reflektiert. Eine Kapelle spielt auf. Hammelfett tropft, und die Kinder tanzen um die Giaurs.

Wir lehnen uns auf den einfachen Holzbänken zurück, lachen in die braunen Gesichter unserer Freunde, die sich inzwischen auch gewaschen und frischgemacht haben, und wissen, daß wir eines der letzten ursprünglichen Bergvölker erlebt haben, etwas, was vor uns noch kein Europäer, kein Bergsteiger mitgemacht hat: die Alabaster-Karawane durch die Gebirge der Libyschen Wüste.



„Einhellig sind wir der Meinung, daß es in den Alpen kaum einen Platz gibt, der auf so engem Raum eine solche Fülle von grandiosen Felsgipfeln und Klettermöglichkeiten hat."
Foto: Günter Schweißhelm

Uummanarsuaq
Grönlands Ende der Welt

Die Entdeckung eines Gebirges

Michael Vogeley

Jeder Erstbegeher hofft, daß seine Traumtour möglichst bedeutend wird oder wenigstens Spaß macht. Bei Expeditionen ist das Zusammentreffen dieser beiden Parameter selten, in Uummanarsuaq war es das übliche.
Uummanarsuaq nennen die Grönländer den Süden ihrer Insel. Unweit des berüchtigten Kap Farvel kletterten zwölf Männer und eine Frau am „Kap der Stürme" — einer Landschaft, geprägt durch Eiszeit, archaische Ursprünglichkeit, eine wilde Bergwelt und eine fast unglaubliche Unberührtheit der fantastischen Granitwände.
Der wilde Süden Grönlands war bisher bergsteigerisch kaum besucht, obwohl die wichtigsten Gipfel auf der Insel Pamiagdluk, dem Arbeitsgebiet, von Briten bestiegen waren. Für Kletterer ist dort — auch nach dieser Expedition — eine terra incognita. Der hervorragende Fels, die Wandhöhen und Berggestalten, wie sie auch in Patagonien, dem Yosemite-Valley oder im Mont-Blanc-Gebiet Ausnahmen wären, könnten dieses Gebirge zu einem neuen Playground of Europe machen. Die Sektion Bayerland des Deutschen Alpenvereins ist eine Gruppierung „aktiver Bergsteiger strengerer Richtung". Hans Dülfer, „Rambo" Herzog, Willo Welzenbach, Paul Bauer oder Franz Nieberl sind nur einige klingende Namen aus der Sektionsgeschichte. Die Sektion feiert ihr hundertjähriges Jubiläum und sandte — der Tradition entsprechend — zu diesem denkwürdigen Datum Expeditionen in die Berge der Welt.
Ziel der Fahrt war es nicht, über eine Mannschaftspyramide einige wenige auf einen Gipfel zu liften. Vielmehr sollte in kleinen, schlagkräftigen Einheiten ein bisher nahezu unbekanntes Gebirge erkundet und klettertechnisch erschlossen werden. Dieses selbstgesteckte Ziel wurde nicht annähernd erreicht! Zu vielfältig, zu zahlreich sind die Möglichkeiten:
Grat reiht sich an Grat, Wand an Wand, Zinne an Zinne, Pfeiler an Pfeiler ... Das Resultat übertraf die Erwartungen:
— Drei Gipfel wurden erstbestiegen.
— Drei Gipfel wurden, auf neuen Wegen, zweitbestiegen.
— Acht neue Kletterrouten, mit Wandhöhen um 800 Meter und Schwierigkeiten bis zum oberen VII. Grad (UIAA), wurden erstbegangen.
— Vier Wege wurden zweitgeklettert.
Alle Routen wurden im alpinen Stil, on sight und ohne Fixseile, geklettert.

Acht Jahre und eine Idee

Die Einfahrt mit der Tulut, einem alten hölzernen Fischtrawler, in den Torssukataq-Fjord entspricht meinen Erinnerungen. Die Freunde, die ich für diese Idee gewann, bestaunen das Wunder und äußern sich: „Fantastisch ... unglaublich ... Spitze ... davon hast Du uns nichts erzählt." Der steile Fjord mit den beeindruckenden Fluchten, den Eisbergen und den Granitpfeilern sucht auf der Welt seinesgleichen. Es wird eine Fahrt durchs Gebirge, vorbei an Badiles, Drus, Cerro Torres ...
Himmelhohe Wände setzen unmittelbar am Eismeer an, steilen sich in den — Gott sei's gedankt! — blauen Himmel und werfen ihre Schatten über den nur wenige hundert Meter breiten Fjord. Ein Blick auf die Karte: Manche Gipfel kulminieren an der 2.000-Meter-Marke — dazwischen Wände, Pfeiler, Grate, die das Eismeer mit dem Himmel verbinden.
Ist es wirklich Jahre her, daß ich mit meinem Freund Walter durch dieses Gebirge im Meer knüppelte (siehe Berg '88, Wo Berge segeln*)? Die brave Tulut fährt Slalom durch Eisberge und dieses alpine Wunderland. Seit acht Jahren bin ich hierher unterwegs.*
Ein Dutzend Mal war ich auf Grönland, der riesengroßen Insel, die zu fast 85% mit Eis bedeckt ist. Selbst bei einer solchen Zahl von „trips" lernt man an der äquatorlangen Gebirgsküste das Land nur unvollkommen kennen. Die Erinnerung an die kühnen Berggestalten des Kap-Farvel-Gebietes ließ mich nicht mehr los.
Daß es hier Berge gibt, können die Feunde unschwer erkennen. Doch wie wird der Fels sein, wie die Klettermöglichkeiten? Stimmen die spärlichen Informationen über „besten Mont-Blanc-Granit"? Werden wir einen Monat lang akzeptables Wetter haben? Wie wird sich die Mannschaft vertragen? Wird sich das Wort *Team* in den Spruch auflösen: „Toll, ein anderer macht's?" Werden wir ein Gebirge finden oder nur einen Klettergarten? Wird die Mannschaft genügend Respekt vor der unberechenbaren Natur haben? Werden wir das Glück der Tüchtigen haben und unfallfrei nach Hause zurückkehren?
Erfolgreiche Expeditionen hat es in der Sektionsgeschichte

Mensch und Tier, einheimisch und fremd









Links oben: Einheimischer zeigt mildes Interesse an unserem Tun
Rechts oben: Der Expedionskoch Günter Schweißhelm nach Blutvergiftung durch Tintenfische
Links unten: Arctic Char, unsere Lieblingsspeise
Rechts unten: Walter Obster ohne Steinschlaghelm, aber mit Mücken
Alle Fotos: Michael Vogeley

genügend gegeben. Auch tragische. Ich, der Leiter — eher ein primus inter pares, ein Organisator, Koordinator — will keinen Toten mit nach Hause zurücknehmen — oder gar in Grönland zurücklassen. Die Zeichen dafür stehen gut. Die Gruppe ist homogen: intelligente Kletterkönner, mit allen Gebirgswassern gewaschene Routiniers, alles Freunde mit verteilten Fähigkeiten: Ärzte, Wissenschaftler, Jäger, Arktisexperten, Bergführer, Jugendliche und Senioren, Schreiberlinge, blendende Fotografen — und eine Frau! Alle sind gute bis sehr gute Bergsteiger. Ein starkes Team, eine glückliche Mischung.
Der Tasermiut-Fjord ist die „Hochburg" des mageren Klettergeschehens in Grönland. Im letzten Jahr paddelte ich als erster allein im Kajak durch diesen begeisternden Wasserweg, staunte über die steilen Granitpfeiler des Ulamertorssuaq und fuhr anschließend mit einem kleinen Motorboot zum geplanten Arbeitsgebiet. Die Berge waren steiler als in der Erinnerung, der Fels besser, die bergsteigerischen Möglichkeiten größer und das Gebirge einsamer, als ich es vor Jahren wahrgenommen hatte.
Der Südwesten Grönlands zählt zum zivilisiertesten Teil der Insel, die etwa so groß wie Europa ist und gerade 55.000 Einwohner hat. Der äußerste Süden, Uummanarsuaq, etwa sechs Bootsstunden von der letzten Stadt, Nanortalik, dem „Bärenort", entfernt, die immerhin 1.500 Einwohner zählt, ist unwirtlich: Wild, steil, fast unbewohnt und mit grandiosen Naturschönheiten gesegnet.
Im Fjord zerbricht krachend ein Eisberg, den die Drift rund um die Südspitze geschoben hat. Es klingt wie Lawinendonnern. Wird sich der Spruch von Al Bernstein, „Der Erfolg ist oft das Ergebnis eines falschen Schrittes in die richtige Richtung", bewahrheiten?

Die Anreise

Unter Ausnützung der modernen Verkehrsmöglichkeiten erreichen wir in drei Tagen das Basislager auf der Insel Pamiagdluk. Andi Wagner, offizieller Hüter des Expeditionstagebuches, erinnert sich.
... nach einem wolkenverhangenen Flug über den Atlantik ein atemberaubender Sinkflug über das Inlandeis, Gletscher und steile Felswände.
Der Jet kracht auf die Betonpiste von Narsarsuaq. Das gottverlassene Nest — kaum hundert Einwohner leben hier — ist ein Überbleibsel des Zweiten Weltkrieges und war eine Basis, um leichter über den Atlantik zu fliegen. Später beherbergte das Lazarett die verstümmelten Veteranen des Koreakrieges, um diese von den USA fern- und die Kriegsmoral hochzuhalten.
Wir treffen Stefan Glowacz, der in den letzten Tagen am Zentralpfeiler des Ulamertorssuaq im Ketils-Fjord kletterte und mit seinen Freunden in einer Neutour den IX. Grad in Grönland einführte. Hochmotiviert von seinen Erzählungen verlassen wir den Flughafen ... Der erste Tag auf Grönland hat unsere Erwartungen bei weitem übertroffen ... Auf der Höhe von Narsaq liegen die Eisberge dichter ... Vereinzelt lassen sich Seehundköpfe und Walflossen ausmachen.
Unser Ziel, das Kap-Farvel-Gebiet, ist so gut wie unerschlossen. Uns erwartet eine Fahrt ins relativ Unbekannte. Aaluitsup paa, die kleine Siedlung, zieht backbord vorbei. Letztes Jahr wurde ich vom dänischen Lehrer des Dorfes und seiner Frau eingeladen. Elisas Bruder war bei einem Suff- und Eifersuchtsdrama zwei Tage vorher erschossen worden. Ein Nebenbuhler hatte ihm betrunken mit einem Gewehr das Hirn aus dem Kopf geblasen. Obwohl fast jeder auf der Insel ein Gewehr für die Jagd besitzt und der Alkoholismus in Grönland grassiert, ist die Gewalttat ungewöhnlich. Grönländer sind im allgemeinen ein liebenswertes, aggressionsloses Volk.
Umgeben von Meeresbuchten und Fjorden, in denen Eisberge treiben, stehen die Berge in eindrucksvollem Kontrast ... Wir passieren Frederiksdal und biegen in den Torssukatak-Fjord ein. Eine gigantische Bergwelt tut sich auf.

Die Stürmerkante

Dr. Walter Stürmer, der die Expedition nach Kräften gefördert hatte, war im Vorstand der Sektion. Während unserer Vorbereitungsarbeiten kam die unfaßbare Nachricht: „Walter ist tot!" In der Kletteranlage in München-Thalkirchen war er abgestürzt. Wir beschlossen, diesem engagierten Mäzen eine Tour zu widmen.
Der Blick vom Basislager zum Naujarssuit-Massiv wird von einer eindrucksvoll profilierten Kante gefangen, die nach oben immer steiler werdend am 1.100 Meter hohen Gipfel endet. Die Meereshöhen der Gipfel sind nach alpinen Maßstäben bescheiden, die Wandhöhen und die klimatischen Bedingungen halten jedoch Vergleichen mit den Bergen der Welt stand.
Unser Auftrieb ist riesengroß, der Tatendrang unterliegt vorerst der organisatorischen Vernunft. Bald jedoch explodiert das über eineinhalb Jahre genährte Verlangen in Aktivität: Klaus Bierl, Günter Schweißhelm, Herwig Sedlmayer und Rolf Thausing wandern, unter donnernden Wasserfällen, zu einem langgestreckten See, an dessen Ende sich ein Felswunder auftut, das wir später das Amphitheater taufen: Westlich eine riesige, mauerglatte rote Wand. Östlich eine Flucht, die an die Nordwand der Großen Zinne erinnert. Rundum wüste, granitene Ungetüme, die gekrönt sind von der kühnen Gestalt des höchsten Berges der Insel. Dazwischen der Talgrund, die Märchenwiese, mit einem blaugrünen See. Am Fuße dieser landschaftlichen Schönheiten fußt der Elefantenrücken eines Pfeilers.
Nach abendlicher Diskussion, bei der allen Kletterern drastisch die Gefahren des Bergsteigens in Grönland vor Auge geführt wurde („Blizzards innerhalb von Minuten ... Hier gibt es keinerlei Hilfe ... Ein Schwerverletzter läßt die Expedition scheitern") ist die Stimmung der gesamten Mannschaft eher verhalten.

An dieser verhaltenen Stimmung bin ich schuld. Bisher strahlte die Sonne, wolkenloser Himmel vermittelte die Atmosphäre sommerlicher Leichtigkeit. Meine Verantwortung ist es, die launische Wechselhaftigkeit des arktischen Wetters vor Augen zu führen.
Noch gibt es keine Wetterprobleme. Die Vierermannschaft erstürmt — im wahrsten Sinne des Wortes — in wenigen Stunden den 800 Meter hohen markanten Pfeiler. Günter schwärmt von einer Tour, „die ihn an die Fußsteinkante erinnert, aber schwerer und länger ist." Klaus nennt sie „eigenwillig, unten durch einen breiten Rücken gekennzeichnet, oben schwerer, aber nicht mehr so schön." Der kühle Herwig wiegelt ab: „...im wahrsten Sinne des Wortes eine Erstbegehung." Er hadert mit der geringen Schwierigkeit, die nur nur an wenigen Stellen den unteren VI. Grad erreicht.
Sein Resümee: „Man kann kaum runterfallen." Rolf lümmelt im Gras, entlockt seiner Mundharmonika klagende Töne und enthält sich eines Kommentars. Ihm hat es einfach gefallen. Die Meinung der Mannschaft: „Mit kleinem Gepäck eine lohnende Tour. Mit 15-Kilogramm-Rucksack — das Funkgerät war auch dabei — eine lange und anstrengende Unternehmung."

Ingrids Toppen

Es ist der gleiche Tag. Walter Obster, Gymnasial-Manager aus Profession und Jäger aus Leidenschaft, mein Freund und Begleiter auf zwei Grönlandexpeditionen, und ich stülpen die Mückennetze über die verbrannten Gesichter und steuern den Naujarssuit von der Südost-Seite an. Das Kartenmaterial läßt viele Fragen offen. Doch wie ist das Motto? „Wir wollen das Gebiet bergsteigerisch erkunden und erschließen."
An Heide, Moor und fingerhohen Birken vorbei umrunden wir das Massiv, bis wir an zwei Schneefeldern stehen. Wir entscheiden uns für das südliche. Immer steiler klettern wir im weichen Firn, bis wir über bratschige Felsen mit Watzmann-Ostwand-Charakter ein Geröllfeld erreichen, das ein problemloses, aber anstrengendes Aufwärtssteigen ermöglicht. Das Seil haben wir in den Zelten gelassen, der III. Grad wird nur an einer Stelle erreicht. Meist steigen wir über Schrofengelände, was der höchsten Wand der Ostalpen sehr ähnlich ist. Der Unterschied: Wir turnen über rauhe Granitbrocken.
Abseits des Naujarssuit erreichen wir durch eine steile Schneerinne den Grat, sitzen wenig später auf einem Gipfel, einem Adlerhorst hoch über dem Eismeer, und inhalieren die bizarre Unordentlichkeit dieser fast unendlichen Gipfelwelt. Das Inlandeis hat sich irgendwann zurückgezogen und als Vermächtnis pralle Granitwände zurückgelassen. Nach Westen fällt ein Granitpanzer ab, der dem Kletteranspruch einer Bügeleisenkante standhält. Tief drunten blinkt der See bei der Märchenwiese. Im Südwesten dunkle Granittürme. Eisberge segeln im Grün der Fjorde, und über dem nahen Kap Farvel hängt eine Sturmwolke. So wie wir könnten sich vor 200 Jahren Bergsteiger gefühlt haben, als sie erstmals das Mont-Blanc-Massiv sahen. Mir wird klar, daß unsere Zeit nie reichen wird, dieses Gebiet zu erkunden, geschweige denn zu erschließen.
Walter errichtet mit der ihm eigenen Sorgfalt einen Steinmann, den er in einer Senke (!) aufbaut, damit „ihn der Wind nicht umweht". Ich freue mich, daß der Freund einverstanden ist, diesen Gipfel nach meiner Frau zu benennen: Ingrids Toppen — „Toppen", Gipfel, nach alter grönländischer Manier.
Nun lockt uns noch die zweite Besteigung des Naujarssuit. Wir hetzen, den Wettersturz im Nacken, zum Gipfel, einem breiten, mit riesigen Blöcken bewürfelten Plateau. Kap Christian ist nahe, und der Blick auf die Eisberge im Anordliutsup ima, dem Eisfjord zum offenen Meer, fesselnd. Trübe, helle Wolken segeln über das Kap.
Drohend steht eine Front über der Südspitze, die uns, nach einem Galoppabstieg, vor dem Lager mit Regen überschüttet. Ab in den Schlafsack. Der Regen trommelt auf die rote Plane. Es schüttet, wie es nur in Grönland schütten kann.
Es war ein Erfolgstag, und er klingt in einer Freßorgie aus. Wir ignorieren die feuchtkalte Tristesse. Friede zieht im Lager ein.

Anordliutsoq: das Basislager

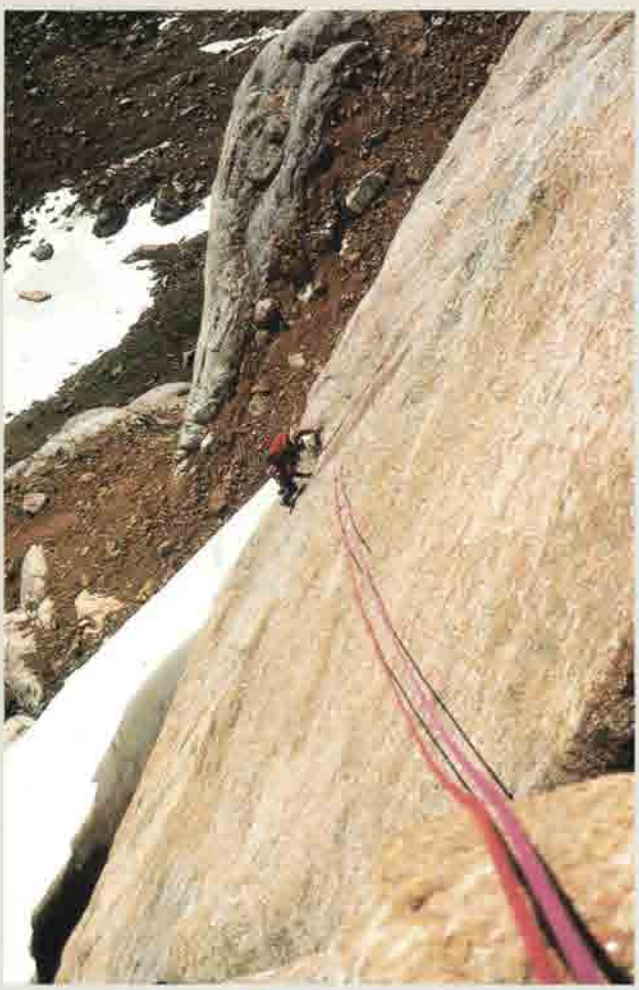
Ein dreißig Meter hoher Monolith schützt die kleine Zeltstadt vor den Winden, die aus Nord vom Inlandeis herabfallen. Die Felsarena im Rücken, der vom Eis weiß gesprenkelte, tiefgrüne Fjord und die Heidelandschaft rundum bilden das, was man gemeinhin einen Traumplatz nennt. Dies hatten Wikinger und Eskimos schon vor Hunderten von Jahren erkannt. Kreisrunde Hüttenruinen der Bewohner verwildern neben den rechteckigen Gruben der ehemaligen Normannenhäuser. Daneben flattern unsere bunten Schlafzelte mit dem großen Messezelt.
Zwei Tonnen Expeditionsgepäck sind ordentlich aufgeräumt. Die Tulut zu entladen und das Lager einzurichten, war eine Schinderei. Mein spitzes rotes Schlafzelt, mit einem kleinen Sturmzelt als Materialdepot („Man gönnt sich ja sonst nichts"), steht an der Grenze zwischen Meer, dem rauschenden Wildbach und den fantastischen Wänden mit den allerfeinsten Kletterlinien. Wir haben das Paradies gefunden.
Aus dem großen Messezelt, dem Zentrum unseres Wohlbefindens, ziehen köstliche Düfte. Inge Olzowy und Günter brutzeln Walsteaks und haben aus selbstgebrockten Pilzen einen Eintopf komponiert. Fips kreiert meisterliche, expeditionsungewöhnliche Diners. Besteck klappert, der Fünf-Liter-Kanister Rotwein leert sich dramatisch. „In vino veritas, in aqua igittigitt", ist der Wahlspruch. Eine glückliche Expedition ist jene, bei der reichlich Lebens-

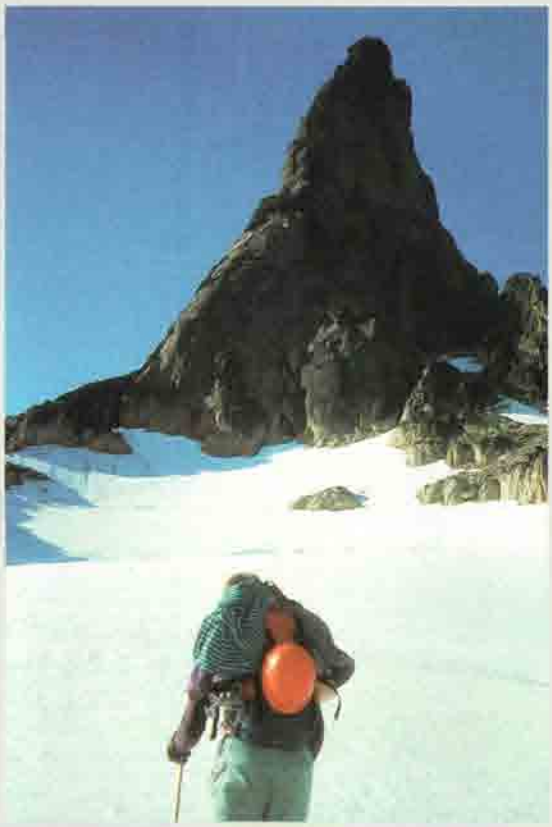
mittel vorhanden sind — und ein gesegneter Koch, der das Material in Genuß umsetzt!
Unscheinbare Steinhaufen umgeben das Camp. Blinkende Gebeine — Wikinger oder Eskimos? — blitzen bei tiefstehender Sonne aus den mit Flechten bewachsenen Steinen der Haufengräber unter windzerzausten Felsen. Walter Welsch hält im Expeditionstagebuch fest:
Unser Lager ist sehr schön. Im Schutze eines kleinen Granithügels liegt es erhöht über einer kleinen Bucht des Anordliutsup ima, in dem unsere Boote schaukeln.
Besonders hat es ihm die Latrine angetan, die Walter Obster in gemeinschaftlichem Auftrag, windgeschützt und grundwasseropportun, eingerichtet hat.
Unser Klo ist in der Tat das schönste der Welt. Ich kenne viele Varianten eines solchen Örtchens, vom sibirischen Stangenklo über tiefgekühlte, antarktische Schneegräben bis hin zu luxuriösen Etablissements, zu denen man — Trinkgelder spendend — von Dienern geleitet wird und deren Sauberkeit und Komfort makellos sind.
Zur latenten Gefahr, die der Donnerbalken bietet, führt er aus: ... als ein Adrenalinstoß dem Klo-Benützer anzeigt, daß eine gewisse Gefahr besteht, rücklings über die kippeligen Bretter in die schon kräftig gefüllte Grube zu stürzen. Der gewarnte Körper reagiert richtig und kommt — in Arbeitsstellung — zur Ruhe ... Noch während der Betrachter dem Gedanken an den steten Wandel alles Seins nachhängt, erschreckt ihn ein Schuß, ein Knall, zutiefst — ein Eisberg ist geborsten. Tosend fallen seine Trümmer in die See, Wellen schlagend, spritzend untergehend, auftauchend.
Fast mutiert das Klettern zur Nummer Zwei der Aktivitäten — das Angelfieber hat die Mannschaft gepackt. Arctic Char, als bester Speisefisch der Welt bezeichnet, brutzelt fast jeden Tag in Günters Pfannen und zieht die Mannschaft magisch an.
Walter Obster, „Oberjägermeister", hält eine Schulstunde über die zwei Gewehre, die wir zum Schutz gegen Eisbären dabei haben. Zu seinem Leidwesen wird niemand verschleppt, zerbissen oder umgebracht. Denn Bärensaison ist, wenn die Fjorde voller Packeis sind. Im Juli ist es damit meist vorbei, auch wenn draußen am Kap Farvel Schollen mit den hungrigen Raubtieren treiben.
Im letzten August, bei meinem Besuch in Augpilagtoq, brachten die Jäger einen erlegten Bären ins Dorf. Walter kriecht — ausgerüstet mit einer am Hals baumelnden Tafel, auf die Eisbären gemalt sind und auf denen die genauen Zielpunkte zum Erlegen markiert sind — ins Messezelt. „Er wünscht sich halt so ein kleines Bärchen!" Das Probeschießen verlegen wir auf die letzten Tage der Expedition.
Ein Blizzard orgelt, und die Wolken fetzen so tief, als ob sie das Camp unter sich begraben wollten. Gerade recht, um ein nie endenwollendes Thema aufzugreifen.
Walter Welsch hält fest: *Anläßlich unserer Vorbereitungstreffen hatten wir auch das Müllproblem besprochen. Andere Themen waren etwa: „Verletzen Bohrhaken die Unberührtheit der Natur? Welchen Lärm verursacht das Setzen der Bohrhaken? Sollen wir biologisch abbaubare Spülmittel verwenden?" ... Kaum war das Basislager eingerichtet, begannen Berge von Gläsern, Flaschen, Büchsen, Folien, Verbundmaterial, Bioabfälle ein Problem zu werden ...*
Sollen wir brennbaren Müll, trotz der schädlichen Emissionen, verheizen? „Nein", ist die mehrheitliche Meinung. Andi gibt zu Bedenken: „Für den Rücktransport wird Treibstoff verbraucht, und Europa würden wir mit unserem Dreck belasten." Auf der Insel geht man in den Dörfern sorglos mit Abfällen um, die entweder im Meer versenkt oder verbrannt werden.
Wir sahen uns nicht mehr nur in der Rolle einer kleinen Kommune, sondern in den globalen Widerspruch „Zivilisation, Natur und Umwelt" verwickelt. Man könnte eine ... Doktorarbeit schreiben mit dem Thema: „Umweltbelastende Komponenten einer kleinen Expedition in arktischer Umgebung, ihre Vernetzung und Versuch der Minimierung ihrer Auswirkung im lokalen, regionalen und globalen Bereich." Die beste Lösung wäre der Aufruf: „Freunde, bleibt zu Hause! Was auch immer ihr Angehörigen der modernen Zivilisation tut — es belastet die Umwelt!" ... Durch „Satzungsänderung" gelangen wir zu folgender pragmatischer Lösung: Glas und Blech werden gesammelt und nach Deutschland zurückgenommen, Bioabfälle kommen in die Latrine, der Rest wird verbrannt ... Unser kleines Müllproblem ist ein Paradebeispiel für eines der großen Probleme der Menschheit.

Nichts für Lemminge

Unter dem gewaltigen Plattenschuß Rote Wand ducken sich die Zelte des vorgeschobenen Lagers auf der Märchenwiese. Rundum Arktis, ungebändigte Natur, unbewohnt, menschenleer, ohne Leben ... Ohne Leben? Da gibt es Ungeheuer! Faustgroße, pelzige, hamsterähnliche Monster, eingebunden in einen Fünfjahresrhythmus der Natur, der die Population anschwellen läßt und dann in einer steilen Fieberkurve absenkt: der Lemming-Zyklus. Wenn die kleinen Nager am Minimum sind, gibt es für Adler, Füchse und Wölfe wenig zu fressen, und sie vermehren sich weniger. Nimmt die Zahl ihrer Feinde ab, vermehren sich die putzigen Tierchen „wie die Karnikkel". Dann gibt es auch für das Raubwild genug Nahrung. Die Population steigt an — und frißt mehr Lemminge, bis die Anzahl der Pelztierchen zurückgeht ...
Wir sind mitten in einen Lemming-Höhepunkt geraten. Die Freude am wunderschönen Zeltplatz wird getrübt, weil die Nager sich an Schnüren verlustieren und nachts die Liegematten unterwandern. Biwaksäcke, Skistöcke und Plastikschüsseln sind „Lemming-Haute-Cuisine". Nichts ist vor den Tierchen sicher.
Ein vielversprechender Tag wie aus Glas geblasen bricht an. Rolf, Herwig, Klaus und Günter steigen in den wuchtigen Pfeiler ein, der die Rote Wand nördlich begrenzt. Herwig schildert: *Außerdem waren wir uns einig, daß wir*

Granitklettern in der Arktis



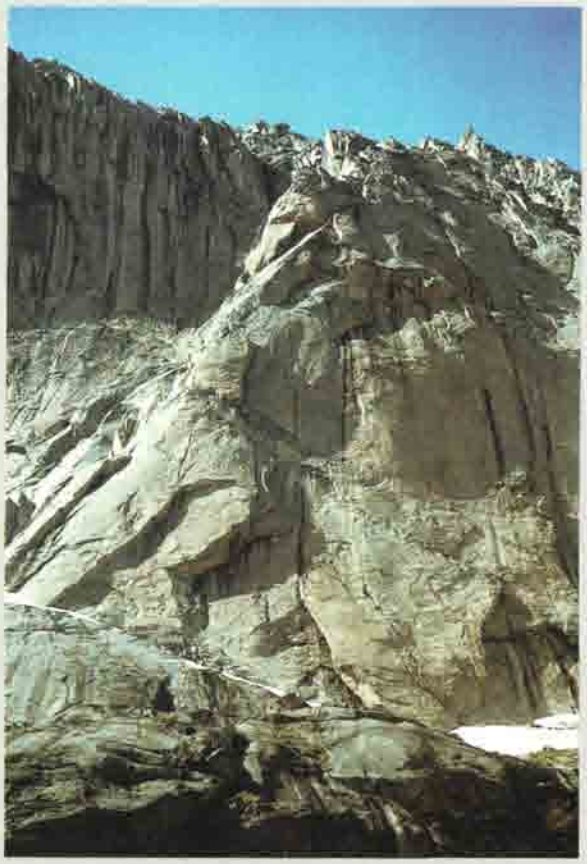


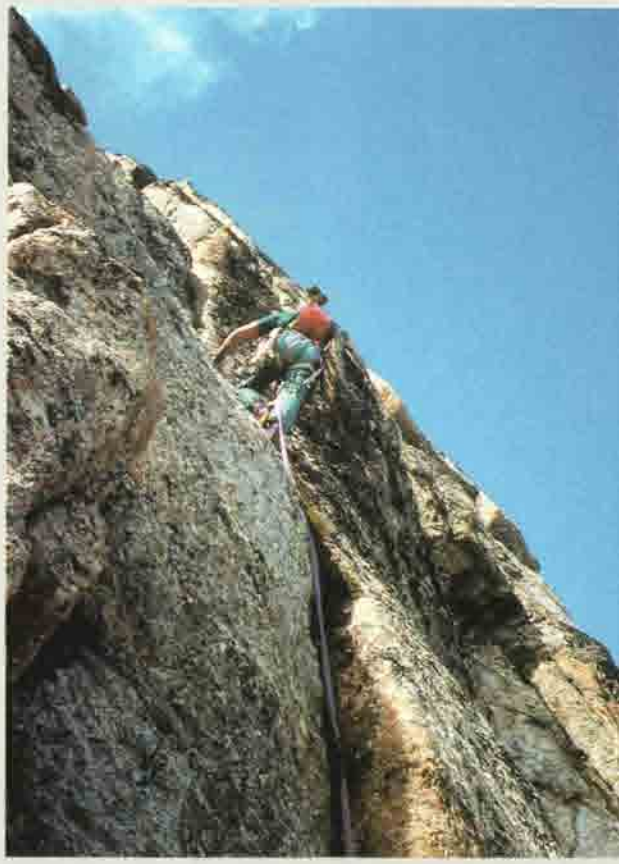
Links:
Klaus Bierl in der 100-Meter-Platte de Lemmingpfeilers in der Roten Wand
Foto: Michael Olzowy

Rechts:
Der Turm des Twin Pillar. Über die Ostkante im Profil führt die Route „Vereinsausflug"
Foto: Klaus Bierl

Links:
Der Lemmingpfeiler im nördlichen Teil der Roten Wand. Im oberen Teil die 100-Meter-Platte.
Foto: Andreas Wagner

Rechts:
Während der Erstbegehung des „Vereinsausflugs". Faustriß unter der Schlüsselseillänge, einer senkrechten Rißverschneidung
Foto: Günter Schweißhelm





Oben: Die sämtlich noch unbestiegenen Berge auf Eggers Ö

Rechts: Die Mauer der Roten Wand

Unten: Polares Wollgras
Alle Fotos: Michael Vogeley





alle Lust zum Sportklettern hatten ... Die ersten Meter erfordern volles Können und höchste Konzentration. Ein Sturz bedeutet einen Flug über den Plattenrand in den darunterliegenden Überhang. Gleichmut kommt auf, als Rolf nach fünf Metern einen Bohrhaken setzen kann.
Die vier schaffen an diesem Tag die Hälfte der Wand und seilen am späten Nachmittag zurück. Während Klaus am nächsten Tag solo einen neuen Zustieg in das obere Kar beim Qilerdike erkundet, vollenden Günter, Herwig und Rolf die extreme Genußtour, die das Zeug zu einem Klassiker hat.

Die Teilnehmer

* Klaus Bierl (52), Wildsteig, Ingenieur
* Walter Obster (53), Wörthsee, Studiendirektor
* Bernhard Olzowy (19), München, Abiturient
* Dr. Inge Olzowy, München, Ärztin für Allgemeinmedizin
* Dr. Michael „Michi" Olzowy (50), München, Chirurg
* Günter „Fips" Schweißhelm (43), Dasing, Diplom-Ingenieur
* Herwig Sedlmayer (46), Götting, Diplom-Mathematiker
* Rolf Thausing (25), Salzburg, Landschaftsgärtner
* Michael „Micha" Vogeley (50), Wörthsee, Wirtschaftsberater, Leiter Uummanarsuaq
* Andreas „Andi" Wagner (29), München, Doktorand der Physik
* Dr. Fritz Weidmann (59), München, Diplom-Kaufmann, stellvertretender Leiter Uummanarsuaq
* Thomas „Tomy" Weidmann (29), München, Kunstschmied
* Prof. Dr. Walter „Quadrat-Walter" Welsch (55), München, Professor der Geodäsie

Nach acht Stunden sind wir am höchsten sportklettermäßig für uns interessanten Punkt — das Band zum Gipfel sparen wir uns ... Nach drei Stunden Abseilen stehen wir nach zwölf Stunden harter Arbeit wieder am Wandfuß. 800 Meter Wandhöhe ... Abstieg auf eingerichteter Abseilpiste ... Schwierigkeiten: Überwiegend V, VI, drei Stellen VII (zweimal zwingend).
Das Gustostückerl des Pfeilers ist eine hundert Meter lange Platte, die „Rolfs heiße Nummer" getauft wird. Günter schwärmt von „bestem Mount-Blanc-Granit, wie dem an der Aiguille du Midi." Und, „daß die 17 Seillängen ihren eigenen Charakter haben." Michael Olzowy zieht den Vergleich mit der Schlüsselstelle der Brown-Route an der Blaitière. Für Herwig ist sie „die schönste Tour, die ich im Granit gemacht habe", und: „wie die Westwand an der Petite Jorasse." Die Hundert-Meter-Platte hält er für „einmalig". Und verhalten: „Es gibt knackige Stellen, man muß gut drauf sein." Die Zweitbegeher Klaus und Michael bestätigen die Schwierigkeiten, die Eleganz und die Schönheit der Tour, die in den Alpen ein Extremklassiker wäre.
Abends stecken die Erstbegeher die Köpfe zusammen und lösen das Problem der Namensgebung: Nichts für Lemminge.

Harmonie und Drama am Familienpfeiler

Die letzten Sonnenstrahlen stehen auf den Bergen und spiegeln sich im See, Bäche rauschen und glucksen, ein leises Lüftchen hält uns die lästigen Fliegen vom Hals ... Wir braten Saiblinge — sie schmecken besser als im besten Grandhotel.
Inge Olzowy schildert das Biwak auf der Märchenwiese mit Ehemann und Sohn. Das Ziel des Ärzteehepaares und ihres frisch gebackenen Abiturienten mit „den langen Gräten": Ein Pfeiler südlich des Stürmerpfeilers am Massiv des Naurjassuit.
Inge berichtet: *Der erste Wandteil ist unproblematisch, II bis III, schöne Plattenkletterei ... Im oberen Wandteil nehmen die Schwierigkeiten kontinuierlich zu ... Zwei Seillängen im Grad V bis VI, bis sich das Gelände wieder etwas legt und bis zum Ausstieg im IV. Grad bleibt.*
Die 24 Seillängen enden nach acht Stunden am Gipfelplateau. Das Ergebnis ist eine 800 Meter-Neutour in genußvollem Gelände. Spannend wird es für die Familie beim Abstieg. Im steilen Schnee- und Eisfeld schrammt sie an einer Katastrophe vorbei.
Wir sind im Mittelteil des großen Schneefeldes, da sehe ich plötzlich ... riesige Felsbrocken auf uns zurasen. Ich schreie und versuche, einen Felsvorsprung zu erreichen ... Bernhard und ich erkennen, daß die Zeit nicht mehr reicht, und hechten in den Bergschrund unter eine Schneeplatte. Und schon donnern die Geschosse über uns hinweg. Ich höre Bernhard schreien, höre Krachen über mir — und dann Druck und Schmerz. Nach wenigen Sekunden ist alles vorbei. Michael ist unverletzt, Bernhard hat starke Schmerzen an der Lende und am Arm. Ich blute im Gesicht, an Schulter und Wirbelsäule. Meine Männer nehmen mir den Rucksack ab.
Auch Bernhard hat sein Fett weg und steht unter Schock. Als Inge ins vom Lachen erfüllte Messezelt kriecht, herrscht plötzlich Schweigen. Ihr Gesicht ist entstellt, geschwollen, vom Steinschlag gezeichnet. Sie hat eine Augenverletzung, und später wird ein gebrochener Halswirbel diagnostiziert. Die großartige Frau hat oberflächlich den Schock überwunden, aber wie sieht es in ihrem Inneren aus? Alle bewundern diese Bergsteigerin, die klaglos Riesenrucksäcke trägt, hervorragend klettert und immer fröhlich und ausgeglichen ist. Müde und glücklich feiern die Olzowys mit uns „Geburtstag".
Was, wenn „es" geschehen wäre? Rechtfertigen unser Tun, die Suche nach Bewährung, Natur, Befriedigung und nach „Ruhm" einen Toten? Einen Verletzten? Einen

Verstümmelten? Über das Phänomen „Leistungdruck — Leistungsglück" haben sich viele gescheite Leute den Kopf zerbrochen. Und fanden keine befriedigende Antwort. Warum versuchen wir, die berufliche Erfolgsleiter immer höher zu klimmen, obwohl das Einkommen längst zum Leben reicht? Warum strebt der brave Familienvater im Tennis-Club die Meisterschaft an, obwohl ihn von Boris Becker Lichtjahre trennen? Warum boomen riskante Sportarten, wie Klettern, Kajakfahren, Paragliding ...? Die Ahnung einer Erklärung blitzt in Michaels Augen, als er begeistert vom Familienpfeiler erzählt und mit dem Cengalo-Pfeiler im Bergell vergleicht.
Welche höhere Befriedigung kann ein Kletterer finden als den einer weltfernen Erstbegehung durch Vater-Mutter-Sohn? So etwas dürfte in der alpinen Geschichte einmalig sein.

Fünfzigerpfeiler und Mückentanz

Nach zwei Stunden ist der Kopf immer noch nicht klar. Klaus wieselt voraus, Walter Obster steigt konzentriert und von Moskitos geplagt unter mir die Schrofen hinauf. Heute ist der 8. August, gestern war mein 50. Geburtstag. Die alkoholischen Nachwehen büßen wir. Günter intonierte am Vortag zur Gitarre:

Dies ist heut' ein schöner Tag
schööner Tag
Miichaa wird heut' fünfzig Jahr'
Wer wird wird fünfzig?
Der Micha
Wo ist er?
In Grönland
Laßt's Euch hören
Höh-lap-laap

Und dann der Refrain:

Zum Tralala, Tralala
Lustig san die Bayerländer da
Zum Tralala, Tralala
Lustig san mer da!

Von Inge bespielt, von Fritz bereimt („So laßt uns jetzt die Tassen nehmen / dem Michael entgegenheben / die erste Hälfte ist geschafft / die zweite pack'st mit aller Kraft") und von allen gefeiert: Was kann man sich an einem runden Geburtstag mehr wünschen, als im Kreise von Freunden in Grönland zu feiern?
Der elegante Ostgrat des Naujarssuit schwingt sich in einem schlanken, auf den Kopf gestellten „S" als ein an die Fluchten gelehnter Pfeiler vom Anordliutsoq-See zum Gipfel. Am Fuße des 700-Meter-Anstiegs rasten wir und tauschen Grönlandgrüße aus: Wir wedeln mit den Armen, um die in uns verliebten Fliegen und Moskitos zu vertreiben. Dann zurren wir die Mückennetze fest und fliehen in den rauhen Fels. Wir klettern fast alles seilfrei. Die Turnerei kratzt nur zweimal am IV. Grad. Der feste, sonnenbeschienene, goldbraune Granit drängt Vergleiche mit der Badile-Nordkante auf: ein wunderschöner Blockgrat, dessen rauhes Eruptivgestein die Auswirkung eines Reibeisens hat und uns die Fingerspitzen dünnt. Über den Anstieg hat Herwig nach der Zweitbegehung eine Meinung: „Er gefällt mir, man muß immer klettern, er hat viel Spaß gemacht." Ich vergleiche mit dem Palü-Ostpfeiler, und Klaus bestätigt den Eindruck. Die Route hat das Format eines Klassikers. Der Handstreich ist „landschaftlich die schönste Tour": Drunten der See, die winzigen roten Flecken unserer Zeltstadt und der eisgespickte Fjord mit segelnden Eiswürfeln. Es fehlt nur der Whisky ...
Die Sicht wird, je höher wir kommen, wahrhaft unendlich. Der mächtige Schild des Inlandeises blinkt hinter einer Kette aus unbezwungenen Türmen, Bergen, Zinnen und Zacken: Uummanarsuaq. Walter und ich kramen Erinnerungen hervor. War es erst vor sechs Jahren, als wir unsere Schlitten über die größte Eismasse der nördlichen Hemisphäre zogen und das Inlandeis aus eigener Kraft überquerten?
„Höh-lap-lap!" Vom Nachbarpfeiler jauchzt Andi. Er klettert mit Herwig, Michael Olzowy und Rolf am steilen Nordost-Pfeiler. Der wird von einem großen Gendarm gekrönt, der Bayerländer-Turm getauft wird. Deutlich sind bei den vertikalen Abenteurern unter den Helmen die Moskitonetze zu erkennen. Und dunkle Wolken: Myriaden von Blutsaugern! Die vier klettern flüssig und elegant in einer überbelichteten Welt die Risse und Platten empor. Michael erzählt später von einer „eigenwilligen, recht schweren Tour in griffigem Granit".
Die Plagegeister, die uns bis 500 Meter über den Wandfuß begleiteten, haben aufgegeben. Wir legen die Mückennetze ab und klimmen links der Gratschneide weiter. Walter Welsch schreibt anläßlich der Zweitbegehung.
... in langer Gipfelrast die herrliche Riß- und Plattenkletterei besprechend ... In den Alpen wäre diese Tour ein Schlager.
Einhellig sind wir der Meinung, daß es in den Alpen kaum einen Platz gibt, der auf so engem Raum eine solche Fülle von grandiosen Felsgipfeln und Klettermöglichkeiten hat. Die Stimmung ist unübertrefflich, die Natur urweltlich. Walter Obster sieht das so: *Am Gipfel genießen wir ... das herrliche Gefühl, gemeinsam diesen Pfeiler bewältigt zu haben. Da Micha seit gestern (Klaus und ich schon seit einigen Jahren) fünfzig Jahre alt ist, taufen wir diese Tour Fünfziger-Pfeiler.*
Andi über den Anstieg in der Nachbartour: *Von links ruft die Fünfziger-Mannschaft und setzt zum Überholen an. Über geneigteren Fels und schöne Risse und Verschneidungen können wir noch bis zum ersten, runden Pfeilerkopf mithalten und vermissen plötzlich das vertraute Summen ... Für diese schöne Neutour gibt es nur einen „stichhaltigen" Namen: Mückentanz.*
Nach diesem launigen Klettertag bleibt genügend Zeit, sich beim Abstieg um andere Dinge als Fels, Karabiner und Schlingen zu kümmern. Klaus, Alpingourmet, er-

Einer der phänomenalen
Eisberge — nichts für Kletterer
Foto: Michael Vogeley

zählt: *Beim Durchqueren der weichen Moosfelder nehmen wir noch die besten Rotkappen für die Küche mit. Die Pilze sind hier dreimal so hoch wie die Birken: Ca. 10 Zentimeter!*

Von Wikingern, Grönländern, Eskimos und Inuit

Es schüttet den nächsten Tag ohne Unterbrechung. Der Sturm orgelt und bringt das Wasser im Fjord zum Kochen. Mehrere Einsätze sind notwendig, um die Zelte mit Steinen zu beschweren. Der von mir prophezeite Wettersturz hat uns erwischt. Der kurze Weg von den Schlafzelten zum Messezelt wird zum Survivaltrip. Zwei Tage sind wir im Basislager festgenagelt. Der Himmel schaut grausam aus. Gegenüber auf Angnigitsoq stiebt ein 600 Meter hoher Wasserfall über die senkrechten Platten der Westwand. Eines der Boote schlägt leck. Das Barometer fällt in den Keller.

Daß es an diesem Platz ernst, aber auch schön sein kann, wußten schon die Wikinger, die vor etwa tausend Jahren via Island Grönland besiedelten. Der Entdecker, Erik der Rote, pries damals die Insel an, wie man heute ein Waschmittel verkaufen würde. Wenig später schwammen 28 Drachenboote hinter dem Marketingstrategen in der Irmingersee, doch nur ein Bruchteil der dickbauchigen, offenen Schiffe erreichte in Sturm und Treibeis die Insel. Fast fünfhundert Jahre lang blühte ein Wikingerreich, bis es auf ungeklärte Weise unterging. War es eine Seuche? Waren es die „Kümmerlinge", die Kärlinger, die Eskimos, die den Nordmännern den Garaus machten?

Vor nur unglaublichen hundert Jahren entdeckte der Däne Holms an der Ostküste einen auf steinzeitlicher Stufe lebenden Eskimostamm, der noch nie einen anderen Menschen erblickt hatte. Kein Wunder, daß sich die „Eskimos" — das ungeliebte Wort für Rohfleischesser — als Inuit, Menschen, bezeichnen. Fühlten sie sich doch als einzige menschliche Lebewesen in einer unwirtlichen Welt. Dieses starke Volk, das wohl lebenstüchtigste der Erde, hat seit Jahrtausenden in der Eis- und Meerwildnis der Polargebiete überlebt.

Ab Mitte des 17. Jahrhunderts drangen europäische Seefahrer in den „arktischen Garten Eden" vor, um die Lampen Europas brennen zu lassen: Der Walfang erlebte eine 200 Jahre dauernde Blüte. Grönland, heute dänisches Protektorat mit einer weitgehenden Selbstverwaltung, ist so gut wie menschenleer. Für uns ist das 130-Seelendorf Augpilaqtoq der Brückenkopf zur Zivilisation. Wer ins Eiswasser fällt hat, wenig Chancen, länger als einige Minuten zu überleben. Tomy Weidmann und Andi Wagner schippern in einer — aus alpinistischer Sicht gesehen — nautischen Glanzleistung zum unendliche acht Kilometer entfernten Dorf, einem „malerischen Drecknest". Blutige Seehundkadaver liegen am Pier. Die Gesichter der Inuit sind dunkel und erinnern an Lava. Bunte Häuser ducken sich am idealen Hafen unter gewaltigen Felswänden. Wir liebäugeln mit einer Erstbegehung, einem Hafenpfeiler. Es riecht nach Fisch und toten Robben.

Die Satelliten-Telefonverbindung nach Deutschland ist problemlos. Nach dem Kontakt mit der Heimat betreiben wir Völkerverständigung, die damit endet — oder beginnt? —, daß eine Kletterelf gegen eine bestens ausgerüstete „native" Fußballmannschaft in fairem Wettstreit kickt. Walter Obster schildert das „herausragendste Ereignis der Expedition": *Nach dem Anpfiff entpuppen sich unsere Gastgeber als wendige Fußballspieler ... Angriff auf Angriff brandet gegen unser Tor. Die Zuschauer beklatschen Freund und „Feind" ... Wir spielen in abenteuerlicher Maskerade: Schlafanzughose, Bergschuhe, Anorak und Gummistiefel ... Wir alle haben großen Spaß ...*

Die Bayerländer verlieren haushoch.

Der eigentliche Höhepunkt kommt danach: Wir können in der Schule duschen.

Erstmals nach drei Wochen!

Die Riesenverschneidung: Pinkus Corner

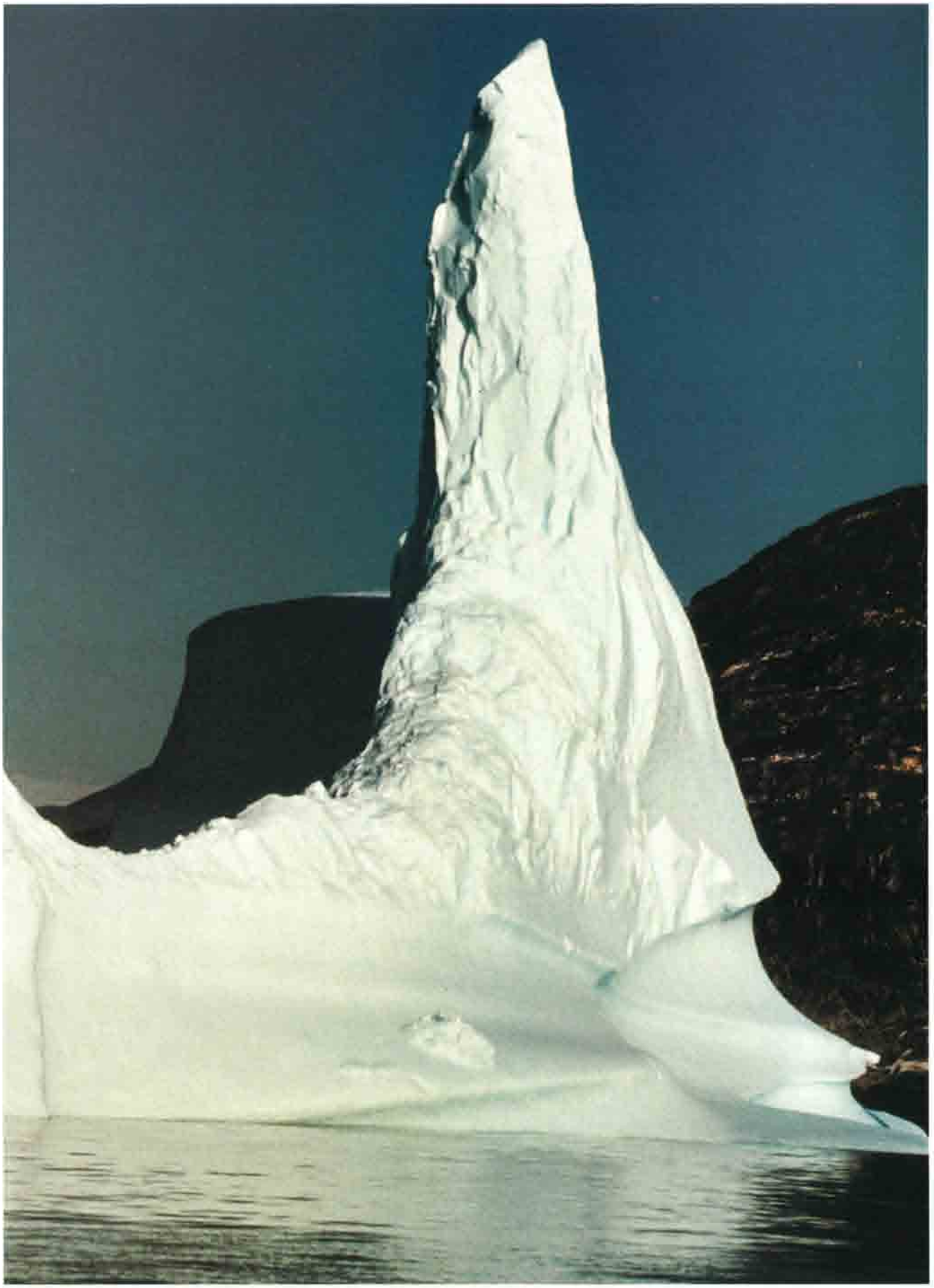
Wer Herwig kennt, weiß, daß er zu Untertreibungen neigt, wohl aus der Sorge heraus, aufzubauschen. Doch aus seinen Erzählungen klingt Respekt, wenn die Rede auf Pinkus Corner kommt. Selten scheinen Herwig und Rolf so durchgehend steil, anstrengend und ausgesetzt im Granit geklettert zu sein, und noch nie haben sie eine so kraftzehrende Sportkletterroute im wilden Gebirge erstbegangen.

Im starken Wind „flattern die Zelte wie tibetanische Gebetsfahnen", doch die zackigen Gipfel zerreißen schnell dahinziehende Wolkenbänke. Herwig und Rolf starten zur Vollendung der Neutour durch eine Rißverschneidung im südlichen Part der unmöglich scheinenden Roten Wand. Die wenigen Seillängen, die sie vor Tagen schafften, waren „am Anschlag". Das Projekt verläuft durch die rechteste der drei lotrechten Riesenverschneidungen.

Ein ultimatives Ziel mit einer nüchternen Charakteristik: „Wandhöhe 600 Meter, Schwierigkeit VII+/A1 (Vorschlag). Anspruchsvolle, manchmal anstrengende Verschneidungskletterei, die nicht immer abgesichert werden kann."

Auszüge aus Herwigs Tagebuch lassen den Nervenkrieg erahnen: *Eine Seillänge easy, die zweite der reinste Genuß ... Die Hoffnung, Rolf würde die nächste Länge übernehmen, zerschlägt sich ... Die linke Wand leicht überhängend, die rechte senkrecht und sehr glatt, der Rest dazwischen nur fingernagelbreit ... Nach fünf Zittermetern spreize ich mit voller Kraft einen Sechser-Stopper in den Fels — davon wird sich der Klemmkeil nie mehr erholen ... Nach einigen Umdrehungen bleibt der Bohrer stehen. Eine kurze Panik läßt mich ein „Bloß nicht fliegen" in den Himmel stöhnen ... Eine meiner zweifellos härtesten Seillängen liegt hinter uns ...*

Über den oberen Wandteil berichtet er: *Wenn überhaupt, gab es nur eine Chance: Schnell und entschlossen, quick and*



Erstbesteigungen und Erstbegehungen

1. August: Naujarssuit, N-Gipfel (ca. 1.050 m), 1. Besteigung durch Herwig Sedlmayer, Rolf Thausing, Klaus Bierl und Günter Schweißhelm über die Stürmerkante, 800 Meter, unterer Wandteil II—IV (seilfrei), oberer Wandteil IV, V und VI- mit ca. 8 Seillängen, 4 Stunden. Ingrids Toppen (ca. 1.020 m), 1. Besteigung durch Michael Vogeley und Walter Obster über die Ostflanke (eine Stelle III) in 6 Stunden.
4. August: Naujarssuit, N-Gipfel (ca. 1.050 m), Familienpfeiler (N-Pfeiler), 1. Begehung durch Michael, Inge und Bernhard Olzowy, Wandhöhe ca. 700 Meter, 21 Seillängen, meist III und IV, 2 Seillängen V und VI, in 8 Stunden.
5. August: Rote Wand, Lemmingtower (ca. 1.050 m), 1. Besteigung über die Route Nichts für Lemminge durch Herwig Sedlmayer, Günter Schweißhelm und Rolf Thausing, Wandhöhe ca. 800 Meter, 24 Seillängen, meist V und VI, 2 Seillängen VII, in 8 Stunden nach Vorbereitung des unteren Wandteils am 4.8. in 6 Stunden.
8. August: Naujarssuit (1.100 m), Fünfzigerpfeiler (südlicher O-Pfeiler), 1. Begehung durch Klaus Bierl, Walter Obster und Michael Vogeley, Wandhöhe ca. 700 Meter, II und III, Stellen IV, in 5 Stunden. Naujarssuit (1.100 m), Mückentanz (mittlerer O-Pfeiler), 1. Begehung durch Herwig Sedlmayer und Rolf Thausing, Michael Olzowy und Andreas Wagner. Wandhöhe ca. 600 Meter, 20 Seillängen, meist IV und V, 3 Seillängen VI-, in 6 Stunden. Große Zinne (ca. 1.050 m), 1. Besteigung über den SW-Rücken (II und IV) durch Tomy Weidmann und Günter Schweißhelm.
18. August: Rote Wand, Pinkus Corner, 1. Begehung durch Rolf Thausing und Herwig Sedlmayer, Wandhöhe 600 Meter, 18 Seillängen, meist VI und VII, 3 Stellen A1, in 10 Stunden. Twin-Pillar (1.373 m), Erstbegehung der Ostkante, Vereinsausflug durch Klaus Bierl, Inge, Bernd und Michael Olzowy, Andreas Wagner, Fritz und Tomy Weidmann und Günter Schweißhelm, Wandhöhe ca. 400 Meter, 10 Seillängen, meist V und VI, 1 Seillänge VII+, in 7 Stunden.
(Zusammenstellung: Günter Schweißhelm)

dirty. Rolf erreicht einen Pfeilergipfel und wählt mit Kennerblick eine Parallelverschneidung. Dann folgen einige Traumseillängen, gut zu klettern, schwer abzusichern — physisch und moralisch stark fordernd ... Gut kletterbare Passagen lösen sich mit einigen A1-Stellen ab, die moralische Anforderung bleibt. Unsere Bewertung ist nur symptomatisch für „konstant schwer und anspruchsvoll" In diesem oberen Wandteil stellen wir um auf Bigwall-Technik und „Power-Jümar": Seil gepackt und bis zum nächsten Fixpunkt hochgezogen. Dann schnelles Seileinholen und gleiche Übung von vorn. Diese Technik hat zwei Vorteile: Der zweite braucht nur fünf Minuten, kommt gut aufgewärmt und leicht keuchend am Stand an und kann sich gleich in die nächste Länge stürzen ... stehen wir nach 18 konstant schweren Längen am Band. Rolf meint: „Psychisch härter als Walker- oder Frêneypfeiler" ... Am ehesten ist die Tour mit den Rißseillängen im Bayerischen Traum, an der Schüsselkarspitze, vergleichbar: Steile, glatte Verschneidungen, Hangelpassagen unter Dächern ...
Pinkus Corner ist mit Sicherheit eine der schwersten Touren Grönlands. Sie wird von den Erstbegehern als „klassische, anspruchsvolle, freie und kühne Granitkletterei" und von Herwig als „eine meiner schwersten Touren, so etwas habe ich noch nie gemacht" charakterisiert. Die Route ist durchgehend leicht überhängend und „sauschwer bis ganz gut machbar".
Herwigs Hommage an Partner Rolf: *Die große Anspannung löst sich bei mir erst am nächsten Tag ... Unsere Touren waren schöne Gemeinschaftsleistungen in großer Harmonie ... Dieses Ergebnis erscheint mir wichtiger als die Seillängen im VI. bis oberen VII. Grad.*

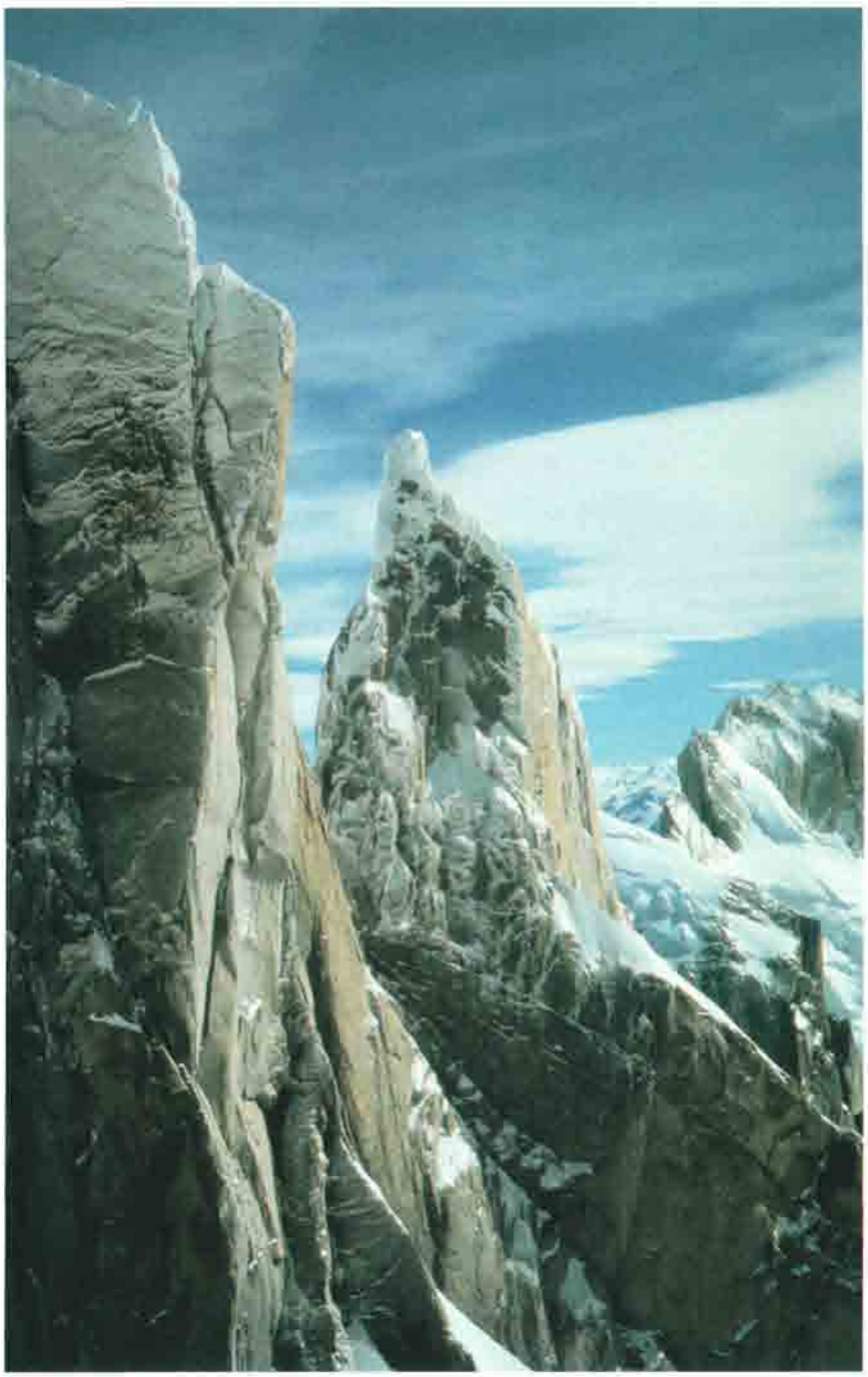
Ein Verein macht einen Ausflug

Pamiagdluk hat eine Landschaft wie aus dem Alten Testament: wild, archaisch, unbehauen. Aus diesem Meer aus erstklassigen Gipfeln und kühnen Bergen ragt ein einsamer Hinkelstein: Der Twin-Pillar ist mit seinen 1.373 Metern der höchste Punkt der Insel. Der Turm ragt über einem Chaos aus Gletschern und Felsen wie ein Finger in den Arktishimmel. Fritz Weidmann war klar, daß diese Bergformation der Superlative „die" Herausforderung ist. Er wird eine treibende Kraft des Projekts.
Jeder anständige Verein macht einmal im Jahr einen Vereinsausflug ... Deshalb beschlossen wir, nachdem wir als ausgesprochene Individualisten im Sinne des Expeditionszieles kräftig in kleinen und Kleinstgruppen losgezogen waren, wenigstens einmal den Gemeinsinn zu stärken ... Sieben Leute und eine „Leutin" machten mit.
Dies entspricht 66,66% der Mannschaft und übertrifft damit das Beteiligungsergebnis der meisten Vereinsausflüge. Klaus Bierl, Bernhard, Inge und Michael Olzowy, Fritz und Tomy Weidmann, Andi und Günter biwakieren auf der Märchenwiese. Der letzte Sturm hat die Zelte verfrachtet, und die Lemminge haben sich wieder einmal am Hightech-Zeltstoff gütlich getan.

Nachts donnert eine Steinlawine aus den Gipfelregionen herab und versprüht Blitze. Blöcke tanzen die Wände hinab und kommen in den Steinhalden beim See zur Ruhe. Der Bergsturz erreicht die Zelte knapp nicht.
Nach der lauten Nacht bricht ein Tag mit „herrlichem Wetter und fröhlichen Mücken" an. Die Luft ist sauber, trocken und klar. Günter, der erfahrene Westalpenkletterer, verklärt über die Besteigung des „Fingers Gottes", der sich beeindruckend in den blauen Arktishimmel steilt.
... hatte ich Angst, ich könnte den Tag, eben diesen, verschlafen. Ich wachte um Mitternacht auf, um ein Uhr. Zwei Uhr stelle ich endlich den Wecker, um mir diese „ich-könnte-vielleicht-doch-nicht-aufwachen-Angst" zu nehmen. Es ist eine Stimmung wie in den Westalpen: Ein bedächtiges, aber ganz ruhiges Tun ... Warum hätte es die ganzen Aufwendungen vorher gebraucht? Das tägliche Lauftraining, die langen Vorbereitungen ... Für uns Bergsteiger ist es nie einfach, den Grat zwischen Verantwortung und Wollen und den eigenen Möglichkeiten richtig zu finden und zu gehen ... Steil, gewaltig steil, thronte unser Zahn über dem Gletscher ... Da ein Riß, der sich in einer Platte verliert, dort ein Band, hier ein schwarzer Überhang. Der Fels ist sonnenbeschienen und sieht freundlich aus, fast einladend ... Ich behänge den Klettergurt mit Klemmkeilen, Haken, Kletterhammer und Schlingen ... Links folgte ein glatter Schulterriß mit drohenden Außenkanten, so ein richtiger Arschbackenriß, an dem jeder Sachsenkletterer seine helle Freude hätte ... Tomy schimpfte über den „blöden Schrubber", das war Balsam für meine Ohren ... Die nächste Länge ist Rißkletterei vom Feinsten ...
Fips schwärmt weiter: *Die Sonne biegt um die Ecke und läßt kalte Schatten zurück. Bislang war es für mich die reinste Genußkletterei, aber die folgenden dunklen Risse und Überhänge machten mich gar nicht an. Ich querte um die Kante und war im „sonnigen Süden". Eine Seillänge weiter mußten die Erststeiger hinaufgeklettert sein. Sie gaben ihre Route mit VI/A2 an ... Bohrmaschine raus und so weit oben wie möglich ein Loch gebohrt. Beim Einhängen des Karabiners fiel mir ein Berg vom Herzen. Für den Rest der Seillänge half die Routine vergangener Zeiten. Am Stand war ich ziemlich ausgepowert. Michael freute sich wie ein Schneekönig, daß er die Führung übernehmen durfte ... Die Laune war bestens und der „Vereinsausflug" geboren, bevor wir noch die letzten zweieinhalb Seillängen hinaufgeturnt waren ... Um 17 Uhr erreichten wir den Gipfel ... Ringsherum Abgrund ... Michael und ich waren uns einig: Auf einem schöneren Gipfel waren wir bislang nicht gestanden, obwohl wir seit mehr als dreißig Jahren ins Gebirge gehen ... Der Vereinsausflug hatte seinen — nein, die ganze Kundfahrt hatte ihren Höhepunkt gefunden! Wir kamen uns vor wie auf dem Gipfel einer Guglia di Brenta, die allein auf dem Mont Blanc steht ... Wir singen: „Heute ist ein schöner Tag ..."*
Das nüchterne Resümee des Vereinsausfluges: Zehn Seillängen bis VI/A1 oder VII+. Ein fantastischer Turm hat in bestem Fels eine Neutour bekommen. Michael: „Nie bin ich auf einem so tollen Gipfel mit einem so tollen Weg gestanden." Klaus: „Der Berg steht so beeindruckend solitär wie die Grande Candelle". Michael, der die Schlüsselstelle Rotpunkt kletterte, bezeichnet sie als „hart". Und Günter: „Sachsengelände, fast durchwegs Rißkletterei ... Ich kenne keinen Gipfel, der so frei steht und auf dem leichtesten Weg mit VI/A1 zu erklettern ist."

Die Entdeckung eines Gebirges

Nach diesem Höhepunkt wird die Expedition für beendet erklärt. In wenigen Tagen kommt die Tulut. Doch wieder nagelt das Wetter die Mannschaft länger als geplant fest. Für uns waren die Touren wie eine Pilgerfahrt in die alpine Geschichte, die noch geschrieben werden wird. Wir turnten auf einer alpinen Spielwiese, die wir nur „ankratzen" konnten.
Wir haben etwas gefunden — und erkundet — das die bergbegeisterten Engländer vor hundert Jahren den Playground of Europe nannten. Damals waren es die Alpen, morgen kann dies Uummanarsuaq sein: Ein fast unerschöpfliches Reservoir an Türmen, Pfeilern, Graten, Kanten, Zinnen und Wänden. Die Zukunft wird entscheiden, ob diese Erwartung richtig ist.
Wir warten darauf, Uummanarsuaq wiederzusehen.



Der Cerro Torre zählt heute zu den begehrtesten Gipfeln der Welt — auf welcher Route immer. Alle Fotos zu diesem Beitrag stammen vom Autor.

Cerro Torre — Mythos und Gralsberg

Patagonische Extremsituationen

Martin Kind

Als Magellan im Jahre 1520 am Strand von San Julián Abdrücke von ungewöhnlich großen Füßen fand, nannte er das Gebiet Land der „patagones" (von pata = Pfote), der Großfüßler. Damit waren die Tehuelche-Indios gemeint, deren riesige Fußabdrücke von den Guanakofellen kamen, mit denen sie ihre Füße schuhartig umwickelten.
Heute ist Patagonien der Name für den Südzipfel des amerikanischen Kontinents. Politisch gehört es zu Chile und Argentinien, geographisch zu den Südanden. Das Land ist geologisch sehr vielfältig. Die für den Kletterer wichtigsten plutonischen Aufschlüsse in den Südlichen Patagonischen Anden, die sich über eine Länge von 700 Kilometern zwischen dem 45. und 52. Grad südlicher Breite erstrecken, sind die granitähnlichen Gesteine Diorit, Tonalit und Biotitgranit.
Wer von Europa kommt, muß sich erst an den Sonnenstand im Norden und damit an die finsteren und vereisten Südwände der aus der gelb-braunen Unermeßlichkeit der Steppe aufragenden schneebedeckten Berge gewöhnen. Dafür gibt es keine beklemmenden Umrisse eines vom Tal eingeengten Himmels, keine eingegrenzten Horizonte; vielmehr vermitteln endlose Flächen, in der Weite sich verlierende Erhebungen einem auch dort das Gefühl der Harmonie, wo die Landschaft rauh und wüst erscheint.
Patagonien ist ein riesiges Land. Gemessen wird nach Stunden zu Fuß oder zu Pferd, nach dem Lauf der Sterne in der Nacht oder der täglichen Bahn der Schatten — vergängliche Spuren der Unendlichkeit in der Weite der patagonischen Plateaus.

Patagonien, Traumland für Lebenshungrige

Gering sind die Eingriffe des Menschen in diese Landschaft. Die wenigen holprigen Pisten, die fehlenden Straßenkilometer, die geringe Anzahl an Brücken, die unzureichende Elektrizitätsversorgung erschweren die Lebensbedingungen der knapp über eine Million zählenden Einwohner — ebenso wie das unerbittliche Klima. Das Maß des Lebens, das Hauptmerkmal dieser unvergleichlich naturbelassenen Gegend sind die allgegenwärtigen Winde.
Ausgehend von dem Tiefdruckgebiet, das sich während des patagonischen Sommers (November bis April) aufgrund der Erwärmung durch Sonneneinstrahlung fast ständig über den dürren Ebenen der argentinischen Pampa bildet, kommt es durch die Anziehung der über dem Südpazifik lagernden Luftmassen hohen Drucks zu Luftmassenverschiebungen, welche heftige Winde und stürmische Böen verursachen. Windgeschwindigkeiten von 80 bis 100 Kilometern in der Stunde sind keine Seltenheit. Der plötzliche Abfall des Luftdrucks, das gleichzeitige Auftreten besonders starker Winde, die Beobachtung linsenförmiger Wolken im Zuge einer Kaltfront, die Bildung von Cirrocumulus oder Schleiern des Cirrostratus sowie Halos um Sonne und Mond sind Vorboten häufig sich entwickelnder Schlechtwetterfronten. Doch oft kommen die Störungen so unerwartet, daß rechtzeitige Wettervorhersagen, das heißt mindestens zwölf Stunden im voraus, mit Hilfe des Barometers nicht möglich sind. Das von Bergsteigern gefürchtete, weil unberechenbare schlechte Wetter geht mit Temperaturstürzen und Niederschlägen in Form von Regen und Schnee einher.
Die Ausnahme zu dieser klimatischen Regelmäßigkeit in den Patagonischen Anden wird durch langsames, allmähliches Ansteigen des Luftdrucks und aus dem Süden kommende Winde angezeigt. Durchschnittlich dauert schönes Wetter einen oder eineinhalb Tage; aber auch Schönwetterperioden von drei bis fünf Tagen sind möglich ...
Allerdings birgt gutes Wetter einen Nachteil; es ist mit Temperaturanstiegen verbunden, bringt somit Schnee und Eis zum Schmelzen, was wiederum die Gefahr von Steinschlag, einstürzenden Seracs, sich lösenden Eispilzen und von Wächtenabbrüchen nach sich zieht. Dieses insgesamt höchst unangenehme Klima hat Bergsteiger zu vielen, vielen Rückzügen (oft kurz vor dem Ziel) gezwungen.
Unter dem alpinistischen Gesichtspunkt fällt auf, daß verschiedene Gebiete der Südpatagonischen Anden in sehr unterschiedlichem Maße besucht werden. Neben

weitgehend unbekannten Bergmassiven, die Raum für eigene Vorstellungen und Initiativen lassen, sind es Berggestalten wie der Fitz Roy, der Cerro Torre oder das Paine-Massiv, die den Charakter des Landes prägen. Zudem gibt es noch eine Reihe lohnender Ziele für Bergsteiger, die Neuland lieben: Denn sowohl die Dutzende von herrlichen Gipfeln, die noch nie bestiegen wurden und denen sich selten ein Mensch genähert hat, als auch die technisch schwierigen und oft mit erheblichen Gefahren verbundenen Wände an den Paine-Türmen, am Cerro Torre wie auch am Torre Egger, Cerro Standhardt, Fitz Roy, Aguja Poincenot, Cerro Piergiorgio, Murallon und so weiter stellen ungelöste große und kleine Probleme dar. Eines der gefragtesten sportlichen Ziele in Patagonien ist der Cerro Torre. Jedem, der von Osten in das Gebiet zwischen der Brecha Cuatro Dedros im Norden und dem Paso del Viento im Süden kommt, fällt der vom Cerro Torre dominierte und durch kühne, abweisende Granitgipfel gekennzeichnete Gebirgszug auf.

Zu dieser in Nord-Südrichtung verlaufenden Gebirgskette zählen außerdem die Aguja Bifida, der Cerro Standhardt, die Punta Herron, der Torre Egger sowie der El Mocho — allesamt Berge mit Routen von extremen Schwierigkeitsgraden in Fels und Eis. Aber die Haupthindernisse, die diese Berge ihrem Besteiger in den Weg legen und die wiederum ihren besonderen Reiz ausmachen, sind neben den technischen Anforderungen in der Natur selbst gelegen.

Es sind die langen, kräfteraubenden, weglosen Zustiege durch Wälder, über Geröllhalden und über Gletscher; es sind Regen, Schnee und Sturm. Und es ist der Mensch selbst, seine psychische Verfassung, in der Abgeschiedenheit und Einsamkeit der patagonischen Bergwelt, die ihn nicht selten in die Schranken weist.

Der schwierigste Berg der Erde?

Der Cerro Torre ist ein schlanker, steiler Granitobelisk, der mit seinen 3128 Metern gemeinsam mit dem benachbarten Fitz Roy (3441 m) alle anderen Berge der Gruppe überragt. Auf der Spitze trägt die kapriziöse Nadel ihren Eispilz. Dieser ändert sich je nach Jahreszeit, manchmal fehlt er zur Gänze. Die Wetterbedingungen bestimmen auch das übrige, ständig wechselnde Aussehen des Cerro Torre. Stürme und Unwetter sind die Baumeister dieses mit Schnee und Eis gepanzerten Turmes. Seinen Mythos verdankt der am Rand des patagonischen Eises gelegene Gipfel zum einen seiner imposanten Gestalt, zum anderen der dramatischen, bis heute nicht ganz geklärten Geschichte seiner Erstbesteigung.

Im (patagonischen) Sommer 1957/58 versuchten zwei konkurrierende italienische Expeditionen einen Aufstieg auf den Cerro Torre zu erkunden. Während die an der Ostseite des Berges vorgehende Trentiner Gruppe den Berg als unbezwingbar beurteilte, gelang es Walter Bonatti und Carlo Mauri, über die Westflanke einen Anstieg zur Südwestschulter zu finden. Diesen Punkt, ungefähr 120 Meter über einem Sattel, den sie Colle della Speranza (Sattel der Hoffnung) nannten, erreichten sie am 5. Februar 1958.

Bis auf den Gipfel des Cerro Torre zu gelangen, blieb dem Italiener Cesare Maestri und dem Österreicher Toni Egger vorbehalten. Im Jänner 1959 stiegen die beiden erstklassigen Alpinisten von Osten zur Scharte zwischen Cerro Torre und Torre Egger, dem Colle della Conquista (Sattel der Eroberung) auf. Von dort durchstiegen sie mit viel Können, äußerster Kühnheit und Opferbereitschaft die Nordwand. Dabei ermöglichte eine dünne Schnee- und Eisauflage die Bewältigung der senkrecht-glatten Felsplatten, die normalerweise unmöglich oder nur mit extremen technischen und damit zeitaufwendigen Mitteln (Bohrhaken) „bezwingbar" gewesen wären. Riskante Eiskletterei machte das Unmögliche möglich; am 30. Jänner 1959, nach der Überlistung des Kopfes des Cerro Torre über die Eiswülste an der Westseite, standen Egger und Maestri auf dem Gipfel. Doch der Glückssträhne im Aufstieg folgte die Tragödie im Abstieg. Noch ehe das Abseilmanöver ganz beendet war, überraschte die beiden eine Eislawine, die Egger in die Tiefe riß und Maestri allein am Berg im Schneesturm, 500 Meter über dem Gletscher, zurückließ. Dank der Kameraden im Basislager überlebte Maestri; Egger hingegen blieb verschollen — im Schnee begraben.

Vergebliche Versuche über den Ostgrat und in der Westwand folgten Ende der sechziger Jahre. Mit dem Scheitern dieser Unternehmen wuchs der Nimbus des Cerro Torre. Gleichzeitig wurde der Erfolg des Jahres 1959 in Bergsteigerkreisen zunehmend in Zweifel gezogen.

Angetrieben von diesen Polemiken und den Animositäten in der Heimat, kehrte Maestri 1970 wieder zurück. Als Beweis dafür, daß er bereits im Jahre 1959 den Gipfel erreicht hatte, wählte er — merkwürdigerweise — eine andere Route, nämlich die über den von den Engländern versuchten Ostgrat. Dabei bediente sich Maestri eines Kompressors, um die Löcher für die Bohrhaken schneller bohren zu können. Daß er mit Hilfe dieser Maschine auch Kletterpassagen überwand, die bereits zuvor mit Skyhooks in raffinierter Kletterei gemeistert worden waren, erregte die Gemüter der Bergsteiger.

Im Gegensatz dazu und ganz ohne Aufsehen glückte 1974 einer Expedition der Ragni di Lecco unter der Leitung von Casimiro Ferrari die Durchsteigung der Westwand.

1979 gelang dem kalifornischen Spitzenkletterer Jim Bridwell mit viel Mühe die Wiederholung der Maestriführe über den Ostgrat. 1983 folgte die dritte Begehung der Kompressorroute durch Maurizio Giarolli und Ermanno Salvaterra. Zahlreiche Wiederholungen folgten — unter anderem die erste Winterbesteigung am 8. Juli 1985 und der erste Alleingang zum Gipfel am 26. November 1985 durch Marco Pedrini.

Unmöglich ist's, drum eben glaubenswert

Rückblickend, über alle Einzelheiten des patagonischen Abenteuers im Jänner und Februar 1993 hinweg, erinnere ich mich an die Tage am Cerro Torre, an die vorangegangenen fehlgeschlagenen Versuche, an die Wochen des Wartens im Basislager, als wären es Sekunden meines Lebens gewesen. Monate sind inzwischen vergangen, die intensiven Eindrücke am Cerro Torre haben neuen Erlebnissen Platz gemacht — die Zeit verschiebt die eigenen Betrachtungsebenen, Besonderheiten verlieren an Bedeutung. Beinahe vergessen und verdrängt die vielen Schwierigkeiten und Anstrengungen am Berg, unvergessen der Lohn der Angst.

Am 18. Jänner 1993 brechen Wolfgang Enk und Franz Kralinger, sechsundzwanzigjährige Bergführer aus Tirol, deren alpinistische Fähigkeiten für mich eine Garantie bedeuten, und ich aus Europa auf. In drei Tagen legen wir — von München ausgehend — über London, Washington, Miami und Buenos Aires mehr als 20.000 Kilometer zurück, um in Rio Gallegos, einem der entlegensten Flughäfen der Welt, den ersten klimatischen Vorgeschmack zur vielzitierten Schlechtwettergarantie des Vorhofes von Feuerland zu erhalten. Der uns beim Verlassen des Flugzeuges entgegenblasende rauhe Westwind und die tiefhängenden Regenwolken geben den Vorahnungen der im Handgepäck meines Unterbewußtseins mitgeführten Prophezeiungen Reinhard Karls und Wolfgang Güllichs neuen Auftrieb. Eingedenk deren wenig ermutigenden Feststellungen, wie „Du könntest dich genau so gut zuhause im Kühlschrank verstecken und 100-Mark-Scheine verbrennen" oder „Du hast keine Chance, also nutze sie" (frei nach Achternbusch), sind wir für die nächsten vier Tage zum Warten verurteilt; teils im schlichten Flughafengebäude, teils in einem nicht minder spartanischen Hotel. Denn die umfangreiche Ausrüstung, verpackt in ungewöhnlichen Plastiktonnen, hat bei unserer Anzahl von angeflogenen Destinationen zu einer Überforderung (sprich: Chaos) der Fluggesellschaften geführt, sodaß unser 200 Kilogramm schweres Fluggepäck erst nach einem Umweg über Neuseeland sowie endlosen Telefonaten in Rio Gallegos eintrifft.

Mit dem Bus fahren wir auf der Ruta Nacional weiter in das Landesinnere. Aus der Entfernung wirkt die flache, wüstenähnliche Pampa, darin eingelagerte Hügelketten und türkisblaue Seen sowie die am Horizont entspringende Silhouette gewaltiger Bergmassive wie eine Harmonie der Gegensätze. Langsam, aber unweigerlich nimmt mich dieses wilde Land gefangen; nicht die achthunderttausend Quadratkilometer Öde mit einem gebirgigen Winkel am Ende, sondern die zerrissene Einheit Patagoniens, die voll unbekannter Überraschungen bar jeder Berechenbarkeit ist.

Nach fünfhundert Kilometern Schotterpiste ist die letzte Enklave der Zivilisation, die Hosteria Fitz Roy (Chalten) erreicht. Hier am Ende der Straße, zwischen dem Lago Viedma und dem Inlandeis, am Rande des Nationalparks de los Glacieres empfängt uns Armin Schön, der drei Wochen zuvor bereits von Europa aufgebrochen war, um sich an einem der vielen Granittürme des Fitz Roy-Massivs für das kommende „Cerro Torre"-Unternehmen vorzubereiten.

Vergebens, wie unser Kärntner Freund zu berichten weiß: vielmehr ist von Neuschnee am Cerro Torre, von orkanartigen Böen (bis zu 200 Stundenkilometer) und von ganzen zwei Schönwettertagen im letzten Monat die Rede; doch seine Erzählungen wie auch die anderen Hiobsbotschaften gehören hier zum Alltag. Vielleicht sind sie gerade für unser Vorhaben am Cerro Torre ein gutes Omen, denn schließlich kann ja nicht pausenlos schlechtes Wetter sein ...

Überwältigt von der Ansicht des pyramidenhaften Fitz Roy und durch die kurzzeitige Aufheiterung zu zweifelhafter Hoffnung verleitet, heuern wir einen Gaucho an, damit dieser unsere Lasten, die inzwischen durch den angeschafften Proviant für die nächsten sechs Wochen auf rund 350 Kilogramm angewachsen sind, auf seinen Pferden in das drei bis vier Stunden Fußmarsch entfernte Bridwell-Lager transportiert. Das nach der amerikanischen Kletterlegende benannte Camp am Ostufer der Laguna Torre ist der Ausgangspunkt aller bedeutenden Bergunternehmen im ost- und südseitigen Bereich des Cerro Torre und seiner Nachbarn sowie an der Westseite der Fitz-Roy-Gipfel.

Neugierig kreist hoch droben der Kondor, der in den schwer zugänglichen Felsabstürzen des Cerro Solo sein Nest hat, während wir uns im windgeschützten Basislager am Ufer des Rio Fitz Roy einnisten. Der Mittelpunkt unserer Zeltstadt ist eine primitive Hütte, gebaut von Expeditionsteilnehmern aus vom Wind entwurzelten Bäumen, Konservendosen und Plastikplanen aus Europa — oberflächlich betrachtet die Reproduktion eines Elendsquartiers, doch hier am Ende der Welt bedeutet dieses Ergebnis totgeschlagener Zeit frustrierter Bergsteiger eine Oase der Zuflucht und Geborgenheit. Unser zehn Quadratmeter großes, Hüttenstimmung vermittelndes Paradies teilen wir mit zwei eingefleischten Patagonienliebhabern, den Salzburgern Schurli und Pauli.

Daneben haben die amerikanischen Patagonienspezialisten Jay, Steven und Conrad ihre Zelte aufgeschlagen. Sie wollen an der mehr als tausend Meter hohen kompakten Ostwand des Torre Egger eine Erstbegehung probieren; ein wahrhaft beeindruckendes Projekt mit superlativischen Schwierigkeiten in Fels und Eis. Kühn auch die etwas verschlafen wirkenden Engländer mit ihrer Idee einer Erstbegehung an der Ostwand des Cerro Torre — obgleich sich im Ergebnis der 200-Meter-Vorstoß an diesem 1600 Meter hohen Granitpanzer in zwei Monaten eher bescheiden ausnimmt.Dazu gesellen sich der Franzose David sowie Robert aus Deutschland, die sich ebenso

wie wir an Maestris Bohrhakenroute versuchen wollen; und schließlich noch die koreanische Expedition, deren optimistischer Plan eines Hattricks selbst im Traum ein Wunder wäre: Cerro Torre, Fitz Roy und Aconcagua in drei Wochen ...
Im Basislager herrscht gespannte Stimmung. Ein barometrisches Maximum gibt Anlaß für gewagte Wetterprognosen — Illusion, denn im Gegensatz zu der am Ankunftstag mit den Wetterumständen verflochtenen Möglichkeit einer Cerro-Torre-Besteigung ist die Witterungswirklichkeit des zweiten Tages durchaus als ungünstig zu bezeichnen. Fast hat es den Anschein, daß der Gang der Dinge in Patagonien und insbesondere in der von mikroklimatischen Phänomenen heimgesuchten Cerro-Torre-Gruppe nicht logisch ist; eher erinnert er an Blitz und Donner.

Anstatt des Wetterwunders eine Enttäuschung

Kurzum, mit dem Dilemma ständig anpeitschender Sturmtiefs und der alles einer Zerreißprobe aussetzenden Kraft der orkanartigen Winde müssen auch wir vorerst vorliebnehmen; das sind eben die die Geduld strapazierenden patagonischen Spielregeln beim Glücksspiel „Cerro Torre". Reflexiv betrachtet, gebe ich zu, daß nicht die ohnedies geringe Erfolgswahrscheinlichkeit und der Wert des Zieles „Cerro Torre" für mich ausschlaggebend gewesen sind, sondern meine Neigung, das mit der Gefahr wachsende Rettende im Unbekannten zu suchen, mich in die Abgeschiedenheit der patagonischen Bergwelt verführt hat.
So vielversprechend gestern der wolkenlose Himmel und die trügerische Windstille schienen, so eindeutig ist der Funke der ersten Chance durch Regen und Sturm am nächsten Morgen erloschen. Dunkle Wolkenballen umhüllen unseren Zauberberg, zwingen uns zur Passivität. Wie so oft in den folgenden Wochen sind wir zum Warten verurteilt.
Tagelang in den Schlafsäcken liegend, dann wieder in der steinzeitartigen Hütte sitzend, reduziert sich der Lageralltag auf wenige Tätigkeiten: Neben dem gemeinschaftlichen Kochen, Klimmzüge machen, Holzhacken und den ausgedehnten Wanderungen durch wegloses Gelände rund um unseren Traumberg vertiefe ich mich in Dostojewskis Roman *Der Idiot*, während Armin und Franz ihr Talent als Holzschnitzer unter Beweis stellen. Verschiedene Modelle des Cerro Torre, Skulpturen unbekannter Weiblichkeit, selbst „brauchbarere" Dinge, wie Kochlöffel und Kämme, sind Gegenstand ihrer handwerklichen Ambitionen.
Zwei Wochen verstreichen, ohne daß wir unser Ziel, die bizarre, wie gemeißelte Granitsäule, von dreifacher Höhe eines Marmoladapfeilers mit draufgesetztem Eistschako, wieder zu sehen bekommen. Die Zermürbungstaktik dieses Berges läßt Anstrengung und Belohnung oft in mehr als ungleichem Verhältnis erscheinen.

Ein erster Anlauf

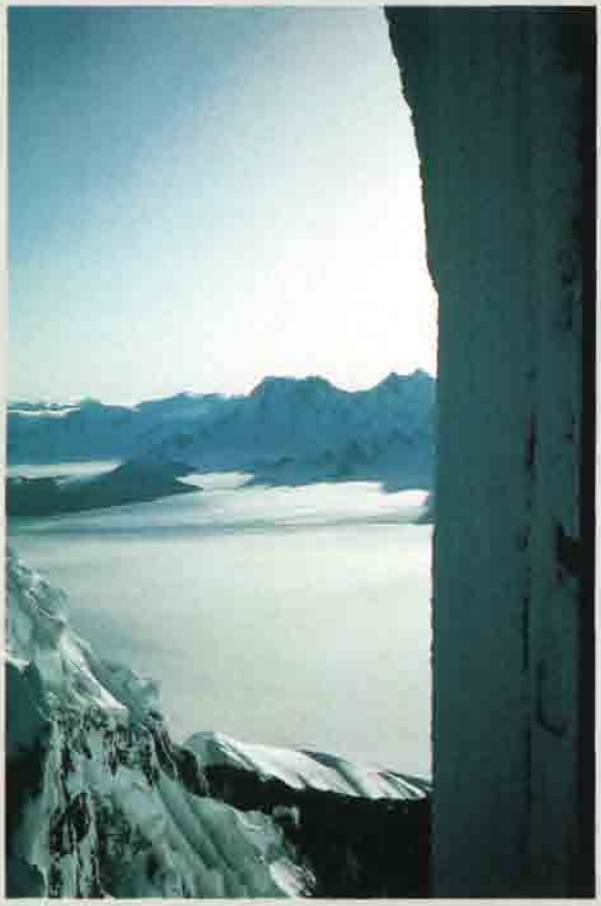
Plötzlich ist das Wetter wieder schön, fast wolkenlos — Wetterbarometer und Stimmung haben einen bisher ungeahnten Höchststand erreicht. Der Himmel ganz rot, zart erglüht der magische Berg rosa im letzten Abendlicht. Um 3.30 Uhr verlassen wir das Lager. Vor uns die Amerikaner und die deutsch-französische-Seilschaft, hinter uns die Salzburger. Alle hasten wir über Geröll, Stein und Eis zum Fuß des Berges. Obwohl wir Tage zuvor schon Ausrüstung über den langen Torre-Gletscher geschleppt haben, sind unsere Rucksäcke von Beginn an schwer. Cerro Torre, Torre Egger und Cerro Standhardt ragen schlank und scharf wie Fangzähne in den Morgenhimmel, leuchten wie drei brennende Kerzen — wie Kinder vor dem Weihnachtsbaum starren wir die Türme an; sind mit den Gedanken bereits in der kompakten Felswand, als wir über das blanke Eis des Torregletschers schlendern. In diesem Moment zerreißt ein Schrei die angespannte Stille. Neben mir bricht Armin mit einem Bein bis zur Hälfte in eine metertiefe, nur oberflächlich zugefrorene Wasserpfütze. Sekunden später werde auch ich ein Opfer dieser aus der Trickkiste des Zauberberges stammenden Tücke. Zähneknirschend heißt es gute Miene zum bösen Spiel machen. Ein unfreiwilliges Bad im eiskalten Gletscherwasser ist unter den gegebenen Bedingungen zwar ärgerlich, jedoch kein Anlaß zu kapitulieren. Nach Wochen von permanentem Sturm, Schneefall und Kälte steigt die Achtung vor der Wahrscheinlichkeit einer kurzfristigen Unterbrechung des Feuerlandnormalwetters, und die Hoffnung, bei Sonne, Wärme, Windstille und trockenem Fels den Cerro Torre zu erleben, verbietet jegliche mimosenhafte Reaktion.
Inzwischen ist es vollends Tag geworden; das Materialdepot im Moränenschutt erreicht. Überladen mit dreißig Kilogramm Ausrüstung und Verpflegung auf unseren Rücken verlassen wir den Torregletscher, um über eine nicht enden wollende Steilstufe aus Geröll und Blöcken zur eigentlichen Arena der bergsteigerischen Wildnis zu gelangen.
Über das zerklüftete Gletscherbecken zwischen Cerro Torre und Torre Egger stapfen wir angeseilt. Schon treffen die ersten Strahlen der Sonne Fels und Eis — der Startschuß für die Eislawinen ist gefallen. Der Berg beginnt zu leben. Über die Ostwand des Cerro Torre rauschen unaufhörlich Eisfälle, mal nehmen sie an Intensität zu, mal werden sie schwächer — und immer wieder werden sie von neuen herabstürzenden Eiskaskaden gespeist.
Langsam, zaghaft, skeptisch setzen wir unseren Aufstieg fort, überwinden den Bergschrund und steigen in das 400-Meter-Eiscouloir ein. Die Sicherungsmöglichkeiten in diesem 40 bis 50 Grad steilen, von Felsstufen durchsetzten Gelände sind bescheiden bis schlecht: Schneerutsche, herabbrechende Wächten und Steinschlag verleihen dem Nervenkitzel einen makabren Beigeschmack.
Als eine Kreuzung von Akrobaten und Lastentieren errei-

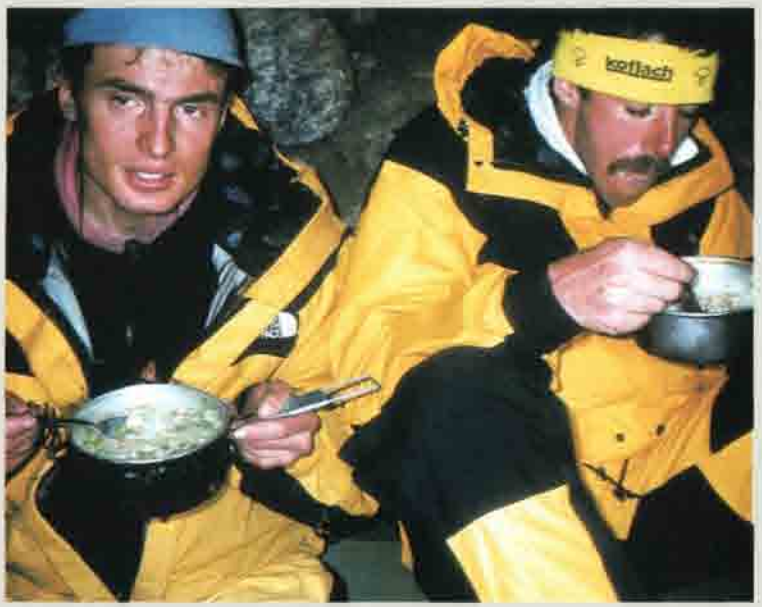
Leben nah am Tod

Bilder von einem dramatischen Ausflug nach Patagonien













chen wir nach Stunden den Sattel. Von dort schießt der Pfeiler 1200 Meter senkrecht in den patagonischen Himmel. Gemeinsam mit David und Robert beschließe ich die ersten vier Seillängen mit fixen Seilen zu versehen, damit am nächsten Tag diese heiklen Felsrisse ohne viel Anstrengung und Zeitverlust mit Hilfe von Steigklemmen hochgestiegen werden können. Inzwischen schaufeln Armin, Franz und Wolfgang die Eishöhle frei; die letzte „sturmfreie" Biwakmöglichkeit vor dem Pfeiler. Zusammengepfercht sitzen wir abends in unserem Zweitwohnsitz im Gletschereis. Bei Trockenverpflegung und Tee wird die Strategie für den nächsten Tag besprochen. Unser Plan ist einfach: Rasch solange hinaufzuklettern, wie es geht, um heil wieder herunterzukommen — entscheidend hierfür, aber unvorhersehbar, das Wetter.

Das ist unser Tag noch nicht

Das Vergnügen, den total vereisten Pfeiler kennenzulernen, erspart uns allerdings der in der Morgendämmerung einsetzende Sturm. Der Blick aus unserem Schneeloch verheißt nichts Gutes: Dunkelgraue bis schwarze Wolkenfetzen jagen über den Gipfel des Fitz Roy, im Nu sind alle umliegenden Berge im Nebel eingehüllt. Einsetzender Schneefall raubt uns jede Illusion einer Wetterbesserung und stärkt den Entschluß zum Rückzug. Proviant und Fixseile bleiben zurück. Zu sechst seilen wir uns über den vereisten Vorbau ab — begleitet von den Erschütterungen der Lawinen, die über die mehr als 2000 Meter hohe Westwand des Fitz Roy hinunterfegen.
Das nun endgültig schlechte Wetter läßt uns die Richtigkeit der Entscheidung leichter einsehen — nichts wäre frustrierender, als am Torre-Gletscher zu stehen, wenn der Wind nachläßt und die Wolken den Turm in verlockendem Abendlicht freigeben. So aber müssen wir eher darauf achten, nicht von Regenwindböen einfach umgeblasen zu werden. Selbst auf dem flachen Torre-Gletscher bedarf es der Steigeisen und des Eispickels, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren oder von einem Windstoß in eine Gletscherspalte geworfen zu werden.
Dann hat uns das Basislager wieder. Stürme wüten in der gesamten Zone. Eine weitere Periode der erzwungenen Untätigkeit ist angebrochen. Feuer prasselt im Hüttenherd; heißer Tee (Mate), gekochter Reis und Haferflocken lassen uns das miserable Wetter vorübergehend vergessen. Die Flammen wärmen unsere Glieder. Natürlich läßt der Schmerz der von Fels und Eis aufgerissenen Fingerspitzen uns fluchen, doch die Geborgenheit der bescheidenen Hütte gibt uns auch Zufriedenheit.
Wenn aber hin und wieder das Wetter am Lago Viedma oder gar in Chalten verlockend ist, die Berge trotzdem hinterm Wolkenvorhang liegen, dann sticht der Hafer. Optimismus ist dabei nur ein schwacher Trost. Denn ständig ziehen vom Wind zerrissene Wolkenstreifen über den funkelnden Gletscher des Piergiorgio hinweg, verdichten sich zu einer Wolkenbank, die an den Bergen hängen bleibt. Das Barometer erreicht einen ungeahnten Tiefstand — der Lebensrhythmus reduziert sich auf ein Minimum: Holz sammeln, kochen, lesen, Tagebuch schreiben, bouldern und träumen.
Nach vier Tagen Regen, Mitte Februar, fällt Armin, Franz, David und Robert der Abschied nicht schwer. Wolfgang und ich bleiben zurück, entschlossen, Wind und Regen zum Trotz auszuharren.
Daß uns mit der Dauer des kaltnassen Pazifikwetters Zweifel an der Sinnhaftigkeit unserer Durchhalteparole wachsen, klingt plausibel. Zudem läuft die Zeit unweigerlich davon. Das Bergglück scheint uns verlassen zu haben. Doch siehe da, Schönwetter! Das Warten hat Sinn gehabt. Am 19. Februar 1993 greifen wir zwei Glücksritter nach sechs Wochen erfolgloser Belagerung bei herrlichem Wetter an. Eine absolut ungewöhnliche Stille herrscht im Tal des Torre, als Wolfgang und ich nachmittags über den Gletscher zu unserem „Eispalast" aufsteigen. Auf dem Sattel weht plötzlich Südwind, ein untrügliches Zeichen für das patagonische Wetterwunder. Solche Exklusivität darf nicht ungenützt bleiben.

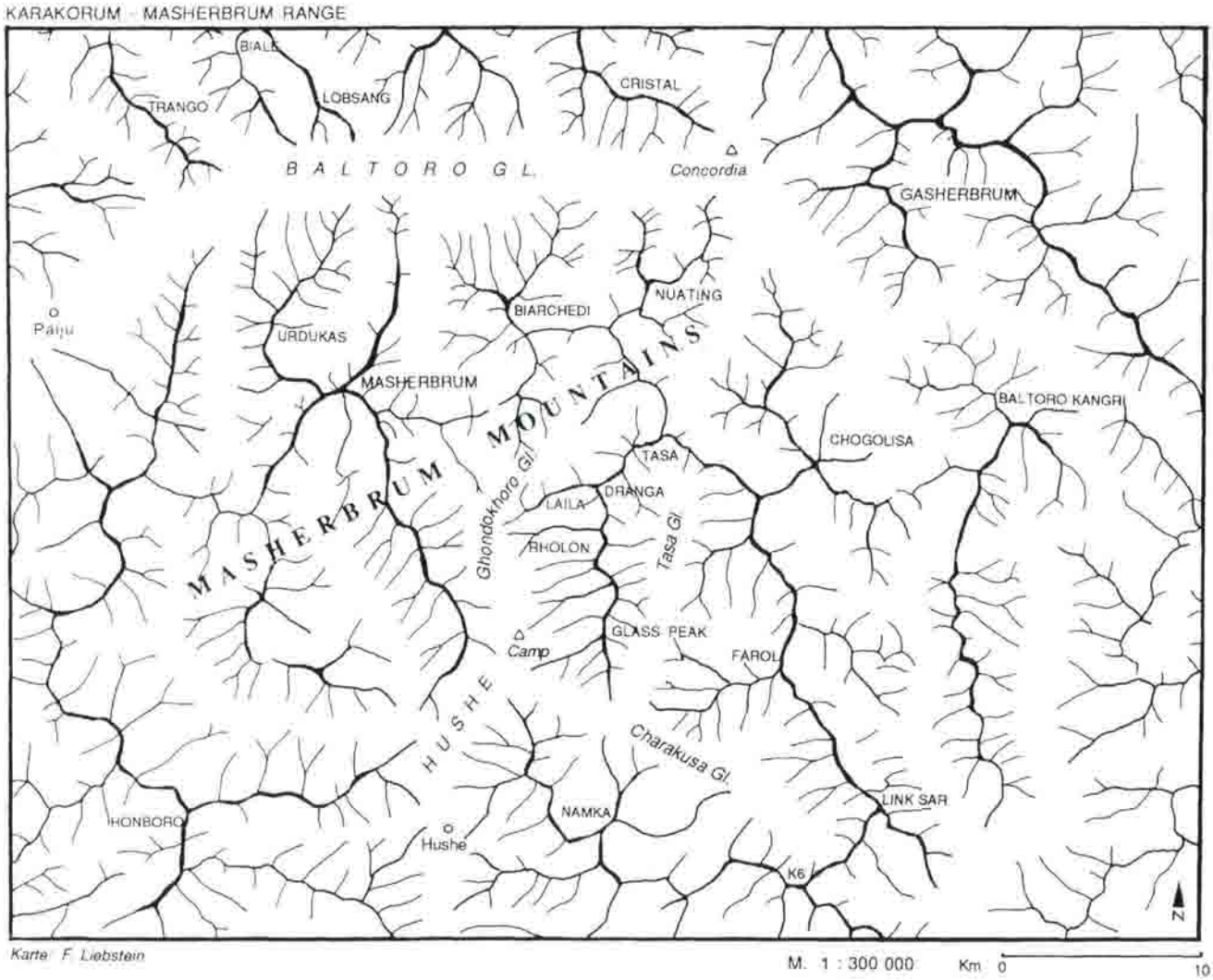
Wir Affen des Mirakels, oder: Zeus ist gütig

Erneut biwakieren wir in unserer Höhle. Das Kondenswasser und die mangelnde Lüftung in der Eisgrotte durchnässen die Kleidung, bevor wir uns noch an die feuchten Schlafsäcke gewöhnt haben. Wenigstens müssen wir nicht mit den Lebensmitteln und dem Brennstoff sparen — das beim ersten Versuch Zurückgelassene lädt zu einem richtigen Eßgelage ein.
Um drei Uhr weckt uns das schrille Digitalpiepsen der Armbanduhr aus der schlaflosen Gedankenwelt. Flugs werden aus Träumen Hoffnungen — berechtigt, denn es ist windstill und sternenklar. Der Countdown läuft.
Zum Aufwärmen sind 150 Meter Vertikal-Jogging angesagt. Seit Wochen hängt das neun Millimeter dicke Fixseil unbeobachtet in der Wand; als Spielball pausenlos vom Wind gepeitscht und somit allzuleicht an den messerscharfen Granitkanten aufgerieben, stellt der mögliche Fixseilriß ein nicht wegzudiskutierendes Risiko dar. Dennoch klinke ich die Steigklemme ins Seil und steige von Wolfgang gesichert daran empor. Für Nachdenklichkeit bleibt keine Zeit. Kompromißlos auch der Weiterweg. Der vorangegangene Wettersturz hat uns eine total vereiste Wand beschert.
Die vereisten Pfeilerrisse bedeuten das Aus für die lang ersehnte und geplante Freikletteraktion. Statt dessen hält „Mixclimb" unsere Psyche auf Trab. Mühevoll müssen zuerst Risse zentimeterweise vom Eis befreit werden — und dann beginnt ein nervenaufreibendes Hasardspiel an der Grenze der Materialbelastung. Besonders atemberaubend dabei die zum Cliff umfunktionierte Eisaxt: einer nur wenige Millimeter im morschen Eis steckenden Axt

das ganze Körpergewicht anzuvertrauen, läßt das Blut in den Adern gefrieren.
Über vertikale Risse und Verschneidungen, zwischendurch ausgesetzte Eiskletterei, kommen wir zum Beginn des Neunzig-Meter-Querganges. Am Ende dieser Hakengalerie rostfreier Stahlstifte findet das Fest für Masochisten seine Fortsetzung. Ein mit dünner Eisglasur überzogener und in der Mitte sich überhängend verengender Kamin treibt mich an die Schwelle zur Resignation.
Wertvolle Stunden des Tageslichts vergehen. Der „Icetower", die letzte Bastion vor der 200 Meter hohen „Headwall", stellt uns auf eine weitere harte Probe. Unter faustdickem Abraum und Eis sind die Bohrhaken Maestris versteckt. Diese gilt es mit dem Eishammer frei zu pickeln. Nach vier Stunden Arbeit — um Mitternacht — ist die Gipfelwand erreicht. Zwei taschenbuchgroße Sitzflächen werden aus dem Schnee gehackt. Trotz der Erschöpfung finden wir keinen Schlaf — zu abschüssig und unbequem ist unser Lager, zu kalt und hungrig wir selbst. Aus Gewichtsersparnis haben wir weder Biwakzeug noch ausreichend Proviant dabei. Zähneklappernd, die Füße über den Abgrund baumelnd, beschleicht uns das Gefühl, daß die Nacht kein Ende nehmen will.
Nun, gut Ding braucht Weile: Um fünf Uhr geht über dem Lago Viedma die Sonne auf, verwandelt den See in geschmolzenes Gold und uns in freudenstrahlende Gewinner. Die steifen Körper in der wie zu Ritterrüstungen erstarrten Bekleidung kommen langsam in Bewegung. Die Sonne gewinnt an Kraft.
Durch die Erwärmung beginnen sich allerdings auch die Eisschichten über uns zu lösen. Wie bei einem Angriff unter Artilleriebeschuß klettern wir ums nackte Leben. Im Wasserfall, der Eis statt Wasser hinabschleudert, kommen wir Seillänge um Seillänge höher.
Das Finale der Tortur ist schnell erreicht: Die letzten dreißig Meter rütteln einen aus der Monotonie des hakentechnischen Kletterns. Genau zwischen den Eispilzen, die wie Fallbeile über unseren Köpfen weit ins Leere hinausragen, verläuft die Ausstiegsseillänge. An Stelle der gebohrten — vom Erstbegeher aber wieder entfernten — Bohrhaken geht es an technischen Spezialabsicherungen weiter. Die von dünnen, verwitterten Schlingen umwikkelten, nach unten gebogenen, kurzen Stahlnieten, der eingerissene Einser-Stopperklemmkeil, in einer winzigen Schuppe verankert, runden den Reigen moralischer Schlüsselstellen würdig ab.
Schließlich der höchste Punkt — jäh stehen wir auf der Eiskrone des Cerro Torre. Am 21. Februar, nach fünfzig Stunden, ist das erhoffte Ziel all unseres Strebens und Einsatzes erreicht. Torre Egger und Fitz Roy sind zum Greifen nah, das Eismeer des geheimnisvollen Hielo Continental liegt uns zu Füßen. Kein Lüftchen regt sich. Wir setzten sozusagen alles auf eine Karte — jetzt stehen Wolfgang und ich mit Tränen in den Augen auf dem winzigen Schneefeld des Torre-Gipfels. Fast erfüllt uns Euphorie und Sentimentalität — doch das Wissen um den bevorstehenden Abstieg hält uns in Atem, neutralisiert die zarten Ansätze von Gefühlen.
Weiterhin ist äußerste Konzentration gefragt. Um unversehrt wieder hinunterzukommen, muß Schwerstarbeit verrichtet werden; eine Abseilmeile steht uns bevor. Die letzten Leistungsreserven werden mobilisiert — nur jetzt kein Fehler! Viel Überwindung kostet der Abschied vom sonnigen Gipfeleispilz. Mit nassen schweren Seilen treten wir die Abseilfahrt an, über schattige Wandfluchten, hinein in die finstere Leere.

Schatten über unseren Seelen

Stück für Stück seilen wir uns ab, dann müssen wir queren. Vergebens suchen wir auf dem schmalen, spitzen Eisgrat oberhalb des Icetowers nach einer soliden Verankerung. Der meterdicke Eispanzer zwingt uns zu einem riskanten Manöver. Behutsam und sorgfältig schrauben wir zwei Eisschrauben in diese milchige Masse aus Eis. Es bleibt uns keine andere Wahl. Der zuverlässige Originalstand dieser Abseillänge liegt unerreichbar unterm Eis.
So vertraut Wolfgang den mickrigen Eisschrauben sein Leben an. Ein jäher Ruck — schon ist es passiert! Ein Knall, gleich einer Explosion schießen die Eisschrauben aus dem Eis; blitzartig verschwindet Wolfgang senkrecht unter mir, im selben Moment verspüre ich einen heftigen Ruck. Dann Stille. Was ist geschehen?
Sofort werde ich mir des Ernstes der Lage bewußt; Instinkt rettete uns vor dem sicheren Tod, ließ mich auf der anderen Seite des Eisgrates stehen, als der Standplatz unter dem Gewicht Wolfgangs ausbrach. Verbunden durch das Seil, getrennt durch die natürliche Barriere aus Eis, konnte die Katastrophe vermieden werden. Nur diesem Glück, diesem außerordentlichen Zufall verdanken wir unser Leben.
Gestreift vom Glück des Tüchtigen im Unglück, setzen wir die Abseilreise fort. Unter dem Einsatz aller bekannten Kunstgriffe und erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen nähern wir uns im Licht der Stirnlampen der heißersehnten Eishöhle. Um nicht vor lauter Erschöpfung noch einen Fehler zu machen, biwakieren wir ein drittes Mal. Wenn auch das wohlige Gefühl des Erfolges Wärme spendet, das düstre Bild des Absturzes bereitet Bauchweh.
Erst nach einigen Tagen können wir wieder einigermaßen ruhig schlafen. Noch Wochen, Monate später zucke ich beim Gedanken an unser überlebtes Abenteuer zusammen. Es gibt Schrecken, da braucht man eine ganze Weile, um darüber weg zu kommen. Deshalb bin ich auch weniger stolz auf unsere Leistungen als dankbar für unsere Erfahrungen.



Die Gruppe der Masherbrum-Berge, in deren südlichem Teil sich das Hushe-Tal und seine Berge befinden.

Hushe — im verborgenen Tal

UIAA International Mountaineering Camp —
drei Teilnehmer schildern Episoden

René Jentzsch (rj), Jörg Wilz (jw) und Falk Liebstein (fl)

Wie bereits drei Jahre zuvor, so organisierte die UIAA auch 1993 wieder ein Internationales Trainingscamp. Ziel dieser Unternehmung ist es, jungen Aspiranten die Möglichkeit zu geben, Erfahrungen im Bereich des Expeditionsbergsteigens zu sammeln. Es waren insgesamt 25 Teilnehmer/innen aus 13 verschiedenen Nationen. Die Expedition wurde geleitet von Edward Bekker, Bergführer aus Chamonix. Ihm zur Seite standen Evelyne Binsack, junge Schweizer Bergführerin, und der Deutsche Jörg Wilz (DAV-Trango-Expedition 1988). Die medizinische Betreuung übernahm Dr. Ruth Howlett (Wales). Diesmal ging es ins Hushe Valley im Karakorum, im äußersten Nordosten von Pakistan. Dieses Gebiet, in der Nähe zur indischen Grenze, galt in der vergangenen Zeit als 'restricted area', da es dort häufig zu militärischen Auseinandersetzungen kommt. In diesem Sommer aber ruhten die Waffen, und Bergsteiger erhielten die Erlaubnis, die Region zu besuchen. Es erheben sich dort einige unbekannte und wunderschöne Bergketten, wovon die junge Gruppe der UIAA einen Bruchteil neu erschließen konnte.

Über den Karakorum-Highway nach Norden (rj)

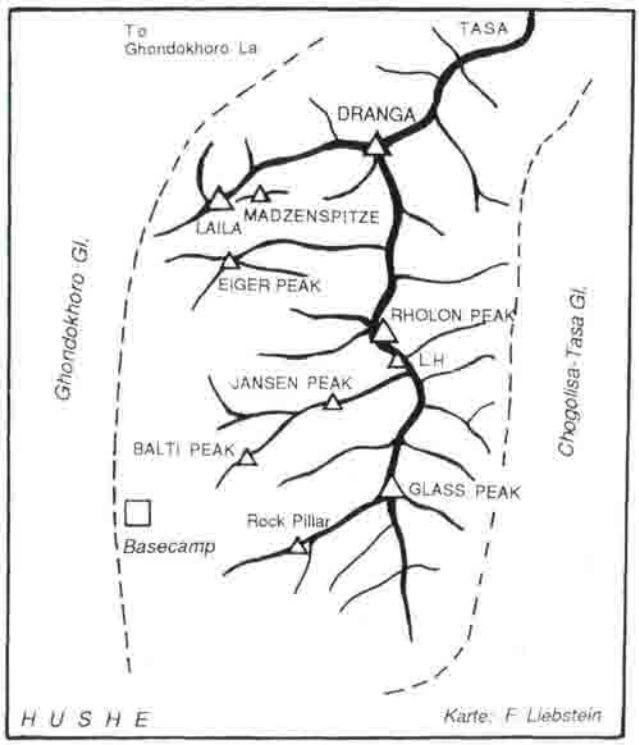
Nachdem wir uns Ende August in Islamabad/Rawalpindi getroffen hatten, gab es vorerst den üblichen organisatorischen Kram zu erledigen. Neben erstem Kennenlernen bleibt Zeit, ein paar flüchtige Eindrücke von der Doppelstadt voll pulsierenden Lebens zu gewinnen — bunt, laut und chaotisch.

Nach hinlänglicher Verzögerung mit „Fehlstart" brechen wir endlich nach Norden auf. Es gibt zwei Möglichkeiten, Skardu, den Ausgangspunkt der meisten Karakorumexpeditionen, zu erreichen. Innerhalb einer reichlichen Stunde bewältigen kleine Maschinen die über 600 km lange Flugstrecke von Islamabad aus. Die langsamere, aber wesentlich interessantere Variante führt mit Bus oder LKW über den Karakorum Highway. Aufgrund plötzlich einsetzenden Schlechtwetters packen wir unsere bereits eingecheckten Rucksäcke vom Flieger wieder auf den Bus. Somit bleibt uns nur der Weg durch das Industal. Unser Bus scheint für kleine Leute konstruiert — die Beinfreiheit ist gering. Die nächsten Stunden versprechen nicht gerade das pure Vergnügen zu werden. Einige aus unserer Mannschaft verziehen sich nach draußen aufs Dach; oben auf dem Gepäck sitzt es sich bequemer. Unsere drei Pakistani kennen die anspruchsvolle Strecke bestens, und so fahren wir die ganze Nacht durch. Nur zum Fahrerwechsel oder zu einer kurzen Rast wird angehalten. In Skardu beziehen wir für eine Nacht ein Hotel. Dann laden wir auf Jeeps um, und es geht für weitere zwei Tage über nervtötende Pisten. Als wir in Hushe, der letzten Ortschaft auf ca. 3200 m Höhe, ankommen, ist das ganze Dorf auf den Beinen. Wir werden freundlich begrüßt, gibt es doch wieder einen wichtigen Zusatzverdienst für die Bewohner. Ein Großteil der männlichen Einwohner werden mit uns gehen und einige unserer Lasten übernehmen. Wiederum zwei Tage später, nach einem herrlichen Fußmarsch, errichten wir im Schutz einer Seitenmoräne des Ghondokhorogletschers das Basislager (3850 m).

A Taciturn Friendship I (fl)

Rawalpindi-City, Hotel Paradise Inn. Ich liege schweißgebadet in der brütenden Mittagshitze auf meiner Pritsche. Die Klimaanlage funktioniert, wie so vieles hier, nicht. Es ist düster. Das Zimmer hat nur eine Gazetür zum Balkon. Ich gehe nach draußen, um Luft zu schnappen und beobachte dabei das chaotische Treiben auf der Straße. Von hier oben hat man einen ungestörten Blick über diese verrückte Stadt. Ist man unten, in den engen Gassen des Bazars, dann kann man sie auch als das Vorzimmer der Hölle empfinden. Auf meinen Balkon fühle ich mich befreit von dieser beklemmenden Enge. Ich genieße sogar die eintönigen Stimmen der muslimischen Glaubensgesänge, die mich von den Türmen umliegender Moscheen erreichen. Sie wirken auf mich entspannend. Dann überkommt mich wieder diese sonderbare Müdigkeit; keine, die nach Schlaf verlangt, sondern die den Körper und die Sinne fast betäubt. Jegliches Bewegen und Denken kosten unglaublich viel Überwindung und Kraft.

Dann treiben mich der miefende Gestank und die drükkende Glut wieder auf meine Liege. Ich sehe verschwommene Bilder und fühle mich wie gelähmt. Ich habe das Warten satt und sehne mich nach Kälte und Bergen.
Plötzlich öffnet sich die Gazetür und ein dunkler Bursche steht im Zimmer. Er gibt ein paar knappe Worte von sich und deutet auf mein Wasser; ich verstehe nichts ... doch, ein paar englische Brocken. Ich denke mir, es wird wohl der Zimmerboy sein. Vielleicht bringt er endlich mal frisches Wasser! Doch dann trinkt er von meinem alten, abgestandenen Wasser und bedient sich einer Zigarette



von mir. „Thanks ..." kann ich noch vernehmen, dann ist er wieder draußen. Großartig nachdenken kann ich darüber nicht, empfinde es jedoch als etwas eigenartig. Andererseits wundert es mich nicht mehr sonderlich, denn mein Waschzeug und T-Shirt sind auch vom Balkon verschwunden. Es soll mir auch egal sein.
Mit dem aufkommenden Abend wird es kühler, und ich kann mich endlich wieder etwas regen. Ganz benebelt vom Herumlungern steige ich unter die Dusche. Das ist kein besonderes Vergnügen. Das Wasser, insofern welches läuft, ist lauwarm und stinkt noch mehr als die Luft draußen. Der Schweiß bleibt weiter am Körper haften.
Ich taumle anschließend ins Lokal. Auch da ist es düster. Das einzige Licht fällt durch die Lamellen der Fensterläden. Fast erscheint es mir leer. Der Kellner steht am Fernseher und hat nichts zu tun. Da sehe ich den Burschen, der mein Zimmer betreten hatte. Er verfolgt teilnahmslos das Geschehen im Fernseher. Ich lasse mich daneben nieder. Viel weiter würden mich die Beine ohnehin nicht tragen. Verträumt nehme ich mir eine Zigarette aus der Schachtel. Jetzt fällt mir auf, es sind gar nicht meine Zigaretten. Ich habe meine vergessen. Aus meiner Gedankenlosigkeit wird Verlegenheit. Entschuldigend frage ich ihn nachträglich, worauf unmittelbar keine Regung erfolgt. Auch keine Antwort ist eine Antwort, denke ich und bedanke mich flüchtig. Sein Gesichtdrückt entspannte Gelassenheit aus. Ich glaube nun eher, daß er es mir übelnimmt, daß ich ihn zu Höflichkeit fordere und er meinetwegen eine Bejahung von sich geben muß. Als Geste empfange ich ein geringes Kopfnikken. Dazu bewegt sich sein Handgelenk. Die Finger heben sich leicht vom Tisch und setzen dumpf wieder auf. Ich kann mit ihm fühlen, bloß nicht zu viel bewegen. Mein Blick richtet sich auf seine Hände. Sie sind von Wunden und Wulsten gezeichnet und sehen ziemlich schlimm aus. Zudem fehlt an einer Hand der Ringfinger. Was kann Hände so zurichten ...?
Nun werde ich langsam munter und mir wird klar, daß er in der gleichen Rolle steckt wie ich und wohl ebenso nur darauf wartet, bald in die Berge aufbrechen zu können. Wir machen uns daraufhin bekannt: „My name is Bogdan!"
„I'm Falk!"
„Like another cigarette?"
„Yes, thank you!" ...

The Little Hidden Peak (rj)

Nach einem ersten wegen Schlechtwetter abgebrochenen Gipfelversuch zum Gondogoro-La-Peak, einem einfachen Trekkingberg, der sich nur bei guter Fernsicht lohnt und dann schöne Ausblicke auf die ganz großen, K 2, Broad Peak, Hidden Peak und Gasherbrum bietet, starte ich mit Kevin, Frederic und Neil ins zweite Tal, das Rholon-Tal. Hier beziehen wir unser Hochlager auf 4900 m; viele Zelte haben auf der Moräne hoch über dem steilen Gletscher wohl noch nicht gestanden. Nur der Beinahe-6000er Rholon Peak, aus der Ferne als dolchförmige Felsspitze zu sehen, ist unseres Wissens schon bestiegen. Alle anderen Gipfel in diesem Hochtal harren noch ihrer Erstbesteiger — also genügend Möglichkeiten zum Austoben. Aber dazu ist uns am nächsten Tag bei der Erkundungstour nicht zumute. Wir sind noch nicht ausreichend akklimatisiert und schieben erstmal einen Ruhetag in fast 5000 m Höhe ein.
Ein Fünferteam, bestehend aus Evelyne, Jörg, Edward, Julian und Andreas versuchen nun das zweite Mal den Rholon Peak durch die Eisflanke. Diesmal erreichen sie zwar den Gipfelgrat, aber eine überwächtete Firnschneide

verwehrt ihnen die letzten Meter zum höchsten Punkt; es bleibt dabei.
Für uns ist die Sache klar: Ich habe am Vortag einen schönen Eisgipfel, versteckt hinter dem Rholon und nicht viel niedriger als er, entdeckt. Zu diesem wollen wir morgen.
Gegen drei Uhr dreißig stapfen wir bereits über den Gletscher der Eisrinne entgegen, die wir kurz nach Sonnenaufgang erreichen. Im Westen erglühen die Bergketten im Licht der aufgehenden Sonne — ein wunderschöner Anblick, aber auch die Cirruswolken sind nicht zu übersehen. Wir müssen uns beeilen. Durch die 45—50° steile Rinne lassen sich die markanten Eisabbrüche, die den Zugang zum Gipfel versperren, umgehen. Wir sichern drei Seillängen und erreichen dann eine Firnmulde, in der wir eine kurze Rast machen. Da Kevin Probleme mit der Höhe hat, will er hier zurückbleiben. Allein gehe ich die letzten 250 Höhenmeter zum Gipfel. Frederic und Neil kommen mir auf dem überwächteten und teilweise sehr steil abfallenden Firngrat entgegen; sie waren bereits oben. Eine halbe Stunde später habe ich es auch geschafft — 5800 m. Es ist ein seltsames Gefühl, ganz allein hier zu stehen. Ein Meer aus Wolken, Fels und Eis, so weit das Auge reicht. 300 m weiter unten kann ich drei winzige Pünktchen ausmachen. Das sind die Freunde, die auf mich warten. Schnell ein paar Fotos, dann mache ich mich an den Abstieg. Nach dem Abseilen in der Rinne erwartet uns der Weg durch die enge Schlucht. Geräuschlos kommen kopfgroße Steine im freien Fall aus der nahezu senkrechten Wand des Rholon herunter; die letzten Abstiegsmeter werden zum Lotteriespiel — es gibt kein Ausweichen.
Unbeschadet erreichen wir das Lager und gehen nach einer ausgiebigen Rast hinunter ins Basecamp. Später bestätigen uns unsere Baltiköche, die sich hier auskennen, daß es sich um eine Erstbesteigung handelt. Wir nennen unseren Gipfel Little Hidden Peak — Kleiner Verborgener Berg, in Anlehnung an seinen großen Nachbarn.

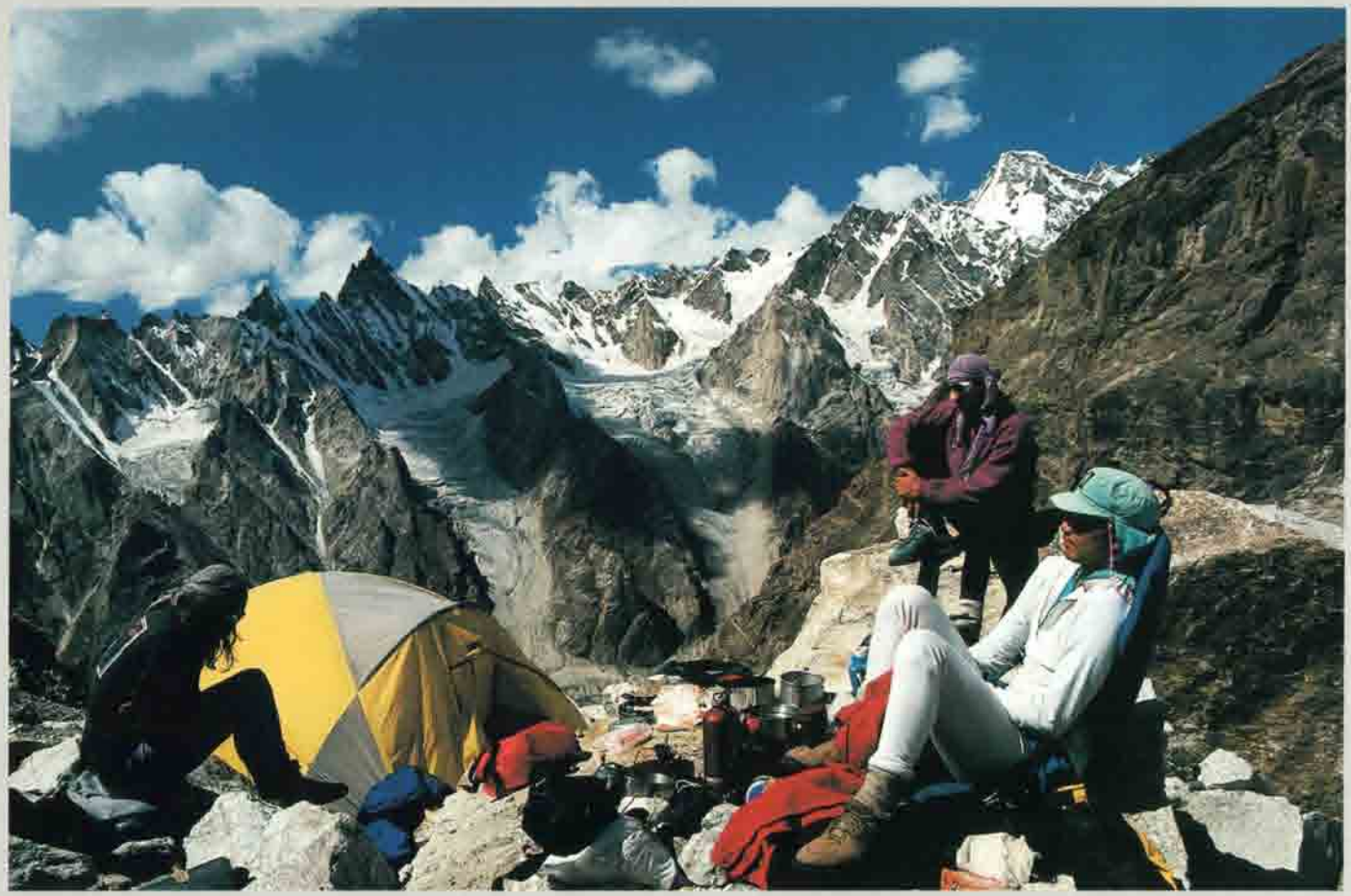
Balti Peak oder «Dinner in Basecamp» (jw)

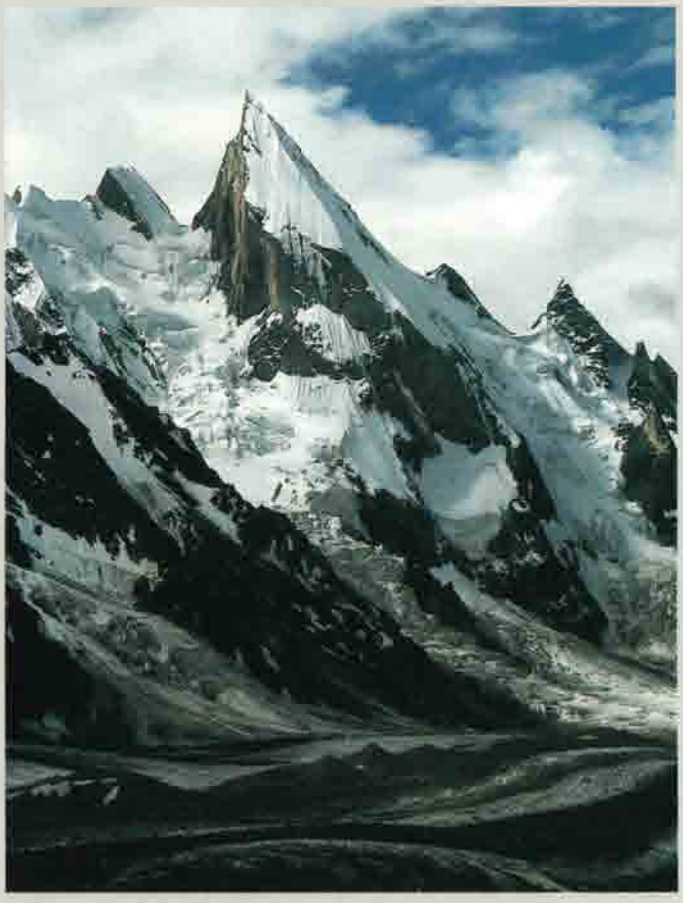
„Verdammt — sternenklarer Himmel", denke ich mir, als ich meinen Kopf aus der vertrauten Behaglichkeit von Schlafsack und Zelt in die dunkle baltistanische Nacht hinausstrecke. Innerlich hatte ich eigentlich schon beschlossen, daß der gestern Abend einsetzende Schneefall ein gutes Alibi für einen Ruhetag hergeben würde. Ich hatte mir ausgemalt, was ich nicht alles Nützliches heute erledigen könnte — schreiben, lesen, waschen, essen — eben alles, was zu kurz kommt, wenn ein herrlicher Karakorum-September schon über zwei Wochen lang erbarmungslos schönes Wetter beschert. Ich ringe mit mir, ob ich aufstehen soll, um die anderen zu wecken. Vielleicht ist der Himmel nur kurzzeitig und auch nur genau über unserem Basislager aufgerissen? Bestärkt durch dieses bestens erprobte Argument, gönne ich mir noch mal zwanzig Minuten Schlaf. Es hilft nichts. Wohl oder übel wecke ich meine Mitstreiter/innen: Andreas Daffner aus Garmisch, Neil McQueen aus Südafrika, Kevin Tatsugawa aus den USA, Hamid Olange aus dem Iran und Marrigje Hartmann aus Holland.
Unser Tagesziel ist die etwa 5200 m hohe Granitpyramide, die direkt über dem Basislager thront. Daß ein solcher in Gestalt und Lage klassischer Gipfel noch unbestiegen sein soll, ist kaum zu fassen. Im 8000er Wahn erblindet, müssen die Heerscharen von Bergsteigern auf ihrem Weg in Richtung Konkordia-Platz bislang an diesem Gipfel vorbeigerannt sein. Auf Vorschlag des baltistanischen Organisators Mohammad Iqbal haben wir dem Objekt unserer Erstbegeherleidenschaft kurzerhand den Namen Balti Peak verpaßt.
Während sich in meinem Magen noch ein Kloß aus pakistanischem Haferbrei der endgültigen Verdauung widersetzt, stolpern wir im Dunkeln über wegelose Blockhalden bergauf. Nach etwa einer Stunde verlassen wir den Gletscherbach und kämpfen uns die restlichen 700 Höhenmeter durch den steilen Moränenschutt direkt zum Einstieg der Südwestkante hinauf. Mit dem Wetter scheinen wir Glück zu haben. Allerdings hat der Schneefall in der Nacht seine Spuren hinterlassen. In der ersten Morgensonne erscheint die Gipfelnadel weit über uns wie eine eingeeiste Kirchturmspitze. Vielleicht hätten wir doch nicht die Steigeisen unserem Motto: „Climb light — climb fast" opfern sollen?
Wie ausgemacht klettere ich mit Hamid, einem bulligen, immerzu lächelnden Iraner. Leider war unsere Kommunikation bislang durch den Umstand gehemmt, daß sich Hamids Englischvokabular auf etwa dreißig Wörter beschränkt. Aus der direkten Notwendigkeit heraus erhält Hamid noch einen Kompaktkurs in englischen Seilkommandos, bevor er etwa um sieben Uhr in die erste Seillänge startet. Fester Fels und elegante Reibungskletterei helfen über die morgendliche Kälte hinweg. Hamid klettert wieselflink und entkräftet meine Zweifel am Leistungsstand des alpinen Felskletterns im Vorderen Orient. Nach drei Seillängen mit Schwierigkeiten IV und V erreichen wir den Grat und damit endlich die Sonne, die sich zum Glück bereits am Eispanzer der Gipfelnadel zu schaffen macht.
Mit Andreas und Marrigje immer dicht auf den Fersen kommen wir Seillänge für Seillänge zügig voran. Sorgen bereitet mir nur, daß wir Neil und Kevin schon lange nicht mehr hinter uns gesehen haben. Abgeschlagen tauchen sie endlich weit unter uns in einem flachen Gratstück auf. Wir verständigen uns durch Rufen, und sie folgen unserem Vorschlag, durch Queren und Abseilen durch die Nordostwand abzusteigen. Leider entschwindet mit den beiden auch unsere gemeinschaftliche Biwakverpflegung inklusive Kochtopf gen Tal. Und das, wo

In den Bergen des Hushe-Tals



Das gewaltige Masherbrum-Massiv.
Fotos auf dieser Doppelseite: René Jentzsch





Oben:
Unser Hochlager im Rholon-Tal

Rechts:
Laila-Peak im oberen Ghondokhorotal

Rechte Seite: Nangmah, der kleinste und älteste Träger
Das 1. Seitental mit Glass Peak
Junge in Khapalu
Terrassenfelder im Hushe-Valley
Fotos: Falk Liebstein

Hamid bereits seit zwei Stunden in regelmäßigen Intervallen „Hamid hungry" vor sich herbrummelt. „No worries, Hamid, dinner in basecamp", versuche ich ihn über den herben Verlust hinwegzutrösten. Damit ist das Tagesziel neu definiert. Nicht nur Gipfel, sondern auch „dinner in basecamp".
Ohnehin sind wir im Moment eher im unbeschwerten Sportklettermodus. Das immer noch tadellose Wetter und die herrliche Kletterei im V. und VI. Grad an der steilen Pfeilerkante lassen uns vergessen, daß wir eigentlich nur eine sehr vage Vorstellung davon haben, wie wir hier wieder hinunterkommen sollen. Nur manchmal, wenn ich gerade wieder mit meinem vollen Körpergewicht an einer der dünnen Piazschuppen hänge, macht sich ein Schaudern bemerkbar, das ich mir nicht wie üblich durch ein „hier haben schon wesentlich Dickere dran gezerrt" ausreden kann.
Einen Dämpfer bekommt unsere „Dinner-In-Basecamp-Euphorie" erst am frühen Nachmittag beim ersten Funkkontakt mit dem Basislager, von wo aus uns Expeditionsärztin Ruth mit dem Fernglas beobachtet. Während wir fest davon überzeugt sind, daß die Gipfelnadel nicht mehr weit ist, diagnostiziert „Dr. Ruth", daß wir mindestens noch ein Drittel der Route vor uns haben. Immerhin erfahren wir, daß Kevin und Neil wieder wohlbehalten im Basislager eingelaufen sind.
In der Tat, wie so viele Grate zuvor, entpuppt sich auch dieser als endlos. Zunehmende Bewölkung, ein kühler Wind und die verrinnende Zeit geben der Tour mittlerweile wieder den würdigen alpinen Rahmen. Auch das gefürchtete Biwak scheint nicht mehr völlig ausgeschlossen, und mit Schrecken sehe ich uns schon auf einem windigen Granitbändchen kauern, ohne Schlafsack, ohne Tee und ohne Essen. Wohl von ähnlichen Visionen geplagt, drängt auch Andreas, unser Werdenfelser Routinier, zur Eile. Lediglich Hamid, der potentielle Unannehmlichkeiten wahrscheinlich an seinen Erfahrungen als jugendlicher Soldat im Krieg Iran-Irak mißt, bleibt nach wie vor gelassen und jeglicher Hektik abhold. Allerdings scheint er zunehmend unter seiner Unterzuckerung zu leiden, was wir aus seinem immer häufigeren „Hamid very hungry" schließen.
Nach einer letzten, eindrucksvoll exponierten Seillänge drängen wir uns schließlich zu viert auf der 20 m hohen Gipfelnadel. Auch der Umstand, daß wir höchstens noch zwei Stunden lang Licht haben, kann unsere Begeisterung nicht bremsen, zumal wir gerade noch ein paar Strahlen der Abendsonne erwischen. Keine alte Abseilschlinge, keine Begehungsspuren und somit kein Zweifel mehr, daß wir die ersten hier oben sind. Höchste Zeit, den Kameraden das Geheimnis meines überproportionierten Rucksacks zu enthüllen. Sepp, seines Zeichens deutscher Plastikzwerg, hatte ich aus unserem heimatlichen Garten entführt, in der Hoffnung, hier einen würdigen Platz für ihn zu finden. Wir bauen noch ein kleines Steinkästchen um ihn herum, so daß er nicht schon beim ersten Blitzschlag dahinschmilzt.
Zu unserer Erleichterung gibt es wieder Hoffnung für „dinner in basecamp". In der Nordwestflanke zeichnet sich eine Möglichkeit ab, mit ein paar hundert Meter Abseilen einen Firnkessel und damit Gehgelände zu erreichen. In unserem wiedergefundenen Optimismus bestellen wir über Funk noch schnell das Abendessen auf halb neun.
Während die Sonne langsam hinter dem Masherbrum-Massiv verschwindet, wird das Abseilen zum Wettlauf mit dem Licht, denn die schnee- und eisdurchsetzte Nordwestflanke erweist sich als am wenigsten einladend zum Biwakieren. Die letzten beiden Abseilstellen bringen wir im Dunkeln hinter uns und erreichen endlich den rettenden Firnkessel. Nach weiteren anderthalb Stunden Stolperei über Blockhalden und Moränenhänge — im Geiste sitzen wir schon im Messezelt vor einem großen, dampfenden Teller mit Kartoffelbrei und Büchsengulasch — stehen wir plötzlich an einem Abgrund. Die Lichtkegel der schwächer werdenden Stirnlampen finden beim Blick nach unten nur noch dunkle Leere.
Verzweifelt queren wir mehrfach das schmale Hochtal in seiner ganzen Breite. Kein Ausweg! Schweren Herzens geben wir uns für heute geschlagen und richten unter einem riesigen Felsblock ein Biwakplätzchen ein. Per Funk erreichen wir das Basislager und melden uns endgültig vom Abendessen ab.
Das erste Morgenlicht entzaubert den endlosen Steilabbruch von letzter Nacht als harmlosen Abhang, der seicht in einem breiten, ausgetrockneten Bachbett ausläuft. Immerhin rechtzeitig zum Frühstück erreichen wir das Basislager.

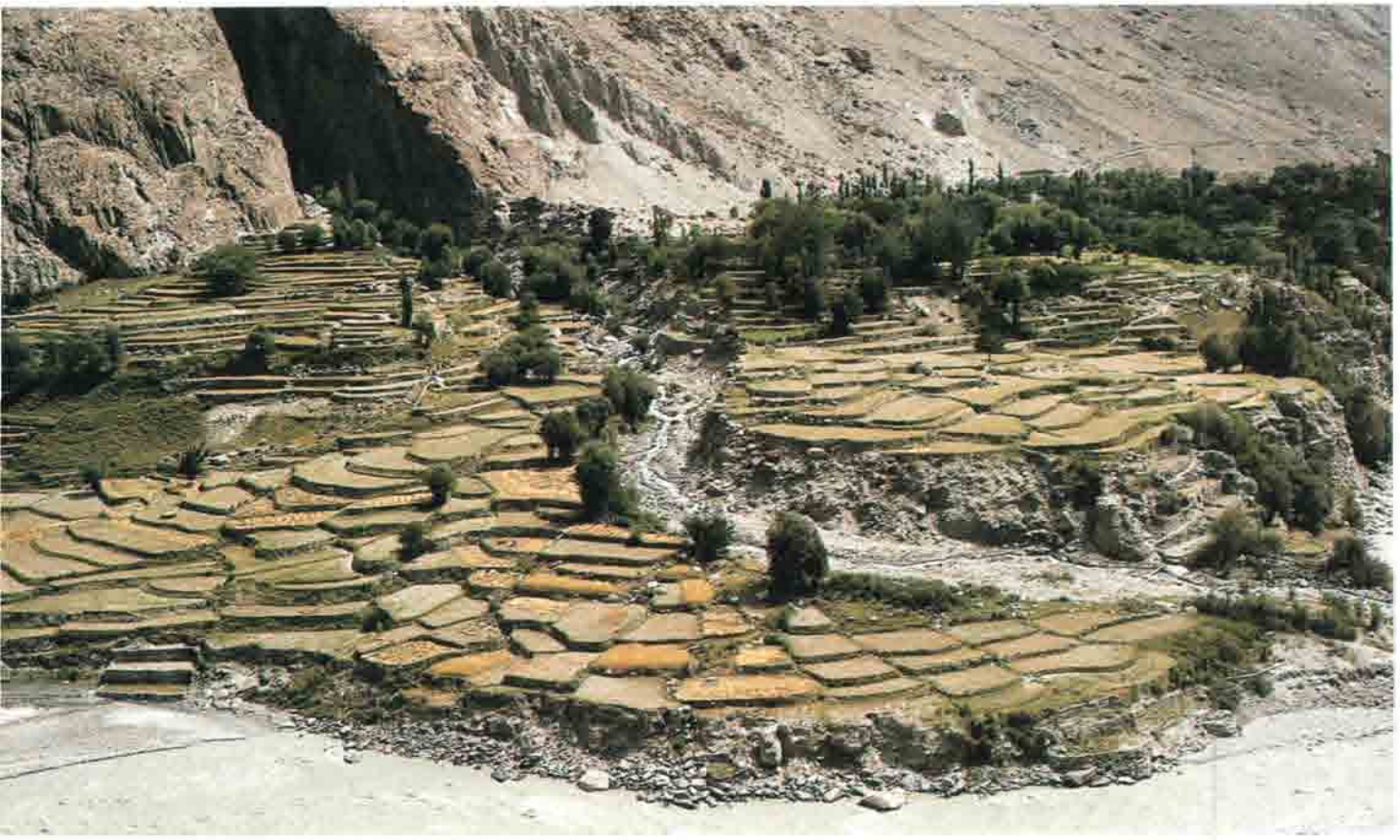
A Taciturn Friendship II (fl)

Es ist Mitternacht. Bogdan und ich liegen dicht aneinandergedrängt im Zelt. Unsere Körper sind völlig erschöpft, die Sinne jedoch stark erregt. An Schlaf ist in unserem Zustand nicht zu denken. Jeder ist für sich in Gedanken versunken. Bis auf unser tiefes Atmen herrscht fast Ruhe. Draußen läßt klirrender Frost das Eis arbeiten. Ich spüre das Knirschen und Knarren des Gletschers unter mir. Die Kälte beißt im Gesicht. Die Wolken haben sich wieder verzogen, und der nächtliche Himmel ist so klar, daß Bündel von Sternen die Augen trüben. Die Tour sitzt noch so tief im Kopf wie auch im Körper. Einige Bilder wiederholen sich aufs neue.
Kenne ich ein fürchterlicheres Geräusch als das Piepsen des Weckers? Noch dazu ein Uhr nachts? Nein, ich glaube nicht. So bekommt dieses piepsende Teil einen kurzen Schlag von mir und es ist wieder Ruhe. Einen Moment später schlummere ich wieder in den schönsten Träumen ...
Ich wache erneut auf und suche nach dem gefürchteten









Rechte Seite oben: Sepp Jansen Peak (li), Rholon Peak (mi), Little Hidden Peak (re)
Mitte links: Balti Peak; Marrigje Hartmann (NL)
Mitte rechts: Rholon Peak, NW-Ridge; Wolfgang Rieder (A) und Andi Daffner (D)
Unten: Base Camp — „waiting for dinner"
Fotos: Jörg Wilz

Tourenüberblick

(E) = Erstbesteigung

Glass Peak, ±6000 m, NW-Wand
kombiniert V-, TD Eis bis 70° (E)
Baciu, Liebstein

Rholon Peak, ±6000 m, W-Flanke
(bis 15 m unter Gipfel), kombiniert IV, D/TD-
Eis bis 65°
Wilz, Binsack, Bekker, Daffner, Neumeyer

Little Hidden Peak, ±5800 m, W-Grat
Eis bis 50° (E)
McQueen, Tatsugawa, Jentzsch, de Wargny

Madzenspitze, 5700 m, NW-Flanke
Eis bis 55° (E)
Hartmann, Rieder

Eiger-Peak, ±5650 m, von Osten
Firn (E)
Wilz, de Wargny, Binsack, Olange, Rieder, Bekker, Hance

Rock Pillar (über B.C.), ±5400 m, NW
Fels UIAA VI (E)
Niemand, Tatsugawa

Sepp-Jansen-Spitze, ±5700 m, N-Flanke
kombiniert (E)
gleiches Team wie Rholon-Peak

Balti Peak, ±5200 m, S-Wand
Fels
UIAA VI (E)
Wilz, Hartmann, Daffner, Olange

Teil. „Oh, fuck" geht mir über die Lippen. Die Uhr zeigt halb sechs. Wir springen beide hastig aus den Säcken. Ich bereite schnell noch einen Kaffee, während Bogdan einem dringenden Geschäft nachgeht. Ich kann nicht, mir ist es zu kalt. Mit der Dämmerung stiefeln wir los. Nach einer Stunde sind wir am Wandfuß. Wir können nicht die gesamte Wand einsehen, aber es sieht vorerst nach einer durchgehenden Eistour aus. Wir gehen lange seilfrei, fast die Hälfte der Eiswand. Erst als sich Séracs auftun, verbinden wir uns mit dem Strick. So kommen wir zügig voran und holen die morgendlich verschlafene Zeit wieder langsam rein. Das Wetter ist fantastisch, und da die Sonne dieser Wand fern bleibt, ist auch das Eis in griffigem Zustand.

Ich blicke in die Finsternis und lausche dabei dem Knistern der Eiskristalle. Bogdan stöhnt vor sich hin, dabei bläst er ab und zu tief durch. Ich merke, er hat Schmerzen, die er zu unterdrücken versucht. Er gibt mir zu verstehen, daß er Probleme mit seinen Füßen hat. Es sind wohl Erfrierungserscheinungen. Wir können beide jetzt nichts tun als auf den Morgen warten. Dann werden wir auch ins Basecamp absteigen. Ich kann ihm nicht mal eine Zigarette anbieten, denn den letzten Tabak haben wir beim Klettern verbraucht. Die vorherige Nacht haben wir noch fröhlich gelacht und über Mädchen geplaudert. Ich erinnere Bogdan daran und kann ihm nur raten, an seine Nicole zu denken — er lächelt.

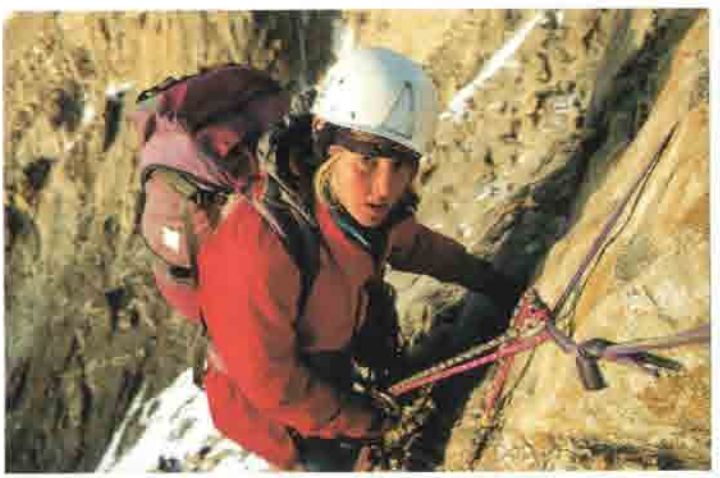
Innerlich bin ich etwas verärgert, weil ich es schon anfangs befürchtet hatte. Noch vor wenigen Jahren trug ich die gleichen Stiefel und hatte mir bei einer Alpen-Winterbegehung beinah die Zehen erfroren. Einerseits schließt die Schale nicht völlig dicht, andererseits besteht für den Filzinnenschuh keine Chance, bei diesen Bedingungen wieder zu trocknen. Der Schuh ist höchstens als Knobelbecher geeignet, aber nicht für solche Touren. Bei mir wanderten die Stücke damals unweigerlich in den Müll und ich stockte meinen Schuh-Etat um 200 Mark auf. Aber was kann Bogdan machen ...?!

Gegen 13 Uhr nähern wir uns dem Gipfelaufbau. Wir fühlen uns in guter Verfassung und sind schnell. Die Eiswand machte keine Schwierigkeiten. Bogdan klettert nun ins Felsgelände hinein. Ich gehe in feste Sicherung und muß warten. Gleich wird es schlagartig kälter. Die Felsen sind vereist und wir brauchen unsere Zeit. Dann ruht das Seil für eine Weile. Es tut sich nichts. Ich merke, wie Bogdan lange versucht, eine Sicherung unterzubringen. Er geht häufig an seinen Gurt. Plötzlich klimpert es und ein Bündel von Eisenteilen fliegt an mir vorbei. 'Oh je', denke ich, 'hoffentlich waren es entbehrliche Stücke'. Bogdan höre ich fluchen. An diesen zwei letzten Seillängen ging nochmal eine Stunde verloren, dann gaben wir uns die Hand und umarmten uns.

Ich lehne mich aus dem Zelt und versuche mit meinen Pott etwas Schnee zu kratzen. Ich will wenigstens einen Tee kochen, dann wird uns etwas wärmer werden. Durch die Kälte ist der Schnee aber so hart, daß ich kräftig scharren muß. Dabei durchfährt mein Rücken ein stechender Schmerz. Mir fällt wieder ein, daß ich ja noch in eine Spalte gefallen bin, bevor wir das Zelt erreichten. Es bereitet mir unheimlich viel Mühe, den Pott zu füllen. Ich weiß nicht, wie ich mich bewegen soll. Ich verdränge die Gedanken an den Abstieg, weil ich mir noch gar nicht vorstellen kann, wie ich laufen soll.

Wir gönnen uns kurz einen Blick auf die umliegende Bergkulisse. Allerdings haben wir keine sonderliche Sicht mehr. Die nordöstlichen Achttausender sind alle zu. Vom









Chogolisagletscher ziehen dichte Wolken auf. Der Masherbrum beginnt sich auch einzuhüllen. Ich staune, daß Bogdan noch die Ruhe besitzt, mit den letzten Krümeln Tabak eine Zigarette zu drehen. Jetzt frage ich mich aber doch, weshalb wir noch so verweilen. Wir sollten zusehen, daß wir hinunterkommen. Der Wind fängt nun stärker an zu blasen, und unsere bescheidene Verständigung wird schlechter. Wir gehen nun ernsthaft in Sicherung. Unsere Abstiegsroute weist tückiche Wächten auf. Ich bin kaum losgegangen, verschluckt mich auch schon die erste Spalte. Jetzt spüre ich plötzlich die Erschöpfung; der Rhythmus geht verloren. Wir arbeiten uns langsam abwärts. Die Zeit verrinnt, und wir haben immer noch keine genauen Vorstellungen, wie wir auf den Talgletscher hinunterkommen sollen. Wir queren eine breite Eiswand. Unter uns fällt ein Hängegletscher ab.
Es dämmert inzwischen, und wir packen die Stirnlampen aus. Bogdans Lampe funktioniert nicht, wir klettern mit einer weiter. Ich dränge darauf, die Flanke weiter nach hinten zu gehen. Bogdan hat sich aber offenbar für einen anderen Weg entschieden. Als er führt, steigt er plötzlich geradewegs die Eiswand hinunter. Ich rufe ihm noch zu, daß der Hängegletscher noch längst nicht zuende ist.
Im Windgetöse versteht er nichts. Ich kann es nicht mehr ändern und folge ihm. Mit Erreichen der Steilstufe ist es nun dunkel. Ich blicke hinunter und kann kaum etwas sehen. Wir wissen nicht, ob das Seil reichen wird, aber hoch wollen wir auch nicht mehr. Wir bereiten eine Abseile vor. Eine Lampe und einen Achter haben wir noch. Bogdans Achter ging oben bereits die Wand runter. Ich lasse mich zuerst hinab. Gott sei dank! Ich erwische eine Stufe. Ich lasse den Achter gleich am Seil und Bogdan zieht ihn rasch nach oben. Doch dann verhängt sich der Achter an einem Eiszapfen, und es klimpert in der Dunkelheit.
„Verflixt, wie blöd bin ich denn!", was anders fällt mir da nicht ein. Jetzt muß ich das irgendwie Bogdan beibringen. „Bog! The eight is in the valley!" rufe ich mehrmals. Er versteht es irgendwann und versteht es auch irgendwie nicht. Ich kann das verstehen! Dann kommt er mit Karabiner und wenig Worten nach unten: „All right, let's go again".
Der Weiterweg führt durch wilde Séracs, und wir verschleißen langsam unsere letzten Kräfte, um aus dem Labyrinth herauszufinden. Biwakieren wollen wir aber nun nicht mehr. Unser Zelt kann nicht mehr so weit sein. Es wird immer kälter. Wir arbeiten weiter. Das Eis nimmt an Härte zu und ich muß immer kräftiger mit den Frontzacken zuschlagen. 'Vielleicht ist es besser, nochmal die Äxte herauszuholen.' Doch kaum gedacht, schon rassle ich rückwärts eine Stufe hinunter und schlage mit dem Rücken auf einen Sockel. Der Steiß hat dabei etwas abbekommen. Ich spüre starke Schmerzen. Verdammt! Jetzt reicht es, denke ich, mit dieser Konzentration geht es nicht mehr viel weiter! Doch endlich ebnet sich das Terrain und wir fallen gerademal hundert Meter weiter in unser Zelt.
Mich berührt etwas; heiß fährt es durch meinen Körper. Ich öffne die Augen und grell stechen die Strahlen der Sonne über das gleißende Eis; es glitzert und funkelt. Es ist Morgen. Es dauert nicht lange und wir humpeln beide los, wie zwei Opas mit Krücken, aber wir nehmen es jetzt gelassen ...

Zusammenfassend bleibt zu sagen, daß das obere Hushe Valley neben den bereits erschlossenen großen Bergen wie Masherbrum, Chogolisa, K 6, K 7, Tasa-Peak und Laila Peak weitere Möglichkeiten für lohnenswerte Erstbegehungen und Erstbesteigungen sowohl im Eis als auch im Fels bietet. Leider hält das aus der Ferne sehr kompakt wirkende Gestein in Bezug auf seine Festigkeit nicht immer das, was es verspricht.
Im Bereich zwischen fünfeinhalb- und sechseinhalbtausend Metern, an den vielen nicht weniger kühnen „Kleinen", kann noch einiges Neuland erschlossen werden.

In der Steppe starker Rückenwind

Mit dem Fahrrad durch das südliche Patagonien

Martina Muckenthaler

„Patagonien mit dem Fahrrad? Ihr seid ja verrückt!" entmutigten uns unsere Freunde vor der Abreise. „Viel zu starker Wind", wissen die einen, „der dauernde Regen und die Kälte", die anderen. „Und nur ausgewaschene Schlammpisten", fügen die dritten hinzu.
Als wir in Buenos Aires den Flughafen verlassen und die ersten dreißig Kilometer auf der Stadtautobahn durch mörderischen Verkehr quer durch die Vorstadtslums in Richtung Stadtzentrum radeln, glaube ich auch, daß wir verrückt sind. Am gleichen Tag noch nehmen wir einen Bus in Richtung Süden, der uns der Einsamkeit, die wir uns von dieser Reise erwarten, näher bringt.
Zwanzig Stunden fahren wir auf schnurgeraden Straßen durch die Landschaft — eine mit stacheligem Gestrüpp bewachsene Halbwüste — die nördliche Pampa. Hin und wieder eine Pappelreihe, ein kleines fruchtbares Flußtal, einige Häuser, dann wieder stundenlang nichts. Es ist eine Wohltat für das Auge, als wir endlich ein paar strahlend blaue Seen und dann in der Ferne die Anden auftauchen sehen.In Bariloche, dem Hauptort des argentinischen Seengebietes, steigen wir aus. Der eigentliche Ausgangspunkt der Reise ist erreicht. Für die nächsten Monate sind wir angewiesen auf die wenigen Besitztümer in unseren Packtaschen, das Zelt, den Kocher und die Fahrräder. Ich bin überrascht, wie schnell wir schon in den ersten Tagen dieser Reise den geregelten Tagesablauf der letzten Jahre vergessen — da es doch umgekehrt nach einer Reise immer so schwer ist, in den Alltagstrott zurück zu finden. Die schneebedeckten Gipfel der Anden, die blauen Seen und die Freundlichkeit der Menschen versperren uns den Blick zurück. Wir kümmern uns nur um die unmittelbar vor uns liegenden Dinge, die Verpflegung und unsere Route.
Noch ist Hauptreisezeit. Die Chilenen und Argentinier verbringen über Weihnachten ihren Sommerurlaub im Seengebiet. So viele interessieren sich für die von uns geplante Route, daß es zunächst schwer fällt, die erste Etappe durch das Seengebiet, über den Andenhauptkamm nach Chile, zu beginnen. Viele der Feriengäste stimmen unseren Lieben zu Hause zu: die Tour sei zu lang und gefährlich.

Immer wenn die Straße abrupt an einem See endet, verladen wir die Fahrräder auf die Fähre und setzen die Tour am anderen Ufer wieder fort. Wir radeln durch eine märchenhaft schöne Landschaft, überragt von den riesigen eisüberzogenen Gipfeln der südlichen Anden. Der höchste der Region ist der Cerro de Tronador (3554 m), der uns für die nächsten Tage als markantester Blickpunkt begleitet. Die kristallklaren Seen, die je nach Untergrund in den unterschiedlichsten Blau- und Grüntönen schimmern sind nur von wenigen Richtungen zugänglich, umwuchert von einem subtropischen Regenwald. Doch auch an diesen steil abfallenden Ufern leben vereinzelt Menschen. Kleine Ruderboote erreichen die Fähre, und Frauen und Männer mit Körben voller Eier und Käse kommen an Bord und nutzen diese Verbindung zur Außenwelt.
Vor uns liegt der erste Andenpaß. Die Zöllner an der argentinischen Grenze sind erstaunt, als sie unsere schwer bepackten Räder sehen, und wir erzählen, daß wir damit nach Chile wollen. Langsam keuchen wir die steilen Serpentinen hoch zum Paso Rosales. Es ist die erste steile Schotterpiste, die ich mit meinem erst vor kurzem erstandenen Mountainbike fahre. Mein altes Fünfgangrad würde hier hoffnungslos versagen. Es ist heiß, und unsere an den europäischen Winter gewöhnte Haut beginnt sich zu röten. Nur gut, daß die Anden hier im Süden nicht die gleichen Höhen erreichen wie weiter nördlich.
Als wir auf der chilenischen Seite den Paß wieder hinunter rollen, hat sich die Landschaft geändert. Die zackig schroffen Gipfel der östlichen Anden sind den perfekten Vulkankegeln des chilenischen Seengebietes gewichen. Hier stauen sich die vom Pazifik heranziehenden Regenwolken und die feuchtigkeitsüberladene Luft riecht modrig. Eine Pflanze wuchert auf der anderen, und meterhohe Bambusstauden biegen sich wie ein Dach über die in den Urwald geschlagene Piste. Der erste Mensch, den wir auf chilenischer Seite treffen, ist der Grenzbeamte. Wir sind eine willkommene Abwechslung in seinem eintönigen Tagesablauf, und er hat keine Eile, uns abzufertigen. Er holt seine abgegriffene Schreibmaschine aus dem Schrank und beginnt unsere Personalien in Aufsatzform aufzu-



schreiben. Die Gepäckkontrolle kommt in etwa 20 km; dort sollen wir das von ihm verfaßte Schreiben abgeben. Auch eine Form der Arbeitsteilung.
Das chilenische Seengebiet ist eine phantastische Ansammlung aus Flüssen, Vulkanen, Wäldern und Seen. Die Seen, aufgeheizt vom Vulkanismus der Region, sind wärmer als auf der argentinischen Seite, und laden zum Baden ein. Mit einem atemberaubenden Blick auf den Osorno, den formschönsten Vulkan der Gegend, überqueren wir den Lago de Todos los Santos (Allerheiligen-See), der wegen seines leuchtend grünen Algenbewuchses auch Smaragdsee genannt wird. Wir radeln auf schwarzer Lavaerde vorbei an Wasserfällen, deren Stromschnellen von dem harten kristallinen Vulkangestein in bizarre Bahnen gelenkt wurden. Entlang alter Lavabahnen steigen wir dem Krater des Osorno entgegen. Langsam lösen sich die Wolken auf. Von dem Sturm, der letzte Nacht an unserer Zeltwand zerrte, ist nichts mehr zu spüren. Der Himmel ist strahlend blau. Je höher wir steigen, desto mehr weicht die saftig grüne Vegetation der tiefschwarzen Asche, bis diese dann in Gletschereis übergeht. Ohne Eisausrüstung konnten wir leider den Gipfel nicht erreichen. Die Gletscherspalten sind zu groß und zu schwierig und scheinen sich horizontal um den ganzen Berg zu ziehen. Doch der Blick auf die Seen und den vulkanischen Kindergarten, einer Vielzahl aus der Ebene ragender kleiner Vulkankegel, entschädigte dafür.
Wir verlassen die direkte Route nach Süden für einen Abstecher um den Lago Lanquihuille, den viertgrößten See des südamerikanischen Kontinents. Auf einer holprigen, sich wie Wellblech anfühlenden Piste durchqueren wir eine sanfthügelige, fast schweizerisch anmutende Landschaft, die sich hier vor den Vulkanen ausbreitet. Riesige Schwärme an Tabanos, dicke fette Pferdebremsen, machen diesen Abstecher zur Hölle. Selbst eine Herde von Pferden, die neben der Straße in ihrer Koppel weiden, können sie von uns exotischen Leckerbissen nicht ablenken. Es bleibt also nur die Flucht in den See oder in eines der netten, mit bunten Schindeln überzogenen Holzhäuser der ehemals deutschen Einwanderer, die mit „Cafe y Kuchen" Schildern am Gartenzaun die wenigen vorbeikommenden Touristen locken. Das letztere ist auch eine gute Gelegenheit, deutschstämmige Chilenen kennenzulernen. Das Deutsch, das sie sprechen, ist für uns nur noch schwer verständlich. Doch die Geschichten über die harten Zeiten der Urbarmachung des Seengebietes in der Mitte des letzten Jahrhunderts, die der Großvater dem Vater und der wieder dem Sohn erzählte, leben in den schillerndsten Farben weiter. Man zeigt uns auch die alten Friedhöfe, deren Grabsteine die Namen der deutschen Pioniere tragen. Auch die Gebetbücher, die in den knallgelb gestrichenen Holzkirchen ausliegen, sind noch in deutscher Sprache. Fragt man jedoch nach, ob sie sich noch als Deutsche fühlen oder nach Deutschland zurückwollen heißt es: Nein, nein wir sind Chilenen, und hier ist unser Zuhause.
Tage später erreichen wir die Hafenstadt Puerto Montt und damit die tief eingeschnittenen Fjorde des Pazifiks. Hier treffen wir die Entscheidung, unsere Route doch von Norden nach Süden fortzusetzen und nicht, wie ursprünglich geplant, eine dreitägige Reise auf einem Frachtschiff an die Südspitze des Festlandes zu unternehmen, um dann von Süden nach Norden zu radeln. Die Bedenken wegen der starken Südwinde, die uns angeblich auf dieser Strecke erwarten, sind groß, aber auf den Frachtschiffen war über Monate hinweg kein Platz mehr frei. Auf eine

Kurze Rast an einem „Kramerladen" auf der Insel Chiloe. Alle Fotos zu diesem Beitrag stammen von der Autorin

fast einwöchige unbequeme Busfahrt, die entlang der argentinischen Atlantikküste geführt hätte, wollten wir uns nicht einlassen. Das Vergnügen, auf dem Fahrrad zu sitzen, war doch größer.
In Puerto Montt decken wir uns mit Lebensmitteln ein, die auf den nächsten tausend Kilometern nicht so leicht zu haben sein werden. Auch einen Reifen mit noch stärkerem Profil finden wir in einem kleinen Fahrradgeschäft — die Straßen sind doch schlechter als erwartet. Auf alles gefaßt, brechen wir auf in den dünn besiedelten patagonischen Süden.
Wir setzen nach Chiloe über, die Insel der Magie, der Zauberer und verschwundenen Kaiserstädte. Figuren wie der häßliche *Trauco*, der durch die hypnotische Wirkung seiner feurigen Augen die schönen Jungfrauen in den Dörfern verführt oder die in der Brandung tanzende schöne *Pincoya*, die den Lauf der Fische beeinflußt, bestimmen vielleicht auch noch heute den Alltag auf Chiloe. Da sich die Geschichte keine bösen Fahrradgeister hat einfallen lassen, fahren wir unbehelligt durch die grüne Hügellandschaft der Insel. Beeindruckt sind wir von den bunt bemalten Holzkapellen, die von den jesuitischen Missionaren vor mehr als 300 Jahren auf der ganzen Insel errichtet wurden, um den Bewohnern — ohne viel Erfolg — ihren Aberglauben auszutreiben. Ähnlich bunt sind die auf Pfählen erbauten Häuser der Chiloten, die *palafitos* und ihre Fischerboote, die die Muscheln und Fische täglich an Land bringen. Nationalgericht ist das Curanto, ein Eintopf aus Gemüse, Fisch und Muscheln, mit dem wir uns den Bauch noch einmal vollschlagen, bevor wir wieder zurück auf das Festland und die vor uns liegende Carretera Austral übersetzen.
Ab jetzt gibt es für die nächsten Wochen nur noch Hausmannskost: Spaghetti mit Tomatensoße oder zur Abwechslung Polenta mit Tomatensoße. Frisches Gemüse als Beigabe ist rationiert. Seit zwei Tagen haben sich uns Heidi und Patrick angeschlossen, zwei amerikanische Fahrradfahrer. Zu viert radeln wir die nächsten 800 km auf der erst 1988, noch unter dem chilenischen Diktator Pinochet, für den Kriegsfall mit Argentinien fertiggestellten Schotterpiste, der Carretera Austral.
Seit wir das Festland erreicht haben, regnet es — und das sollte sich auch nicht mehr so schnell ändern. Zuerst ist es nur ein leichter Regen. Wir fahren einfach los. Die Berge und die aufregende Landschaft, die unser Reiseführer erwähnt, können wir hinter den tiefhängenden Wolken nur vermuten. Der Regen wird von Tag zu Tag stärker. Wir bleiben im Zelt, das mittlerweile nur noch wenige trockene Stellen aufweist. Als es endgültig durchweicht ist, finden wir einen Bretterverschlag, die Ruine eines alten Sägewerkes. Notdürftig bauen wir uns ein Dach und liegen, eingehüllt in unserem auch schon etwas feuchten Schlafsack, geschützt vor dem Regen. Die Stimmung ist gedrückt, jeder hängt seinen Gedanken nach.
Ich beobachte den Schleier des Regens, der den grünen chilenischen Urwald verhüllt. Die Bäume tragen exotische Namen wie *Coigue* und *Mañio*. Sobald der Regen etwas nachläßt, ertönen die ungewohnten Schreie der *Piqueros* und verstärken das Geheimnis dieses Waldes. Die Gedanken gleiten zurück zu den vergangenen Tagen, als wir gemütlich in den heißen Quellen von Termas de Amarillo saßen und uns gegenseitig mit dem angeblich die jugendliche Schönheit erhaltenden Schlamm der Quelle beschmierten. Oder zu dem Bauern, der nach einem Flugzeugabsturz den Torso des Flugzeugs mit seinen Ochsen aus dem Urwald gezogen hat und diesen jetzt in der Nähe der Straße bewohnt. Oder dieser Glücksfall vor drei Nächten, als wir auf den Manager einer Lachsaufzuchtstation trafen, der uns Unterschlupf in seinem Haus bot. Dort haben wir viel gelernt: Daß Chile nach Norwegen der größte Lachsexporteur der Welt ist und das, obwohl es hier keinen natürlichen Lachsbestand gibt. Die Fische leben nur in großen Netzen; zuerst in den Seen und dann im Meer. Den Weg dazwischen legen sie in Wassertanks auf Lastwagen zurück.
Am folgenden Tag läßt der Regen etwas nach, und hin und wieder bricht ein Sonnenstrahl durch die noch immer dunklen Wolken. Nach dem hart prasselnden Regen der letzten Tage nennen wir den heutigen Regen unseren „Reiseregen" und radeln los. Längeres Warten wäre auch sinnlos, denn, wie uns die ansässigen Bauern versichern, regnet es hier 370 Tage im Jahr. Das Wetter bessert sich langsam und wir erleben, zu unserer Überraschung, drei Sonnentage. Wir trocknen das Zelt, den Schlafsack und die Kleidung. Endlich können wir die Gletscher, die uns auf allen Seiten umgeben, auch sehen. Manche fließen direkt bis zu unserer Schotterpiste. Durch die Sonneneinstrahlung brechen riesige Eisbrocken ab und fallen in die Tiefe. Wir erreichen den Fjord von Puyuhuapi.
Die Siedlung wurde von vier Sudetendeutschen gegründet, die die Tschechoslowakei verließen, als Hitler dort einmarschierte. In einem kleinen Restaurant gibt es Bohneneintopf mit Kürbis, etwas Schinken, Nudeln und frischen Salat. Der Salat sei unbedenklich zu essen, versichert man uns, „garantiert nur mit Regenwasser gegossen." In dem kleinen Supermarkt füllen wir unsere Essensvorräte auf und besorgen uns bei einer der Familien, die das Brot für die Dorfgemeinschaft backen, unsere Ration an frischem Weißbrot.
Wir haben das tief eingeschnittene Flußtal verlassen, dem wir die letzten Tage folgten, und radeln jetzt entlang einer bizarren Fjordlandschaft immer weiter nach Süden. Entgegen kommen uns zwei Fahrradfahrer, ein chilenischer Vater mit seinem Sohn. Fast etwas beschämt stehen wir neben ihnen mit unseren teuren High-Tech-Rädern, unseren wasserdichten Plastiksäcken und Schlafsäcken und tauschen Erfahrungen und Erlebnisse aus. Sie fahren ungefähr die gleiche Strecke wie wir, mit bedeutend weniger Gängen und einer in Plastikfolie eingehüllten

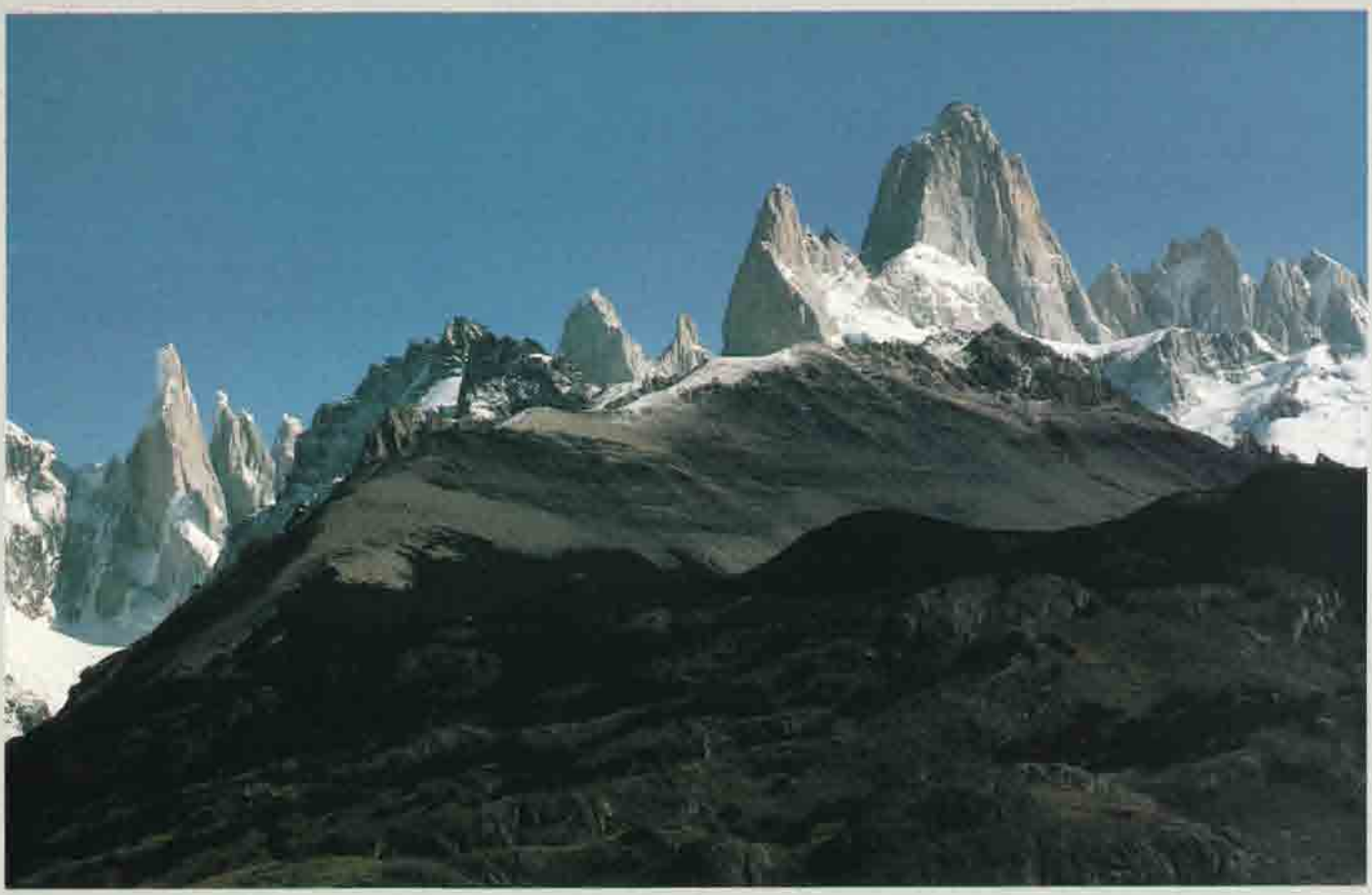
Patagonische Gegensätze



Oben: Der Vulkan Osorno (2652 m) im chilenischen Seengebiet
Mitte: Mit Schindeln verkleidete Häuser auf der Insel Chiloe
Unten: Der Postmeister mit seinem Sohn in La Junta, einem kleinen Ort an der Carretera Austral
Rechte Seite oben:
Cerro Torre (links), Fitz Roy
Unten: Perito-Moreno-Gletscher (Südargentinien)





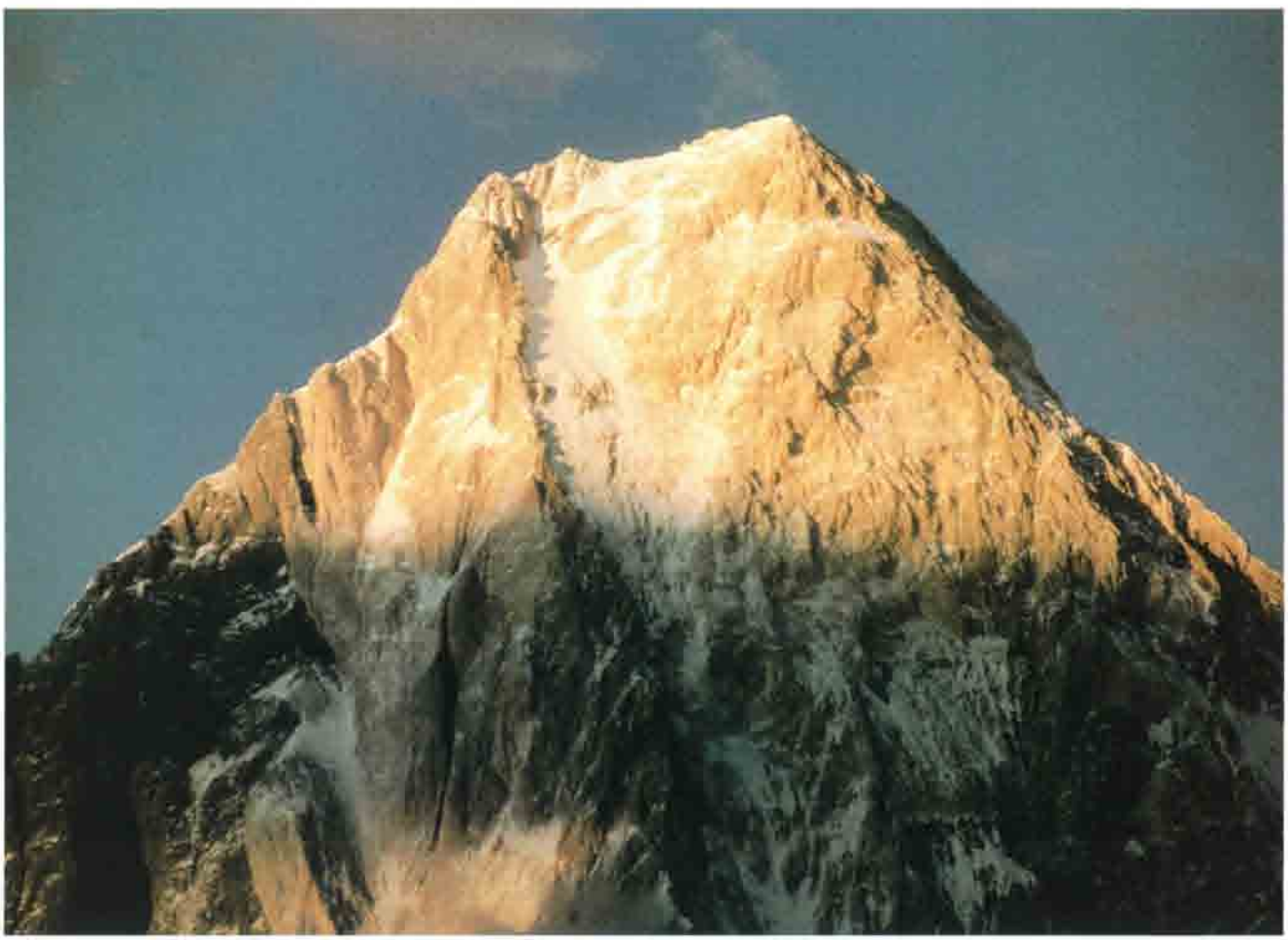




Wolldecke am Gepäckträger. Die restlichen Utensilien sind in Packpapier gepackt. Auch so kann man die Carretera Austral radeln.
Je weiter wir nach Süden kommen, umso weniger regnet es. Die Wälder sind in dieser Region verschwunden. Nur die grauen Überreste gigantischer Bäume ragen wie versteinert in den Himmel. Es muß zu Beginn dieses Jahrhunderts gewesen sein, als frühe Siedler sich durch Brandrodung Anbauflächen schufen und ein außer Kontrolle geratenes Feuer große Bestände vernichtete. Die darauffolgende Erosion hinterließ bizarre Felsenformationen. Coyhaique, die größte Stadt der ganzen Region, erwartet uns mit dreißig Grad im Schatten. Die Restaurants, Cafes und Supermärkte versetzen uns in einen Konsumrausch, und schwerbepackt strampeln wir weiter.
Langsam, immer steiler werdend, fahren wir wieder hinauf in die Berge. Die blanken Felsen schimmern im warmen Sonnenlicht rot, grün, gelb und blau, verfärbt durch die eingelagerten Metalle. Auf der Paßhöhe legen wir uns bei sternenklarem Himmel in unser Zelt zum Schlafen, um am nächsten Morgen eingeschneit bei eisiger Kälte wieder zu erwachen. Kein Tag ist hier wie der andere. Das Wetter und die Landschaft ändern sich ständig.
Wir nähern uns dem Lago General Carrera an der chilenisch-argentinischen Grenze, dem vorläufigen Endpunkt unserer Reise in Richtung Süden. Viel weiter kann man auf der Carretera Austral nicht mehr fahren. Ein riesiges, unpassierbares kontinentales Eisfeld versperrt den Weg. Wir erreichen die Pampa und die berüchtigten patagonischen Stürme, die uns bisher im Schutz der Berge nur wenig belästigt haben. Wir wenden uns nach Osten — und haben Glück! Der Wind bläst mit 80—100 km/h aus Westen. Die Straße, die die einzelnen Ölfelder in der Pampa verbindet, ist spiegelglatt geteert. Hatten wir auf der unebenen Steinpiste der Carretera Austral gerade einmal 50 km am Tag geschafft, legen wir hier problemlos 200 km zurück. Die Pampa, die auf unserer Busfahrt von Buenos Aires nach Bariloche so langweilig erschien, entpuppt sich als wunderschöne Weite, die mit ihrer gelblichen Farbe die überreizten Sinne der letzten Wochen zur Ruhe kommen läßt. Der patagonische Wind bläst uns vom Pazifik direkt zum Atlantik. Schon fast angekommen, liegen wir plötzlich im Straßengraben — zum ersten Mal seit zwei Tagen führt die Straße in eine sanfte Kurve, und der Wind bläst uns unweigerlich von der Straße.
Mit den Fahrrädern in einem argentinischen Überlandbus verstaut fahren wir der letzten großen Etappe unserer Reise entgegen: den großen Nationalparks des Südens, *Torres del Paine* in Chile und dem *Parque Nacional de los Glaciares* in Argentinien.
In Puerto Natales in der Provinz Magallanes satteln wir wieder auf die Fahrräder um. Der Landstrich ist nach dem ersten Weltumsegler, Fernão de Magalhães, benannt, der 1520 an diesen Küsten landete. Die Glanzzeit des Landes endete mit dem Bau des Panamakanals, als die Magellanstraße als wichtiger Handelsweg seine Bedeutung verlor. Als Zeugen jener Zeit stehen noch vereinzelt die einst grandiosen Gebäude der Jahrhundertwende.
Die Landschaft hier im äußersten Süden des amerikanischen Kontinents ist karg. Der Wind bläst uns ungehindert aus Nordwesten entgegen. Oft ist er zu stark zum Fahrradfahren, und die Ebene, die mit kurzem, scharfkantigen Pampagras bewachsen ist, bietet keinen Schutz. Nur hinter den Pappelreihen, die um die *estancias*, die großen Schaffarmen angelegt sind, können wir unser Zelt aufschlagen. Die Menschen sind sehr freundlich. Das harte Leben hier im Süden Chiles verlangt Solidarität und Zusammenhalt. Des öfteren werden wir auf den Gehöften zu einem frisch zubereiteten Lammbraten eingeladen. Es sind vor allem Männer, die Gauchos, die in dieser Einsamkeit leben. Ihre Kochkünste sind einfach, aber famos. Während das Fleisch zusammen mit viel Knoblauch, Gewürzen und Kartoffeln im Topf stundenlang vor sich hinschmort ist Zeit für Geschichten. Sie erzählen von den Festen und vom Fischfang und von dem vielen Schnee, der es im Winter schwer macht, die Schafe wiederzufinden. Man läßt uns nicht auf der gemütlichen Ofenbank des Holzofens schlafen, sondern besteht darauf, daß wir für diese Nacht ihr eigenes Bett benützen. Ob ich wohl jemals fähig sein werde, mit soviel Gastfreundschaft Fremde bei mir aufzunehmen? Ich weiß es nicht.
Auf unserem Weg zum Nationalpark *Torres del Paine* erreichen wir einen reißenden Fluß, den man uns zuvor als Bach beschrieben hatte. Fahrräder samt Gepäck müssen auf die andere Seite. Das Wasser ist viel zu tief, um auch nur einen Fuß hineinzusetzen. Die Alternative — eine dreitägige Rückfahrt, um dann auf einem anderen Weg den Torres del Paine zu erreichen. Es regnet, und unentschlossen stehen wir am Ufer. Ein Jeep, das erste Fahrzeug seit Tagen, erreicht den Fluß und macht überrascht von dem hohen Wasserstand wieder kehrt. Wegen ihrer vollbeladenen Ladefläche können uns die beiden Männer aber nicht mitnehmen.
Etwas später kommt ein weiterer Wagen an. Ein in gelbes Regenzeug gehüllter Mann fragt nach unserem Vorhaben. Er meint, wir sollten warten. Immer wieder taucht in der Unterhaltung das spanische Wort für Bagger auf. Aber das, überlegen wir uns, kann wohl nur auf unser schlechtes Spanisch zurückzuführen sein. Eine halbe Stunde später erscheint dann tatsächlich ein Bagger, zusammen mit zwanzig weiteren, in gelbe Regenhäute gehüllten Männern, die heute mit dem Bau einer Brücke über den Fluß beginnen sollen. Der Rest geht dann ganz schnell. Zuerst landen die Räder und dann wir in der großen Schaufel des Baggers. Das Ungetüm fährt, halb versinkend, bis zur Mitte des Flusses und schwenkt dann seinen langen Arm zur anderen Flußseite.
Es erscheint uns fast wie ein Wunder, als wir mit Sack und Pack auf der anderen Seite stehen und den gelben Män-

nern von der gegenüberliegenden Seite dankbar zuwinken.
Eine Woche lang bleiben wir im Nationalpark Torres del Paine. Eine Woche nur Sonnenschein. An einer Wartungsstation des Parkes lassen wir die Räder zurück. Wir packen die Rucksäcke und beginnen eine der wohl großartigsten Wanderungen auf dieser Erde. Wir umrunden die Cuernos del Paine (Hörner) und die Torres del Paine (Türme), mit Schnee überzuckerte Granitsäulen, die eingebettet sind zwischen der unendlich scheinenden Weite Patagoniens und dem südlichen Ende des massiven kontinentalen Eisfeldes. Der gut erkennbare Wanderweg führt uns entlang von Gletscherabbrüchen des Gran Campo de Hielo Patagonico Sur, in die Tiefe sausende Wasserfälle und steilen Felswänden. Blau schimmernde Eisberge schwimmen auf den grauen, mit Sediment angereicherten Seen. Herden von Guanakos, aus der Familie der Lamas, und Nandus, straußenartige Vögel, begleiten unseren Weg. An den Seen leben Flamingos. Kondore umkreisen die Berggipfel. In den alten knorrigen Bäumen sieht und hört man nicht selten eine antarktische Papageienart. Und so als ob ein himmlischer Maler noch eins drauf setzen wollte, ist der Himmel mit schwungvollen Pinselstrichen geziert — Föhnwolken, die sich hier über die Anden wälzen.
Unsere Rundtour dauert vier Tage. Läßt man sich etwas mehr Zeit, dann ist es sicher gemütlicher. Verpflegung muß man für die ganze Route mittragen. Die angekündigten Hütten sind meist nur spärliche Unterstände, und so sind wir sehr froh um unser Zelt. Es war eine unvergeßliche Wanderung, und schweren Herzens radeln wir dem nächsten Ziel entgegen, dem Parque Nacional de los Glaciares auf der argentinischen Seite Patagoniens.
Dieser Nationalpark steht den landschaftlichen Schönheiten des Torres-Nationalparkes in keiner Weise nach. Was die Torres del Paine für die Kletterer auf der chilenischen Seite sind, sind der Fitz Roy und der Cerro Torre hier in Argentinien. Viele Geschichten über die Besteigungen dieser majestätischen Felswände geistern durch die *Basecamps*. Da gibt es die Sage von dem italienischen Bergsteiger, der als erster, nach langjährigen Versuchen, den Cerro Torre im Alleingang bestiegen hat. Als er zurück ins Basislager kam, glaubte man ihm nicht. Die Zweitbesteigung, die er besser dokumentieren wollte, schlug fehl. Mit dem Unglauben seiner Kameraden wurde er nie fertig. Seit jener Zeit soll er (oder sein Geist) durch die Wälder des südlichen Patagonien irren.
Bei den rauhen Wetterbedingungen in diesem Landstrich warten die Kletterer oft monatelang auf ihre Chance. Wir dagegen hatten Glück — drei Tage Windstille und warmer Sonnenschein machten die Wanderungen am Fuße der bizarren Felsenformationen des Andenhauptkamms zum Genuß.
Eine weitere Attraktion dieser Gegend ist der Perito-Moreno-Gletscher. Er war bis vor kurzem der einzige Gletscher dieser Erde, der noch wuchs. Wir radeln dem See entlang, an dessen Ende er von einem riesigen Eisfeld abbricht. Überall treiben blauschimmernde Eisberge. Gleich daneben erstreckt sich die Weite der Pampa. An der Abbruchstelle krachen Eismassen so groß wie Wohnhäuser ins Wasser. Das tiefzerfurchte blaue Eis bewegt sich langsam nach vorne. Ein Naturschauspiel, das einem die eigene Kleinheit nachdrücklich vor Augen führt.
Die drei Monate unserer Reise sind fast vorbei. Vier Tage lang sitzen wir im Bus zurück nach Buenos Aires. Eine Unterbrechung noch auf der Peninsula Valdez, ein Reservat, in dem wir Seelefanten, Seelöwen und Pinguine aus nächster Nähe beobachten können. Dann ist es endgültig vorbei. Entwöhnt von großen Menschenansammlungen quälen wir uns durch den Stadtverkehr von Buenos Aires zurück zum Flughafen.
Wieder zu Hause schwärmen wir den Freunden von unseren Erlebnissen vor. Alle hatten zwar zu irgendeinem Zeitpunkt recht mit ihren Befürchtungen über die Probleme und Gefahren der Reise, aber die Menschen und die Landschaften waren so überwältigend, daß die Anstrengungen — vor allem in der Erinnerung — verschwindend gering erscheinen.





Der Gasherbrum IV
Alle Fotos zu diesem Beitrag stammen vom Autor

Zweitausend Kilometer durch das wilde Karakorum

Annäherung an den K 2

Harry Neumann

Wer Rawalpindi beschreiben will, scheitert, weil er nacheinander oder nebeneinander schildern muß, was ihm da entgegenschlägt und alle Sinne — Ohren, Augen Nase und Nerven, selbst die Haut — gleichzeitig belastet. Die Instrumente unseres Begreifens halten dem Sturm der Eindrücke nicht stand; unser Selbstbehauptungsreflex drängt auf Ablehnung, Abschottung, Flucht.
Der Verkehr ist ein stinkendes, lärmendes Chaos ineinander verkeilter Fahrzeuge. Die ungefilterten Abgase verbinden sich schon vormittags mit Staub und Dreck zu einer Schmutzwolke, welche die Stadt einhüllt wie Nebel. Leben mit Müll vermengt. Nur raus aus diesem Chaos. Überwältigend an diesen Eindrücken ist ihre Unentrinnbarkeit.
Am Abend führt uns unser Sirdar durch einige der Bazare. Von allen Seiten werden wir angestoßen, angesprochen, angehalten, aufgefordert zu kaufen, zu handeln. Lärm, Krach, Autoabgase, Dunst des Abends, der nicht abkühlt. Müll, Abfälle überall, an jeder Straßenecke, keine Kanalisation, kaum befestigte Straßen, Autos schlängeln sich lautstark und hupend durch den Bazar, vorbei an Tausenden von Menschen, vorbei an Pferdefuhrwerken, Trägern mit so großen Lasten, daß man sie darunter nicht mehr erkennen kann.
Schon am Abend zeichnet sich ab, daß es keinen Flug nach Skardu geben wird. Eine zweitägige Tortur mit dem Auto stehen meinem Bergkameraden Friedbert und mir bevor, insgesamt 22 Stunden. Sehr früh geht es mit dem Kleinbus in Richtung Skardu. Vorgesehen ist, in Chilas (2000 m) zu übernachten. Wir werden an diesem Tag auf dem Karakorum Highway ungefähr zwölf Stunden unterwegs sein. Der Weg nach Chilas wird uns von dem gewaltigen Indus gezeigt, dessen Wasser durch die Gletscherabflüsse des Karakorums gespeist werden. Er entspringt in Südwest-Tibet und durchquert auf seiner 3180 Kilometer langen Reise zunächst ein Hochplateau. Dann stürzt er in die Tiefe und bahnt sich seinen nordwestlichen Weg zwischen dem Karakorum und dem Himalaya. Die Menschen, mit denen wir unterwegs zusammentreffen, erleben wir als sehr freundlich, hilfsbereit und wißbegierig. Sie setzen sich an unseren Tisch, wenn wir in den Dörfern halten, schauen in das Auto hinein und stellen uns neugierige Fragen.
Wir kommen durch kleine Dörfer, in denen die Zeit stehengeblieben zu sein scheint. Wir fahren vorbei an fruchtbaren Landstrichen mit Reisterrassen, Tabakfeldern, Mais-, Obst-, Teeplantagen und Gemüsefeldern. Frauen arbeiten auf diesen Feldern und scheinen unter den schweren Lasten, die sie auf dem Rücken tragen, fast zusammenzubrechen. Aber sie sind in dieser patriarchalischen Welt des Islams gewohnt, viel zu ertragen. Männer sind bei dieser Art von Arbeit nicht zu sehen.
Kurz vor unserem Tagesziel erleben wir einen ersten Höhepunkt der Reise. Wolkenlos und in warmes Sonnenlicht getaucht erhebt sich vor uns der Nanga Parbat (8125 m) mit seiner Diamirflanke.
Auch auf 2000 Meter Höhe ist von Abkühlung nichts zu spüren. Die Lufttemperatur von immerhin noch 45 Grad kommt wie aus der Düse eines Föns von beiden Seiten in unser Fahrzeug. Die Felswände des Industales wirken wie ein Backofen. Wir befinden uns auf der Höhe von Nordafrika. Nach Skardu schieben sich der Himalaya und das Karakorum beängstigend dicht an den Indus heran, so wird er zum wütenden, reißenden, fast schwarzen Strom, der durch nackte Felsschluchten stürzt.
Dies ist die schlimmste Nacht, die wir je hinter uns gebracht haben. Die Luft kühlt überhaupt nicht ab, bei der kleinsten Bewegung tritt der Schweiß erbarmungslos aus den Poren.
Am nächsten Tag geht es sehr früh weiter zum nächsten Tagesziel, Skardu, der 2500 Meter hoch gelegenen Hauptstadt Baltistans. Hier erhoffen wir uns endlich die ersehnte Abkühlung auf dreißig Grad Celsius.
Nachdem wir tags zuvor die majestätische Diamirflanke des Nanga Parbat vor uns hatten, kommt heute nach etwa einer halben Stunde Autofahrt die ebenso gewaltige Rupalwand ins Blickfeld. Die größte Wand der Welt ragt hier 4800 Meter hoch auf. In Richtung Norden taucht der wunderschöne Golden Peak, ein Siebentausender, auf. Von hier aus sind es bis zum Khunjerab-Paß, der Grenze zwischen Pakistan und China, noch 316 Kilometer.
Auch heute zeigt uns der Indus den Weg bis kurz hinter

Schwierigkeiten mit reißenden Flüssen

Mitte: Kinder in Askole, dem höchsten Dorf Pakistans (3058 m)
Oben und unten rechts: Über den Bumordo-Fluß
Unten links: Manche der reißenden Gewässer können auf einfachen Holzbrücken überquert werden









Jaglot, wo wir den Karakorum Highway verlassen und in Richtung Osten nach Skardu abbiegen. Baltistan, auch Klein-Tibet genannt, liegt am oberen Indus zwischen dem Karakorum im Norden und dem Hauptkamm des Himalaya im Süden. Es zählt zu den höchstgelegenen Gebieten auf dieser Erde.
Die Vorgebirge des Karakorums, durch die wir heute fahren, sind durch Wüstenhaftigkeit und Erosion gekennzeichnet. Kahle Granitfelsen ragen senkrecht in den Himmel. In diesen zerklüfteten, unfruchtbaren Erhebungen gibt es so gut wie keine Vegetation.
Das Skardu-Tal mit seinen wandernden Dünen erscheint auf den ersten Blick wie eine Nachbildung der Sahara, umgeben von gewaltigen Gebirgswänden, die bis zu 6000 Meter hoch in den Himmel ragen. Beeindruckend, wie sich der Indus immer wieder durch die hohen Berge in endlos erscheinenden Kurven durch die Dünen schlängelt, bis wir nach zehn Stunden Fahrt auf 2500 Meter Meereshöhe die sechzig Meter hohe Felsinsel erreichen, auf der sich Skardu auf mehreren Kilometern entlangzieht.
Tibetische Flötentöne durchdringen die laue Luft, beruhigende Töne nach der anstrengenden Fahrt. Endlich finden wir Abkühlung.
In Skardu kaufen wir Verpflegung für die nächsten Wochen ein. Der Fahrer und wir beide im Führerhaus, die siebenköpfige Mannschaft hinten auf dem Jeep stehend, dazu die komplette Ausrüstung und Verpflegung, brechen in Richtung Askole auf. Acht Stunden werden wir bei normalen Verhältnissen bis dorthin brauchen. Wir starten zu einer abtenteuerlichen Jeepfahrt mit teilweise lebensgefährlichen Passagen.
Der Braldu-Fluß wird in den nächsten Tagen unser Begleiter und Wegweiser sein. Aufbruch in Richtung Shigar-Tal. Wir durchfahren eine gewaltige Hochgebirgslandschaft von archaischer Schönheit: Sand- und Steinwüsten, vegetationslos, in den Wassern des Braldu spiegeln sich schwarze Berge. Oasen mit Kirsch-, Aprikosen-, Mandel- und Birnbäumen bilden nur ein kurzes Zwischenspiel. Die alten chinesischen Geographen nannten Baltistan das „Tibet der Aprikosen", denn schon damals reiften diese Früchte hier im Überfluß.
Zwischen den Terrassenfeldern zwängen sich Dörfer in die engen Täler und Schluchten, verwinkelte Pfade schlängeln sich zwischen verfallenen Stein- und Holzhäusern. Kahle Granithänge ragen kilometerhoch in den Himmel. Wir durchqueren Flüsse und reißende Gletscherströme, müssen, wenn diese unüberwindlich erscheinen, aussteigen und sie zu Fuß durchqueren, kommen völlig durchnäßt auf der anderen Seite an. Unglaublich, welch schwierige Wegstrecken ein Jeep bewältigen kann. Wir fahren durch einsame Ansiedlungen, menschenleere Schluchten. Hinter Shigar wird es steil, bis wir nach Dassu, einem kleinen Dorf, kommen, direkt oberhalb des schäumenden Braldu.
Nach sechs Stunden Fahrt, bei der wir zwei Mal abspringen müssen, da der Jeep mit seinen Hinterrädern den Halt auf der weglosen und unbefestigten Piste oberhalb des reißenden Stromes verloren hat, gibt es unfreiwilligen Halt. Ein Sand- und Geröllfeld, mehrere hundert Meter lang und breit, das vor kurzem abgegangen sein muß, versperrt den Weg. Der Jeep wird entladen, wir tragen die gesamte Ausrüstung zur anderen Seite des verschütteten Weges.
Nach weiteren 45 Minuten erreichen wir unseren Lagerplatz, eine Stunde vor Askole, mit 3058 Meter das höchstgelegene Dorf der Baltoro-Region. Wir schlagen unser Lager inmitten hoher Pappeln, knorriger Weiden und wilder Rosensträucher auf. Der Blick wird frei zu unbestiegenen schneebedeckten Siebentausendern. Von hier an gibt es keine vorgegebenen Pfade und Straßen mehr, von hier an müssen wir uns unseren Weg selbst suchen.
Unabhängig von der Trägermannschaft gehen wir alleine am Braldu entlang in Richtung Korophon, das 3100 m hoch liegt. Große Höhenunterschiede sind also nicht zu bewältigen. Heute lernen wir die brütend heißen Karakorumtäler zum ersten Mal zu Fuß kennen. Nur ein paar Steinwürfe außerhalb der kunstvoll bewässerten Oase wieder Wüste und Steppe. Bereits um zehn Uhr morgens steht die Sonne fast senkrecht und brennt erbarmungslos auf unsere Köpfe. Wie Beduinen schützen wir den Kopf mit Tüchern, nur so können wir die Hitze einigermaßen ertragen. Die Fünf-Stunden-Etappe nach Korophon führt über die mächtige zwei Kilometer lange Zunge des Biafo-Gletschers.
Wir sind froh, wenn wir einmal durch eine kleine Oase wie Askole kommen. Die langen Alleen mit den Jasminbäumen spenden wohltuenden Schatten in einer ansonsten öden und wüsten Landschaft. Frauen und Kinder arbeiten in der glühenden Sonne auf den Feldern, die kunstvoll bewässert werden. Die Männer sitzen herum, reden, trinken Tee und tauschen Neuigkeiten aus. Bei der Arbeit sehen wir sie fast nie. Kinder laufen uns nach, sprechen uns an, sie bitten uns um Stifte: „Do you have a pen?"
Der weitere Weg geht durch eine Steinwüste an der Mündung des Bumordo-Flusses vorbei, bei Temperaturen von über fünfzig Grad Celsius. Es macht keine Freude, zu gehen. Regelrecht Spaß bereitet es jedoch, die behelfsmäßigen Holzbrücken zu überqueren, die bei jedem Tritt wackeln und schaukeln und daher nur einzeln betreten werden sollen. Es ist beeindruckend, mit welch primitiven Mitteln reißende Ströme von fünfzig Meter und mehr überspannt werden.
Unter drei Jasminbäumen lassen wir uns nieder. Ibrahim, unser Koch, greift zur Flöte und spielt Volkslieder aus der Urdukultur. Wenn er spielt, wissen wir, daß es auch ihm gut geht und er zufrieden ist.
Wegen der großen Hitze brechen wir an den folgenden Tagen sehr früh auf. Unser nächstes Ziel heißt Paiju, eine

Rechte Seite oben: Vorgeschobenes Basislager am K 2, in 5900 m Höhe am Godwin-Austen-Gletscher
Mitte und unten: Im Aufstieg zum Gondogoro-Paß

Wüstenoase auf 3800 Meter. In den nicht ungefährlichen Felsen oberhalb des reißenden Braldu bewundern wir die Träger, wie sie geschickt ihre nackten oder nur mit Schlappen bedeckten Füße setzen. Die Braldu-Schlucht stellt den gefährlichsten Teil des Anmarsches zum K 2-Basislager dar. Ständig sind die Träger von Steinschlag bedroht.

Nach einer Stunde erreichen wir den Bumordo-Fluß, der bei niedrigem Wasserstand zu Fuß durchquert werden kann. Das ist uns nicht vergönnt. Es heißt, flußaufwärts gehen und mit einer abenteuerlich einfachen Seilbahn über den Fluß setzen. Vier Bretter bieten Platz für eine Person und einen Rucksack. Schaukelnd werden wir auf die andere Seite gezogen, unter uns gewaltige Flutmengen. Anschließend durchqueren wir drei weitere Gletscherströme zu Fuß mit der gesamten Ausrüstung, den letzten Teil am Seil. Wir stehen bis zur Hüfte im eisigen Wasser, schwierig, sich selbst am Seil auf die andere Seite zu hangeln. Ein Hineinstürzen können wir uns nicht leisten. Das andere Ufer erreichen wir vollkommen durchnäßt, die Gliedmaßen eisig und gefühllos, dann sofort wieder den Wüstentemperaturen ausgesetzt. Wir benötigen über drei Stunden, bis alle Träger unter zum Teil großen Anstrengungen den Fluß überquert haben.

In keiner anderen Landschaft wird einem die Bedeutung von Wasser so bewußt wie während einer Wüstendurchquerung. Der aufgewirbelte feine Sandstaub trocknet Lungen und Gefäße zusätzlich aus, so daß der Körper ständig nach Flüssigkeit verlangt.

In mühsamem Auf und Ab geht es durch Erosionsrinnen und Blockfelder nach Paiju (3800 m), einem Rastplatz inmitten einer Weide mit frischem Quellwasser. Ein großer Moment: Von hier schauen wir zum ersten Mal auf den viertgrößten Gletscher der Welt, den Baltoro-Gletscher, nur eine Stunde entfernt.

Paiju, ein Fleck mit Birken, Pappeln, Jasmin, Blumen und Rosen. Wildpferde durchstreifen das Gelände. Die ungewöhnlich kühn geformten Granittürme von Paiju Peak, Uli Biaho und Trango, die gut 2000 Meter über ihm aufragen, begrenzen die Nordseite des Baltoro-Gletschers.

Hier legen wir zur weiteren Akklimatisierung einen Ruhetag ein. In der Nacht haben wir sehr starken Dauerregen. Auch am Morgen ist der Himmel zugezogen, es regnet und nieselt immer wieder. Der Ruhetag spielt sich daher zunächst überwiegend im Zelt ab. Am Nachmittag hört der Regen auf. Wir spüren, daß uns dieser Ruhetag gut tut. Wir haben keine Kopfschmerzen, keine Probleme mit der Höhenanpassung.

Auch am nächsten Tag hängen die Wolken immer noch tief über dem Braldu. Der Regen will an diesem Morgen nicht aufhören. Wir liegen im Zelt, lesen, schlafen, dösen und träumen.

Am Nachmittag stellen sich am Himmel erste blaue Löcher ein, wir bereiten den Abmarsch vor. Wir verlassen die Oase und erreichen nach einer Stunde das Gletschertor des Baltoro-Gletschers. Meterhohe Schuttmassen auf dem Eis, es rieselt, kracht, ächzt, poltert. Mühsam bewegen wir uns vorwärts, auf und ab, hin und her. Wir durchwandern eine grandiose Geröll- und Steinlandschaft aus Blöcken, Steinen, Gletscherspalten, kleinen Bächen. Gleichmäßig ansteigend geht es hinauf, immer in Richtung auf den Konkordiaplatz.

Der Baltoro-Gletscher hat eine Länge von 62 Kilometern, bedeckt eine Fläche von 1220 Quadratkilometern und wird von über dreißig Gletscherzuflüssen gespeist.

Wir erreichen eine gewaltige Gletschermühle, die in den Gletscherabflüssen herantransportierten Eisbrocken werden hier zermahlen und zermalmt, ohrenbetäubender Lärm durchdringt die Landschaft. Unglaubliche Mengen an Schuttmassen, die der Gletscher vor sich herschiebt.

Nach viereinhalb Stunden erreichen wir auf der orographisch linken Seitenmoräne einen Lagerplatz mit frischem Wasser. Die Träger benötigen eine Pause.

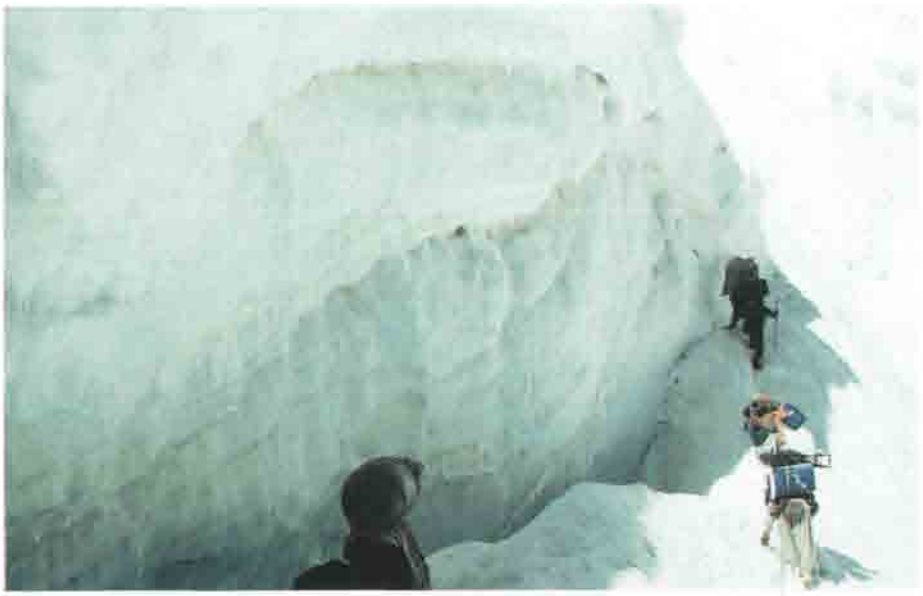
Wir wechseln auf die andere Seite, nach Liliwa, über, wo man bei guten Verhältnissen einen fesselnden Blick auf das Paiju-Massiv und die Trango-Türme hat, was uns wegen des Nebels und Nieselregens nicht vergönnt ist. Um 16 Uhr erreichen wir einen Lagerplatz zwischen Liliwa und Urdokas auf 3900 m Höhe. Sofern die Träger mitmachen, trennen uns von hier noch drei Tage vom Konkordiaplatz.

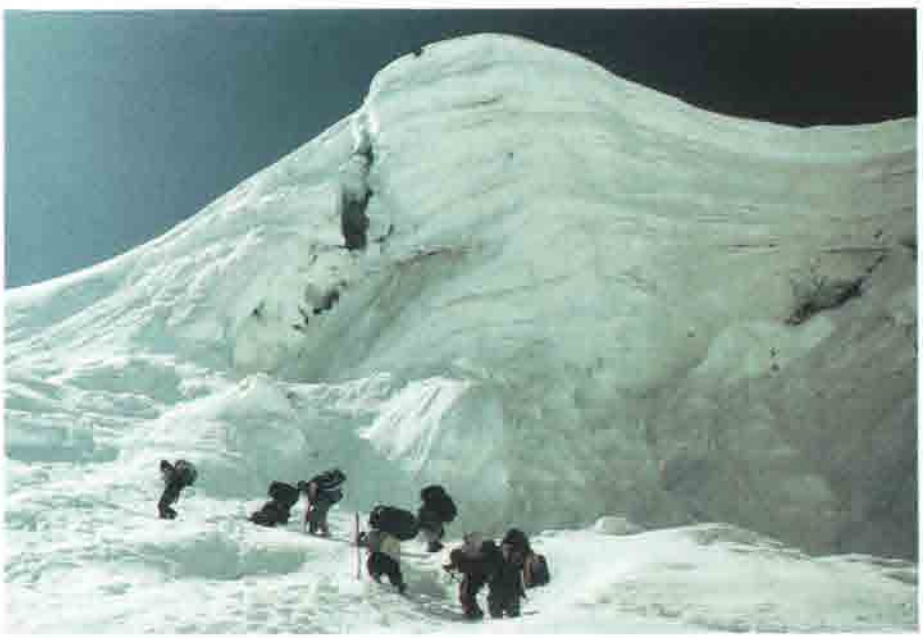
Niemand hat Anzeichen von Höhenproblemen. Es ist gut, wenn man sich für das Anpassen an 4000 Meter zehn Tage Zeit läßt. In diesem Punkt haben wir auch heute wieder Auseinandersetzungen mit dem Führer. Wir versuchen ihm klarzumachen, daß es auch für die Träger wichtig ist, langsam und gleichmäßig nach oben zu steigen. Die Träger verlangen sehr oft nach Kopfschmerztabletten, da sie lebenswichtige Verhaltensregeln nicht beachten: sie trinken so gut wie nichts, essen nicht regelmäßig, laufen zu schnell in kurzen Etappen und müssen sich alle 15 Minuten ausruhen, trocknen ihre Kleidung nicht nach Flußdurchquerungen. Es ist so gut wie unmöglich, ihnen das klarzumachen.

Auch in dieser Nacht regnet es, ein Aufbruch um 4 Uhr, wie geplant, ist nicht möglich. Erst um 7 Uhr können wir in Richtung Goro II losmarschieren und uns durch den Baltoro-Gletscher durcharbeiten. Die Landschaft erinnert an eine Mondlandschaft, die von riesigen Baggerfahrzeugen bearbeitet wurde, links und rechts genährt durch die zahlreichen Gletscherzuflüsse. Die Erwärmung der letzten Jahrzehnte hat vor dem Karakorum nicht haltgemacht. Noch vor wenigen Jahrzehnten dürften diese Gletscher um fünfzig bis hundert Meter mächtiger gewesen sein, was man am noch frischen Schliff in den Felswänden gut erkennen kann. Es ist mühsam, bei diesem nebligen Wetter einen Weg durch den Gletscher zu suchen.

Nach zwei Stunden erreichen wir Urdukas auf 4200 Meter Höhe, wo wir in der Nähe des Army-Camps eine Teepause







einlegen. Urdokas ist der letzte grüne Fleck für die nächsten zwanzig Tage. Sieben Tage sind wir nunmehr fernab jeglicher Zivilisation, ganz auf uns selbst angewiesen. Von unserer Aussichtsterrasse genießen wir den Tiefblick auf den Gletscher und die Granitpfeiler gegenüber, die wie Orgelpfeifen in den Himmel wachsen.
In der Nacht hat es oberhalb von 5500 Meter frisch geschneit. Allmählich blinzelt die Sonne durch den nebelverhangenen Himmel und bescheint die angezuckerten Berggipfel. Auf diesem Gletscher geht es ständig hin und her, einmal wandern wir auf der Seitenmoräne, dann geht es wieder längere Passagen auf dem Gletscher oder wir müssen ihn überqueren. Bei diesen enormen Ausmaßen benötigen wir viele Stunden mühsamen Gehens. Der Weg in dieser großen Höhe über trittlose Geröllfelder zehrt an den Kräften und kostet viel Zeit. Die Temperaturen von ca. 12 Grad Celsius tun gut, hier gibt es keine Hitzeprobleme.
Mittags erreichen wir Goro I (4200 m), der Himmel reißt wieder etwas auf. Vor uns und hinter uns erheben sich die ersten Eistürme über den mächtigen Geröllfeldern. Zwei Stunden später erreichen wir nach über neunstündigem Marsch Goro II auf 4500 Meter, das heutige Tagesziel. Das Wetter klart zunehmend auf. Es wird wärmer, so daß auf der Südwestseite des Gletschers ständig Lawinen mit ungeheurem Poltern abgehen.
Über unserem Lager stellt sich ein fantastisches Naturschauspiel ein, ein Regenbogen, der die gesamte Breite des Baltoro von dreißig Kilometern überspannt. Von weitem sehen wir wie gebannt auf den Gasherbrum IV, einen Fast-Achttausender, dessen Pyramide von den letzten Sonnenstrahlen angeleuchtet wird, die Spitze eingetaucht in einen zarten Wolkenflaum. Besonders eindrucksvoll wird es, wenn in der letzten Abendsonne das Riesentrapez des Gasherbrum IV mit seiner ockerfarbenen Kalkwand den ganzen Baltoro hinunter leuchtet. Nun verstehen wir auch, warum der Gasherbrum in der Balti-Sprache „leuchtende Wand" genannt wird. Es ist faszinierend mitanzusehen, wie sich allmählich der Vorhang zum größten Hochgebirgs-Amphitheater der Achttausender hebt.
Aus Akklimatisierungsgründen brechen wir erst am frühen Nachmittag des nächsten Tages nach Konkordia auf. Auch heute Nacht hat es viel geregnet, es ist sehr windig. Fünf der elf Träger wollen nur bis Konkordia mitgehen, da ihnen nachts zu kalt ist. Außerdem haben sie keine Ausrüstung, um die Nächte im K 2-Basislager schadlos zu überstehen und den Aufstieg über den Gondogoro-Paß zu schaffen. Angemessene Kleidung hatten sie in Skardu abgelehnt.
Wir nähern uns immer mehr dem Ende des Baltoro-Gletschers und machen bei einem Berg halt, der uns an das Matterhorn erinnert. Ein Berg mit einem Doppelgipfel, beschneit und mit einer nach rechts wohl hundert Meter überstehenden Wächte von grandioser Gestalt: der Mustagh Tower, 7273 Meter, einer der kühnsten Felsberge der Welt. Der letzte Versuch aus dem Jahr 1988, ihn zu besteigen, scheiterte. Der Gipfel des Mustagh Tower liegt auf pakistanischem Gebiet, die steil abfallende Rückseite bereits in China. Auf der anderen Seite wird der bisher beste Blick auf den Masherbrum frei. Es wäre für uns das schönste Geschenk des heutigen Tages, K 2, Broad Peak, Masherbrum und Gasherbrum 1 sehen zu können.
Am Konkordiaplatz angekommen, wissen wir, warum dieser Ort das schönste und größte Amphitheater der Welt genannt wird. Wir stehen atemlos da und sind einfach fertig vor Freude. Um uns herum reihen sich die Achttausender K 2 (8611 m) im Norden, Broad Peak (8047 m) im Osten, Gasherbrum I (8068 m) im Süden.
Nicht weniger beeindruckend sind Gasherbrum IV (7925 m), Baltoro Kangri im Südosten (7312 m) und Chogolisa (7665 m). Dort ruhen die sterblichen Überreste Hermann Buhls, der 1953 den Nanga Parbat erstmals im Alleingang bezwang. Überragt vom pyramidenförmigen Gipfel des K 2, dem zweithöchsten Berg der Welt, fließen hier die Gletscher zu einer unermeßlichen Eiswüste zusammen.
Ich habe mir diese Einsamkeit immer gewünscht. Gespräche sind überflüssig, sie hätten uns nur beim Schauen behindert. Die Einsamkeit ist überwältigend.
Wie jeden Tag liegen wir mit Einbruch der Dunkelheit um halb acht im Schlafsack. Die Nächte werden sehr kalt. Aus dem Zelt heraus schauen wir auf das grenzenlose Universum mit Millionen von Lichtpunkten. Ohne Probleme schlafen wir auf 4700 Meter ein, immerhin fast so hoch wie der höchste Gipfel Europas.
Morgens um sechs Uhr stehe ich auf, um die Berge in diesem klaren Licht zu fotografieren. Nachmittags ist es dort oben so warm, daß wir in T-Shirts sitzen können. Wir singen und spielen auf Naturinstrumenten gemeinsam mit unserer Trägermanschaft. Es ist wichtig, daß man sich nicht von ihr abschottet, denn wir sind auf sie genauso angewiesen wie sie auf uns.
Trotz der Kälte frühstücken wir am nächsten Morgen vor dem Zelt, um diese gewaltigen Eindrücke auf uns wirken zu lassen. Auf dem Godwin-Austen-Gletscher brechen wir gemeinsam mit zwei Trägern, dem Sirdar und dem Koch in Richtung Norden auf, zum Berg der Berge. Eisiger Wind und Kälte schlagen uns entgegen. Nur mühsam, ohne viel an Höhe zu gewinnen, geht es den Godwin-Austen-Gletscher hinauf. An der Ostwand des Broad Peak vorbei, gerade 200 Meter entfernt, erhebt sich die Südwand des K 2 konturenscharf in den kalten Morgen.
So geht es Stunden um Stunden über die Geröll- und Trümmerhaufen des K 2-Gletschers, es will kein Ende nehmen. Kein Wunder, ist er doch allein in seiner nord-südlichen Ausdehnung fast vierzig Kilometer lang. Auch heute wird es unerträglich heiß, ähnlich wie in den Anfangstagen in der Karakorum-Wüste. Einige Kolkraben sind unsere einzigen Wegbegleiter.
Nach vier Stunden erreichen wir das Basislager des Broad

Peak. Nur einige Tage vorher gelang hier Hans Kammerlander die Besteigung seines neunten Achttausenders mit anschließender Skiabfahrt. Der Verbindungsoffizier einer deutsch-österreichischen Expedition lädt uns zu Tee und Plätzchen ein. Gerne nutzen wir diese Einladung für eine kleine Pause. Er berichtet über Kammerlanders Gipfelsturm und zeigt uns die genaue Aufstiegsroute und die Skiabfahrtsroute. Die Skispuren am Wandfuß zeugen von seiner großartigen Leistung.
Wir sind nun auf einer Höhe von knapp über 4800 Meter. Der Toteisgletscher zieht sich kilometerlang flach dahin. In sicherer Entfernung geht eine Eislawine ab, deren Poltern und Grollen kilometerweit zu hören ist.
Spät am Nachmittag erreichen wir das Basislager des K 2. Zwischen zwei Spalten bauen wir unser Zelt auf, eine Vorgehensweise, an die wir uns mittlerweile gewöhnt haben. Es wird kalt, nachts sinken die Temperaturen nun auf zehn Grad unter Null. Wir genießen diese Temperaturen in Anbetracht der Hitze in den letzten Wochen. Ein längeres Gespräch mit zwei demoralisierten Franzosen von einer internationalen Expedition beendet den Abend, bevor wir schlafen gehen.
Vor dem Schlafengehen bekommen wir die Genehmigung, am nächsten Tag zum vorgeschobenen Basislager des K 2 auf 6000 Meter zu gehen.
Nur zu zweit, brechen wir in der Stille dieser Urlandschaft vor Sonnenaufgang auf. Wir sehen heute morgen die Lawinen, die wir in der Nacht gehört haben. Nachts, wenn man meint, der Berg habe sich beruhigt, ist das Poltern und Krachen am größten. Wir haben Lawinen erlebt, deren Ausmaß sich niemand vorstellen kann, der sie nicht gesehen oder gehört hat. In der Mittagshitze, wenn die Sonne die Südwände bestrahlt, brechen unvorstellbare Mengen von Eis aus den steilen Wänden.
Über eine Stunde gehen wir auf den Geröllfeldern an der vergletscherten Südwand des K 2 aufwärts, ehe wir auf das lang ersehnte Eis treffen. Die Spalten sind weit geöffnet, so daß wir seilfrei gehen können. Einige sind so breit, daß wir sie umgehen müssen. Wir sind heute dreizehn Tage von Rawalpindi entfernt und bewegen uns in dieser Höhe ohne Kopfschmerzen oder sonstige Beeinträchtigungen. Die Seraczone rückt allmählich in unser Blickfeld. Der Gletscher wird im oberen Teil spaltenreicher, vorsichtiges Gehen ist unerläßlich. Wir nähern uns immer mehr dem Gletscherbruch, der uns an die Vallée Blanche im Mont-Blanc-Massiv erinnert. Sicher setzen wir unsere Füße in diesem Spaltengewirr. Am späten Vormittag erreichen wir das vorgeschobene Basislager auf 6000 Meter. Wir sind ein wenig stolz, diese Höhe am K 2 erreicht zu haben. Es wird warm, so daß wir uns entschließen, nach einer kurzen Teepause sofort den Rückweg anzutreten, um keinen Gefahren durch herabstürzende Eistürme ausgesetzt zu sein. Ohne darüber zu reden, wissen wir beide, daß wir zu spät dran sind. Nach einer halben Stunde sind wir aus dem akuten Gefahrenbereich. Diese Nacht verbringen wir im Basislager des Broad Peak.
Morgens ist der Himmel leicht bewölkt, so daß wir bei angenehmen Temperaturen schnell in Richtung Konkordia vorwärtskommen. Freudig werden wir von der restlichen Mannschaft begrüßt. Alle erwarten nichts sehnlicher als das erfolgreiche Überqueren von Gondogoro, der Schlüsselstelle des Unternehmens. Der Nachmittag steht im Zeichen der Körperpflege. Für die Fußpflege gönnen wir uns eine Probepackung echten Latschenkiefernöls, Balsam für Füße, Beine, Nerven, Herz und Kreislauf.
Wir verlassen bei gutem Wetter den Concordiaplatz und brechen zunächst in östlicher Richtung, immer den Gasherbrum vor Augen, anschließend nach Südwesten, in Richtung Gondogoro-Paß, auf. Baltoro Kangri und die Chogolisa mit ihren schroff abweisenden Wänden weisen uns den Weg. Oberhalb des spaltenzerfurchten Gletschers schlagen wir unser Lager direkt gegenüber der Chogolisa auf. Die letzten Sonnenstrahlen verwandeln die steilen Wände in ein Lichtermeer. Ein gutes Zeichen für den nächsten Tag. Wir sehen zum ersten Mal den fünften Achttausender Pakistans, den Gasherbrum II (8034 m).
Die Täger sind besorgt und ausgelassen zugleich. Besorgt, weil sie sich fragen, ob sie mit ihrer mangelhaften Ausrüstung den Aufstieg schaffen werden, ausgelassen, weil sie sich auf zu Hause freuen. Nach diesem Paß sind alle schwierigen Stellen unseres Unternehmens bewältigt.
Sehr früh brechen wir am nächsten Tag auf. Die Himmelsfarben wechseln in allen Schattierungen, die ersten goldgelben Lichtpunkte streifen die verschneiten Firn- und Eishänge, dann fallen leuchtend rote Sonnenstrahlen auf die hellen Schneehauben der Gipfel — ein Schauspiel von majestätischer Schönheit. Wir wünschten uns, jetzt nochmals dreißig Tage Zeit zu haben, um in aller Ruhe die Besteigung eines Achttausenders angehen zu können.
Beim Aufstieg zum Paß, einer Gipfelbesteigung gleich, mit zwei fünfzig Grad steilen Eisflanken, bei wolkenlosem Himmel, geraten wir ins Schwärmen. Die Steigeisen greifen, kaum Geräusche von sich gebend, in den festen Firn. Die Eisgeräte bleiben auf dem Rucksack. Bei diesen hervorragenden Bedingungen reichen die Stöcke aus. Ein Steigeisen von Friedbert löst sich vom Schuh, auch nach mehreren Versuchen gelingt es nicht, es dauerhaft zu befestigen. Bewundernswert, wie er den gesamten weiteren Aufstieg problemlos mit nur einem Eisen fortsetzt. In dieser Steilheit gehen wir dreißig, vierzig Schritte und müssen dann eine Minute stehen bleiben, um Atem zu schöpfen. Selbst die Winterbesteigung des Mont Blanc bei minus dreißig Grad kam uns leichter vor als dieser Aufstieg.
Oben, auf fast 6000 Meter angelangt, entschädigt der Blick für alle Mühen. Wir schauen auf vier Achttausender und unzählige Siebentausender, K 2, Broad Peak, die Gasherbrums, Baltoro Kangri, Chogolisa, Laila Peak, der Blick geht hinüber nach Tibet und Indien. Zum Genießen können wir uns jedoch nur eine Stunde Zeit lassen. Ein

Abseilmanöver über die fast 1000 Meter hohe Südwand in Richtung Kuspang mit der siebenköpfigen Mannschaft steht uns bevor.
Wir schauen ins langgestreckte Gondogoro-Tal hinunter. Grandios erhebt sich einer der schönsten Berge der Welt, der 7072 m hohe Laila Peak, mit seinem nach oben spitz zulaufendem Gipfel. Vor diesem gewaltigen Granitfelsen wollen wir heute Abend unser Lager aufschlagen. Bis dorthin ist es noch ein weiter Weg.
Wir treffen die Vorbereitungen für den Abstieg. Bei einer Steilheit von vierzig bis fünfzig Grad ist dies für die Träger nur mit Fixseilen möglich. Das Unterfangen kostet uns fast vier Stunden Zeit, zumal die Träger den Umgang mit dem Seil nicht kennen und versuchen, abzurutschen. In einer abenteuerlichen Aktion gelingt es uns, alle, bis auf kleinere Blessuren unversehrt, nach unten zu bringen. Die größte Gefahr ist der unaufhörliche massive Steinschlag. Das Abseilen ist die Hölle. Die Träger befinden sich dabei ständig in großer Gefahr, da sie in derartigen Unternehmungen keine Erfahrung haben und nicht ausgerüstet sind.
Der „Weg" führt uns weiter durch steile Firn- und Schneefelder, durch endlose Geröllfelder und murenähnliche Abschnitte hinab zum Gletscher. Selbst hier sind wir vor dem Steinschlag noch nicht sicher. Wir gehen abwechselnd voraus, so daß einer immer warnen kann. Wir wandern den Gletscher hinunter in Richtung Laila Peak und treffen zum ersten Mal wieder auf kleine grüne Flecken. Das erste Mal seit Skardu sehen wir ein grünes Tal. Gräser, eine unglaubliche Artenvielfalt an blühenden Blumen und solchen, deren Knospen der Schnee gerade erst freigibt, dazwischen ganze Teppiche aus Edelweiß.
Dieses Tal duftet und riecht, es ist ein Hochgenuß, nach so viel Tagen im Eis und Schnee wieder ins Grüne hinabzuwandern. An einem idyllischen See, der von den Wassern des Gondogoro-Gletschers gespeist wird, überragt von Laila Peak und Masherbrum I (7821 m), bauen wir unser Zelt auf. Ein Traum von einem Zeltplatz.
Auch in dieser Nacht sind pausenlos Eis- und Steinlawinen in der Entfernung abgegangen, mittlerweile vertraute Geräusche. Wir verbringen diesen Ruhetag mit Ausruhen, Lesen, Waschen, Reparieren, Fotografieren. Auf 3800 Meter ist es wesentlich wärmer, wir spüren, daß unsere Expedition dem Ende entgegen geht. Jeder Tag tiefer wird uns wieder mehr Hitze bescheren. Zum ersten Mal denken wir an die brütend heiße Dunstglocke von Rawalpindi. Auf der anderen Seite des Flusses leben Bergbauern. Wir tauschen zwei Mignon-Batterien gegen frischen Schafskäse, eine willkommene Abwechslung für uns. Früh brechen wir bei gutem Wetter in Richtung Laila auf. Die wilden Stein- und Geröllfelder, durchsetzt mit Schnee und Eis, dazwischen die am frühen Morgen behäbig dahinfließenden Gletscherbäche, nehmen im Karakorum überhaupt kein Ende.
Wir müssen uns wieder an wärmere Temperaturen gewöhnen, das Gehen wird schwerer, nach fast sechs Stunden richten wir in Hunza unser nächstes Lager ein, zwei Stunden vor Saicho, das wir eigentlich erreichen wollten. Dies war nicht möglich, da wir sehr viel Zeit für einen etwa sieben Kilometer langen steilen Hang benötigten, der von den letzten Regenfällen ausgespült und unterspült war. Unser Lager liegt in einem großen breiten Tal, es gibt frisches Wasser, das wir wegen der weiter oben weidenden Schafe nur abgekocht trinken. Masherbrum I und II zeigen sich in ihrer ganzen Größe, letzter Höhepunkt, bevor wir in der Oase Hushe nach einer langen Zeit im ewigen Eis wieder festen Boden unter den Füßen haben.
In der Nacht hat es mehrere Stunden geregnet, um sechs Uhr morgens ist der Himmel noch wolkenverhangen. Wir sind froh darüber, denn wir wollen heute Hushe erreichen. Je tiefer wir in das fruchtbare und grüne Tal hinunterkommen, desto höher steigen die Temperaturen. Es ist wohltuend, wieder in einer Gegend zu sein, wo Blumen blühen, Bäume wachsen und Tiere weiden. Ein wohlriechender Duft schwebt in der Luft. Wacholderbäume, Zedern, Jasmin, Kiefern, wilde Rosensträucher in voller Blütenpracht säumen unseren Weg abwärts. Auf der rechten Seite weiterhin der Gondogoro-Gletscher, der uns fast bis Saicho ins Tal begleitet. So schnell wie heute haben wir die Träger noch nicht laufen gesehen. Sie freuen sich auf ihre Familien.
Der Hushe-Fluß stürzt sich in ein breites Tal hinunter und entwickelt sich wie Indus und Braldu zu einem reißenden Strom. Wir stoßen auf begehbare Wege, die teilweise vom Fluß überspült werden. Dann zwingt er uns noch einmal, über die darüber liegenden Felsen zu klettern.
Nach langer Zeit wieder zurück in der Zivilisation! Im Bergdorf Hushe verbringen wir einen geselligen Abend. Der Koch bereitet uns ein köstliches Abendessen mit einem frisch geschlachteten Huhn, Kartoffeln und Gemüse.
Nach weiteren vier Tagen erreichen wir Rawalpindi, vier Tage früher als geplant. Sengende Hitze von fünfzig Grad Celsius mit extrem hoher Luftfeuchtigkeit und unerträglichem Lärm schlägt uns entgegen. Wir haben keinen sehnlicheren Wunsch, als nach dem „Debriefing" im Tourismus-Ministerium nach Hause zu fliegen.
Eine gelungene Annäherung an einen Achttausender liegt hinter uns. Wir werden wiederkommen.

Alpinismus international

Bedeutende Unternehmungen 1994

Chronik von Dieter Elsner

Die Reihenfolge der Chronik entspricht der alphabetischen Reihenfolge der Kontinente, deren Gebirgsgruppen wiederum geographisch unterteilt sind.
Der Berichtszeitraum umfaßt das Kalenderjahr 1994.
Diese Chronik erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Aus Platzgründen ist es nicht möglich, alle Unternehmungen zu erwähnen.
Für das Zustandekommen der vorliegenden Chronik danken wir den Bergsteigern, die ihre Berichte zur Verfügung stellten.
An dieser Stelle möchte ich an Adams Carter, den langjährigen Herausgeber des *American Alpine Journal*, erinnern. Adams Carter ist kurz vor Erscheinen des AAJ verstorben. Er war ein herausragender Chronist und unterstützte jedes Jahr ganz wesentlich die Zusammenstellung dieser Chronik.

Abkürzungen:
DAV Mt. DAV Mitteilungen
Expe Doc Bulletin der Kommission für Expeditionen der UIAA
MB Monatsbulletin des SAC

AMERIKA (NORD)

Alaska

Mount McKinley, 6194 m

Der Mount McKinley wurde in der Bergsaison 1994 von 1277 Bergsteigern in 303 Gruppen auf sieben verschiedenen Routen angegangen. Den Normalweg über die West-Buttress-Route benutzten 1067 Bergsteiger, über die West Rib oberhalb des 14200-Fuß-Bassins stiegen 68 Alpinisten, und weitere 36 gingen die West-Rib vom Kahiltna-Gletscher aus an. 50 Bergsteiger kamen über den Muldrow-Gletscher (Weg der Erstbegeher), und 23 wählten schließlich die selten begangene South-Buttress-Route (s. u.) Insgesamt erreichten 575 Alpinisten den Gipfel.

MB 3, 1995, S. 92—93

Einer sechs Mann starken Truppe ist die Erstbegehung der gesamten „South Buttress" gelungen. Das Team startete am 4. Mai, um den noch jungfräulichen unteren Teil bis ca. 3650 m zu begehen. Unsicheres Wetter verzögerte das Vorankommen. Am 25. Mai endlich erreichten sie den Gipfel. Die Route ist technisch nicht sonderlich schwierig, hat aber einen Höhenunterschied von 4000 m und ist 20 km lang.

Expe Doc, September 1994, S. 4

Mount Fairweather, 4669 m

Ein Höhepunkt der Alaska-Saison 1994 war die Erstbegehung des Südostgrates am Mount Fairweather durch Paul Kallmes und Joe Lackey. Der Grat beginnt auf einer Höhe von 1650 m, so daß sich eine Grathöhe von 3000 m ergibt. Die Besteigung wurde im Alpinstil ausgeführt. Bei kaltem, aber stabilem Wetter benötigten die beiden fünf Tage bis zum Gipfel (20.—24. April). Von dort hatten sie einen gigantischen Blick auf 3000 m hohe Wände und Grate, unzählige Möglichkeiten für Erstbegehungen. Anschließend stiegen sie den „Carpe Ridge" in einem Tag ab. Der Mount Fairweather liegt nahe an der Grenze zu Kanada.

Expe Doc, Juni 1994, S. 7

Mount Hunter, 4441 m

Bemerkenswert sind die zwei neuen Routen am Nordpfeiler des Mount Hunter. Marc Twight und Scott Backes eröffneten eine davon rechts der bekannten Moonflower-Route in drei Tagen (15.—17. Mai). Die Route führt über vier schwierige Felszonen und über senkrechtes Eis und erreicht schließlich den Nordwestgrat, über den sie den Gipfel erreichten. Sie nannten die Route „Deprivation".
Die andere neue Route, „Wall of Shadows", wurde von Michael Kennedy und Greg Child geklettert. Vom 25. Mai bis zum 1. Juni waren sie in der Wand, wobei sie von einem Sturm 36 Stunden festgehalten wurden. Die Kletterei ist äußerst anspruchsvoll, für zwei A4-Längen benötigte Child einen vollen Tag.

Adams Carter

Kalifornien

Yosemite

Der Amerikanerin Lynn Hill gelang mit der freien Begehung der „Nose" am El Capitan an einem einzigen Tag eine großartige Leistung. Bereits 1993 ist ihr eine freie Begehung geglückt, aber in vier Tagen. Diesmal kletterte sie die Route in 23 Stunden, natürlich alle Seillängen im Vorstieg. Zu schaffen machte ihr vor allem die große Hitze, nach der 28. Seillänge legte sie deshalb eine Pause von vier Stunden ein. Die Kletterei erfolgte am 19. und 20. September.

MB 2, 1995, S. 54

Kanada

Baffin Island

Die Westwand des Nordturmes vom Mount Asgard ist eine eindrucksvolle Granitwand, die bereits des öfteren vergeblich versucht wurde. In der ersten Julihälfte gelang den Briten Paul Pritchard und Noel Craine, dem Amerikaner Steve Quinlan und dem Spanier Jordi Tosas endlich die Durchsteigung. Die knapp

1000 m hohe Route weist überwiegend künstliche Kletterei auf (bis A4+), zwei Seillängen sind 6c+, eine 7a. Der Gipfel wurde am 10. Juli erreicht.
Eine weitere Neutour eröffneten die Amerikaner Chris Breemer und Brad Jarrett in der Nordwand. Vom 12. bis zum 24. Juli waren die beiden bei meist miserablem Wetter in der Wand.

Expe Doc, September 1994, S. 4
Adams Carter

Acht Mitglieder der Jungmannschaft der DAV-Sektion Friedrichshafen hatten sich im Sommer den Auyuittuq-Nationalpark auf Baffin Island als Expeditionsziel ausgesucht, wo ihnen einige Erstbegehungen glückten. Höhepunkt war die erste Begehung von „13 pieces of candy" auf einen noch unerstiegenen 500 m hohen Granitzapfen über dem Forked Beard Glacier (Schwierigkeiten bis 7).

DAV Mt. 3, 1995, S. 218

Jasper National Park
Frank Jourdan sind in den kanadischen Rocky Mountains eine Reihe bemerkenswerter Begehungen gelungen. Den Auftakt des Enchainements bildete die Norwestwand am Mt. Andromeda über die Route „Shoulder Direct", der Abstieg erfolgte über die Route „Skyladder". An der Reihe war nun die Route „Shooting Gallery" mit dem Abstieg über die Ostwand. Nun folgte eine der schwierigsten Mixed-Routen der gesamten Rocky Mountains: „Andromeda Strain" (600 m, V, 5.9, A2, 70—90°). Für diesen Alleingang benötigte Jourdan 12 Stunden, ehe er sich der relativ leichten „Regular North Face" des Mt. Athabasca zuwandte. 45 Stunden nach dem Einstieg in die erste Route war das Unternehmen beendet.
Kurze Zeit später gelangen ihm weitere große Touren: das „Grand Central Couloir" (1000 m, V, 5.9, A2, 70—90°) am Mt. Kitchener, in der Nordwand des Mt. Cromwell eröffnete er eine neue Route (IV, 5.8, 75—80°), am Howse Peak kletterte er durch die Nordwand (800 m, VI, 5.9, A3, 75—80°).

Presseinformation

AMERIKA (SÜD)
Patagonien
Cerro Torre
Die Tschechen Janez Jeglic, Marko Lukiz und Mika Praprotnik eröffneten vom 17.1.—25.2. in der Südwand eine neue Route, die in die Maestri-Route mündet. Sie nannten ihre 800 m hohe Route „What's love got to do with it"; sie bewerteten sie mit 8-, A4; sie ist im Eis 90° steil.

Vom 27.10. bis zum 3.11. führten die Italiener Maurizio Giarolli, Elio Orlandi und Odoardo Ravazza in der Westwand eine Erstbegehung im Alpinstil durch. Die Route „Cristalli nel Viento" (6A, A1) ist ca. 1300 m hoch und mündet in die Egger-Route.

Patrick Possi, Frederic Volet und David Autheman kletterten in der Westwand die Ferrari-Route (4. Begehung); der Abstieg erfolgte über die Route der Slowenen. Damit gelang ihnen eine Überschreitung des Cerro Torre. Das Unternehmen dauerte fünf Tage (1.12.—5.12.).

Am 24.11. erreichen Robert Jasper und Jörn Heller über die Maestri-Route den Gipfel.

Jochen Haase

Fitz Roy
Am 2.1. sind Athol Whimp aus Neuseeland und Andrew Lindblade aus Australien am Nordpfeiler (Pedrini-Locher-Route) erfolgreich.

Am 5.1. erreichen Hajo Netzer und Carsten Birckhahn den Gipfel über die Franco-Argentino-Route.

Am 24.12. schafft dieselbe Route Christoph Hainz im Alleingang. Er benötigt neun Stunden vom Basislager zum Gipfel.

Kurt Albert, Bernd Arnold, Roger Gerschel und Lutz Richter eröffnen im Januar und Februar 95 in der Ostwand eine neue Route, die in die „El Corazon" von Ochsner und Pitelka mündet. Sie nannten die Route „Royal Flash", sie wurde frei geklettert (bis 9-).

Cerro Standhardt
Robert Jasper und Jörn Heller klettern am 3.12. die Route „Exocet". Am El Mocho eröffnen die beiden in der Nordwand die Route „Greeting from Badmen" (400 m, 6+, 95°).
Im Alleingang gelang Jasper eine weitere Neutour über die 1000 m hohe Ostwand des Cerro Adela (4, 90°).
Die Amerikaner Konrad Anker, Jay Smith und Steve Gerberding schafften eine neue Route, die in die „Exocet" einmündet; sie nannten die Route „Tomahawk".

Torre Egger
Dieselben Amerikaner, die am Cerro Standhardt aktiv waren, brachten am Torre Egger ein Routenprojekt zu Ende, das sie in der Saison 1992/93 begonnen hatten. Sie nannten die Route „Bad Lands" (VI, 5.10, A3).

Jochen Haase
DAV Mt. 3, 1995, S. 216—217

Aguja Saint-Exupéry
Die Franzosen Benoît Robert, Philippe Batoux, Emmanuel Pelisser, Gael Fouquet-De Schaux und Jérôme Arpin eröffneten die Route „Le petit prince" (700 m, 6b, A4).

Jochen Haase

ANTARKTIS
Queen-Maud-Land
Eine starke norwegische Expedition unter der Leitung von Ivar Tollefsen hatte die Erstbesteigung des höchsten Gipfels, des Jokulkyrkia (3148 m), in diesem Teil der Antarktis zum Ziel. Am 10. Januar erreichten alle 13 Teilnehmer den Gipfel.
Danach führten die Norweger in kleinen Gruppen ca. 25 Erstbesteigungen von Gipfeln und Felstürmen mit z. T. sehr hohen Schwierigkeiten durch. Die Durchsteigung der 1150 m hohen Nordwestwand des Ulvetanna nahm eine Gruppe von drei Bergsteigern elf Tage (24. Jan.—4. Feb.) in Anspruch. Die Route wurde mit VIII, A2 bewertet, im Eis ist sie bis zu 70° steil.

Expe Doc, Juni 1994, S. 6



ARKTIS

Grönland

Zum hundertjährigen Jubiläum der Sektion Bayerland unternahm eine Gruppe im August eine Kundfahrt nach Südgrönland. 12 Männer und eine Frau konnten in der ersten Augusthälfte drei Gipfel erstbesteigen, drei Gipfel auf neuen Routen zum zweiten Mal besteigen und acht Kletterwege mit Wandhöhen um 800 m (bis 7+) eröffnen. Das Basislager stand auf der Insel Pamiagdluk, knapp 30 km von der Südspitze Grönlands entfernt. Von dort starteten jeweils Kleingruppen zu den verschiedenen Zielen. Die Teilnehmer waren: Klaus Bierl, Walter Obster, Bernhard Olzowy, Inge Olzowy, Michael Olzowy, Günter Schweißhelm, Herwig Sedlmayer, Rolf Thausig, Michael Vogeley, Andreas Wagner, Fritz Weidmann, Thomas Weidmann und Walter Welsch.
Die Teilnehmer waren von Uummanarsuaq, dem Süden Grönlands, total begeistert und berichten von noch zahllosen Möglichkeiten für Erstbesteigungen und -begehungen.

Michael Vogeley (vergleiche den Bericht auf Seite 227)

Ein weiteres Team ist im Juli nach Grönland aufgebrochen. Kurt Albert, Stefan Glowacz, Hans Martin Götz, Gerd Heidorn und Didi Langen aus Deutschland, die beiden Südtiroler Helmut Gargitter und Walter Obergolser sowie Ben Masterson aus England haben am Ulamertossuaq (1802 m) erstmals den 1000 m hohen Nordwestpfeiler erklettert. Sie nannten ihre Route „Moby Dick", sie erreicht den Schwierigkeitsgrad IX+, und bis auf eine Wandstelle wurde alles frei geklettert, wenn auch nicht durchgehend von einer Seilschaft.

DAV Mt. 6, 1994, S. 399

ASIEN

Im Frühjahr kamen 16 Expeditionen nach Nepal (einschließlich der Grenzgipfel zu Sikkim und Tibet), die sich aus 67 Bergsteigern aus Nepal und 97 Bergsteigern aus anderen Ländern zusammensetzten. Die Begrenzung der Anzahl der Genehmigungen zur Besteigung des Everest zeigt Folgen. Während im Frühjahr 1993 noch 15 Expeditionen von der nepalesischen Seite aus agierten und 81 Männer und Frauen den Gipfel (40 an einem einzigen Tag) erreichten, waren es 1994 nur vier Mannschaften, die alle erfolgreich waren. Immerhin erreichten 37 Alpinisten den höchsten Punkt der Erde. Dagegen stieg die Zahl der Expeditionen auf der tibetischen Seite von vier vom Frühjahr 1993 auf neun im Frühjahr 1994. Doch nur sechs Alpinisten erreichten von dieser Seite den Gipfel. An den großen Achttausendern wurden keine neue Routen erschlossen, doch gibt es zwei neue Linien am Ama Dablam (s. dort) und am Urkinmang (Jugal Himal).

Expe Doc, Juni 1994, S. 1—2

50 der insgesamt 90 Expeditionen, die im Herbst nepalesische Gipfel (teilweise von der tibetischen Seite aus) besuchten, konzentrierten sich auf fünf Berge: Der Everest lockte allein zwölf Mannschaften an, der Cho Oyu elf, wobei nicht weniger als zehn Gruppen über die Normalroute aufstiegen. Am Dhaulagiri waren alle acht Mannschaften an der gleichen Route. Die zwei beliebten und attraktiven Gipfel Pumori und Ama Dablam wurden von zehn bzw. neun Mannschaften besucht; an beiden Gipfeln waren die Normalrouten die bevorzugten Anstiege. Allein der Ama Dablam wurde im Herbst von 50 Frauen und Männern bestiegen.

Der Cho Oyu wurde im Herbst von 35, der Dhaulagiri von 34 Bergsteigern bestiegen, den Gipfel des Everest hingegen erreichten gerade acht Bergsteiger, von denen fünf nepalesische Sherpas waren.
Eine kleine japanische Mannschaft (zwei Frauen und ein Mann) konnte einen großartigen Erfolg am Cho Oyu für sich verbuchen. Die drei durchstiegen die Südwestwand, wobei die beiden Frauen die schweizerisch-polnische Route wiederholten und der Mann weiter links eine völlig neue Route eröffnete (s. Cho Oyu).
Tragisch endete eine Unternehmung am Kangchenjunga: Die bekannteste Bergsteigerin Rußlands, Jekaterina Iwanowa, und die Bulgarin Jordanka Dimitrova starben als Teilnehmerinnen einer Expedition, die die Südwestflanke zum Ziel hatte. Eine weitere Bergsteigerin (aus der Ukraine) verunglückte am Dhaulagiri, am gleichen Berg stürzte der Schweizer Bergführer Robert Baehler tödlich ab. Drei Sherpas kamen im Herbst bei ihrer Arbeit ums Leben: darunter Mingma Norbu bei einem Lawinenunfall auf der Nordseite des Everest, den er zuvor bereits zweimal bestiegen hatte.

MB 2, 1995, S. 52—54

Sikkim Himalaya

Kangchenjunga Himal

Siniolchu, 6887m

Einer der schönsten Berge der Erde ist sicher der Siniolchu, nahe an der Grenze zu Sikkim gelegen. Am 28. Mai wurde er von den Slowenen Vanja Furlan und Uros Rupar über den Nordwestgrat bestiegen. Die erste Besteigung erfolgte 1936 unter der Leitung von Dyhrenfurth ebenfalls über den Nordwestgrat.

Expe Doc, Juni 1994, S. 1

Nepal Himalaya

Barun Himal

Makalu, 8481 m

Der Bolivianer Bernardo Guarachi und der Russe Anatoli Bukrejew erreichten zusammen am 29. April den Gipfel. Bukrejew blieb am Makalu, um mit dem Amerikaner Neal Beidleman den Aufstieg zu wiederholen, beide standen am 15. Mai auf dem höchsten Punkt.

Expe Doc, September 1994, S. 4

Khumbu Himal

Cho Oyu, 8201 m

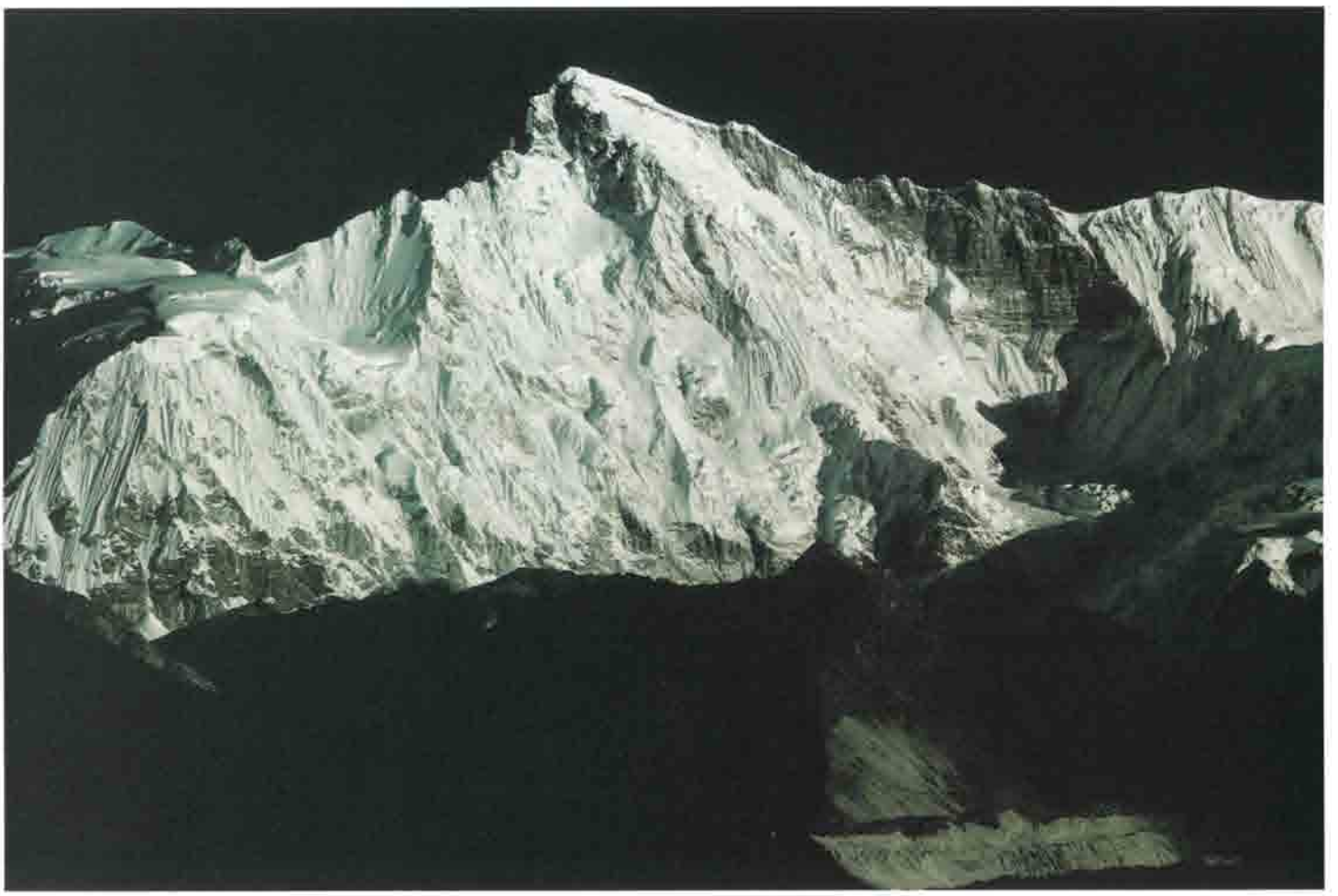
Die beiden Japanerinnen Taeko Nagao und Yuka Endo und der Japaner Yasushi Yamanoi zeigten die herausragenden Leistungen im Herbst. Die beiden Frauen, die zuvor bereits je drei Achttausender bestiegen hatten wiederholten erstmals die Route von Loretan, Troillet und Kurtyka in der Südwestwand aus dem Jahr 1990. Yamanoi gelang die Begehung einer neuen Route links der bereits bestehenden. Die drei stiegen über die Normalroute ab, womit ihnen eine großartige Überschreitung des Cho Oyu gelungen ist.

MB 2, 1995, S. 53

Everest, 8848 m

Eine japanische Expedition unter der Leitung von Michio Yuasa war am selten gemachten Südpfeiler (Polen-Route von 1980) erfolgreich. In zwei Teams wurde der Gipfel am 8. und am 13. Mai erreicht.

Expe Doc, Juni 1994, S. 7





Eine kleine Expedition aus Amerika hatte zum einen den Normalweg auf den Everest zum Ziel. Das andere Ziel war die Durchführung eines „buy back"-Programms. Sie bezahlten den Hochträgern zusätzlich zu ihrem Lohn sechs Dollar für jede Sauerstoffflasche, die vom Südsattel ins Basislager hinuntergebracht wurde. Eine entsprechende Belohnung winkte dem, der Müll von den unteren Lagern sammelte und ebenfalls ins Basislager brachte. Über 250 Sauerstoffflaschen und über zwei Tonnen Müll wurden auf diese Weise zu Tale gebracht. Der Müll wurde weiter zum Verbrennungsofen nach Namche Bazar gebracht bzw. nach Katmandu geflogen, wo eine Recyclingmöglichkeit besteht. Die „1994 Sagarmatha Environmental Expedition" hatte folgende Mitglieder: Steve Goryl, Scott Fischer, Brent Bishop, Rob Hess und Steve Gipe. Vier von ihnen erreichten den Gipfel.

DAV Mt. 2, 1995, S. 135

Lhotse, 8516 m

Nach der erfolgreichen Besteigung des Everest erreichten der Neuseeländer Rob Hall und der Amerikaner Ed Viesturs den Gipfel des Lhotse. Außerdem waren im Mai die Schweden Oskar Kihlborg und Mikael Reuterswärd erfolgreich. Der bekannte Mexikaner Carlos Carsolio erreichte ebenfalls im Mai den Gipfel und hat nun acht Achttausender auf seinem Konto, davon die höchsten fünf.

Expe Doc, Juni 1994, S. 1

Die beiden Schweizer Alpinisten Erhard Loretan und Jean Troillet erreichten den Gipfel über die Normalroute (Westflanke) am 1. Oktober. Loretan hat damit seinen zwölften Achttausender bestiegen.

MB 2, 1995, S. 54

Langtang Himal

Langshisa Ri, 6427 m

Der Slowene Vanya Furlan durchstieg erstmals die Westwand, wobei ihm auch die erste Überschreitung des Berges geglückt ist.

MB 2, 1995, S. 54

Gurkha Himal

Gyajikang, 7038 m

Einer japanischen Mannschaft, die von fünf nepalesischen Polizisten und fünf nepalesischen Hochträgern begleitet wurde, gelang die Erstbesteigung des Gyajikang, eines Gipfels nordwestlich des Manaslu. Die nepalesischen Behörden erteilten erstmals eine Bewilligung zur Besteigung dieses Siebentausenders.

MB 2, 1995, S. 54

Annapurna Himal

Tarke Kang, 7193 m

Am 22.10. erreichten Sepp Hirtreiter aus Viechtach und Rolf Thorenz aus Dachau den Gipfel. Das Unternehmen wurde von Adi Welsch organisiert und geleitetet.

Adi Welsch

Indien

Tirung Valley of Kinnaur

Rangrik Rang, 6553 m

Eine indisch-britische Mannschaft unter der gemeinsamen Leitung von Chris Bonington und Harish Kapadia führte die Erstbesteigung des Rangrik Rang durch. Eine achtköpfige Gruppe erreichte den Gipfel, am 20. Juni. Die Expedition bestieg außerdem den Mangla (5800 m) über den Nordwestgrat.

Danach wechselte die Mannschaft zur Spiti-Gruppe. Dort glückten ihr die Drittbesteigung des Manirang (6593 m) über den Südwestgrat und die Erstbesteigungen von Saponang (5836 m) und Ghunsarang (5800 m). Das Unternehmen dauerte insgesamt vom 29. Mai bis zum 17. Juli.

Expe Doc, September 1994, S. 5

Garhwal Himalaya

Kamet-Gruppe

Abi Gamin, 7355 m

Am 30. August erreichte der 49jährige beinamputierte Inder Baba Manindra Pal vom höchsten Lager aus den Gipfel. Er legte den gesamten Aufstieg mit Aluminiumkrücken zurück.

Expe Doc, September 1994, S. 6

Panjab-Himalaya

Spiti-Lahul-Kulu-Gruppe

KR-7 (6207 m), KR-8 (6156 m)

Zwei Expeditionen waren im Sommer im Rong-Tal, um die noch unbestiegenen KR-7 und KR-8 anzugehen. Am 19. August konnten drei Mitglieder einer japanischen Mannschaft den steilen und schwierigen KR-7 erstmals besteigen; sie folgten der Linie des polnischen Versuchs aus dem Jahr 1986. Ein Team aus Polen war am benachbarten KR-8 erfolgreich, am 21. August brachten drei Mitglieder die Erstbesteigung zu Ende. Der Anstieg erfolgte von Südwesten.

Expe Doc, September 1994, S. 6

Karakorum

Im Vergleich zu 1993 ist die Zahl der Expeditionen, die 1994 nach Pakistan kamen, leicht zurückgegangen. 1994 waren es 50 Expeditionen mit insgesamt 393 Bergsteigern, 1993 waren es 59 mit 431 Teilnehmern. Aus Japan und Spanien kamen je zehn Gruppen, aus Großbritannien und Italien je fünf, um die Länder mit den meisten Mannschaften zu nennen. Knapp über die Hälfte der Expeditionen hatten Achttausender zum Ziel, und von diesen waren wiederum etwas mehr als die Hälfte erfolgreich. Acht Alpinisten sind tödlich verunglückt (gegenüber 13 im Jahr 1993).

Der Broad Peak war das begehrteste Ziel und lockte zehn Expeditionen an, wovon sieben den Gipfel erreichten. Von den neun Expeditionen am K 2 erreichten vier den Gipfel. Drei Ukrainer kamen in einem tobendem Sturm in der Gipfelregion ums Leben. Der Amerikaner Steve Untch stürzte beim Abstieg durch den Riß eines alten Fixseiles tödlich ab, als er einem verletzten Alpinisten helfen wollte.

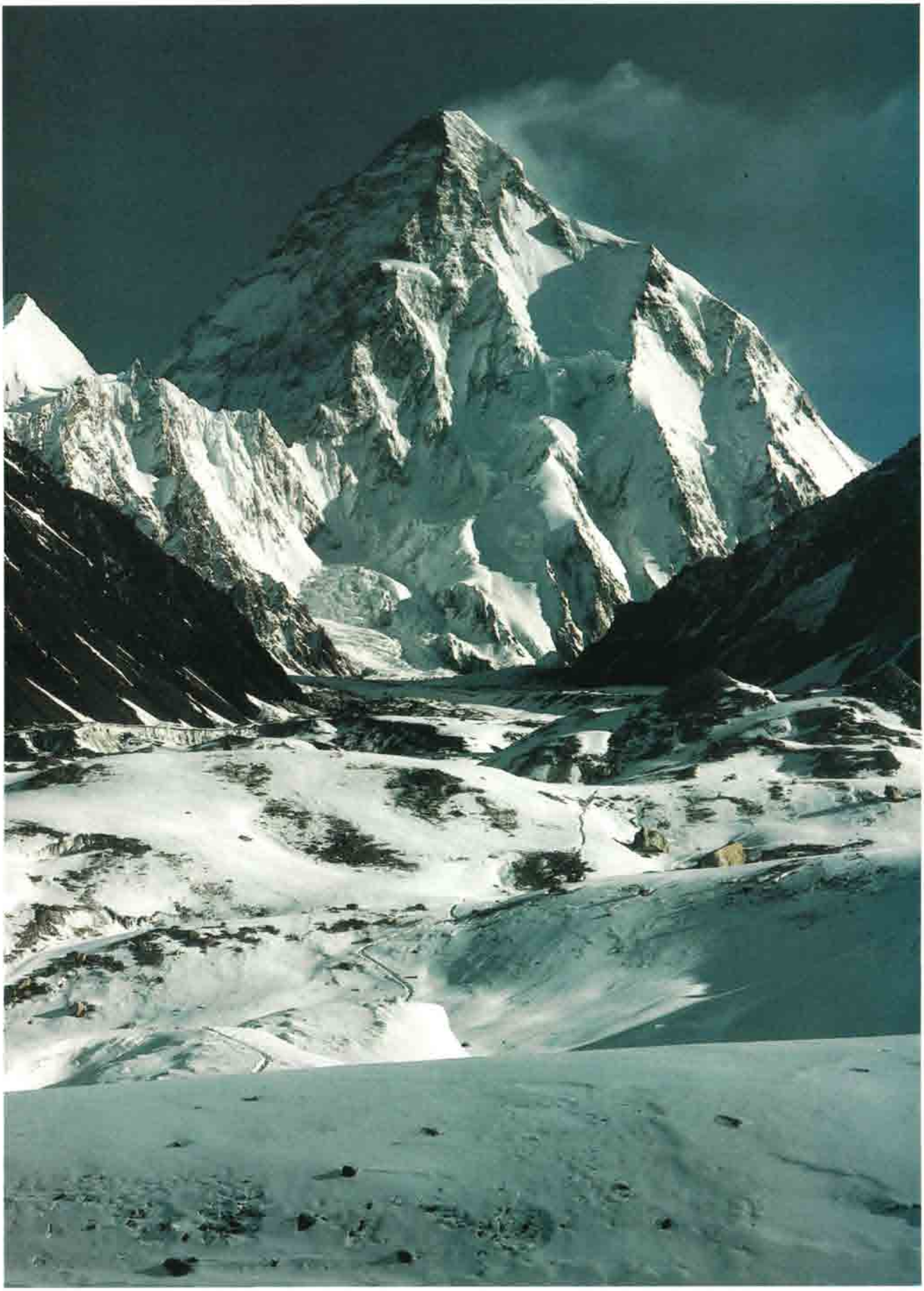
Drei der vier Expeditionen zum Gasherbrum I waren erfolgreich.

MB 1, 1995, S. 12—13

Baltoro Mustagh

K 2, 8611 m

Eine baskische Mannschaft konnte über den rechten Pfeiler der Südwand die Schulter (8000 m) erreichen und von dort über die Normalroute weiter zum Gipfel steigen. Doug Scott hat den Pfeiler bereits 1983 bis ca. 100 m unter die Schulter erklettert, Tomo Cesen hat ihn 1986 bis zur Schulter bestiegen, ohne weiter auf den Gipfel zu gehen. Die Basken sind die ersten, die über diese Linie zum Gipfel kamen. Auf 6300 m und 7200 m errich-



teten sie je ein Lager. Am 24. Juni erreichten die Brüder Alberto und Felix Inurrategi, Juanito Oiarzabel und Kike de Pablo den Gipfel.

Expe Doc, September 1994, S. 5

Ralf Dujmovits, Veikka Gustafsson, Axel Schlönvogt und Michi Wärthl erreichten am 23. 7. den Gipfel über den Abruzzen-Sporn (Weg der Erstbegeher).

DAV Mt. 6, 1994, S. 399

Broad Peak, 8051 m

Eine der spektakulärsten Begehungen im Karakorum in diesem Sommer ist sicher die Solobesteigung des Broad Peak durch den Mexikaner Carlos Carsolio über eine neue Route. Er begann den Aufstieg über die felsige Südwestrippe (Fels bis V, im Eis bis 65°) weit rechts der Normalroute und erreichte diese auf 7000 m (Lager III). Von da an nahm er wieder eine neue Route (Fels bis V, im Eis bis 70°) und stieg direkt zum Vorgipfel an (Gipfel am 9. Juli). Dies ist erst die dritte Route am Broad Peak. Für Carsolio war es der neunte Achttausender.

Expe Doc, September 1994, S. 5

Der Südtiroler Hans Kammerlander hat im Sommer mit dem Broad Peak seinen neunten Achttausender bestiegen. Die 3000 Höhenmeter hinab zum Basislager bewältigte er auf Ski.
Als erste Frau im Alleingang und auch als einziges Mitglied einer oberösterreichischen Expedition erreichte Martina Bauer den Gipfel des Broad Peak. Sie ist die Tochter von Willi Bauer, der 1986 nach dem Gipfelerfolg am K 2 zusammen mit Kurt Diemberger den Abstieg im Wettersturz überlebte.

DAV Mt. 6, 1994, S. 399

Batura Mustagh

Passu II, 7478 m

Eine siebenköpfige Münchner Bergsteigergruppe von der Sektion Bayerland war am Passu II im Karakorum erfogreich. Unter der Leitung von Max Wallner erreichten R. Lehmann, D. Naumann, V. Wurnig und der Leiter selbst am 7.August mit Ski den noch jungfräulichen Gipfel. Das Basislager wurde auf 4000 m am Rand des Passu Gletschers errichtet. Auf 5000 m und 6000 m entstanden Lager I und II. Am 7. August wurden die 1500 HM vom Lager II zum Gipfel in 13 Stunden bewältigt.

Bericht M. Wallner

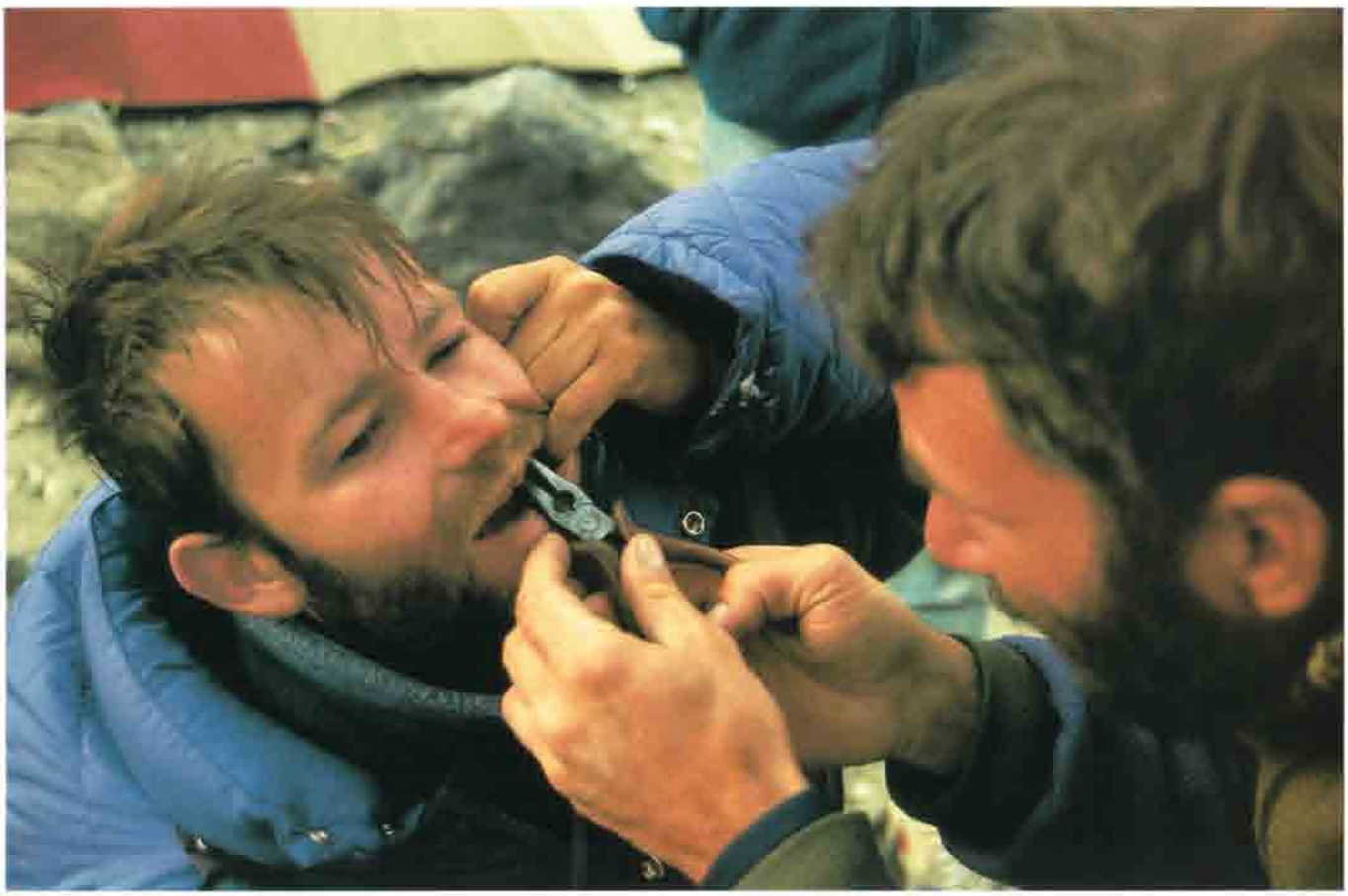
Tibet

Kula Kangri, 7556 m

Eine siebenköpfige Mannschaft aus Österreich war am Kula Kangri, der nahe an der Grenze zu Bhutan liegt, erfolgreich. Der Gipfel wurde 1987 von einer japanischen Expedition über den Westgrat erstmals bestiegen. Dieser Route folgten auch die Österreicher, sie errichteten zwei Lager (auf 5400 und 6400 m) und fixierten 400 m Seil. Kurt Ebner erreich te den Gipfel am 1. Mai bei phantastischem Wetter; zwei Tage später folgten Helmut Ortner, Otto Plattner und Anton Dollfuß.

Expe Doc, Juni 1994, S. 7





Zahnprobleme auf Expedition (Pamir 1994)
Ein Beispiel für die oft geforderte Improvisation: Bei einem Backenzahn mit großer zentraler Füllung war das seitliche Zahnstück abgebrochen und wurde mit einem Sekundenkleber und der etwas brachial aussehenden Kombizange wieder erfolgreich fixiert. Ein Acrylkleber ist auch zum Schließen von tiefen und in der Höhe schlecht heilenden Hautrissen gut geeignet (Empfehlung eines englischen Hautarztes).
Alle Aufnahmen zu diesem Beitrag stammen vom Autor

Bergmedizin, Höhenmedizin — ein Überblick

Dr. Walter Treibel

Bereiche und Aspekte der Bergmedizin

Das Interesse an der Bergmedizin ist in den letzten Jahren deutlich gestiegen: Es gibt mehr Bergsteiger und Sportkletterer, mehr Trekkingtouren und Expeditionen als je zuvor, und (berg-)sportärztliche Beratung sowie wissenschaftliche Untersuchungen werden deshalb immer wichtiger. „Bergmedizin" ist ein Sammelbegriff für die unterschiedlichsten medizinischen Bereiche rund ums ebenso vielfältige Bergsteigen. Sie beinhaltet nicht nur „normale" Medizin im Gebirge, sondern eben auch ganz spezifische bergsteigerische Tätigkeitsbereiche. So unterscheiden sich Notfallmaßnahmen im Gebirge auf Grund der teilweise extremen Umweltbedingungen und Isolation oft grundsätzlich von den Bedingungen im Flachland. Das betrifft vor allem Unfälle mit Lawinenverschüttung, Spaltensturz, Stein- und Eisschlag, Gesundheitsschäden durch Strahlung, Kälte, Wettersturz und ähnliches.
Zum Themenbereich zählen auch Aspekte von Ernährung und Training oder Überlastungsschäden beim Sportklettern sowie Analysen von Bergunfällen und deren Vorbeugung (Unfallforschung). Ein ganz spezifisches und zentrales Thema der Bergmedizin ist die Beschäftigung mit den Problemen der Höhe. Hierzu gehören höhenphysiologische Grundlagenforschungen, die Auswirkungen von mittleren Höhen bei bestimmten Erkrankungen oder beim Höhentraining von Spitzensportlern sowie Höhenerkrankungen und ihre Behandlung beim Trekking- und Expeditionsbergsteiger in großen Höhen.
Meist kommen die an Bergmedizin interessierten Ärzte über ihr Hobby Bergsteigen zur Bergmedizin und vertreten deshalb, wenn auch mit unterschiedlichen Schwerpunkten, praktisch alle medizinischen Fachgebiete. Interessant ist, daß in mehreren europäischen Ländern von einzelnen Universitäten oder privaten Vereinigungen Ausbildungslehrgänge über Bergmedizin bzw. alpine Notfallmedizin angeboten werden. In Frankreich gibt es an zwei Universitäten (Paris und Grenoble) eine zweisemestrige Ausbildung, die etwa einer auch bei uns zu erwerbenden medizinischen Zusatzbezeichnung wie Sportmedizin, Flug- oder Tauchmedizin entspricht. In Österreich, Spanien und Italien werden ähnliche Fortbildungen mit Diplom-Charakter offeriert. Es sind Bestrebungen im Gange, diese Weiterbildung eventuell über die UIAA bzw. im Rahmen der Europäischen Union auch in anderen Alpenländern einzuführen. Falls es dadurch mehr qualifizierte alpine Notärzte gäbe und durch entsprechende Schulungen und Vorträge von diesen auch alpine Verletzungen, chronische Überlastungen und ihre Folgeschäden reduziert werden könnten, wäre dies ein durchaus sinnvoller Plan.
Geschichtlich hat die Bergmedizin anfänglich nur die reine Höhenphysiologie erforscht, später kamen praktische medizinische Fragestellungen wie Höhenkrankheit, Lungen- und Hirnödem hinzu, während heute auch psychologische Aspekte und Überlastungsprobleme bei Sportkletterern im Vordergrund stehen. Derzeitige Probleme liegen bei Medikamenten in großer Höhe sowie bei Kletterwettbewerben (Doping?), aber auch andere Bereiche der Bergmedizin bedürfen noch einer weiteren Erforschung.

Bergmedizinische Vereinigungen

Es gibt mehrere verschiedene bergmedizinische Vereinigungen. Schon seit längerem besteht die sehr aktive „Medizinische Kommission des internationalen Bergsteigerverbandes" (UIAA) mit einem Dokumentationszentrum in London. Die „Internationale Kommission für alpines Rettungswesen" (IKAR) mit Sitz in der Schweiz ist der Dachverband der nationalen Bergrettungsgesellschaften und gibt Empfehlungen an diese weiter. In Kommissionen werden Probleme der Notfallmedizin, Flug- und Bodenrettung sowie bei Lawinen bearbeitet. Eine internationale Bergrettungsärztetagung wird alle zwei Jahre in Innsbruck durchgeführt als Kongreß für interessierte Ärzte und ausgebildete Mitglieder der Bergrettung.
Die „International Society for Mountain Medicine" (ISMM) wurde von Schweizern ins Leben gerufen und zählt mittlerweise etwa 600 Mitglieder aus allen Teilen der Welt. Ihr Publikationsorgan *Newsletters* erscheint mehrmals pro Jahr mit englischen Artikeln, aktuellen Literatur-

angaben und Kongreßankündigungen.
Im deutschsprachigen Raum wurde 1988 die „Österreichische Gesellschaft für Alpin- und Höhenmedizin" gegründet, eine sehr rührige Vereinigung, der auch zahlreiche Deutsche angehören (insgesamt fast 800 Mitglieder). Pro Jahr werden zwei ausführliche Rundbriefe versandt und ein Jahrbuch herausgegeben. Vor kurzem wurde in der Schweiz auch eine Gesellschaft für Gebirgsmedizin ins Leben gerufen.
Eine weitere, besonders in den USA sehr erfolgreiche Organisation ist die 1983 gegründete „Wilderness Medical Society" mit Sitz in Indianapolis und über 3000 Mitgliedern. Das *Journal of Wilderness Medicine* ist eine angesehene wissenschaftliche Zeitschrift, die neben der Bergmedizin auch eine Reihe von anderen Themen, wie etwa medizinische Aspekte in Wüsten, auf dem Meer oder anderen Wildnisgebieten behandelt.

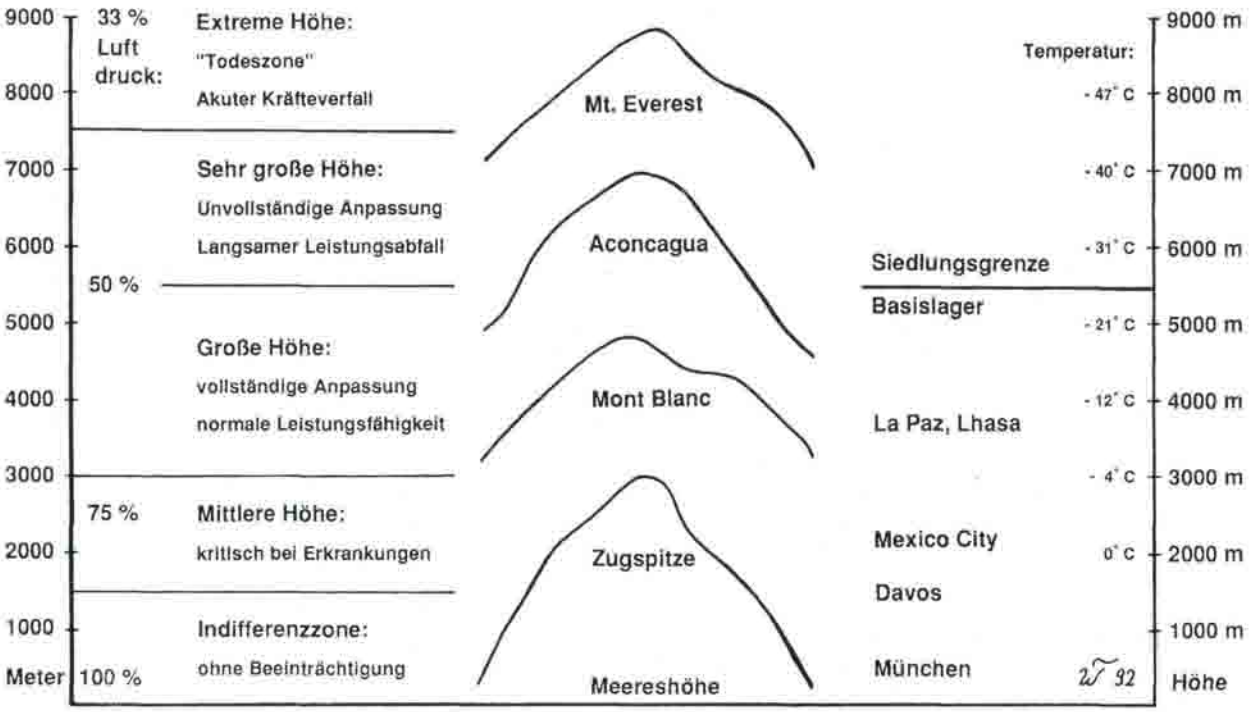
Bergmedizin-Literatur

Es gibt mittlerweile, vor allem in englischsprachigen Zeitschriften, jede Menge an wissenschaftlicher Literatur über bergmedizinische Aspekte. In den *Newsletters* der „International Society for Mountain Medicine" werden regelmäßig alle Neuerscheinungen aufgelistet. Dem interessierten Laien ohne medizinische Vorkenntnisse nützen die angeführten Veröffentlichungen jedoch ebensowenig wie sonstige bergmedizinische Spezialliteratur. Allgemeinverständliche und empfehlenswerte Abhandlungen zum Thema Bergmedizin gibt es bedauerlicherweise nur sehr wenige, und einige gute Bücher sind leider vergriffen oder werden nicht mehr aufgelegt (siehe Kastengrafik).
Das derzeit einzige deutschsprachige Buch, das den größten Teil der Bergmedizin abdeckt, ist *Bergmedizin heute* (Ratgeber für gesundes Wandern und Bergsteigen) von Franz Berghold. Als Einstieg in die Bergmedizin ist es gut geeignet und ideal für diejenigen, die sich nur ein Buch anschaffen wollen.
Die Alpinlehrpläne 7 und 8 (*Bergmedizin, Ernährung, Training* sowie *Erste Hilfe und Bergrettung*) sind leider nicht so verständlich und gut lesbar geschrieben und werden auch nicht mehr neu aufgelegt.
Das sehr umfangreiche Lehrbuch der Bergwacht mit dem Titel *Bergrettung* ist aktuell, allerdings für den alpinen „Normalverbraucher" zu speziell.
Roman Zinks *Ärztlicher Rat für Bergsteiger — Hochtouren in den Alpen, Trekking und Expeditionen* wurde 1978 zurecht mit dem Förderpreis des Deutschen Alpenvereins als bestes Bergbuch des Jahres ausgezeichnet, da es wissenschaftlich korrekt und doch allgemeinverständlich die komplexen Zusammenhänge bei der Höhenadaption und den verschiedenen Erkrankungen anschaulich darstellte. Leider gibt es keine Überarbeitung der längst vergriffenen zweiten Auflage von 1985.
Ziemlich auf dem neuesten Stand ist die Broschüre „Trekking- und Expeditionsmedizin", die die Richtlinien der Österreichischen Gesellschaft für Alpin- und Höhenmedizin von 1991 darstellt. Da diese Publikation sich überwiegend an begleitende Trekking- und Expeditionsärzte richtet, ist sie wiederum für den Laien zu speziell und außerdem derzeit (1995) vergriffen.
Somit besteht gerade auf dem Gebiet der Höhenmedizin für den interessierten Bergsteiger gegenwärtig eine Lücke im deutschsprachigen Literaturangebot, zumindest was eine allgemeinverständliche Version betrifft. Der folgende Abschnitt soll deshalb schwerpunktmäßig das Spektrum der Höhenmedizin behandeln und einen Überblick der wesentlichen Erkenntnisse sowie praktischen Ratschläge geben.

Höhenzonen und ihre Charakteristika

Alle wesentlichen Aspekte der Höhenmedizin beruhen auf der Tatsache, daß mit steigender Höhe der Luftdruck kontinuierlich abnimmt. Auf Meereshöhe herrscht durch das Eigengewicht der Luft, die man sich am besten als Säule vorstellt, der größte Druck, der im Mittel bei 1013 Millibar liegt (oder veraltet 760 mm Quecksilbersäule bzw. Torr). Auf etwa 5500 m Höhe erreicht der Luftdruck nur die Hälfte und in Höhe des Mount Everest nur noch etwa ein Drittel des Normaldrucks in Meereshöhe.
Der Sauerstoffanteil in der Luft bleibt bis etwa 15 km Höhe konstant bei ca. 21%, allerdings kommt es natürlich auch hier zu einer parallelen Abnahme des Sauerstoff(teilchen)drucks und dadurch letztendlich zu einem Sauerstoffmangel im Gewebe, der die eigentliche Ursache der vielfältigen Probleme in der Höhe ist.
Entscheidend für die Reaktionen des Organismus auf diese Veränderungen sind die unterschiedlichen Höhenbereiche, die in Abbildung 1 aufgeführt sind. Unterhalb 1500 m gibt es normalerweise keinerlei Gesundheitsbeeinträchtigungen, darüber können jedoch bei bestimmten Erkrankungen die ersten Probleme auftreten. Eine mittlere Höhe von 2000—2500 m ist auch der Bereich, in dem Ausdauersportler ihr Höhentraining absolvieren. Zwischen 3000 m und etwa 5500 m kann sich ein gesunder Mensch nach einer entsprechenden Adaptationszeit vollständig den Verhältnissen anpassen und nahezu normal leistungsfähig sein. In dieser Höhenzone bewegt sich auch das beliebte Trekking. Oberhalb von 5500 m ist eine vollständige Anpassung an die Höhe bzw. den Sauerstoffmangel nicht mehr möglich, stattdessen kommt es zu einem kontinuierlichen Abbau der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit. Diese Höhenmarke ist deshalb auch die oberste Grenze der menschlichen Dauerbesiedelung (wie etwa in den südamerikanischen Hochanden oder im Himalaya) und gleichzeitig die höchste noch sinnvolle Basislagerhöhe für Expeditionsbergsteiger, die in extreme Höhen oder gar in die sogenannte Todeszone oberhalb 7500 m vordringen möchten.

Höhenzonen und ihre Charakteristika



Auswirkungen der Höhe auf den Organismus

Der Sauerstoffmangel macht sich ab etwa 3000 m bemerkbar und ruft vielfältige und z.T. sehr komplexe Reaktionen des Körpers hervor, angefangen von zellulären Veränderungen bis hin zu Anpassungen ganzer Organsysteme, wobei manche Details bis heute noch nicht ganz geklärt sind.

Die normale Anpassung an größere Höhen erfolgt anfangs vor allem durch stark erhöhte und vertiefte Atmung, so daß mehr Sauerstoff aufgenommen werden kann. Eine vergrößerte Pumpleistung des Herzens (Erhöhung von Puls und Schlagvolumen, siehe Abbildung 2) trägt zu einem geringeren Teil dazu bei. Der Anstieg der roten Blutkörperchen mit Erhöhung der Sauerstofftransportfähigkeit erfolgt später nach einigen Tagen. Wichtig sind zusätzlich noch eine verbesserte Sauerstoffausschöpfung in den Zellen und weitere komplizierte Regulationsvorgänge. Die Herzfunktion selbst wird durch die Höhe nicht negativ beeinflußt und stellt keinen limitierenden Leistungsfaktor dar.

Durch die reaktive Vermehrung der roten Blutkörperchen in der Höhe und durch die vermehrten Flüssigkeitsverluste bei der verstärkten Atmung kann es zu einer Eindickung und Verlangsamung des Blutes und daher zu Lebensgefahr durch Bildung von Blutgerinnseln kommen, wenn nicht genügende Flüssigkeitsmengen zugeführt werden. Diese Bluteindickung bewirkt auch eine Mehrbelastung für Herz und Kreislauf sowie eine schlechtere Durchblutung der Extremitäten mit erhöhter Erfrierungsgefahr.

Auffällig ist, daß bei Expeditionen und abgeschwächt auch bei längeren Trekkingtouren normalerweise ein deutlicher Gewichtsverlust beobachtet wird. Dabei kommt es nicht nur zu einer vielleicht gewünschten Abnahme des Bauchumfangs, sondern es werden auch Oberarme und sogar Oberschenkel trotz der dauernden Beanspruchung merklich dünner.

Die Ursache ist eine indirekt durch die Höhe bedingte Muskelreduzierung, d.h. es findet ein etwa 10%-iger Verlust an Muskelmasse, eine Abnahme der Faserzahl und eine Verminderung von wichtigen Zellorganen nach extremer Höhenbelastung statt. Da das Kapillarsystem aber durch die Höhe nicht in Mitleidenschaft gezogen wird, resultiert daraus eine relative Dichteerhöhung der Blutgefäße mit verbesserter Sauerstoffversorgung des Muskelgewebes.

Vor der ersten „sauerstofflosen" Besteigung des Mount Everest durch Reinhold Messner und Peter Habeler im Jahre 1978 wurde immer wieder von negativen Auswirkungen des Sauerstoffmangels auf das zentrale Nervensystem des Gehirns gewarnt. Diese Befürchtungen haben sich nicht in dem vorhergesagten Maße bestätigt, allerdings sind gerade unter den Besteigern des Mount Everest ohne Sauerstoffhilfe eine sehr viel höhere Todesrate beim Abstieg sowie deutlich mehr und stärkere Erfrierungen zu verzeichnen als bei Bergsteigern mit zusätzlichem Sauerstoff. Sauerstoff als Aufstiegshilfe wird praktisch nur noch

am Mount Everest benutzt, da hier eindeutig die oberste Grenze der menschlichen Leistungsgrenze erreicht wird, während alle niedrigeren Achttausender heutzutage ohne dieses „Doping" erstiegen werden.
Ein amerikanischer Wissenschaftler hat bei extremen Höhenbergsteigern deutliche, zum Teil länger anhaltende Kurzzeit-Gedächtnisstörungen festgestellt. Zum Glück sind noch keine irreversiblen Langzeitschäden, z.B. im Sinne von vorzeitigem geistigen Abbau, bei langjährigen Höhenbergsteigern bekannt. Vielmehr sind oft die „alten Herren" der früheren Expeditionen bis ins hohe Alter ziemlich agil, vielleicht eine Folge ihrer schon in der Jugend vorhandenen Energie- und Ausdauerreserven oder einer bestimmten Lebenseinstellung.

Eine Höhe über 2000 m sollte vermieden werden bei:

- allen akuten entzündlichen Erkrankungen (schwere Grippe und andere Infektionen),
- ausgeprägter Blutarmut (z.B. bei Tumoren),
- allen dekompensierten (= nicht mehr regulierbaren) schweren Erkrankungen lebenswichtiger Organe (wie Lunge, Herz, Leber, Niere usw.),
- frischem Herzinfarkt oder Schlaganfall (Wartezeit 6—12 Monate),
- Herzklappenfehlern oder organischen, fixierten Herzrhythmusstörungen,
- fortgeschrittener koronarer Herzkrankheit (= Verengung der Herzkranzgefäße),
- starkem Bluthochdruck über 180/100 mm Hg,
- Aneurysma (= Wandaussackung) des Herzens oder der großen Blutgefäße,
- deutlichen Funktionsstörungen von Lunge und Herz (sogenanntes Cor pulmonale),
- Einschränkung der Nierenleistung (bei Nephrosklerose).

Gesunde und Kranke in mittleren Höhen (1500—3000 m)

Höhenmedizinische Forschungen sind ein Kernstück der Bergmedizin, da sie nicht nur Expeditionen, Trekkinggruppen und (Westalpen-)Bergsteiger betreffen, sondern auch die viel höhere Zahl von Wanderern sowie ältere oder chronisch kranke Personen im (Hoch-)Gebirge.
Mittlere Höhen von etwa 1500 m bis 3000 m werden nicht nur weltweit ständig bewohnt, sondern gerade in den Alpen von Bewohnern aus dem Flachland in Millionenzahl aufgesucht. Dazu gehören im Sommer auch die Urlauber, die über Alpenpässe fahren. Hauptsächlich im Winter spielen die Lifte und Seilbahnen eine große Rolle, wenn Skifahrer schnell in Höhen bis über 3000 m transportiert werden.
Ein weiteres, nicht auf den ersten Blick ersichtliches Problem mit der Höhe tritt auch im Flugverkehr auf, wo insbesondere bei Langstreckenflügen Höhen von mehr als 10 000 m erreicht werden. Dazu muß der Luftdruck in den Kabinen aus technischen Gründen reduziert werden und entspricht in der Regel einer Höhe von etwa 2300 m, was oft bereits nach 20 Minuten erreicht wird. In allen drei erwähnten Beispielen erreichen Millionen von höhenungewohnten Flachländern relativ schnell mittlere Höhenverhältnisse. Erstaunlicherweise sind gesundheitliche Probleme durch das verminderte Sauerstoffangebot relativ selten, obwohl in allen Gruppen sich auch viele Ältere und Personen mit Herz-Kreislauf- oder anderen Erkrankungen befinden.
Das hat mehrere Gründe: Die negativen Auswirkungen der Höhe treten nämlich in der Regel nicht sofort, sondern erst mit einer zeitlichen Verzögerung von mehreren Stunden auf. Und bis dahin sind die meisten Personen längst wieder in normale Höhen zurückgekehrt. Beim Autofahren oder Fliegen treten auch keine großen Anstrengungen auf, während körperliche Tätigkeiten, wie etwa Skifahren, über den ersten Anpassungsmechanismus der Mehratmung zu einer verbesserten Sauerstoffzufuhr ins Gewebe führen. Kritischer ist dagegen das Schlafen in größerer Höhe, da hier die Stimulierung der Atmung vermindert ist.
Ein längerer Aufenthalt in mittlerer Höhe kann deshalb bei bestimmten Erkrankungen durchaus eine schädliche Wirkung haben. Nachdem früher deswegen bei fast allen herzerkrankten Risikopatienten und auch älteren Flachländern von einem längeren Aufenthalt in mittlerer Höhe abgeraten wurde, hat sich diese Meinung jedoch durch Ergebnisse verschiedener Langzeituntersuchungen gewandelt. Trotzdem gibt es Einschränkungen, wobei sich der Rat eines bergerfahrenen Arztes empfiehlt.
Im höheren Alter (60—85 Jahre) nimmt die Anpassung an extreme Umweltbedingungen wie Kälte, Hitze und Höhe ab. Diese reduzierte Fähigkeit könnte jedoch sogar eine Art Schutzmechanismus vor überschießenden Reaktionen darstellen, die häufig bei Jüngeren auftreten. Wenn über Sechzigjährige im Flachland bei einem Belastungs-EKG eine Leistung von 50 Watt ohne subjektive Beschwerden und ohne Verschlechterung der wichtigsten Kreislaufparameter über eine Zeit von mehreren Minuten erbringen können, spricht von medizinischer Sicht nichts gegen einen raschen Aufstieg mit Bergbahnen.

Bei chronischen Lungenstörungen, bei denen ein konstanter Sauerstoffmangel im Gewebe vorliegt, ist das Gesundheitsrisiko in mittlerer Höhe (1500—3000 m) generell größer als auf Meereshöhe. Nur bei leichteren, stabilen Lungenerkrankungen profitiert auch der betrof-

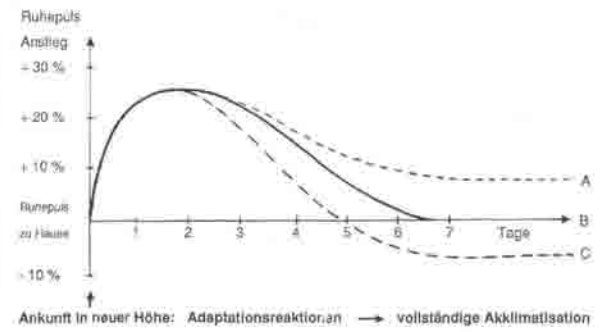


Abb. 2: Schema für das Ruhepulsverfahren in der Höhe

(bei Ankunft in ca. 4500 m)

In einer neuen, ungewohnten Höhenlage steigt der Ruhepuls um ca. 20—30%, d.h. bei einem einem angenommenen Ruhepuls von 60 auf 72—80 Schläge pro Minute. Nach einigen Tagen pendelt er sich als Ausdruck der erfolgreichen Adaptation an die Höhe wieder um den normalen Wert von zu Hause ein.

A: Trotz abgeschlossener Adaptationsreaktion (=volle Akklimatisation) kann der Ruhepuls gegenüber dem Pulswert zu Hause leicht erhöht bleiben (um ca. 10%). Im vorderen Kurvenanteil kann es sich um eine langsamere Höhenanpassung handeln.

B: Nach erfolgter Akklimatisation erreicht der Puls wieder die Normalwerte von zu Hause.

C: Durch den Höhenreiz kann es als Anpassungsreaktion in Ausnahmefällen auch zu einer Erniedrigung des Ruhepulses um ca. 5—10% kommen (Trainingseffekt), bzw. liegt im ersten Teil der Pulskurve eine schnellere Höhenanpassung vor.

fene Kranke von einem gemäßigten Höhenaufenthalt.

Umgekehrt finden sich positive Auswirkungen eines längeren Aufenthaltes in mittlerer Höhe für eine Reihe von Erkrankungen, sofern die Grundkrankheit unter Kontrolle ist. Hierzu gehören v.a. leichter bis mäßiger Bluthochdruck, bei dem es zu deutlichen und auch im Flachland monatelang anhaltenden Puls- und Blutdrucksenkungen kommen kann. Bei zu niedrigem und wechselhaftem Blutdruck kommt es dagegen zu einer Stabilisierung und Leistungssteigerung.

Auch von Herzkranken wird eine gemäßigte Höhe bei langsamem Aufstieg und ohne erschöpfende Belastungen gut vertragen. Außer in schweren Fällen (siehe oben) finden sich bei verschiedenen Herzerkrankungen positive Auswirkungen wie Leistungssteigerungen oder Rückgang von Extrasystolen (Rhythmusstörung mit zusätzlichen Herzschlägen). Ansonsten treten Herzprobleme in der Höhe relativ selten auf. Bei etwa 100.000 Touristen in Nepal pro Jahr wurden nur ganz wenige „Herznotfälle" registriert. Interessanterweise scheint bei Trekkingtouren ein Tod durch Herzinfarkt in größerer Höhe sehr selten zu sein. Trotzdem sollten Patienten mit bekannten mittleren bis schweren Herzmuskelschwächen und Herzrhythmusstörungen sowie nicht kontrollierbarem schwerem Bluthochdruck größere Höhen meiden.

Von Diabetes (Zuckerkrankheit) sind 2—5% der Weltbevölkerung, davon auch viele Jüngere, betroffen. Der Bergsport eignet sich hier als Behandlungsmaßnahme zum Abbau des erhöhten Blutzuckerspiegels. Hierfür kommen vor allem Wandern und Skilanglauf in Frage, noch tauglich sind Klettereien bis zum zweiten Schwierigkeitsgrad, Klettersteige, Alpinskilauf und Trekking, während schwere Klettertouren und Klettersteige als wenig geeignet eingestuft werden. Der sehr unterschiedliche Insulinbedarf beim (Berg-)Sport sollte auf alle Fälle durch eine (mehrfache) tägliche Selbstkontrolle überprüft werden.

Asthmatikern verschafft die schadstoffarme Höhenluft in der Regel eine deutliche Besserung ihrer Beschwerden, und gegen einen Höhenaufenthalt bis 6000 m bestehen keine wesentlichen Bedenken. Ebenso können Epileptiker, bei denen der letzte Anfall mehr als zwei Jahre zurückliegt, bergsteigerisch durchaus auch in der Höhe aktiv werden.

Bergsteigen ist also eine Sportart, die mit nur geringen Einschränkungen bis ins hohe Alter ausgeführt werden kann. Dafür gibt es zahlreiche Beispiele, die auch die gesundheitserhaltende Wirkung speziell des Wanderns demonstrieren. Insgesamt kann für mittlere Höhen zusammengefaßt werden, daß die Vorteile eines längeren Aufenthalts bzw. einer (gemäßigten) sportlichen Betätigung in jedem Fall für Gesunde, aber auch für alte und kranke Menschen sowohl in gesundheitlicher wie psychischer Hinsicht überwiegen — nur bei bestimmten (schwereren) Erkrankungen sind Einschränkungen zu machen.

Höhentraining für Ausdauersportler

Schon seit langem ist die leistungsfördernde Wirkung eines Höhentrainings bei bestimmten Sportarten bekannt. Besonders viele Erfahrungen konnten bei der Olympiade 1968 in Mexiko City gewonnen werden, da diese Stadt über 2200 m hoch liegt. Die wichtigsten Auswirkungen von mittleren Höhen beim trainierenden Sportler können folgendermaßen zusammengefaßt werden:

Bei reinen Kraftsportarten wie Gewichtheben bewirkt der höhenbedingte relative Sauerstoffmangel keine wesentliche Änderung der sportlichen Leistungsfähigkeit. Bei Koordinationssportarten konnte in mittlerer Höhe keine eindeutige Wirkung festgestellt werden, in Höhen über 3000 m kommt es jedoch zu einer Störung der Feinkoordination.

Im Gegensatz hierzu wurden bei den Olympischen Spielen in Mexiko bei Sprint- und Sprungdisziplinen durch

den geringeren Luftdruck phantastische Weltrekorde erzielt, die teilweise erst Jahre später durch besseres Training gebrochen werden konnten.
Bei Ausdauersportarten mit hoher Beanspruchung großer Muskelgruppen über mehr als zwei Minuten kommt es zu einer Leistungsminderung, die umso höher ist, je länger die Belastung dauert.
Hier hat sich jedoch ein Höhentraining zur Leistungssteigerung für Wettkämpfe im Flachland sehr bewährt. Dazu gehören z.B. alle Mittel- und Langstrecken in den Disziplinen Laufen, Skilanglauf, Radfahren, Rudern, Schwimmen oder Eisschnellauf.
Eine Höhe von 2000—2500 m erweist sich dabei am effektivsten, wobei die Trainingsdauer 2—3 Wochen betragen sollte. Zu berücksichtigen ist, daß anfangs sowohl in der Höhe wie auch nach der Rückkehr ins Tiefland eine vorübergehende leichte Leistungsminderung (Reakklimatisationseinbuße) auf Grund der Umstellungsvorgänge eintritt. Der positive leistungsfördernde Effekt hält dann im Tiefland ungefähr 2—3 Wochen an. Etwa die gleiche Zeitdauer wird übrigens auch nach längeren Trekkingtouren oder Expeditionen als Fortwirken der erreichten Höhenadaptation angegeben.

Trekking und Expeditionsbergsteigen

Trekkingtouren und Expeditionen in außereuropäische Gebirge werden heute in einem sehr großen Umfang durchgeführt. Damit gewinnt das Wissen um die Anpassung an größere Höhen und die Behandlung von Höhenerkrankungen eine immer stärkere Bedeutung.
Himalaya- oder gar Achttausender-Expeditionen waren ebenso wie Trekkingtouren bis in die fünfziger Jahre sehr selten. Erst in den Siebzigerjahren stieg ihre Zahl allmählich, danach geradezu sprunghaft an. Ende der Achtzigerjahre erlebten erstmals kommerzielle Expeditionen einen Boom, als man auch als nichtextremer Bergsteiger hohe Expeditionsgipfel buchen und erreichen konnte (u.a. Mount Everest und K2). Bald gab es aber auch die ersten Toten ...
Ein Achttausender läßt sich auch heute trotz aller Fortschritte in Ausrüstung und Knowhow nicht von der Stange kaufen. Mittlerweile scheint vor allem durch die kräftigen Preiserhöhungen aller Himalayastaaten bei den Gipfelgebühren mit gleichzeitiger Beschränkung der Teilnehmerzahlen das Interesse an den ganz hohen Bergen wieder etwas nachzulassen.
Hinzu kommt, daß beim Höhenbergsteigen im Vergleich zum Trekkingtourismus ein vielfach höheres Risiko besteht. Vermutlich wird sich die Zahl der Expeditionen in das Himalayagebiet in Zukunft auf ein mittleres Maß einpendeln und der Kreis der Höhenbergsteiger begrenzt bleiben, während der Trekkingtourismus vermutlich noch mehr zunehmen wird. Da die hierbei auftretenden Gesundheitsprobleme eine große Zahl von Personen betreffen, möchte ich im folgenden einen aktuellen Überblick über die wichtigsten Aspekte der Höhenmedizin für diesen Bereich geben.

Risiko und gesundheitlicher Verlauf beim Höhenbergsteigen

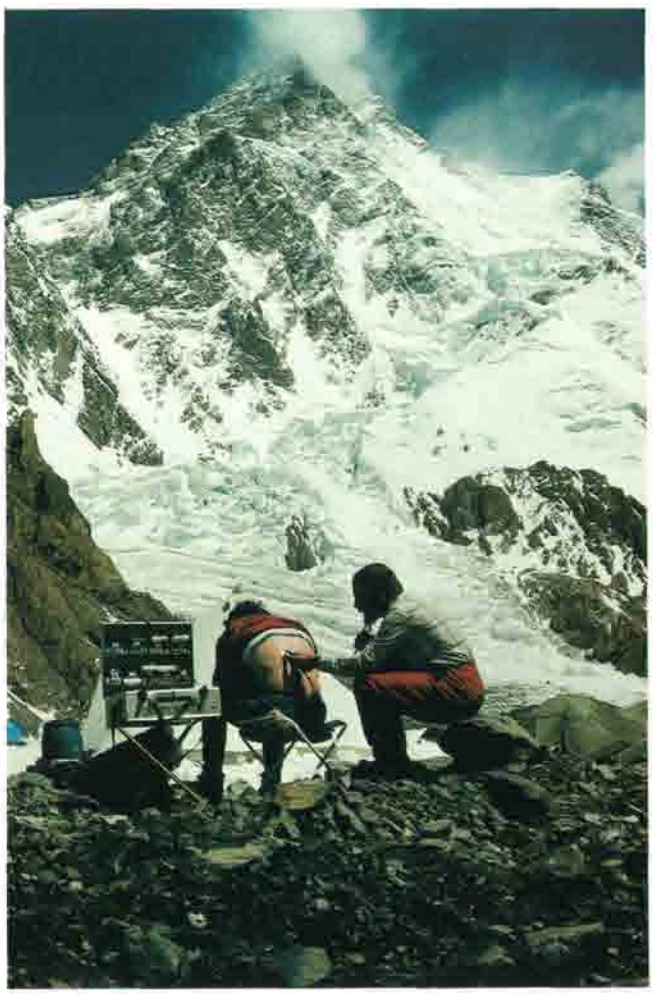
Beim Trekking beträgt der Anteil an gesundheitlichen Zwischenfällen etwa 0,1%. Die Todesfallrate ist mit 0,01% relativ gering (15 Fälle auf 100 000 Personen), wobei tödliche Unfälle viermal häufiger vorkommen als Höhenkomplikationen. Das Risiko auf Expeditionen ist deutlich höher: ein Viertel der Teilnehmer erleiden Gesundheitsstörungen. Die Todesrate beträgt etwa 2—3% und ist damit zweihundertmal größer als beim Trekking. Verantwortlich dafür sind v.a. Unfälle wie Lawinenverschüttung, Absturz, Spaltensturz oder Unterkühlung, die zusammen neunmal häufiger auftreten als reine Höhenerkrankungen wie Lungen- oder Hirnödem. Der höhenbedingte Sauerstoffmangel ist sicher zu einem großen Teil indirekt an den genannten Unfällen schuld, da er die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit je nach Höhe und Akklimatisationszustand deutlich beeinträchtigen kann, z.B. durch verminderte Beurteilungs- und Reaktionsfähigkeit in Gefahrensituationen. Die Sauerstoffversorgung des Gehirns ist in extremer Höhe und bei ungenügender Anpassung durch verminderte Durchblutung teilweise eingeschränkt, weshalb es oft zu folgenschwerem Fehlverhalten des Betroffenen kommt.
Durch den heutigen Trend, auch höchste Gipfel ohne Sauerstoffgeräte zu besteigen (alpiner Stil) wird es wahrscheinlich zu weiteren, durch Sauerstoffmangel bedingten Unfällen in der Höhe kommen, meist in Verbindung mit geringem Tempo, Erschöpfung nach Biwaks oder beim Abstieg sowie zu langer Verweildauer in großer Höhe. Auch aus diesen Gründen ist vor entsprechenden Touren eine intensive Beschäftigung mit der Höhenmedizin notwendig.

Vorbereitungen zu Hause

Ältere und völlig Untrainierte sollten für Trekkingtouren vorsorglich ihren Gesundheitszustand ärztlich überprüfen lassen, in speziellen Fällen mit Hilfe eines Belastungs-EKGs. Es existieren noch keine allgemein gesicherten und verfügbaren Untersuchungsmethoden, um die individuell sehr unterschiedliche Reaktion auf große Höhen feststellen zu können. Der bisher einzige, aber sehr aufwendige Labor-Test für die Vorhersage von Höhenproblemen ist die sogenannte „hypoxic ventilatory response". Dabei handelt es sich um eine frühzeitige Reaktion des Atemsystems auf die Höhe, um den Sauerstoffmangel zu kompensieren. Es fanden sich zwar deutlich schlechtere und langsamere Reaktionen bei Bergsteigern mit akuten Höhenproblemen, doch gilt dies (leider) nicht immer, so



Kletterunfall bei einem Ausbildungskurs im Dachsteingebiet 1985.
Versuch von Wiederbelebungsmaßnahmen durch Bergführer und Bergretter nach einem Steinschlagunfall mit schweren Verletzungen. Obwohl mit den Maßnahmen sofort durch einen Arzt (Autor) begonnen wurde, waren leider alle Bemühungen einschließlich Hubschraubereinsatz umsonst.



Medizinische Kontrolle nach einem Lungenödem (K 2-Expedition 1991).
Der Bergsteiger im Vordergrund hatte nach Durchfall und körperlicher Anstrengung sowie zusätzlich Einnahme von starken Hustenmitteln mit Dämpfung des zentralen Nervensystems und Beeinträchtigung des Atemsystems ein Lungenödem entwickelt, von dem er sich erst nach einigen Tagen erholte.

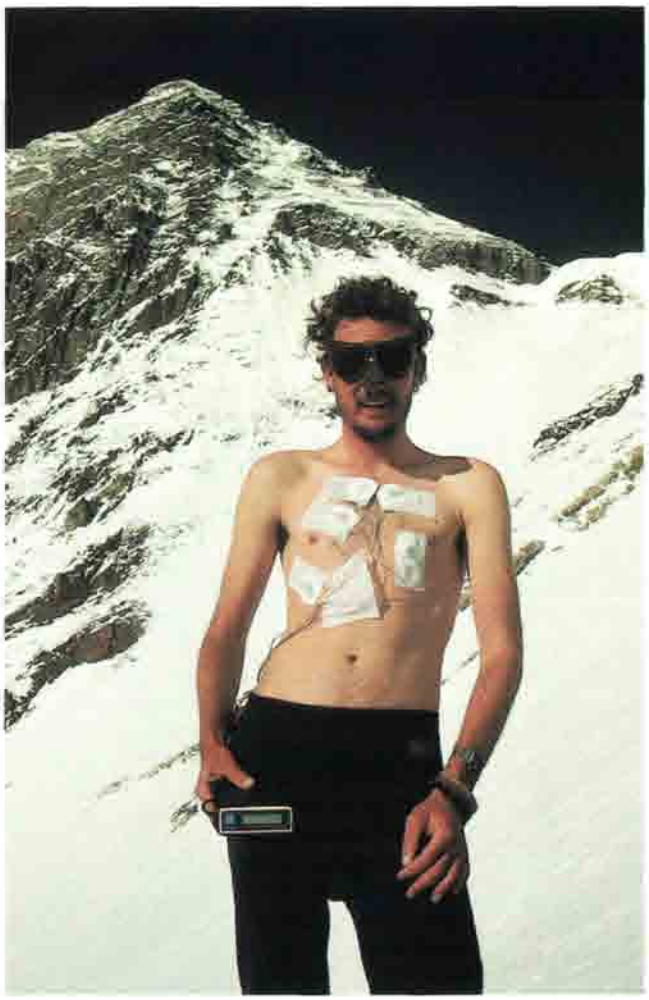
daß nur frühere schwere höhenbedingte Störungen oder Lungenödeme Hinweise auf die Höhentauglichkeit zulassen, sofern diese nicht auf ein selbstverschuldetes Fehlverhalten durch zu schnellen Aufstieg zurückzuführen waren.
Auch gibt es kein spezielles vorbereitendes Höhentraining. Trotzdem ist natürlich ein guter Ausdauertrainingszustand wichtig, zumal die Leistungsfähigkeit auch nach erfolgter Akklimatisation pro 1500 Höhenmeter um etwa 10% sinkt. Empfehlenswert für Expeditionen und Trekkingtouren sind auf alle Fälle ein längerfristiges Ausdauertraining, z.B. Joggen, Radfahren oder Skilanglauf sowie Bergläufe, die kurzfristig einen umfassenden Sauerstoffmangel im Organismus hervorrufen. Dadurch soll es neben einer Konditionssteigerung auch zu einer Verbesserung der Sauerstoffübertragungssysteme kommen. Kurz vor der Abreise sollte jedoch kein sehr intensives oder verletzungsanfälliges Training mehr absolviert werden.
Vor der Reise sind v.a. bei Durchreise oder Aufenthalt in (sub-)tropischen Gebieten Erkundigungen bei spezialisierten Ärzten oder Tropeninstituten zu empfehlen (z.B. Impfungen gegen Typhus, Cholera oder eine Malariaprophylaxe). In jedem Fall sollte eine Schutzimpfung gegen Wundstarrkrampf (Tetanus) und Kinderlähmung (Polio) vorhanden sein — liegen diese länger als zehn Jahre zurück, ist eine Auffrischimpfung beim Hausarzt notwendig. Früher wurde vor der Abreise oft eine Gammaglobulin-Impfung gegen Hepatitis A und zur Stärkung des allgemeinen Abwehrsystems gegeben, heute empfiehlt sich jedoch für Reisende ein aktiver Impfstoff, dessen Wirkung einige Jahre anhält. Und natürlich müssen regelmäßig benötigte Medikamente in genügender Menge mitgenommen werden!
Genau so wichtig ist es, rechtzeitig den Zahnarzt aufzusuchen, um seine Zähne kontrollieren und gegebenenfalls behandeln zu lassen. Zahnprobleme gibt es in größeren Höhen durch die Temperatur- und v.a. Luftdruckunterschiede immer wieder, wie durch das Herausbrechen von Füllungen und Inlets oder durch akute Entzündungen.
Frauen, die die Antibaby-Pille nehmen, haben bei Trekkingtouren keine vergrößerte Thrombosegefahr und brauchen deshalb die Tabletteneinnahme nicht zu unterbrechen — bei Expeditionen in größere Höhen dürfte jedoch das Risiko ansteigen. Bei entsprechender Vorbereitung und Vorsicht können auch Kinder ab etwa zehn Jahren ohne größere Probleme oder Risiken auf Trekkingtouren mitgenommen werden.

Flüssigkeitsbedarf in der Höhe

Der Wasserhaushalt spielt beim Höhenbergsteigen wie auch beim Trekking eine ganz entscheidende Rolle. Der tägliche Wasserbedarf des Menschen beträgt normalerweise 2,5 Liter, in sehr großer Höhe kann dieser Wert jedoch auf fünf bis acht Liter ansteigen. Dies kommt durch vermehrtes Schwitzen und vor allem durch die stark gesteigerte Atemtätigkeit zustande. Beim notwendigen Befeuchten der meist sehr kalten und trockenen Atemluft in großer Höhe verliert der Körper viel Flüssigkeit durch den in der Lunge gebildeten und bei der Ausatmung verlorengehenden Wasserdampf. Die Urinmenge als einfachste Kontrolle der Flüssigkeitszufuhr sollte mindestens 1 Liter pro Tag betragen. Normal sind 1,5 Liter Ausscheidung und mehr, während 0,5 Liter schon ein Alarmzeichen bedeuten. Umgekehrt gilt ein vermehrtes Wasserlassen (meist auch während der Nacht) als Hinweis für eine gute Höhenanpassung. Die tägliche Urinmenge läßt sich z.B. durch Sekundenzählen abschätzen oder am einfachsten durch Zählen des Wasserlassens pro Tag. Wenn die Urinproduktion in der Phase der Höhenanpassung hoch ist, werden sich voraussichtlich keine akuten Höhenkrankheiten entwickeln.
Zu geringe Mengen von meist dunkelgelbem, d.h. zu konzentriertem Urin weisen auf zu wenig Trinken und gefährliche Austrocknung des Körpers hin. Die Wasseraufnahme wird gerade in der Höhe nicht vollständig durch das Durstgefühl geregelt. Deshalb muß unbedingt genügend (auch über den Durst!) getrunken und gleichzeitig der Mineralsalzverlust ausgeglichen werden. Bereits sehr geringe Verluste an Körperflüssigkeit bewirken nämlich deutliche Leistungseinbußen und erhöhen die Thrombose- und Erfrierungsgefahr. Dies ist eine der wichtigsten Regeln beim Trekking oder Expeditionsbergsteigen, die nicht oft genug betont werden kann.

Ernährung und Verdauungsprobleme

Verdauungsprobleme und Durchfälle in fremden Ländern werden meist durch Kostumstellung hervorgerufen, weniger durch Infektionen. Da sie den Genuß und die Leistungsfähigkeit beim Reisen und Höhenbergsteigen entscheidend und nachhaltig herabsetzen können, sind prophylaktische Maßnahmen umso wichtiger. Zur Vorbeugung gehören: Routinemäßige Wasserdesinfektion, kein ungeschältes Obst, rohes Gemüse bzw. keine Salate essen oder ungekochte Milch trinken sowie Vorsicht vor fetten Speisen, da oft altes Fett verwendet wird. Eventuell kann man Enzym- und Entblähungstabletten einnehmen. Man sollte aber insgesamt lieber weniger essen. Als erste Behandlungsmaßnahme bei Durchfällen empfiehlt sich eine strikte Nahrungspause bis zur Beschwerdefreiheit, wobei jedoch ein (erhöhter) Ersatz von Flüssigkeits- und Mineralsalzen notwendig ist, z.B. mit schwarzem Tee oder Elektrolytgetränken. Nur falls dies nicht ausreicht, sollte man entsprechende Medikamente einnehmen, um einen starken und sehr konditionsvermindernden Durchfall zu stoppen.
Der Proviant sollte am Berg möglichst kohlenhydratreich sein (z.B. Brot, Müsli, Reis, Mehlprodukten, Obst und



Höhenmedizinische Forschungen am Mount Everest (1992)
Unser jüngster Teilnehmer Rodja als freiwilliges Forschungsobjekt. Im Lager III (7200 m) werden mitten in der Lhotseflanke die Elektroden für ein Langzeit-EKG vor dem Aufstieg und die folgende Nacht am Everest Südcol auf knapp 8000 m angelegt. Im Hintergrund der Mount-Everest-Südgipfel, 1500 m über uns. In der Abendsonne ist die Temperatur durchaus erträglich, aber in der Nacht wird es bitterkalt (ca. -30°).



Höhenmedizinische Forschungen am Mount Everest (1992)
Konzentrations- und Aufmerksamkeitstest in 6500 m Höhe im Lager II unter der Lhotseflanke. Der Bergsteiger muß unter Zeitdruck nur ganz bestimmte Zeichen aus einer ähnlich aussehenden Reihe ankreuzen, und zwar so viele und so genau wie möglich. Gleichzeitig werden Puls und Sauerstoffsättigung des Blutes gemessen.

Zucker), außerdem schmackhaft, abwechslungsreich, nicht zu stark gewürzt und leicht verdaulich. Fette erzeugen zwar die doppelte Energie, hätten daher den besten Wirkungsgrad, benötigen aber mehr Sauerstoff zur Verbrennung. Fette sind daher in größerer Höhe unökonomischer sowie schwer verdaulich und deshalb beim Höhenbergsteigen weniger empfehlenswert als Kohlenhydrate.
Da man am Berg mit vollen Energiedepots leistungsfähiger wird und die Glykogenverbrennung für die körperliche Leistung in der Höhe am ökonomischsten ist, hat eine erhöhte Kohlenhydratzufuhr (60—80% der Gesamtkalorienmenge) einen vorbereitenden positiven Effekt vor längeren Belastungen. Bei hohen Ausdauerleistungen über mehrere Tage müssen Kohlenhydrate auch in der Ruhezeit vermehrt zugeführt werden, da sonst diese Energiereserven nicht mehr ergänzt werden können. Das gleiche gilt auch zur Vorbeugung der höhenbedingten Gewichtsabnahme beim Expeditionsbergsteigen.
Der Darm kann maximal 6000 kcal pro Tag aufnehmen, der Verbrauch beim Höhenbergsteigen aber bis 10 000 kcal steigen, d.h. es erfolgt ein Abbau der Körpersubstanz. Die Kalorienbilanz wird dadurch negativ, zumal oft ein „Vergessen" von Essen und Trinken durch große Anspannungen hinzukommt, da Hunger und Durst psychisch beeinflußbar sind. In diesem Fall ist die Zusammensetzung der Nahrung nicht mehr so entscheidend, Hauptsache es erfolgt genügend Kalorienaufnahme nach Eigengeschmack (evtl. auch „auf Vorrat essen"). Wurst und Speck als hochwertige Kalorienträger sind v.a. bei extremen mehrtägigen Unternehmungen aus Gewichtsgründen sinnvoll, auch wenn sie in der Höhe schlechter vertragen werden.
Multivitamintabletten sind bei stark erhöhter körperlicher Aktivität und verminderter Frischverpflegung, z.B. bei überwiegender Konserven- und Trockennahrung oder während langer Expeditionen, sinnvoll. Vitamin C (Ascorbinsäure) steigert die Widerstandskraft gegen Infektionen und soll ebenso wie Vitamin E einen positiven Effekt in der Höhe haben.
Allgemein ist der Appetit in der Höhe ein gutes Leistungs- und das beste Akklimatisationsbarometer.

Praktische Tips in der Höhe

Die Umstellung durch eine größere Ost-West-Zeitverschiebung dauert ca. eine Woche und sollte bei der Zeitplanung berücksichtigt werden, denn während dieser Zeit ist die Leistungsfähigkeit herabgesetzt. Allgemein gilt: keine Gewaltakte zu Beginn, besonders dann, wenn größere Ausgangshöhen passiv durch Fahrt oder Flug erreicht werden. Die Höhenanpassung (=Adaptation) selbst muß langsam und in Stufen erfolgen: Aus Sicherheitsgründen sollten beim anfänglichen Aufstieg über 3000 m die jeweiligen Übernachtungsplätze (=Schlafhöhen) durchschnittlich nicht mehr als 300—400 m pro Tag gesteigert werden und möglichst unter der maximalen Tageshöhe liegen (Schlagwort: „Go high, sleep low", d.h. gehe hoch, schlafe tief!). Das bedeutet etwa eine Woche Adaptationzeit bis zum ersten Lager über 4500 m und eine weitere Woche bis über 6000 m. Während der Adaptationsphase sollten maximale Belastungen vermieden werden, weil die Anpassung dadurch gestört werden kann. Eine Übersicht über den durchschnittlichen und minimalen Anpassungszeitraum für verschiedene Höhen gibt die Abbildung 3.
Eine einfache und sehr wertvolle Orientierung der Höhenanpassung gibt der Ruhepuls. Der Ausgangswert wird zu Hause am Morgen (vor dem Aufstehen!) gemessen (normal ca. 60 Schläge/Minute). Unterwegs erfolgt zumindest in der Anfangsphase oder bei erneutem Höhengewinn täglich eine Kontrolle; auch sollten die gemessenen Werte aufgeschrieben werden.
Eine gute Akklimatisation ist dann erreicht, wenn der morgendliche Puls in der Höhe nur wenig über dem zu Hause gemessenen Normalwert liegt. Ist dagegen der Ruhepuls um mehr als 20—30 Schläge erhöht, sollte auf keinen Fall weiter aufgestiegen werden (siehe Abbildung 2).
Nach 8—10 Tagen Anmarsch oder Trekking mit mittelschwerem Gepäck und Auf- und Abstiegen sollte die Akklimatisation ausreichend sein für Paßübergänge zwischen 5000 m und 6000 m oder zum Schlafen im Basislager. Das Basislager wird in der Regel zwischen 4500 und maximal 5500 m aufgebaut. Die Hochlager sollten zumindest anfänglich nicht zu weit auseinander liegen, und ein Übernachten dort ist erst nach dem zweiten oder dritten Vorstoß sinnvoll. Zwischen den Hochlageraufenthalten sind normalerweise immer wieder Ruhetage im Basislager nötig.
Nach zwei bis drei Wochen Adaptationszeit sollte eine Gipfelbesteigung optimalerweise zwischen der dritten und der sechsten Woche erfolgen, da danach die physische und psychische Leistungsfähigkeit wieder sinkt.
Schlafprobleme mindern diese ebenfalls, daher wurde in großer Höhe früher die Einnahme eines leichten Einschlafmittels empfohlen. Allerdings kommt es durch eine gleichzeitige Verlangsamung der Atmung zu einer geringeren Sauerstoffversorgung des Körpers, sodaß man besser auf Tabletten verzichten sollte. Höhen über 7000 m werden als „Todeszone" bezeichnet: hier kommt es zu einem schnellen und deutlichen Leistungsabfall mit Müdigkeit und Lethargie, so daß im Notfall auch eine Hilfe durch Kameraden meist nicht mehr möglich ist. Deshalb sollte man sich in diesem Bereich nur so kurz wie möglich aufhalten und nach Erreichen des Gipfels möglichst weit wieder absteigen.
Der Erfolg — gemessen an der maximal erreichten Höhe — hängt hauptsächlich vom bergsteigerischen Können sowie von der maximalen Sauerstoffaufnahmefähigkeit ab. Trotzdem ist zusätzlich große Ausdauer wichtig und



Behandlung einer akuten Höhenkrankheit beim Anmarsch zum K 2
Ein junger Balti-Träger (18 Jahre), der zum ersten Mal bei einer Expedition dabei ist, bricht am Konkordiaplatz (Karakorum) in fast 5000 m Höhe wegen akuter Höhenkrankheit zusammen. Mit Hilfe des am Finger angelegten Pulsoxymeters (siehe Text) wird eine deutlich erniedrigte Sauerstoffsättigung im Blut gemessen, die jedoch nach Sauerstoffgabe und zusätzlichen Medikamenten wieder ansteigt. Beim Rückweg von der Expedition treffen wir ihn sieben Wochen später wieder völlig gesund am gleichen Platz.



Labormessungen im Basislager mit einer Minizentrifuge am Kun (1989)
Mit einem Blutstropfen aus der Fingerbeere lassen sich die Anteile der flüssigen und festen Blutbestandteile ablesen und damit die Bluteinteilung bzw. das Risiko eines gesundheitlichen Schadens beurteilen.

noch mehr eine entsprechende psychische Einstellung, die wahrscheinlich sogar die größte Rolle spielt.
Beim Höhenbergsteigen und Trekken gelten drei einfache „goldene Regeln":

Don't go too high too fast!
Gehe nicht zu schnell zu hoch!
Go high enough to get acclimatised!
Gehe hoch genug zum Akklimatisieren!
Don't stay too high too long!
Bleibe nicht zu lange zu hoch!

Probleme bei der Höhenanpassung

Sie werden hervorgerufen durch die Doppelbelastung von körperlicher Tätigkeit mit mehr Sauerstoffbedarf und großer Höhe mit weniger Sauerstoffangebot. Höhenbeschwerden treten in der Adaptationsphase während der ersten Tage fast bei jedem Bergsteiger auf. Dazu zählen leichte Kopfschmerzen, Schlaf- und Appetitstörungen sowie Atemlosigkeit bei Belastungen, die jedoch alle normalerweise nach wenigen Tagen verschwinden. Die Dauer der Höhenadaptation ist individuell verschieden und abhängig von der Aufstiegsgeschwindigkeit, der absoluten Höhe, dem überwundenen Höhenunterschied und eventuellen Erkrankungen des einzelnen wie Atemwegsinfekte oder Durchfall.
Die Probleme sind umso geringer, je länger die Akklimatisationszeit ist. Bei älteren Personen scheint sich auch ein guter Trainingszustand positiv auszuwirken. Ansonsten ist eine gute Kondition kein Schutz vor Höhenproblemen, sondern verleitet gerade Jüngere und Höhenunerfahrene dazu, zu schnell aufzusteigen. Migränepatienten leiden häufiger und stärker unter der akuten Höhenkrankheit. Zusammenhänge mit der Größe der Gruppe, dem Rucksackgewicht, Rauch- oder Ernährungsgewohnheiten oder der Einnahme der Antibaby-Pille bestehen nicht. Insbesonders Jüngere unter 20 Jahren und Ältere über 50 Jahren scheinen Höhenprobleme zu bekommen, während im Alter zwischen 40 und 50 Jahren die geringsten Schwierigkeiten auftreten. Besonders wichtig sind frühere höhenbedingte Störungen als Hinweis auf eine erneute Gefährdung. Als kritisch für Höhenanpassungsschwierigkeiten gelten vor allem Trekkingtouren bzw. ein gemeinsamer Anmarsch zum Basislager, da hier meist viele unterschiedlich reagierende Personen sich an die gleiche Aufstiegsgeschwindigkeit halten müssen und gerade in Höhen zwischen 3000—6000 m die meisten Probleme auftreten.
In der Höhe haben Bergsteiger nachts oft eine unregelmäßige Atmung mit längeren Pausen. Weiterhin treten gelegentlich Weichteil-Ödeme, d.h. Schwellungen durch Wasseransammlungen im Gewebe auf, meist im Augen- oder Gesichtsbereich oder an Händen, Füßen bzw. um die Knöchel. Auch kann es über 5000 m zu kleinen Netzhautblutungen des Auges kommen. Falls keine weiteren Höhensymptome bestehen, bilden sich diese Veränderungen in allen drei Fällen normalerweise von alleine zurück. In Verbindung mit anderen Beschwerden können sie jedoch auch ein ernstzunehmender Warnhinweis für eine Höhenerkrankung sein.

Akute Höhenkrankheit

Die laborchemisch meßbaren Auswirkungen der akuten Höhenkrankheit ähneln sehr denjenigen, die auch bei Training bzw. Belastung in niedrigerer Höhe auftreten, wobei diese Parameter bei Höhenkranken schon vor dem Auftreten von Symptomen feststellbar sind. Im wesentlichen handelt es sich dabei um eine Überlastung bzw. Dekompensation des Organismus auf den auftretenden Sauerstoffmangel.

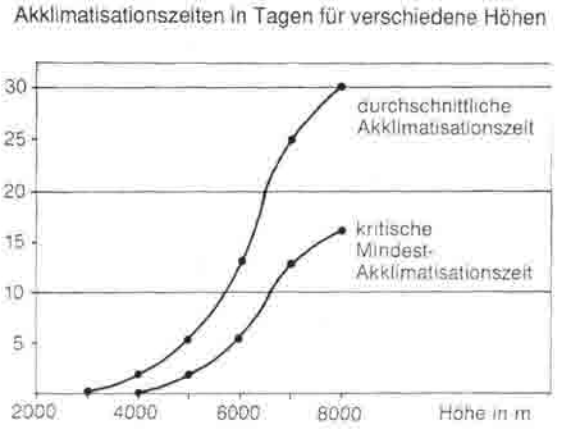


Abb. 3

Die akute Höhenkrankheit kann bei Höhenungewohnten bereits ab 3000 m auftreten, z.B. bei zu schnellem Aufstieg mit einer Seilbahn. In den Alpen wirkt sich dies in der Regel nur selten dramatisch aus, da die Betroffenen wieder schnell ins Tal kommen, wo sich der Zustand meist schlagartig bessert. Vor der Höhenkrankheit ist niemand geschützt, auch Ausdauertraining zeigt hier keinen prophylaktischen Effekt. Selbst bekannte Achttausenderbergsteiger sind schon höhenkrank geworden, wenn sie sich nicht an die grundlegenden Regeln der Höhenadaptation gehalten haben. Interessanterweise können auch Hochlandbewohner wie Tibeter oder Sherpas höhenkrank werden, wenn sie sich einige Zeit im Tiefland aufhalten und (zu schnell) wieder in größere Höhen gelangen. Nur als Kuriosität sei noch erwähnt, daß sogar schon Haustiere, wie etwa ein Hund, bei entsprechender Exposition höhenkrank geworden sind.
Etwa 50% aller Trekker haben oberhalb von 5000 m Höhe Anzeichen von Höhenkrankheit, wobei Alarmzeichen

einzeln oder in Kombination auftreten können. Am häufigsten kommt es zu stärkeren Kopfschmerzen (in ca. 75%), die sich auch nach einer Schmerztablette nicht unbedingt bessern. Es folgen Pulsbeschleunigung auch in Ruhe (mehr als 20 Schläge über dem Normalwert), Kurzatmigkeit, Appetit- und Schlaflosigkeit, Übelkeit, Erbrechen, Schwindel, Konzentrations- und Koordinationsstörungen, ungewohnter Leistungsverlust, Selbstüberschätzung oder Reizbarkeit sowie Teilnahmslosigkeit und eventuell Bewußtseinstrübung (siehe auch Abbildung 4). Die genannten Symptome können individuell sehr stark variieren.

Eine Höhenkrankheit ist viel besser zu vermeiden als zu behandeln. Neben Rast und gesüßten Getränken ist die wichtigste Erste-Hilfe-Maßnahme der Abstieg. Bereits wenige hundert Meter tiefer kann es zu einer deutlichen Besserung kommen. Bei starken Beschwerden ist unbedingt ein rascher Abstieg in tiefere Lagen notwendig, notfalls mit passivem Abtransport des Betroffenen.

In schweren Fällen können auch Sauerstoff und Medikamente als zusätzliche Maßnahmen zur Linderung und Überbrückung gegeben werden, wenn ein Abstieg aus Wetter- oder Geländegründen nicht sofort möglich ist. Es empfiehlt sich nach wie vor, Sauerstoff in Flaschen als medizinische Sicherheitsreserve bei Höhenerkrankungen auf Expeditionen, aber auch bei größeren Trekkingtouren mitzunehmen. Mittlerweile sind Überdrucksäcke (Certec- bzw. Gamov-Bag) eine ausgereifte, kosten- und gewichtsgünstige Alternative geworden, zumindest wenn, wie beim Trekking üblich, die ganze Gruppe beisammenbleibt. Mit dem beim Aufpumpen erreichten Überdruck steht dem Organismus mehr Sauerstoff zur Verfügung. Der Effekt entspricht etwa einem Abstieg von 2000 Höhenmetern und ist damit sehr effektiv, zumal Erkrankte notfalls im Sack abtransportiert werden können. Normalerweise reicht jedoch eine intervallmäßige stundenweise Behandlung aus, wobei ein anstrengendes kontinuierliches Nachpumpen zur Frischluftversorgung durchgeführt werden muß. Wegen eventuellen Notfällen sollten diese Maßnahmen ebenso wie eine Sauerstoffgabe bereits vor dem Höhenaufenthalt allen Gruppenteilnehmern in der Praxis durch eine entsprechende Übung bekannt sein.

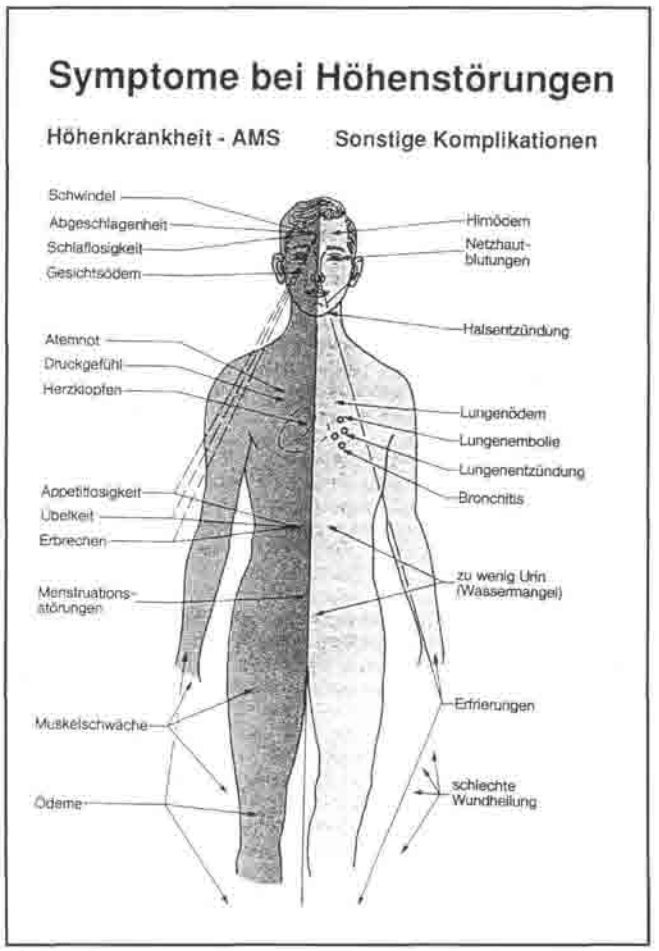


Abb. 4

Höhenlungenödem

Diese Erkrankung entsteht durch verminderten Luftdruck in der Lunge, erhöhten Widerstand der Lungenblutgefäße bei ungleicher Gefäßverengung sowie Störungen der Kapillarmembranen, d.h. der dünnen Wand zwischen Lungenbläschen und Blutgefäßen. Extrem hoher Streß führt zu einem Leck, wenn die Eigenspannung der Membrananteile die auftretenden Kräfte nicht mehr kompensieren kann.

Dadurch sammelt sich Wasser in den Lungenbläschen mit Verdrängung der Luft und Verminderung der Atmungsfunktion („Ertrinken im eigenen Saft"). Die Kapillarmembran als Schlüsselpunkt des Lungenödems zeigt gerade beim Höhenbergsteiger das grundlegende biologische Dilemma auf: Einerseits soll sie sehr dünn sein, um einen guten Sauerstofftransport zu ermöglichen, andererseits soll sie extrem stark sein, was sich jedoch nur schwer gleichzeitig erreichen läßt.

Das Lungenödem weist eine Häufigkeit von 1—3% in den kritischen Höhen über 4000 m auf und ist am Anfang nur schwer erkennbar, weshalb die Symptome leicht unterschätzt werden. Zu einer Verschlechterung kommt es vor allem am zweiten Tag bzw. in der zweiten Nacht nach Erreichen einer neuen Höhe. Diese sehr gefährliche Erkrankung kann sich rapide verschlechtern — oft dauert es nur 24 Stunden bis zur vollen Ausprägung des Krankheitsbildes.

Es scheint zwei verschiedene Formen des Höhenlungenödems zu geben, eine sich langsam über 24—48 Stunden entwickelnde sowie eine sehr rasche, die auch die plötz-

lichen Todesfälle in großer Höhe erklären könnte. Deshalb ist die Vorbeugung so wichtig und auf alle Fälle weit effektiver als eine Notfallbehandlung, zumal es in 25% zu Todesfällen kommt.
Zu den häufigsten Warnzeichen zählen neben Atemnot auch Husten und Erschöpfung sowie blaue Lippen und Fingernägel, während brodelnde Atmung und rasselnder Husten mit blutig-schaumigem Auswurf meist erst spät auftreten. Oft entwickelt sich auch ein begleitendes Fieber. Risikofaktoren sind ungenügende Akklimatisation bei zu schnellem Aufstieg und Bluteindickung durch zu geringe Trinkmengen. Vor dem Lungenödem beobachtet man oft Durchfälle und Erbrechen mit entsprechenden Flüssigkeitsverlusten und geringen Urinmengen, eine Infektion der oberen Luftwege, eine deutliche Verringerung der körperlichen Leistungsfähigkeit oder Erschöpfung nach (Über-)Anstrengungen sowie Appetitlosigkeit. Unmittelbar vorher kann es zu Apathie und großem Schlafbedürfnis kommen.
Ohne Behandlung besteht akute Lebensgefahr, deshalb ist eine halbsitzende Lagerung (nicht flach liegen!) und schnellstmöglicher Abtransport in tiefere Lagen notwendig, wobei wegen des möglichen Zeitverlustes nicht unbedingt auf einen Hubschrauber gewartet werden sollte. Sofern vorhanden, sind zusätzliche Sauerstoffgaben, anfänglich mit ca. 4—6 Liter pro Minute, später mit 2—4 Liter pro Minute und dazwischenliegenden Pausen, Behandlung in einem Überdrucksack sowie Medikamente wie Nifedipin empfehlenswert.

Höhenhirnödem

Diese Erkrankung tritt meist erst oberhalb 5000 m auf und ist zwar seltener, aber noch gefährlicher als das Lungenödem, da sie in etwa 40% der Fälle zum Tode führt. Das Nervengewebe reagiert sehr empfindlich auf Sauerstoffmangel. Durch eine veränderte Durchblutung und Wasserverteilung kommt es allmählich zu einer Schwellung und Drucksteigerung im Gehirn. Die Folgen davon sind Koordinationsstörungen wie Gang- und Gleichgewichtsschwankungen. Einfache Tests, um solche Warnsymptome schnell festzustellen, sind z.B. das Treffen der eigenen Nase mit einem Finger bei geschlossenen Augen, längeres Stehen mit vorgestreckten Armen und ebenfalls geschlossenen Augen oder Gehen im Zehen-Fersen-Gang, d.h. Trippelschritte direkt hintereinander auf einer Linie.
Weitere Symptome sind Doppeltsehen und psychische Veränderungen wie Halluzinationen oder Apathie, bis hin zu Bewußtlosigkeit. Hier können neben schnellstmöglichem Abstieg und Zusatz-Sauerstoff hohe Kortisongaben durch einen Arzt lebensrettend sein.

Medikamente zur Vorbeugung von Höhenerkrankungen

Medikamente, die in den Mechanismus der Höhenadaptation eingreifen, können eine Höhenkrankheit verschleiern und daher gefährlich werden. Sie erleichtern zwar die Höhenbeschwerden, führen aber weder zu einer Beschleunigung noch zu einer Verbesserung der biologisch notwendigen Anpassungsvorgänge und können daher einen scheinbar besseren Akklimatisationszustand vortäuschen! Ähnliches gilt bei bereits eingetretenen Höhenerkrankungen: Die Mittel sind zur unterstützenden Behandlung gut geeignet, ersetzen aber die anderen Maßnahmen, v.a. den Abstieg, nicht! Auch kommt bei einer prophylaktischen Einnahme das ethische Moment des Doping ins Spiel.
Zur Vorbeugung von Höhenbeschwerden mit Medikamenten gibt es eindeutige Richtlinien: Tabletten sollten nur dann eingenommen werden, wenn ein schneller Aufstieg unvermeidlich ist (z.B. bei Rettungsaktionen im Hochgebirge oder etwa bei einem Flug nach Lhasa), oder wenn in der Vorgeschichte ein Höhenlungenödem bzw. eine schwere Höhenkrankheit vorgelegen hat.
In der medikamentösen Behandlung der akuten Höhenkrankheit und des Höhenlungenödems hat sich in den letzten Jahren ein Trend von dem Medikament Acetazolamid (Diamox) zum Nifidepin (z.B. Adalat) gezeigt. Durch die verstärkte Atmung in der Höhe wird viel Kohlensäure (CO_2) abgeatmet und deshalb das Säure-Basen-Gleichgewicht im Körper gestört. Diamox als prophylaktisches Mittel (kein eigentliches Notfallmedikament) reguliert den Säurebasenhaushalt in der Niere und verbessert die in der Höhe eingeschränkte Atmung durch Vertiefung, Beschleunigung und Periodisierung.
Das heute bevorzugte Nifidepin senkt den erhöhten Lungenarteriendruck, wirkt deshalb besonders gut beim Lungenödem und führt zu einem verbesserten Gasaustausch. Zusätzlich zeigt es auch einen meßbaren Nutzen beim Aufstieg von gefährdeten Personen, die schon früher ein Lungenödem hatten, und kann deshalb in diesem Spezialfall als Prophylaxe vor einer erneuten Erkrankung verwendet werden.
In geringer Dosierung wird es z.T. auch zur Vorbeugung gegen Erfrierungen gerade bei Bergsteigern mit Vorschäden verwendet, da es die Durchblutungssituation in den besonders gefährdeten Bereichen wie Zehen oder Fingern verbessern kann.
Trotzdem empfiehlt es sich — außer im Notfall — generell Medikamente umso zurückhaltender einzusetzen, je höher man steigt, da manche (v.a. Schlafmittel) in extremen Höhen gegenteilige Reaktionen auslösen und die Nebenwirkungen sehr gefährlich werden können. Deshalb sollte gerade zur Einnahme von Medikamenten ein erfahrener Höhenmediziner zu Rate gezogen werden, da eine Medikamentenempfehlung immer individuell erfol-



Behandlung einer Erfrierung (Cho-Oyu-Expedition 1990). Improvisierte medizinische Behandlung einer zweitgradigen Erfrierung am rechten Fuß in knapp 5000 m Höhe. Mit einer Blutdruckmanschette wurde hier eine Blutstauung am Unterschenkel angelegt und ein gefäßerweiterndes Mittel zusammen mit einem lokalen Schmerz- bzw. Betäubungsmittel in eine Fußvene gespritzt, wo es 20 Minuten am Ort des Gewebeschadens wirken konnte. Der Bergsteiger hatte Glück: Dank der raschen und kontinuierlichen ärztlichen Behandlung konnte ein Dauerschaden vermieden werden.



Zahnprobleme auf Expedition (Kun 1989). Zahnärztliche Probleme gibt es fast auf jeder Expedition: Bei einem Hilfskoch muß im indischen Himalaya ein völlig kariöser und stark schmerzender Zahn im Basislager gezogen werden. Der nächste Zahnarzt wäre erst nach einer Fünftagesreise erreichbar gewesen.

gen muß und bei weiteren Forschungen auf diesem Gebiet noch Änderungen zu erwarten sind. Aus diesem Grund werden hier absichtlich keine speziellen Dosierungen der Medikamente angegeben. Als praktische Konsequenz sollte der Höhenbergsteiger zwar Medikamente für den Notfall mit sich führen, die Höhenerkrankungen selbst müssen aber unbedingt durch Vernunft und richtiges Verhalten so weit als möglich verhindert werden.

Medizinische Erfahrungen als Expeditionsarzt

Da der begleitende Expeditionsarzt oft im weiten Umkreis völlig allein auf sich selbst gestellt ist, ist seine Verantwortung bei Vorbeugung und den Behandlungen medizinischer Probleme sehr groß. Deshalb ist die Vorbereitung bereits zu Hause sehr wichtig und beinhaltet die notwendigen Informationen und Vorträge für die Teilnehmer wie auch die gewissenhafte Zusammenstellung der Expeditionsapotheke.

Es hat sich bewährt, vor der Expedition jeden Teilnehmer einen medizinischen Fragebogen über bisherige Höhenerfahrungen bzw. -probleme, frühere Erkrankungen oder Operationen ausfüllen zu lassen. Sehr sinnvoll und notwendig ist es auch, vor und während der Expedition ausführlich über medizinische Probleme wie Höhenerkrankungen, Akklimatisation, Ernährung und Erste Hilfe beim Bergsteigen zu diskutieren. Eine kurze Zusammenfassung für die Teilnehmer kommt gut an und kann auch zum späteren Nachlesen verwendet werden, ebenso wie Tips über Impfungen und Vorschläge für eine persönliche Apotheke. Genauso wichtig wie die Zusammenstellung der Reiseapotheke ist die Instruktion der Teilnehmer über die Anwendung der Präparate, damit es nicht zu unsinnigen Selbstmedikationen kommt.

Während der Expedition ist ein kleines Tagesprotokoll nützlich, in dem die Teilnehmer ihr eigenes Befinden beurteilen (Allgemeinbefinden, Appetit, Schlaf, Flüssigkeitsausscheidung und Stuhlverhalten) sowie maximale Tages- und Schlafhöhe eintragen. Diese Angaben dienen im Krankheitsfall nicht nur dem Arzt, sondern bedeuten auch für den einzelnen Teilnehmer eine wichtige Selbstkontrolle, da er gezwungen ist, sich selbst und seine Reaktionen auf die Höhe zu beobachten.

Wichtig ist auch, daß man bei Trekkingtouren und Expeditionen einen typischen gesundheitlichen Verlauf beobachten kann: Wenn Probleme auftreten, dann sind es zuerst meist Magen-Darm-Beschwerden durch die Kost- und Klimaumstellung in fremden Ländern. Nach anfänglichen Akklimatisationsproblemen in der Höhe folgen während der Tour oft Erkältungskrankheiten (wie verstopfte Nase) und zuletzt meist ein unangenehmer Reizhusten durch die verstärkte Atmung in der kalten, trockenen Höhenluft. Oft zeigt sich am Ende einer Expedition, daß durch Anstrengungen und Höhe sowie wahrscheinlich auch durch (zu) einseitige Verpflegung die Abwehrkräfte allgemein abnehmen. Neben Wundheilungsstörungen kann es daher nach banalen Hautverletzungen auch leichter zu Infektionen des umliegenden Gewebes mit Eiterbildung kommen. Ansonsten ist auch das allgemeine Krankheitsrisiko erhöht mit Problemen wie Bronchitis, Lungenentzündung, Hämorrhoidenbeschwerden sowie Bakterien- oder Parasiteninfektionen.

Handelt es sich um eine Expedition mit vielen Trägern beim Anmarsch, so ist oft eine Sprechstunde für ihre Probleme nötig. Meist sind dabei Kopf-, Glieder- und Halsschmerzen, Husten, Magen-Darmbeschwerden, Hautblasen und kleinere Wunden zu behandeln.

Unter den Bedingungen einer längeren Tour abseits der Zivilisation ist bei der Vorbereitung zu Hause und erst recht unterwegs immer auch ein gewisses Improvisationstalent notwendig.

Zusammenfassung und Ausblick

Der vorliegende Beitrag sollte nur einen Überblick der Berg- und Höhenmedizin geben, manches Thema konnte nur gestreift werden, blieb unvollständig oder wird sich in der Zukunft vielleicht durch neuere Forschungen ändern. Vielleicht können zu einem späteren Zeitpunkt die restlichen Bereiche der Bergmedizin in einem Übersichtsartikel zusammengefaßt werden.

Es bleibt zu wünschen, daß sich die Bergmedizin mit allen ihren Bereichen auf nationaler wie auch internationaler Ebene weiter positiv entwickelt und verbreitert, wobei zu hoffen ist, daß sich neuere Erkenntnisse in der Praxis und unmittelbar zum Wohl der Bergsteiger auswirken.

Literatur

Berghold F.: Bergmedizin heute — Ratgeber für gesundes Wandern und Bergsteigen. Bruckmann-Verlag, München, 1987, 200 S. Guter Einstieg und ideal, wenn nur ein Buch gekauft werden soll.

Berghold F., Pallasmann K., Schaffert W., Schobertsberger W.: Trekking- und Expeditionsmedizin: Praxis der Höhenanpassung — Therapie der Höhenkrankheit. Österr. Gesellschaft für Alpin- und Höhenmedizin, 1991, 58 S. Derzeit vergriffen, Neuauflage in Vorbereitung, relativ speziell, da für Ärzte geschrieben.

Bernett P., Götzfried KP., Zintl F.: Erste Hilfe, Bergrettung — Alpinlehrplan 8. BLV-Verlag, München 1985, 128 S. Noch erhältlich, wird aber nicht mehr aufgelegt.

Bernett P., Zintl F.: Bergmedizin, Ernährung, Training — Alpinlehrplan 7. BLV-Verlag, München, 1987, 104 S. Noch erhältlich, wird aber nicht mehr aufgelegt.

Freudig T., Martin A.: Bergrettung — Lehrbuch der Bergrettung. Eigenverlag 1995, 678 S. Ausführlich, aber fast zu speziell, auf neuestem Stand.

Zink R.: Ärztlicher Rat für Bergsteiger — Hochtouren in den Alpen, Trekking und Expeditionen. Thieme Verlag, Stuttgart, 2. Auflage 1985, 170 S. Vergriffen, sehr gut, erhielt Förderpreis des DAV 1978, leider keine Überarbeitung mehr.

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

David Craig unterrichtet Kreatives Schreiben an der Universität Lancaster. Autor von *Native Stones: A Book about Climbing*. 1995 erscheint *Landmarks: An Exploration of Great Rocks*.

Felix von Cube, geb. 1927 in Stuttgart, Studium der Mathematik und Naturwissenschaften. Seit 1974 Ordinarius für Erziehungswissenschaft an der Universität Heidelberg und einer der Direktoren des Erziehungswissenschaftlichen Seminars. Zahlreiche Veröffentlichungen, zuletzt *Gefährliche Sicherheit — Die Verhaltensbiologie des Risikos* (1990). *Lust an Leistung* ist der Text eines Vortrags, den Felix von Cube anläßlich der 125-Jahr-Feier des Deutschen Alpenvereins gehalten hat.

Swami Prem Darshano (vulgo Luggi Rieser) ist, wie man nicht erst seit dem Gebiets-Schwerpunkt Rofangebirge in diesem Band weiß, einer der profiliertesten und, sei's gesagt, exzentrischesten Extremkletterer unserer Tage. Zuhause ist er in Mayrhofen im Zillertal/Tirol.

Jürgen Fodor, geb. 1963, Diplom-Mathematiker, als versicherungsmathematischer Sachverständiger für betriebliche Altersversorgung in der Industrie tätig. Seit 1983 im Fels aktiv, anfangs im Donautal, dann im Granit der Zentralschweiz und Südnorwegens (mehrere Erstbegehungen). Beiträge in deutsch- und englischsprachigen Zeitschriften und Kletterführern.

Richard Haszko, geb. 1949, lebt in Sheffield, England, als Lehrer, Gleitschirm-Lehrer und seit neuestem auch Trekking-Leiter. Er klettert seit dreißig Jahren in den Alpen, im Yosemite, in Japan, im Himalaja und im Karakorum.

Alexander Huber, geb. 1968, lebt in Berchtesgaden. Seit 1984 eine Reihe schwieriger Erstbegehungen, so „Om" (XI oder 9a, Berchtesgadner Alpen, 1992, 1. Rotkreis-Beg.), „La Rambla" (XI oder 8c+, Siurana, Spanien, 1994) oder „Black Power" (XI oder 8c+, Schleierwasserfall, 1994).

Ernst Insam, geb. 1927 in Kitzbühel, 1950—1956 an der Akademie der bildenden Künste und jener für angewandte Kunst in Wien. Lebt als freischaffender Maler und Grafiker in Wien.

René Jentzsch, geb. 1966 in Dresden; Student der Wasserwirtschaft; Fachübungsleiter des DAV für Felsklettern und Hochtouren und Ausbildungsreferent der Akademischen Sektion Dresden; zu Hause im sächsischen Fels, Bergtouren in Mittelasien, in Ostafrika, im Karakorum und in Südamerika; Veröffentlichungen in DAV-Mitteilungen, Mitarbeiter des Sektionsmitteilungsblattes.

Hans Jöchl, geb. 1939 in der Obersteiermark, 1963—1971 Studium an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien, seither freischaffender Maler. Bislang über zwanzig Ausstellungen. Die große Serie der Farbstift-Wolkenbilder entstand zwischen 1979 und 1994.

Martin Kind, geb. 1965 in Brüssel, lebt in Wien, Umweltjurist, Bergführer und Extrembergsteiger. Sein Text wurde für diese Veröffentlichung gekürzt.

Henriette Klier, Schriftstellerin und Publizistin, lebt in Innsbruck, Verfasserin und Co-Autorin zahlreicher Führerwerke, zuletzt in der Reihe der Rother-Wanderführer *Meran/Umgebung, Vinschgau, Ötztal* und *Pitztal* (die letzteren beiden zusammen mit Walter Klier).

Walter Klier, geb. 1955, lebt in Innsbruck. Schriftsteller und Literaturkritiker. Bearbeiter zahlreicher Führerwerke, u.a. der Alpenvereinsführer *Karwendelgebirge, Stubaier, Ötztaler* und *Zillertaler Alpen*. Ab 1996 österreichische Redaktion des AV-Jahrbuchs.

Gernot Krestan, geb. 1967, diplomierter Historiker und Leibeserzieher. Tätigkeit als Schilehrer und Schiführer.

Falk Liebstein, geb. 1966; Studium der Geographie; wohnhaft in Bamberg; als freier Mitarbeiter in einem Planungsbüro tätig; klettert seit 15 Jahren, fühlt sich inzwischen nicht mehr nur im Sandstein heimisch, sondern auch in den eisverkrusteten Rissen am Dru und Cerro Torre.

Karl Lukan, der große Humorist der alpinen Literatur, Autor des unvergessenen *Gelbe Wand am grünen See*, veröffentlicht seit 1958 im Jahrbuch des Alpenvereins.

Ludger Lütkehaus, geb. 1943, Habilitation in der Neueren Germanistik, hat an amerikanischen, deutschen und englischen Universitäten gelehrt. Lebt als freier Publizist in Freiburg i.Br. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Literatur, Philosophie und Psychologie des 18. bis 20. Jahrhunderts, zuletzt *Unfröhliche Wissenschaft* (Marburg 1994).

Fritz März, geb. 1927, Rechtsanwalt, Fachanwalt für Steuerrecht, 1980—1992 Erster Vorsitzender des DAV. Zusammen mit Heinrich Klier begründete er mit dem Band *Karwendel* die Reihe der Alpenvereinsführer.

Rudolf Alexander („Rudi") Mayr, geb. 1956, schwierige Bergfahrten in den Alpen, in Patagonien und im Himalaya. Seine Erzählung *Am Ende der Nacht* erschien 1988 im Haymon Verlag, Innsbruck.

Martina Muckenthaler lebt in Heidelberg.

Harry Neumann, geb. 1953 in Forst. Alpinist und Abenteurer, Fotograf, Pädagoge. Zahlreiche Vier- bis Sechstausender, Durchquerung der Westalpen im Winter auf Skiern (mit Friedbert Bartel). Sein Kalender *Berge der Welt* (1996/97) erscheint im Brönner-Umschau-Verlag in Frankfurt/Main.

Tom Patey lebte als praktischer Arzt in Ullapool an der schottischen Westküste. Er war einer der besten schottischen Kletterer und kann bis heute als einer der besten Bergschriftsteller nicht nur der englischen Sprache gelten. Er verunglückte 1970 beim Abseilen an der schottischen Küste.

Egon Pinzer, geb. 1929 in Gries/Bozen, Studium der Geschichte, Kunstgeschichte und Germanistik in Innsbruck. Professor an der HTL und am Fremdenverkehrskolleg in Innsbruck. Mitverfasser von Lehrbüchern für Geschichte und Sozialkunde, Publikationen zur Tiroler Heimatkunde, Herausgeber des *Tiroler Jungbürgerbuchs*.

Magnus Pöhacker, Bildhauer, lebt in Hall in Tirol.

Oliver Schopf, Grafiker und Karikaturist, lebt in Wien, bekannt durch seine Arbeit für den *Standard*.

Sebastian Schrank schreibt über sich: „Leider sind beim

Verfassen meines Lebenslaufes unerwartet Schwierigkeiten aufgetreten.
Episoden, die mir zwar wichtig, aber doch nicht würdig erscheinen, aufgezeichnet zu werden, wie die Darstellung meiner Laufbahn als Schüler, die zu unbedeutend ist, die Schilderung meiner alpinen Taten, die Dank meines enormen Kurzzeitgedächtnisses in gefährliche Nähe Münchhausenscher Erzählungen rücken, und die Beschreibung meiner familiären Gegebenheiten, die zu sehr an J.D.Salinger erinnert, veranlassen mich, andere Höhepunkte zu nennen.
Aber da beginnen die bereits erwähnten Schwierigkeiten. Mein Lebenslauf reduziert sich nämlich dann auf das Geburtsdatum. Und ob Sie sich damit zufriedengeben, ist für mich mehr als fraglich. Daher habe ich beschlossen, Ihnen die Kerndaten anzugeben, mit der Bitte, diese bei Bedarf auszuschmücken: geb. 1958 / ab 1968 Gymnasiast / ab 1974 Kletterer / ab 1982 Zeichner / ab 1983 Mitglied einer sich aggressiv vermehrenden Familie."
Hanspeter „Jesus" Schrattenthaler ist zusammen mit Swami Prem Darshano einer der zurzeit profiliertesten Rofan-Kletterer und dessen Co-Autor.
Dieter Seibert, geb. 1940 in Prien am Chiemsee, lebt heute im Oberallgäu. Einer der besten Ostalpenkenner, seit gut 25 Jahren beruflich Buchautor und Fotograf (v.a. für alpine Themen), seither mehr als dreißig Veröffentlichungen.
Martin Sexl, geb. 1966 in Hall in Tirol, lebt in Innsbruck. Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft in Innsbruck und Paris, Dr.phil. Begeisterter Gelegenheitsbergsteiger, -schifahrer, -kletterer. Veröffentlichungen zum Thema Lesen und Literatur(theorie).
Walter Treibel, geb. 1955, Arzt für Orthopädie und Sportmedizin in München, seit über zwanzig Jahren Allroundalpinist; Bergsteigen weltweit, Ausbildung zum Hochtouren- und Skihochtourenführer. Mehrfach Expeditionsarzt, u.a. Besteigung von Everest-Südgipfel und Cho Oyu; verschiedene bergmedizinische Studien und Veröffentlichungen.
Michael Vogeley, geb. 1944, selbst. Wirtschaftsberater, Teamtrainer, Expeditionsleiter. Zahlreiche Veröffentlichungen, Bücher, Filme. Allroundbergsteiger: Erstbegehungen und -besteigungen, Bergführer, Skilehrer, Wildwasser- und Seekajakfahrer, Höhlenforscher.
Reinhard Walcher, geb. 1953 in Wörgl, Maler, Grafiker, Architekt, lebt in Innsbruck und Wörgl.
Rudolf Weiss, geb. 1932. Professor für Erziehungswissenschaft an der Universität Innsbruck. Langjähriger Ausbildungsleiter für Tourenskilauf am Sportinstitut der Universität Innsbruck. Zahlreiche Buchveröffentlichungen, darunter ein Lehrbuch und zahlreiche Gebietsführer für den Tourenskilauf, mehrere Wanderführer, ein *Alpines Wörterbuch in vier Sprachen* und zuletzt *Mit Kindern in die Berge* (erscheint 1996).
Jörg Wilz, geb. 1963 in Heidelberg; Dipl. Betriebswirt und staatlich geprüfter Berg- und Skiführer; neben dem Sportklettern (hauptsächlich im Pfälzer Sandstein) viele klassische Routen in den Alpen und Nordamerika; 1988 Teilnehmer an der DAV Trango Tower Expedition und Besteigung des Nameless Tower; derzeit als Unternehmensberater in Chicago tätig.
Horst Wirth, geb. 1920, Medizinalrat. Zahlreiche Publikationen, darunter: *Geschützte Wildnis und geschützte Natur — Streifzüge durch Naturreservate Europas; Europa pro natura*. Mitautor von *Natur als Erlebnis — Die Naturparks in Mitteleuropa*.
Rudolf Wutscher, Autor der Rother-Wanderführer *Achensee und Brandenberger Tal* sowie *Rofangebirge*.
Heinz Zak, geb. 1958 in Wörgl, Spitzenkletterer und -fotograf, lebt in Scharnitz/Tirol. Sein spektakuläres Karwendel-Buch erschien 1990 bei J.Berg, München. 1995 erschien *Rock Stars* im Bergverlag Rother.
Franz Zauner, stellvertretender Chefredakteur der *Wiener Zeitung*.

